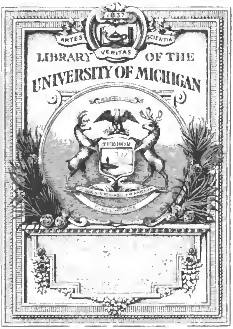
cplt

a 136407/18

Tit. XVIII. N. 7 p. 171
to 6



Digitized by Google

Finding
AP
30
.B5

Digitized by Google

Berliniſches
Archiv der Zeit
und
ihres Geſchmacks.

Herausgegeben

von

Rambach und Feßler.

Quae vereri deberent, etiam si percipere non possent.

Cicero.

Jahrgang 1799.

Zweiter Band.
Julius bis December.

Berlin,
bei Friedrich Maurer 1799.

Digitized by Google

Digitized by Google

Faculty Res. fd
Project 23
Halle
12-14-29
a 54835

Inhalt
des
zweiten Bandes.

Juli.

I. An Chriſtoph Colon. Bei ſeiner erſten Fahrt nach Amerika. Von Hrn. Hägemeiſter. . . Seite 1
II. Mit oder ohne Landſtände. . . . . — 13
III. Diomed, oder der Religionseifer. Aus Bako über die Weisheit der Alten. Von Hrn. E. W. Ackermann. . . . . — 29
IV. Letzte Scenen aus Leonidas Leben. Vom verſtorbenen Herrn Carl Rechlin. . . . . . . — 33
V. Ueber die politiſche Würde der Weiber. Gegenſtück zu Hippels Verſuch über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber. Beſchluß. . . . . — 56
VI. Deutſches Theater.
Johanna von Montfaucon, Schauſpiel in 5 Akten. — 67
Albert von Thurneiſen, Trauerſpiel in 5 Akten von Iffland. . . . . — 72

VII. Correſpondenz.
Ueber das Schauſpiel des Nordens. Aus der Brieftaſche eines Reiſenden. . . . . Seite 74
VIII. Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Junius 1799. . . . . — 81

Auguſt.

I. „Das macht ſich von ſelbſt!“ Eine grundgelehrte Abhandlung, in welcher ſonnenklar bewieſen wird, daß die wichtigſten und weſentlichſten, die größten und erhabenſten aller Dinge ſich von ſelbſt machen. Von Herrn J—n—s—h. . . . . — 111
II. Die unerwarteten Reſultate. Von Herrn K. A. Ragotzky. . . . . — 121
III. Die Grotte. Aus J. F. Jüngers Nachlaß. . — 131
IV. Leonhard von Heidelberg. (Die Fortſetzung nächſtens.) . . . . — 139
V. Deutſches Theater.
Die Erben. Luſtſpiel in einem Akt. . . . . . . — 151
VI. Correſpondenz.
Ueber die Theater des Nordens. . . . . — 156
Aus einem Schreiben aus Wien. . . . . — 167
Schreiben aus Weimar. Ueber Wallenſteins Tod. — 174
VII. Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Julius 1799. . . . . — 177

September.

I. Wie kann man dem, unſer Zeitalter charakteriſirenden, in ſo vieler Hinſicht verderblichen Revolutionsgeiſt, am ſicherſten entgegen wirken? — Von Herrn J. G. Rhode. . . . . — 193

II. Bemerkungen über die politiſch-theologiſche Aufgabe in Betreff der Behandlung der jüdiſchen Täuflinge. Seite 206

III. Staatsmaximen aus den Zeiten der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. — 211

IV. Die Korſen. In Hinſicht auf Körper- und Geiſtesbildung, auf National-Charakter, Sitten, Gebräuche, Induſtrie, wiſſenſchaftliche Kultur und kriegeriſche Neigung. Von Herrn Bratring. — 220

V. Der Armſtuhl des Churfürſten von Baiern. (Ein Beitrag zur Geſchichte der Hofetiquette aus dem ſpaniſchen Succeſſionskriege. Von Hrn. J. A. Mercy. — 250

VI. Ueber den Glauben der Väter. Fragment eines Geſprächs zwiſchen einem Dorfſchulzen und ſeinem Prediger. Von Herrn Rector Sangerhauſen. — 253

VII. Deutſches Theater.

Zaire, Trauerſpiel in fünf Akten, nach Voltaire von Eſchenburg. — 255

Heimburg und Marie, Luſtſpiel in fünf Akten, von Bretzner. — 261

VIII. Correſpondenz.

Brief aus Breslau. Herr Carl Döbbelin auf dem Breslauer Theater, im Mai 1799. — 262

Brief aus Wiesbaden. — 268

Aus einem Briefe von Paris. — 271

IX. Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Auguſt 1799. — 280

October.

I. Ein Paar Blätter aus dem noch ungedruckten litterariſchen Nachlaß der Marie Mnioch geb. Schmidt.

1. Schiller. — 291

2. Mignon, das wunderbare Kind in Wilhelm Meiſters Lehrjahren. . . . . . Seite 293
3. Phantaſien. . . . . — 295
II. Zur Ehrenrettung des weiblichen Geſchlechts. . . — 299
III. Scenen aus Alfreds früherem Leben. . . . . . — 308
IV. Die Koloniſtenfamilie. . . . . — 327
V. Ueber die franz. Nation und die Franzoſen. Von Hrn. geheimen Sekretär J. A. Mercy. . . . — 350
VI. Deutſches Theater.
Weiberliſt; Oper in zwei Aufzügen von Giovanni Bertati, bearbeitet von Herklots, Muſik von Cimaroſa. . . . . — 363
VII. Correſpondenz.
Ueber Privatbühnen. . . . . — 369
VIII. Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des September 1799. . . . . — 378

November.

I. Der ächt bürgerliche Sinn. Von Herrn Hofrath Tiedemann. . . . . — 391
II. Ueber die Bildung des Geſchmacks in Ungarn. Von Herrn Glatzer. . . . . — 407
1. Romanze. . . . . — 411
2. An Karoline Rudolphi. . . . . — 412
3. Auf Mozarts Tod. . . . . — 414
4. An die Hoffnung. . . . . ebend.
5. An Doris. . . . . — 415
6. Der Größere. . . . . — 416
7. Der Traum meines Lebens. . . . . . . ebend.
8. An Wilhelmine Maiſch, über ihr Gedicht an den Erzherzog Karl. . . . . — 417

9. An Emmerich. . . . . Seite 419
10. Die Kunſt des Höflings. . . . . ebend.
11. Der Fels der Wahrheit. . . . . — 420
III. Die Korſen. Von Hrn. Bratring. (Fortſetzung.) — 421
IV. Deutſches Theater.
Die Männerſcheue. Schauſpiel in fünf Akten, von Halbe. . . . . — 439
Die Mitternachtsſtunde. Oper in drei Akten; Muſik von Danzi. . . . . — 441
Eliſe. Oper nach St. Cyr, durch Herklots, Muſik von Cherubini. . . . . — 442
V. Correſpondenz.
An Herrn D. F. in Berlin. Ueber das Muſeum in Dresden. . . . . — 445
Correſpondenz zwiſchen den Redaktoren des Archivs und Herrn von Kotzebue, über einen Ihn betreffenden Aufſatz im Aprilſtück. . . . — 452
VI. Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Oktober 1799. . . . . — 463

December.

I. Des Todes Wiegenlied. Nach Sanders Däniſchem. Von Herrn Fr. Rühs. . . . . — 487
II. Ueber die neueſten ſchwediſchen Dichter, nebſt Skizzen zu einer Geſchichte der ſchwediſchen Poeſie überhaupt. Von eben demſelben. . . . . . . — 489
III. Ueber den Hang zu verbotenen Dingen. Von Hrn. Hofrath Tiedemann. . . . . — 505
VI. Die Koloniſtenfamilie. (Beſchluß.) Von Herrn Fr. Müller. . . . . — 512

V. Die Korſen. (Beſchluß.) Von Hrn. Bratring. Seite 529

VI. Deutſches Theater.

Frauenſtand; Schauſpiel in fünf Akten von Iffland. . . . . — 547

Theodor in Venedig; Oper in zwei Akten, Muſik von Paeſiello. . . . . — 544

VII. Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Novembers 1799. . . . . — 550

VIII. Erklärung über den angeblichen Verfaſſer der Diogenes-Laterne. . . . . — 579

Berliniſches
Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.

Herausgegeben
von
Rambach und Feßler.

Juli 1799.

I.

An Chriſtoph Colon.

Bei ſeiner erſten Fahrt nach America. *)

Wohin Vermeſſener? Welch ein Dämon jagt
Dich durch die Fluthen? Welche Furie
Beflügelt dein' Seegel? Welch ein Rauſch
Treibt dich vom Aufgang hin zum Niedergang?

*) Da der Verfaſſer des nachſtehenden Gedichtes ſeinen Stoff bloß aus einem poetiſchen Geſichtspunct aufgegriffen und behandelt hat, ſo darf er wol mit Recht erwarten, daß man ihn in Rückſicht deſſen, was ihn ſeine Phantaſie von Nord-America ſagen und weiſſagen läßt, nicht vor das Forum der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit ziehen wird, wo denn freilich das Zeugniß eines Hrn. von Bülow und anderer ſeinem gutgemeinten philantropiſchen Traume vielleicht bald ein Ende machen würde. Aber was kann das mir bei dem Kunſtkenner ſchaden? Niemahls hat man es wol von einem lyriſchen Dichter erwartet, daß er ſeinen Gegenſtand von allen Seiten betrachten ſoll.

Was zögert ihr? Was weilt? Was ſchlummert ihr?
Aus euern Klüften reißt euch donnernd los!
Von euern Bergen ſtürzt entgegen ihm
Ihr heimiſchen Orcane! Führt das Meer
Zum Kampfe gegen den Verräther! Wacht
Auf Cherubs-Flügeln längs dem Ufer, und
Schlagt eine Wagenburg von Wettern um
Die neue Fluch und Todgeweihte Welt.

Umſonſt! Sie landen. Ach! Vergebens barg
Dich eine Gottheit in des Oceans
Entfernte Schreckenreiche, wo dich nur
Die friedlichen Geſtirne, nur der Mond,
Auf ihrer Heldenbahn die Sonne nur
Beſuchte, wo ein neuer Himmel ſich
Um deine Paradieſe breitete, — die Fluth
(Ein regelloſes Chaos) — zwiſchen dir
Und deinen Teufeln lag, wo die Gefahr
Aus grauen Nebeln ihr Gorgonenhaupt
Und aus den Wellen ihre Schuppen hob,
Die kühnen Sünder warnend, — doch umſonſt.
Was warnt die Taumelnden? — Was hält die Wuth?
Was hält die Fackel des Verderbers auf?

Umſonſt bedeckte dich dein Genius
Mit ſeinem Wolkenſchilde vor dem Blick
Des Alterthums. So manches Säculum,
Von wilden Stürmen, und Empörungen,
Von Wahn und Barbarei zerriſſen, floß
Den Strom der Zeit hinab, — und keine Spur
Kein Laut von dir, — kein Europäer drang
In deiner Wälder ſtilles Heiligthum,
Und trieb den aufgeſcheuchten Frieden aus

Dem Schatten deiner Palmen, kein
Erlogner Halbgott ſchleuderte den Bliz
Aus ehrnen Todesſchlünden über dich,
Und ſchreckte deine Thäler mit dem Hall
Des frechgeſtohlnen Donners, keine Fauſt
Durchwühlte dir nach Gold die blut'gen Eingeweide.

Und deine Kinder — ſpielend lagen ſie
Am weichen Mutterbuſen der Natur.
Und wärmten ſich an ihres Gottes Strahl;
Ihr Gott die Sonn', und ihr Elyſium
Die fernen Nebelberge, — Schlummer und
Ein ſeeliges Vergeſſen all ihr Glück!
Auf ihren Fluren ging der Unſchuld — ging
Der Jugend Roſenhimmel wieder auf,
Dem wir umſonſt entgegen weinen, der
Aus unſern Liedern ſeinen Wiederſchein
Nur matt und ſparſam gießt, den Einmahl uns
Verſchwunden kein Gebet, kein Opfer, — nicht
Der Kunſt ohnmächtige Beſchwörung, nicht
Der Wiſſenſchaften Zauber-Formel, nicht
Der Zeitgeſchichte feur'ger Räderſchwung,
Das leiſe Wandeln der Jahrhunderte,
Ja keine Gottheit in das Leben bringt.

Und nun Barbaren! Müßt ihr das Arcadien
Zerſtören, das ihr ſelbſt verlohrt?
Müßt ihr das Qualenreich der Halbcultur
Auch in der Ruhe Freiſtatt tragen? Muß
Der laue Peſthauch der Verfeinerung
Rings um den Erdball wehen? Und
Ihr eure Martern, euern Sündenfall
Auch an der Unſchuld Kindern rächen? — Seht

Noch hängen andre Welten über euch.
Noch wandeln Monde friedlich ihre Bahn,
Von Engeln durch die lichten Räume der
Unendlichkeit geführt. — Wolan! Hinauf!
Erfindet einen neuen kühnern Weg
Das Empyräum zu beſtürmen! Werft
Euch in des Luftmeers blaue Fluthen! Schwingt
Auf Sonnenſtrahlen euch hinüber! — Oder borgt
Der Morgenröthe Purpur-Fittich euch!
Auf wagt, entdeckt, verheert und raſtet nicht
Bis dort auch Millionen bluten, dort
Ein zweites Peru ſich entvölkert, dort
Auch eurer Knechtſchaft dumpfer Wagen rollt.
Auch eurer Meinung Götzenbilder thronen,
Und eurer Seuchen Todesſichel rauſcht.

O kühner Wogenbänd'ger! ward dir nicht
Von allen Gräueln, — allen Ungeheuern,
Die wie ein Rabenſchwarm, die wie ein Heer
Verderbenwitternder Geſpenſter dir
Auf deinem Zuge folgten, — ward dir nicht
Der Schauder einer Ahnung? Flog kein Blitz
Aus jener donnerſchweren Zukunft durch dein Herz?
O hätte doch des Grauſens kalte Hand
Die Locken dir berühret! Hätte dich
Der hohle Zuruf eines Geiſtes aus
Der Nächte Gräberſtille doch gemahnt!
Dein Buſen ſchlug für Menſchheit: wäre dir
Ihr göttergleiches Bild verzeert, entſtellt.
Zur bleichen Knechtgeſtalt erniedrigt, in
Des Schmerzes Dornen-Mantel eingehüllt
An jenen Ufern doch erſchienen! Hätteſt du

Den Dampf der Hütten, die die Flamme fraß,
Die rothen Ströme, die das Blut gefärbt,
Der Scheiterhaufen wildes Lodern, die
In Schutt geſtürzten Tempel, die
Zertretnen Gräber, die Gefilde ſtatt
Der Saaten mit Gebeinen überdeckt,
Die mordgedüngten Auen doch geſehn!
O hätteſt du die Grüfte doch geſehn,
Der aufgerißnen Berge Schluchten, die
Hinab zum Orcus reichen, und in die
Der Golddurſt ſeine Opfer wüthend ſtürzt;
Geſehn, wie Stamm auf Stamm, und Volk auf Volk
In dieſen Catacomben unterging.
O hätte doch der Fluch von Tauſenden,
Der kommenden Geſchlechter Wehgeheul
Dein ſtarres Ohr getroffen! Bebend wärſt
In dein Europa du zurückgekehrt,
Und hätteſt der Verwüſtung keinen Pfad
Ins Friedensreich geebnet, ihr den Damm
Zum Ueberfluthen nicht gebrochen, und,
Um eine Welt in Brand zu ſtecken, ihr
Die Flamme deines Buſens nicht geliehn.

Allgütiger! Verzeih dem Zweifelnden,
Verzeih dem Wurme, den dein Hauch beſeelt,
Daß aus des Todes Finſterniſſen er
Mit dir zu hadern ſich erkühnet, daß
Vermeſſen thörigt er zu fragen wagt!
Wozu dies ſchauerliche Blutgericht?
Warum der Sündfluth Tage wiederhohlt?
Was ſoll der Allmacht Donner in der Hand
Des frechen Unterdrückers? Schaffſt du nur

Daß Teufel hinter dir zerſtören? Darf
Des blinden Zufalls feſſelloſer Sturm
Geſchlechter ſchmetternd auf Geſchlechter jagen? — Fällt
Aus ſeiner Urne nur der Welten Loos?
Wie? Oder ſchlummerſt du der Seel'gen Schlaf
In ſüßen Nectarträumen eingewiegt
Von Amaranthen-Duft umfloſſen, wie
Des Alterthums verbannte Götter? — Hält
Das Schickſal dich vielleicht an ſeinen Ketten veſt?
Warum? Allgütiger! Nur einen Strahl
Von deinem Lichte, wenn du biſt, und herſch'ſt!
Warum dies Blatt in deiner Schöpfung Buch?

Vielleicht? — Damit dein großer Name ſich
Nach allen Polen hin verbreite, daß
Die Mittagsſonne deiner Glorie
Dem kalten Feuerländer leuchte, daß
Die Palmen-Fahne des Gekreuzigten
Am Oronoko wehe — wie am Rhein?
Halt ein vermeßner Grübler! Läſtre nicht
Wo feurig zu verherrlichen du ſtrebſt.
Kein Moloch iſt der Gott des Evangeliums,
In deſſen heißen Armen Säuglinge
Vom Mutterſchooß geriſſen glühen, der
Das Würgen heiligt, der mit Feuer tauft,
Und in Verheerungen ſich offenbart.
Vergöttert Pflanzen, betet Eichen an,
Erbaut den Stieren Tempel und Altäre,
Und beugt der Zwiebel gläubig euer Knie: —
Nur keinem Tiger! Angebeteter,
Im Staub' verehrter! Dies iſt noch
Kein Strahl von deinem Lichte, noch

Kein Weg aus dieſem Irrſaal, — hebe du
Allwiſſender! die Decke, — wenn ich nicht
An deinem Sein, an deiner Liebe zweifeln ſoll.

Was zweifelſt du? Darf ewig unbekannt,
Und von des Forſchers Blicken nie erſpäht,
Und von der Hand des Fleißes unbebaut
In enger Kindheit eine halbe Welt
In ihren Meeren, wie in Windeln liegen?
Soll Volk und Volk ſich nicht berühren? Nicht der Oſt
Der Sonne gleich ſich in das Purpurbett'
Des Weſten ſenken? Handel nicht
Von Pol zu Pol und übern Ocean
Die goldne Brücke ſchlagen? Blühen nicht
In fremdem Boden eure Blumen? Spielen nicht
Auf fremden Triften eure Lämmer? Klopfen nicht
An eines Inders Buſen eure Herzen? Und
Der Staub des Europäers brüderlich
Mit eines Inders Aſche ſich nicht miſchen?
Sieh dort am fernen Ufer die Natur!
So friſch, ſo jugendlich, noch ungeſchwächt
Vom langen Schaffen und Zerſtören: ihrer Hand
Entrollen Ströme wilden Meeren gleich.
Gebürge treibt ihr Rieſen-Athem auf
Die eurer Alpen ſpotten, Wälder ſtreckt
Gen Himmel ſie, in deren Schatten-Dach
Sich Königreiche lagern können. Ha!
So viel des Seegens — der Genießenden
So wenig. Soll die volle Mutterbruſt
Vor Kraft und Fülle berſten? Soll der Keim
Des warmen Lebens fruchtlos untergehn?
Er geiles Unkraut ſchwellen? Nattern ſich

An ſeinem Fette mäſten? — Nein
Herbei ihr Hungrigen und ſättigt euch
An dieſer Freudentafel, die ein Gott
Euch mitten unter Wüſten aufgetiſcht.
Herbei ihr Armen! Ihr Geächteten!
Die frommer Eifer in das Elend wies.
Ihr von der Folter des Gewiſſens-Zwangs,
Und von des Druckes harter Ruderbank
Entronnen! Herbei — und rettet euch!
Ein beßres Vaterland empfängt euch hier,
Wo die Verfolgung ihren Mordſtahl ſenkt.
Ihr Flug ermattet, und die Tirannei
Mit ihren Blitzen euch nicht ſchrecken darf.

Nicht ſchrecken darf? Und Mexico liegt ſtarr
Und ſchweigend an der Kette Spaniens:
Die Cordilleras deckt mit Rabenſchatten
Die Nacht der Sclaverei: Cometen gleich
Zuckt über Sanct Domingo jenes Schwerdt
Woran ſich Europäer würgen; — und
Der Sturm der Meinungen, die ſchäumende
Und nie beſchworne Fluth der Factionen
Wirft an Cayenne die Geſtrandeten.
Verhaßtes Band, und des Zerſprengens wehrt,
Das Völker an einander ſchmiedet, ſtatt
Sie ſanft und leicht zu binden. Bluten muß
An unſern Wunden auch America,
In unſerm Taumeltanz ſich drehen, wenn
Wir ſündigen den Frevel büßen, wenn
In unſern Reichen die Verheerung brüllt
Erbebend wiederhallen, ächzen, wenn
Verbrechenſchwanger nun Europa kreißt.

Mit jedem Morgenwinde ſenden wir
Ihm unſre Noth, ihm unſer Schickſal zu.
Verhaßtes Band! Ich ſehe noch kein Licht
Du Allgerechter! Keinen Nebelſtern
In dieſer grauenvollen Finſterniß.
Ich ſchwöre mich von deinem Namen los.
Und huldige dem todten Ohngefähr,
Wenn du nicht ſprichſt. Vermeßner! Schwöre nicht!

Ein leiſer Wink — und mit den Flammenruthen
Peitſcht dich die Furie der Schaam. Warum
Den ſtarren Blick nach Süden? — Wende dich
Tollkühner Zweifelnder gen Mitternacht.

Er hört, Allgütiger! Ich bin erhört.
Verzeih dem Staube, den dein Hauch beſeelt,
Ich ſuchte dich im Sturm und Ungewitter.
Doch Gottes Stimme war nicht im Ocean.
In der Verwüſtung Tiefen forſcht' ich bang
Nach deinen Spuren: Gott der Herr
War in den Höhlen der Verwüſtung nicht.
Da wehte mich ein Frühlingsſäuſel an,
Und linde Paradieſes-Luft umfloß
Wie Hoffnung meine Seele — Gott der Herr
War in dem Säuſel, in der Frühlingsluft.
Er hört, Allgütiger! Ich bin erhört.

Geſegnet ſeiſt du mir, o Zauberland!
Du meerentwundene Atlantis! Du
Des neugebohrnen Sohns der Freiheit, und
Des Bürgergeiſtes Wiege! Gottes Blick
Schaut auf den Säugling liebevoll herab.
Und Engelmelodien ſpielen ſanft

Um die geſalbte Schläfe, weihen ihn
Der beſſern Zukunft zum Erlöſer ein.
O ſammelt um ſein Garbenlager euch
Ihr Genien der Menſchheit! Haltet Ihr
An dieſen Thoren Wache, daß
Herodes Schwerdt bei ihm vorübergeh,
Wenn es der Welten Hoffnung morden will.
O breitet eure Fahnen über ihn,
Und eure Demantſchild', und einen Wall,
Wie Gottes Hand einſt rings um Eden warf.
Daß ſeinen ſüßen Kindesſchlummer nicht
Das Bellen der Empörung, nicht der Krieg
Mit ſeinem Donnerwagen ſtöre, — daß
Vermeßne Neider nicht das erſte Spiel,
Des Knaben flüchtigen Verſuch zerreißen, und
Der Wechſelbalg der falſchen Freiheit ihn
Der ſchönen Heimath nicht zu ſchnell entführ?

Beglücktes Volk! Das aus der Brandung ſich
Auf eine Friedens-Inſel rettete,
Und ſeinen Heldenarm rings um den Fels *)
Der Wahrheit und der Menſchenrechte wand,
O laß ihn nimmer los. Es fällt
Von ſeinem Gipfel zwar der Heiligenſchein,
Der Kronen goldner Strahlenregen nicht.
Aus ſeinen Höhlen weht kein Siegesſturm
Auf deſſen Flügeln der Eroberer
Die Welt durchtaumelt. Freilich prangt
An ſeinen rauhen Seiten das Gerüſt,

*) Die allein nur der Begeiſterung wehrt ſind — nicht gerade die republicaniſche Form, die den lebendigen Geiſt der Freiheit oft noch mehr einengt, als die ſtrengſte monarchiſche Verfaſſung thun kann.

Das Feenſchloß des Ahnenglanzes nicht.
An ſeinem Fuße ſchweigt vielleicht die Kunſt
Mit ihren weichen Trillern: Schönheit giebt
Die zarte Lilienhaut, und ihre Sommerroſen
Dem kalten Himmelsſtrich vielleicht nicht Preis.
Statt ihrer herrſche die Vernunft! Hier ſei
Des Dulders mütterliches Ithaca
Ihm theurer als die Heſperiden-Flur
Der wolluſtathmenden Calypſo, — hier
Der edlen Einfalt, und der Sitten Land.
Verjagt ſie nimmer, öfnet euer Herz
Dem Todeswurme der Verführung nie.
Was braucht ihr ein Geſetz? Was Heldentugend?
Wenn ihr die Tugenden der Unſchuld liebt,
Wenn euch das Beiſpiel leitet. Blicket hin
Auf euern Fränklin, euern Waſhington,
Und ihn den Stifter euers Seegens, der
Durch Frömmigkeit und Menſchenliebe groß
Den erſten Stein zu euerm Tempel warf.
O haltet ewig ſein Gedächtniß veſt,
Und krönt ſein Grab mit eurer Thaten Kranz.
Und widerlegt den ſcheuen Zweifelnden,
Und lähmt die Zunge jedem Spötter. Auf und rächt,
(Euch winkt die heiligſte der Pflichten) rächt
Den Ruhm der Freiheit an der Barbarei
Die ihren Namen ſchändet. Aber Du

Der Seuchen Dämon! Ausgeburt
Des Höllenſchlundes und der alten Nacht!
An deſſen Athem nun ein Luſtrum ſchon
Das Land der Freiheit welket, — hebe dich
Verderber! von der heil'gen Stätte weg,

Wo Gottes Füße wandeln. Oder ſtehſt
Mit Europäern du im Bunde? Soll
Was unſre blinde Wuth noch übrig ließ
Dir den Harpyenrachen füllen? Sieh
Von deinem ſchauerlichen Flügelſchlag
Getroffen zittert Penſilvanien,
In deinen giftigen Umarmungen
Schrumpft zum Gerippe Philadelphia,
Und Myriaden Gräber hauchen dir
Den ſüßen Opferdampf entgegen. Satt,
Nun endlich ſatt vom langen Würgen, mit
Der Todesbeute, wie mit ſchnödem Gold
Der Europäer einſt beladen, von
Verwünſchungen, wie er, geleitet, und
Gleich ihm bedeckt mit Gräueln, — ſchleiche dich,
Verräther, grinſend aus America.
Zum tiefſten Abgrund in dein Vaterland.

Hagemeiſter.

II.

Mit, oder ohne Landſtände.

Eines der vortrefflichen, aber minder bekannten und geſchätzten Werke neuer Zeiten iſt meiner innigſten Ueberzeugung nach: Pütters hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs. Der Mann von profunden Kenntniſſen läßt ſich ſo ſelten zum ungelehrten, aber übrigens verſtändigen und gebildeten Layen herab, und noch ſeltner weiß er für ihn das rechte Maaß zu treffen. Das erſte hat Pütter gethan, und das zweite hat er ſehr glücklich getroffen. Auch hatte er dabei einen Leuchthurm vor Augen, der ihn nicht leicht des rechten Weges verfehlen laſſen konnte; denn der Dedication zu Folge, ſchrieb er zunächſt für die Königin von England, folglich für eine Dame, die von ihm belehrt ſein wollte, die er aber unmöglich durch Weitſchweifigkeit ermüden durfte, und bei der er nur immer zum geſunden Verſtande und Gefühle ſprechen konnte. Hätte die deutſche Reichsverfaſſung von Haus aus mehr anziehendes, oder näherte ſie ſich nicht, nach Lichtenbergs weiſer Bemerkung, mit groſſen Schritten der erhabnen Präſidentin Null, ſo müßte Pütters Entwickelung ein Toilettenbuch unſers Vaterlandes ſeyn; ſo aber wird ſie wahrſcheinlich weit mehr von denen geleſen, für die ſie nicht geſchrieben iſt, als von denen, für die ſie beſtimmt wurde. Ich unterdrücke gegenwärtig alle andere Betrachtungen, zu denen mich das Leſen dieſer Schrift veran-

laßte, und bleibe blos bei einer einzigen Stelle ſtehen, die ganz in die neueſte politiſche ordre du jour gehört.

Pütter wirft (II. 171.) gelegentlich die Frage auf: „Wenn einem unter zwei Ländern, wo Landſtände ſind, oder „wo keine ſind, die Wahl gelaſſen würde, wo man ſich nie„derlaſſen wollte; ſollte es da wohl ſchwer fallen, ſich dar„über zu beſtimmen, welchem von beiden man den Vorzug „geben möchte?“ Dem Zuſammenhange nach nimmt Pütter durchaus die Parthie der Landſtände — und ſein College, Schlözer, gewiß ohne die mindeſte Verabredung und ohne Vorurtheil des Anſehens, ſpricht in ſeinem Staatsrechte aus gleichem Tone: „Kein Einherrſcher regiere ohne Stände; er „ſtelle ſie her, wo ſie durch Tyrannei oder Zufall unterdrückt „worden; er erſchaffe ſie, wo ſie nie geweſen ſind.“ Zwei ſolche ehrwürdige Autoritäten würden allerdings ſehr impoſant ſein, wenn nicht überhaupt aus dem Reiche der Wahrheit alles Imponiren verbannt wäre. Hier können nur Gründe, nicht Menſchen entſcheiden: und ſo entwickele ich denn, ohne Furcht, aber auch ohne Dünkel und Rechthaberei, meine Ideen über die Frage: „Mit, oder ohne Landſtände.“

Der erſte Gedanke, der ſich mir aufdringt, iſt der, daß unſre allgemeinen Behauptungen gar oft ihren Grund in unſrer Local- und Perſonal-Verfaſſung haben, ohne welche jene Behauptung ungleich eingeſchränkter und weniger allgemein ausgefallen ſeyn würde. Welches iſt denn nun wohl die perſönliche und örtliche Lage beider würdigen Männer? Antwort: Sie leben in den Churhannöverſchen Landen und unter Landſtänden. Noch mehr, ſie leben allem menſchlichen Anſehen nach unter denſelben ſehr wohl; ich hatte mir wenigſtens längſt in meinem Büſching die Stelle unterſtrichen:

„Die Herzoge zu Braunſchweig und Lüneburg haben ſich von „alten Zeiten her in Regierungsſachen des Gutachtens ihrer „Landſtände ſehr viel und gnädig bedient, Verträge mit ih„nen errichtet, und ihre Privilegien und Vorrechte beſtätiget, „hingegen auch den treuen und unterthänigen Dienſteifer ihrer „Landesſtände erfahren.“ Ob nicht Büſching jetzt, ſeit der Geſchichte des Herrn von Berlepſch, ad vocem gnädig auch einen Strich, oder Frage- oder Ausrufungs-Zeichen machen würde, laſſe ich dahin geſtellet ſeyn! — Aber eine Frage ſteht frei, ſagt das Sprichwort; würde Pütter eben ſo allgemein und unbedingt die Parthie der Landſtände nehmen, wenn er in einer Provinz ohne Landſtände, oder nicht grade im Hanöverſchen, und grade ſo lebte, wie er lebt? Daß ſich dort ganz wohl ſeyn läßt; daß man beſonders in Hannover und Göttingen ſehr frohe und glückliche Tage zubringen kann, davon habe ich ſelbſt die Erfahrung gemacht; und feſſelte mich nicht Vaterlandsliebe, ich trüge kein Bedenken, der letzten Chur, als Niederlaſſungsort betrachtet, den Vorzug vor der ſtarken Hälfte ihrer ältern Colleginnen zu geben. Damit aber iſt für das Allgemeingute der Landſtände immer noch nichts bewieſen; es kann ja im einzelnen grade einmal ein ſo günſtiger Zuſammenfluß von Umſtänden ſtatt finden, die dieſer Verfaſſung für diesmal eine ſeltene Vortrefflichkeit ertheilen, ohne ſie deshalb zum allgemeinen Wunſche zu erheben. Grade von Churbraunſchweig fällt ein ſolcher Umſtand einem jeden in die Augen; der Fürſt iſt ſo gut als auf immer abweſend! Ob nun gleich die longae manus regum auch von London bis Hannover reichen, ſo müßte man doch das menſchliche Herz gar nicht kennen, um nicht anzunehmen, daß dieſe Abweſenheit bei den Landſtänden eine dreiſtere Sprache, ein

kühneres Benehmen begünſtigt, ſo wie ſie auf der Seite des Fürſten auch einen Grund von dem vielen und gnädigen Bedienen des Gutachtens, wenigſtens in ruhigen Zeiten, enthalten mag. Sollen aber die Landſtände allgemein wünſchenswerth ſeyn, ſo muß der Grund davon nicht in dergleichen Zufälligkeiten, ſondern in ihrer Natur und Weſen aufgeſucht werden; und worin beſtünde denn nun wohl ihr Weſen? Was ſind die Landſtände, und was ſollen ſie ſein? Sind ſie ein Theil der geſetzgebenden Macht? In Deutſchland doch wohl nimmermehr! Pütter ſagt, die meiſten Fürſten verhielten ſich zu ihren Landtagen ungefähr auf eben die Art, wie der Kaiſer zum Reichstage. Für eine Dame, die es ſo genau nicht nimmt, mag das hingehen; aber dem Manne fällt ſogleich das Unpaßliche der Comparation auf. Die Reichsſtände auf dem Reichstage ſind ganz unſtreitig ein Theil der geſetzgebenden Macht; ohne ihre Zuſtimmung kann der Kaiſer nicht einen Schatten von Reichsgeſetz geben, ſo wie freilich auch umgekehrt die Reichsſtände, ohne Kaiſerliche Zuſtimmung, nichts als wirkungsloſe Reichsgutachten produciren können. Verhielte es ſich nun mit den Landſtänden und dem Landesfürſten eben ſo, wo bliebe dann die Landeshoheit des letztern, die doch Pütter in andern Stellen auf das nachdrücklichſte behauptet, wenn er z. B. ſagt: „Ein jeder deutſcher Reichsſtand hat eben ſo, wie eine jede unabhängige Macht, zu beſorgen, zu beſtimmen, und zu verfügen, was die Wohlfahrt eines jeden gemeinen Weſens erfodert.“ Ich kann demnach die politiſche Kraft der Landſtände unmöglich höher anſchlagen, als zu einem votum conſultativum, durchaus aber nicht zu einem deciſivum, als wodurch die Landeshoheit gradezu aufgehoben würde. Die

Frage

Frage wird alſo nun ſo geſtellt werden müſſen: Was läßt ſich, aus Gründen a priori, von dem votum conſultativum der Landſtände für das allgemeine Wohl erwarten? Und ich antworte ohne Bedenken, und ohne vorher erſt einen Stoß landſtändiſche Verhandlungen perluſtriren zu dürfen, wenig oder nichts! Allerdings iſt es im ganzen menſchlichen Leben eine ſchöne Sache um guten Rath, und ausgemacht bedarf deſſen niemand mehr, als ein Fürſt, bei der ſchwerſten aller Künſte, der Regierungskunſt: allein ein jeder frage ſich doch ſelbſt, ob ihm der Rath eines Menſchen willkommen iſt, dem er nicht freiwillig ſein Vertrauen geſchenkt hat, ſondern der ihm, auf welche Art es auch ſei, als Rathgeber aufgedrungen wird? Dies iſt aber offenbar die Situation der Landſtände im ganzen heiligen römiſchen Reiche! Man wundere ſich doch nicht, daß der Bauer glebae adſcriptus iſt; ſind es doch die Landſtände nicht minder, obgleich auf einen ungleich angenehmern und bequemern Fuß! Ihr Rath haftet nicht an dem intellectuellen und moraliſchen Boden der Weisheit, Erfahrung, des Patriotismus, ſondern zunächſt nur an dem phyſiſchen Boden der Prälaturen, der Rittergüter und Städte. Dieſer phyſiſche Boden kann allerdings auch weiſe Männer tragen: allein nicht ihre Weisheit, ſondern immer nur die Erdſcholle giebt ihnen das Recht zu reden, und eben dieſe erhält es ihnen auch, wenn ſie noch ſo unweiſe ſprächen. Mir ſcheint es demnach überaus natürlich, daß Fürſten von Landſtänden ziemlich eben ſo denken, wie Swift vom Menſchengeſchlechte: I hate and deteſt that animal called Man, although I heartily love John, Thomas and ſo forth. Daher denn auch das nicht ſeltne Phänomen, daß Fürſten von Energie ihre Landſtände entweder ſtillſchweigend, ohne

Sang und Klang eingehen laſſen, oder ſie förmlich aufheben. Daher das zweite, noch öftere Phänomen, daß Fürſten von minderer Energie, welche die Aufhebung nicht wagen wollen, ſich ihrer zwar bedienen: aber wozu? Nicht zur Organiſation des Ganzen, nicht zur allgemeinen Geſetzgebung: ſondern nur dann, wenn — Caſtanien aus dem Feuer zu holen ſind. Das iſt beſonders der Fall bei Auflagen, Tilgung von Hofſchulden, kurz bei großen Geld-Negozen, die, ohne die Einwilligung der Stände, unendliche Hinderniſſe und Schwierigkeiten finden würden, mit derſelben aber viel leichter ins Werk zu ſetzen ſind, und obendrein dem Fürſten die Hälfte des odioſum's und mehr abnehmen. Eben dieſe Situation iſt für die Landſtände ſelbſt nicht minder unangenehm! Der klügere Theil derſelben wird ſich durch den leeren Schein nicht blenden laſſen, gebohrner Rathgeber des Fürſten zu ſein! So viel ſchmeichelhaftes für die Eitelkeit darin liegen mag; ja ſo anziehend es ſelbſt für das wahre Ehrgefühl iſt, durch ſeinen Rath allgemeines Gutes zu ſtiften: ſo iſt doch jeder Privatmann, insbeſondre jeder patriotiſche Schriftſteller, hierin auch ein Landſtand! Auch er kann reden, auch er kann freimüthigen Rath ertheilen, und die Fälle ſind ſo gar ſelten nicht, daß Fürſten wirklich davon Gebrauch gemacht haben. Ja der Schriftſteller iſt ſogar viel beſſer daran; er kann über alles und jedes reden und rathen, worüber er nur will. Wollte hingegen ein Landſtand in einer Verſammlung ſich über das Ganze ausbreiten; wollte er z. B. bei Gelegenheit der Schulden in die eben nicht erbaulichen Gründe derſelben ſcharf und nachdrücklich eindringen: ſo würde ihm gar bald noch nachdrücklicher ſein revolutionäres, die Grenzen eines Landſtandes weit überſchreitendes Gebahren verhoben, und er auf eine oder

die andre Art zum Stillſchweigen gebracht werden. Es bleibt ihm demnach nichts übrig, als ſein Gutachten nur auf die gethane Geld-Propoſition einzuſchränken; und da er leicht vorherſehen kann, daß ſie durchgehen wird, ſo iſt das höchſtmögliche, was er noch etwa bewirken kann, eine Verminderung der gemachten Foderung. Ganz anders wird eben dieſe Situation auf den minder aufgeklärten und ungebildetern Theil der Landſtände wirken! Bei ihnen wird es heißen, wie bei den Dorfdeputirten:

Ein bischen Ehre kitzelt doch,
und wär es noch ſo klein!

Das, ihnen ſelbſt unbekannte, von ihnen nie berechnete X ihres Antheils an der Staatsverwaltung ſcheint ihrem Eigendünkel ein infinite magnum; ihr Ton artet in Hochmuth und Impertinenz aus, und Pütter ſelbſt räumt ein, daß ſie zuweilen aus bloßem Eigenſinn ihre Einwilligung zu den gemeinnützigſten Anſtalten verſagten. Dieſer Ton aber wird dem Hofe nichts weniger als fürchterlich ſein! Er iſt durch das auswärtige Departement ſchon in allen Künſten der Unterhandlung, der Ueberliſtung, der Entdeckung und Benutzung der ſchwachen Seite geübt; er wird alſo gar bald dieſem kleinen Löwen den Naſenring anlegen. Ein Ungenannter im deutſchen Muſeum, (1784. II. S. 163) der aber mit der Sache näher bekannt zu ſein ſcheint, ſagt hierüber, was ich blos abſchreibe, er aber ſelbſt verantworten mag:

„Landſtände. Sind aus dem Adel, geiſtlichem oder „Bürgerſtand, oder aus allen dreien zugleich gezogen, um „dem Fürſten die gehörigen Subſidien zu bewilligen, das „Volk gegen willkührliche Auflagen zu vertreten, und eine „Gleichheit in den Abgaben zu bewirken — dieſes ſollten

„ſie thun. Sie verſammeln ſich aber gemeiniglich, um in „der Unthätigkeit abzuwarten, ob man ihnen ihre Bewilli„gung — abnöthigen oder abkaufen will. Ich habe mich öf„ters nicht genug verwundern können, daß man es an man„chen Höfen als einen großen Staatsſtreich angeſehen hätte, „wenn man die Landſtände hätte abſchaffen können. Ich „wohnte einſt einer Berathſchlagung bei, wo ihre Unter„drückung faſt einſtimmig beſchloſſen wurde; noch war man „über — die Art nicht einig, als ein alter unter 1000 gal„genmäßigen Expeditionen grau gewordener Secretär aufſtand, „einen Band Acten holte, und ſolche mit folgenden Worten „auf den Tiſch legte: Euer Excellenz haben recht, die land„ſtändiſchen Deputirten ſind hochmüthige und zum Theil im„pertinente K***. Allein hier liegen die Receſſe über „180000 Rthlr. die ſie bei zwei Landtagen bewilligt, und über „120000 Rthlr. die ſie an Schulden übernommen haben; „wenn dieſe *** zu nichts gut ſind, ſo ſind ſie doch gut — „um Kredit zu machen! — — Ihre Beibehaltung wurde „feſtgeſetzt!" —

Wenn dem nun wirklich alſo wäre, (und mir ſcheint es bis auf anderweitige Belehrung allerdings ſo!) wer könnte dann wohl blindlings und unbeſehen eine landſtändiſche Verfaſſung einer nicht-landſtändiſchen vorziehen? Muß nicht Pütter ſelbſt einräumen, daß es nicht an Beiſpielen fehle, daß übelgeſinnte Miniſter auch in Ländern, wo noch Landſtände üblich ſind, groß Unheil geſtiftet haben? Er ſucht ſich mit einem Vielleicht zu helfen; „würde das Unheil, ſagt „er, vielleicht nicht noch größer geworden ſein, wenn keine „Landſtände da geweſen wären?" Vielleicht; vielleicht aber auch nicht; im allgemeinen gilt das eine ſo viel wie das an-

dre. — Ich habe aber gegen die landſtändiſche Verfaſſung noch ungleich mehr einzuwenden, und mache mit den ſogenannten Prälaten den Anfang.

In einem Zeitalter, wo, mit Kant zu reden, das Kirchenthum je länger je mehr ſinkt, und in einem Staate ſchon gänzlich zertrümmert da liegt, halte ich dennoch ſehr viel auf einen würdigen Geiſtlichen. Auch begreife ich vollkommen, wie mehrere Geiſtliche einen Aufſeher über ſich haben müſſen, deſſen Name mir übrigens ſehr gleichgültig iſt, Inſpector oder Conſiſtorialrath, oder Biſchof, oder Erzbiſchof. Allein die Prälaten, d. h. die Geiſtlichen mit Land und Leuten, ſind mir, ich geſtehe es, herzlich zuwider! Ich waſche meine Hände in Unſchuld, daß ich mit der Franzöſiſchen Geſandſchaft in Raſtadt nicht unter einer Decke liege, noch mit ihr das Säculariſationsweſen auf dem rechten Rheinufer betreibe, um den Raub zu theilen! Der Grund meiner Abneigung liegt lediglich darin, daß das Reich Chriſti — nicht von dieſer Welt war; daß dieſe Herrn — nicht in utroque Cäſarn ſind, ſondern vielmehr, mit dem bibliſchen Sprichworte, unmöglich zweien Herrn dienen können! Sie ſind keins von beiden recht; weder gute Chriſtliche, noch gute hommes d'Etat. Von den Engliſchen Erzbiſchöfen und Biſchöfen iſt dies längſt bekannt; ſie ſind im Parlamente die wahren nickenden Pagoden für den Hof: Was ſie für die Canzel ſind, weiß man nicht, weil ſie dort regelmäßig nicht erſcheinen. Sollte es denn wohl in Deutſchland oder irgendwo anders und beſſer ſein? —

Was zweitens den Adel anbetrifft, ſo glühe ich ſchon vor Scham und Unwillen bei dem bloßen Gedanken, irgend einer meiner Leſer könne mich in Verdacht ziehen, ich werde hier

eine Philippique gegen ihn anſtimmen, die aber ſogleich verſtummen würde, wenn nur ein Großer der Erde ſich mein erbarmen, und mich durch das heimlich erſehnte von entbürgern wollte. Tiefe Verachtung dem, der ſo denkt und ſo handelt! Mein Stolz iſt zuförderſt der, ein Menſch zu ſein, und unveräußerliche Rechte der Menſchheit zu beſitzen. Weiter bin ich Bürger eines Staats, aus dem die Sclaverei geſetzlich proſcribirt iſt! Und endlich bin ich Bürger im Reiche der Wiſſenſchaften, wo nicht Geburt, ſondern Talent, nicht Verdienſte der Vorfahren, ſondern allein eigner Fleiß, eignes Nachdenken, eigne Anſtrengung gilt; wo kein Menſch nach dem Herrn von Wieland, auch nicht nach Klopſtocks Ahnen, auch nicht nach dem Herrn von Pütter fragt; wo Dücs und Pairs neben Schuſter- und Tagelöhner-Söhnen Arm in Arm einherwandeln, und über wichtigere Dinge, als der ganze Adel iſt, zu debattiren haben. Wer könnte bei ſolchen Titeln ſein Herz mit niedrigem Neide inficiren laſſen? Weit davon entfernt, fühle ich mich vielmehr von einem zärtlichen Mitleid durchdrungen! Ich kenne die Stimmung des Publikums, das jetzt in dem Adel lieber gar die Menſchheit verkennen möchte, und fern ſei es von mir, mich zu dieſen bürgerlichen Enragés zu geſellen! Aber was wahr iſt, bleibt ewig wahr: Der Adel, als Landſtand, hat in ſich nichts, was dieſe Verfaſſung für die übrigen Stände reizend und anziehend machen könnte. Er iſt im Beſitz einer Menge von Vorzügen, Rechten, Privilegien; der Staat ſelbſt garantirt ſie ihm: wie ſollte er nicht darüber halten? Wenn denn nun aber in einer Landſtändiſchen Verſammlung eine Geld-Propoſition gemacht wird, wie kann in der Regel ſeine Stimme anders ausfallen, als — vor allen Dingen ſeine eig-

nen Privilegien zu decken; übrigens aber — ſinere mundum vadere, ut vadit! Wüſte mir der edle, vortreffliche Pütter nur ein einziges Land zu nennen, wo die adlichen Landſtände einmüthig den Beſchluß gefaßt hätten, „daß ſie, in Betracht „des bereits mit Auflagen belaſteten Bürger- und Bauer-„Standes, für diesmal die ganze Schuldpoſt übernehmen, „und in ſo und ſo viel Terminen tilgen wollten:“ O dann eile ich ſporenſtreichs in dieſes Land — nicht der Freiheit; das iſt zu wenig; ſondern der Tugend und Großmuth! Ehe aber nicht ein Beiſpiel der Art ſtatuirt iſt, bleibe ich nun ſchon bei der ſimpeln landesherrlichen Verfaſſung, und füge nur noch um der Vollſtändigkeit willen ein Wort von den Städtiſchen Deputirten bei. Dieſe haben wenigſtens nicht den Vorwurf großer Privilegien gegen ſich; auch iſt ihr Amt ihnen nicht angebohren, ſondern ſie ſind dazu gebildet und erwählt; ſie müſſen ex officio Gemeinſinn für ihre Stadt haben, und davon iſt der Uebergang zum Gemeinſinne fürs Land natürlich und leicht. Von ihnen alſo wäre verhältnißweiſe am meiſten zu erwarten: aber grade von ihnen erwartet ſelbſt Pütter am wenigſten! „Auf Landtagen, ſagt er, haben „zwar Städte, ſo gut wie der Adel und Prälatenſtand, ihre „Stimmen; — allein von Seiten der Ritterſchaft kann ein „jeder Beſitzer eines Rittergutes auf dem Landtage erſcheinen, „und für ſich ſelber ſprechen; jeder Prälat desgleichen. Von „Städten erſcheinen nur Deputirte, die zuſammengenommen „ſelten das Gewicht haben, wie der Prälatenſtand und die „Ritterſchaft. Auch gehört für einen jeden einzeln ſchon eine „große Gabe von Beredſamkeit und Geſchicklichkeit, und nicht „wenig Herzhaftigkeit, Standhaftigkeit und patriotiſche Ge-„ſinnung dazu, wenn er das Intereſſe der Stadt mit eben

„dem Eifer und Erfolge wahren ſoll, wie jene Herren ihre „eigne Sache wahren."

Wer ſollte nun wohl von einem ſo übelorganiſirten, aus ſo heterogenen Theilen beſtehenden Ganzen, für das allgemeine Wohl mehr, oder nur einmal eben ſo viel erwarten, als von den Miniſtern und Räthen eines Fürſten, die mit und unter ihm die Maſchiene des Staats allein drehen? Gegen die üble Organiſation erklärt ſich Schlözer gradezu, wenn er ſagt: „Dieſe Stände ſeien auf gehörige Art organiſirt: „der überwiegende Theil von ihnen ſei vom Volke, nach einem fehlerfreien Repräſentationsſyſtem gewählt; und alle „ihre Verhandlungen geſchehen mit legaler Publicität, ohne „die kein Gemeingeiſt, kein Zutrauen des Volks zu ſeinen Repräſentanten, denkbar iſt." So, ich geſtehe es, ſind mir ſelbſt die Landſtände um ein großes leidlicher: Das wäre aber auch nicht die altdeutſche, ſondern die neufranzöſiſche Façon derſelben; und hier entſtünde von neuem die Frage: ob es in dieſer ſublunariſchen Welt jemals ein ganz fehlerfreies Repräſentationsſyſtem geben könne und werde? Frankreich macht damit nun ſchon eine bald zehnjährige Probe: und wie weit iſt es? Eben habe ich die allgemeine Zeitung von Poſſelt vor mir, der eben nicht davor gilt, zu den Coaliſirten gegen Frankreich zu gehören; und dennoch ſagt er, oder ſein Correſpondent: „Seit einiger Zeit werden die Sitzungen des Raths der 500 etwas lebhafter, worauf vielleicht die Jahrszeit einigen Einfluß hat, denn man kann jedes politiſche „Jahr in drei Theile eintheilen. Im erſten Drittel machen „die neuangekommenen Repräſentanten und die alten Bekanntſchaft miteinander, und aus beiderſeitiger Vorſicht „geſchieht wenig. Im zweiten iſt man mehr an einander ge-

„wohnt, und die Geſchäfte gehen ihren ruhigen Gang fort. „Im dritten bereiten ſich die zunächſt abgehenden auf einen „ehrenvollen Abzug vor, ſuchen ſich ihrer Wieder-Ernennung „oder andrer Stellen zu verſichern, und die Intrigue hat „ihr vollkommenes Spiel. —“ Welch ein Gemälde — und doch der Pinſel gar nicht in Galle getaucht! Bei dieſer Schwäche der Menſchheit — denn wo anders kann das Uebel ſeinen Sitz haben als hier! — gebe doch niemand dem Gedanken Raum, Landſtände, ſo oder ſo organiſirt, würden den Uebeln des Staats ganz anders abhelfen, als Miniſter und Räthe! Was erſtlich die Einſichten anbetrifft, ſo müſſen ſie doch wohl bei denen in einem ungleich höhern Grade zu finden ſeyn, die nach gehöriger Vorbereitung, durch eine Reihe ſubalterner Poſten und nach vieljähriger Uebung in Staatsgeſchäften, allmählich zu den höhern Stellen hinaufrücken, als bei ſolchen, welche den geiſtlichen Hirtenſtab, oder den Degen, oder den Pflug führen, und nur ganz beiläufig vom Staate Notiz nehmen und nehmen können! Iſt aber zweitens von patriotiſchen Geſinnungen die Rede, ſo könnte nur der Leichtſinn und die Unbeſonnenheit ſelbſt, hier, mit vermeintlich ſatyriſcher Laune, den alten Vers anſtimmen: Weß Brod ich eß, deß Lied ich ſing! Einmal iſt, nach der Religion Chriſti, wie nach der Irreligion des Spinoza, jeder Arbeiter ſeines Lohnes werth; und dann — wie es hierunter in andern Ländern gehalten wird, kümmert mich jetzt nicht — aber in dem Lande, worin ich dieſes ſchreibe, iſt es ſtandhafte Sitte, daß der beſoldete Diener des Königs ſich darum nicht minder für den Diener des Staats anſieht, und als ſolcher denkt und handelt! — Es war ein ſehr würdiger Character, der Freiherr von Strisberg, der George dem Zweiten, an öffent-

licher Tafel, auf die Frage: Wie kommt es, Herr Präſident, daß ich alle meine Prozeſſe bei dem Ober-Appellations-Gerichte verliere? — Die kurze, aber nervöſe Antwort gab: Well Ihro Majeſtät allemal Unrecht haben! — Aber wie, ſind ſolche Charactere etwa blos an eine landſtändiſche Verfaſſung gebunden? Oder haben wir nicht einen Urſinus aufzuweiſen, der ſich der Einführung der Franzöſiſchen Regie nachdrücklich widerſetzte, und darüber nach Spandau wandern mußte? Haben wir nicht einen Miniſter Zedlitz, der ſich durch nichts bewegen ließ, Friedrichs des II. Urtheil in der berühmten Arnolds Mühlen-Sache zu unterſchreiben? Iſt nicht das Kammergericht wegen ſeines graden Rechtsganges beinahe zum Sprichwort geworden? In einem ſolchen Staate — mit einem ſolchen Regenten an der Spitze — kann es wohl Uebel geben, die noch nicht geheilt ſind, aber es künftig ſein werden; auch Uebel, die nie werden geheilt werden, weil ſie überhaupt für die Staatskunſt incurabel ſind; aber unmöglich kann es welche geben, für die eine Abänderung der Staatsverfaſſung das einzige Specificum wäre!

X. Y. Z.

Nachſchrift. Es iſt für einen Schriftſteller keine kleine Freude, wenn er ſein Räſonnement a priori durch Facta beſtätigt ſieht. Auf Gerathewohl ſchlage ich Pachaly über Schleſien nach, und finde darin folgende erbauliche Schilderung, die ich nur auszugsweiſe mittheile: „Sehr oft, zuweilen zweimal im Jahre, verſammleten ſich die Schleſiſchen „Fürſten und Stände. — Die Zuſammenberufung geſchahe „vom Oberlandeshauptmann mit Königlicher Genehmigung. — „Von Seiten des Königs von Böhmen erſchienen Commiſſarien dabei, welche die Anträge machten. — Die Kaiſer

„brauchten manchmal den feinen Kunſtgriff, daß ſie die mäch„tigſten Schleſiſchen Fürſten, von denen ſie am meiſten Wi„derſpruch erwarteten, zu Commiſſarien ernannten, und „dadurch von den Ständiſchen Berathſchlagungen abzogen. — „Der Gegenſtand der Berathſchlagungen war: Unterhandlung „über die Landesherrlichen Abgaben; Vortragung der Landes„beſchwerden an den Kaiſer ꝛc. Der Gang der Geſchäfte „war folgender: Die Kaiſerlichen Commiſſarien ſtellten das „Bedürfniß ihres Herrn, meiſtentheils Gefahr vom Erb„feinde der Chriſtenheit, vor, und forderten Steuern und „Abgaben. Die Stände beriefen ſich dagegen auf ihre noto„riſche Armuth, ſchlechte Zeiten, erboten ſich aber doch aus „Reſpect und in Betracht der dringenden Nothdurft zu ei„nem Theil der verlangten Beiſteuer, wogegen ſie die Beſtä„tigung der Privilegien und Abſtellung der Landesbe„ſchwerden begehrten. Nun wurde gehandelt; wenn man „ſich über die Summe vereinigt hatte, ſo bedankten ſich die „Commiſſarien — wenn nehmlich die Stände ſehr freigebig „geweſen waren — für ihre Bereitwilligkeit, verſprachen des „Kaiſers Gnade, Beſtätigung der Privilegien ꝛc. in allge„meinen Ausdrücken, und ertheilten einen Revers, daß dieſe „Bewilligung den Ständiſchen Vorrechten nicht nachthei„lig ſein ſollte. Die beſondre Vertheilung und Einhebung „der Abgaben war ſodann der Stände Sache. — Allein „nicht der ganze Betrag der Abgaben kam in die Kaiſerli„chen Caſſen; manches blieb in den Händen der Einneh„mer. So hatten zum Beiſpiel die verſchwenderiſchen Her„zoge zu Lignitz, Friedrich der dritte und Heinrich der eilfte, „eine beträchtliche Summe der von ihrem Lande eingehobenen „Kaiſerlichen Steuern in ihren Nutzen verwendet. Viel

„Contribuenten zahlten auch gar nichts, und auf jedem „Fürſtentage hat der Kaiſer die Reſtantianer zu ihrer Schul„digkeit anzuhalten; die Stände verſprachen es auch zu thun, „allein ſie erfülleten ihre Verbindlichkeit ſo wenig in ihrem „ganzen Umfange, als der Kaiſer die Seinige, den Beſchwer„den abzuhelfen — und alles gieng ſeinen gewöhnlichen „Gang fort."

Man vergleiche nun einmal mit dieſem damaligen Zuſtande Schleſiens den gegenwärtigen, unter ſeinem alleinigen dirigirenden Miniſter, dem Grafen von Hoym!

III.

Diomed, oder der Religionseifer.

(Aus Bako über die Weisheit der Alten.)

Die Blüthe des höchſten Ruhms zierte den Diomed. Er war der Liebling der Pallas, und dieſe reizte ihn an, die Göttin der Liebe durchaus nicht zu ſchonen, wenn er in der Schlacht auf ſie treffen würde. Raſcher als es ihm ziemte, willigte Diomed ein, und verwegen führte er es aus, indem er die rechte Hand der Venus verwundete. Eine zeitlang blieb dieſer Frevel ungerächet, und der Ruhm ſeiner Thaten begleitete den Helden in das Vaterland. Hier vertrieben ihn häusliche Unfälle, er floh nach Italien, wo es ihm anfangs ſehr wohl ging, denn er genoß das Gaſtrecht des Königs Daunus, der ihn reichlich beſchenkte und ihm ſogar viele Ehrendenkmäler aufrichten ließ. Aber bei der erſten Landplage die das Volk traf, das ihn unter ſich aufgenommen hatte, fiel dem König der Gedanke aufs Gewiſſen: er habe einem Ruchloſen, einem den Göttern verhaßten die Zuflucht bei ſich vergönnt, einem Manne, der die Göttin mit dem Schwerdte bekämpft und verletzt hatte, welche nun anzutaſten ſchon Frevel war.

Damit er alſo das büßende Land befreiete, beleidigte er die Rechte der Gaſtfreundſchaft; das Geſetz der Religion dünkte ihm ältere Anſprüche auf Gehorſam zu haben, er brachte den Diomed plötzlich ums Leben, und ließ alle ihm

zur Ehre und zum Andenken errichteten Statüen umſtürzen und vernichten.

Es war ſogar gefährlich, eine Theilnahme an dieſem harten Falle zu bezeigen, denn die Gefährten des Helden büßten ihre lauten Trauerklagen mit einer Verwandlung. Man ſahe ſie zu einer Gattung von Schwänen werden, die bei ihrem eignen Tode liebliche Klagtöne hören laſſen. —

Der Gegenſtand dieſer Fabel hat etwas ſeltenes, und iſt faſt einzig in ſeiner Art. Denn man findet keine Spur in den Fabeln der Alten, daß außer dem Diomed irgend ein Heros einen von den Gottheiten mit dem Schwerdte verletzt habe. So viel iſt gewiß, dieſe Dichtung ſtellt uns das Bild und das Schickſal eines Menſchen dar, der es ſich zum feſten Ziel ſeiner Handlungen macht, irgend eine Art von Gottesdienſt, oder Religionsſecte, (ſei ſie ſo bodenlos und nichtig in ſich, als ſie wolle,) mit Gewalt und Waffen zu bekämpfen. Zwar waren den Alten die blutigen Religionsſtreitigkeiten unbekannt, weil die heidniſchen Götter von Eiferſucht frei waren; aber die Weisheit des grauen Alterthums ſah weiter, und das, was ihnen die Erfahrung ihrer Zeit nicht kennen lernte, erblickten ſie mit ihrem Scharfſinn und ſtellten es bildlich hin.

Wer alſo irgend eine, auch die verderbteſte Religionsſekte, (wie denn unter dem Bilde der Venus eine ſchändliche verſtanden wird,) nicht etwa durch die Macht der Vernunft und der Kenntniß, nicht etwa durch Unſträflichkeit des Wandels und den Einfluß der Beiſpiele zu beſſern oder zu überzeugen ſtrebt; wer vielmehr mit Schwerdt und Flammen und mit den gewaltſamſten Strafen auf ihre Ausrottung losgeht; der kann vielleicht der Pallas ſelbſt die Entzündung ſeines Eifers

beimeſſen, das heißt, eine ſtrenge Beurtheilung und eine ſcharfe Einſicht, vor der die Nichtigkeit dieſer Irrthümer in ihrer ganzen Blöße erſcheint, können zum Haß des verkehrten Weſens und zu einem gutgemeinten Eifer anſpornen. Ja, dieſer Eifer bringt ihnen für eine zeitlang einen lauten Ruhm, und der große Haufen, (der für keine Mäßigung Sinn hat,) preiſt ſie mit knechtiſcher Verehrung als die einzigen Rächer der Wahrheit und der Religion, während er Andersgeſinnte für lau und zaghaft anſieht. Allein ſelten iſt dieſer Ruf und dieſes Glück von Dauer, und wer nicht durch einen frühern Tod dem Unbeſtand der Dinge entgeht, der wird oft die Erfahrung machen, daß faſt jeder Art von Gewaltthätigkeit üble Folgen nacheilen.

Können ſich nicht alle Verhältniſſe ſo umändern, daß jene geächtete und niedergetretene Secte die Oberhand gewinnt? Wie wird dann der Feuereifer jener Männer verdammt, wie wird ſogar ihr Name ein Gegenſtand des Haſſes werden? Wie wird ihre vormalige Ehre mit Schimpf ein Ende nehmen. — Daß in der Fabel Diomed durch die Hand ſeines Gaſtfreundes ſtirbt, will ſo viel ſagen, daß Religionszwiespalt auch die engſten Verbindungen durch Fallſtricke und Meuterei entzweiet. Jene Wehklage und die nicht geduldete, ſondern ſogar gebüßte Trauer der Gefährden Diomeds ſoll uns die Erinnerung ans Herz legen, daß faſt kein einziges Verbrechen den Verbrecher des Anſpruchs auf das ſo menſchliche Gefühl des Erbarmens verluſtig mache, und daß neben dem Haß der Unthat das Mitleid mit dem Leiden des Schuldigen ſehr gut beſtehen könne; daß es aber das höchſte der Uebel ſei, wenn man die wechſelſeitigen Aeußerungen des

Mitleids *) verbieten will. Aber leider iſt menſchliches Gefühl bei Gegenſtänden der Religion und der Gottloſigkeit einem ſtrengen Tadel und ſogar dem Verdachte ausgeſetzt. Doch dafür ſind auch die Klagen der Anhänger einer Secte oder Meinung oft von großem Nachdruck und Wohlklang, gleich jenen der Schwäne oder Vögel Diomeds. Auch dieſer Theil der Allegorie hat etwas Edles und Ausgezeichnetes. Daß nemlich die Stimmen derjenigen, welche unter dem Vorwande der Religion getödet werden, in der Todesſtunde durch ihren Schwanengeſang eine wunderbare Gewalt über das menſchliche Gemüth gewinnen, und daß ſie noch nach langen Zeiten in Aller Andenken bleiben und ein lebhaftes Mitgefühl in uns rege machen.

C. W. Ackermann.

*) Nach dem kräftigen Ausdruck im Original: commercia miſericordiae.

IV.

Letzte Scenen aus Leonidas Leben.

Vom verſtorbenen Herrn Carl Rechlin.

Die Schlacht bei Marathon war geſchlagen, wo hunderttauſend Perſer der Tapferkeit von zehntauſend heldenmüthigen Griechen erliegen mußten. Betäubt von Angſt und Verwirrung und beflügelt von den Schrecken einer ſklaviſchen Furcht flohen die Perſer zu ihren Schiffen zurück, die ihrer am Ufer warteten. Griechenlands Hohn und die Verachtung der Nachwelt nahmen ſie mit ſich. Siegprangend kehrten Athens Helden zurück. Frohlockender Jubel und laute Danklieder ſtrömten ihnen entgegen.

Nun glaubte Athen ſich beruhigt, wenigſtens überließ das Volk ſich dieſem ſüßen Traume. Jedoch das geſchärfte Auge eines Themiſtocles und Ariſtides ſah unter dem Friedensgewande ſeines geſchwächten Feindes den gezückten Dolch des Krieges langſam hervorgehn. Schon frühe ſuchten daher die Väter Athens ſich und Griechenland vor dieſem aufſteigenden Gewitter zu ſichern. Es wurden Krieger angenommen, die Vornehmſten Griechenlands beim Iſthmus zuſammenberufen, und dort der allgemeine Bund beſchworen, ſich gemeinſchaftlich dem hereinbrechenden Strome des Krieges entgegen zu dämmen. Eine große heldenmüthige Entſchließung! Griechenland war bisher durch innere Befehdungen beunruhigt geworden. Dieſer Bund brachte der Ruhe heitern Himmel

wieder. Aber, ach! warum war hier nicht Wort That, und Entſchluß Vollendung.

Die Schrecken des Krieges dämmerten immer näher. Das perſiſche Heer, unter des Königs eigener Anführung, landete. Theſſalien empfand zuerſt die Bedrückungen eines ſo mächtigen Feindes. Flügelſchnell eilten ſeine Geſandten durch die Länder der verbundeten Städte, flehten um Beſchleunigung ihrer Zurüſtungen, und um baldige Hülfe. Umſonſt! Allenthalben kam man ihnen mit bedaurendem Achſelzucken entgegen, und wies ſie durch die Kunſtgriffe einer erfindungsreichen Furchtſamkeit auf die nächſten Nachbarn. Nur Athen und Sparta blieb ſeinen Schwüren treu. Zehntauſend Mann unter Themiſtocles und Eveneius Anführung wurden eingeſchifft. Sie kamen — ſahn. Allein, was hätte dieſe kleine Anzahl gegen ein ſo ungeheures Heer vermogt, in einem Lande vermogt, das ſo flach, wie Theſſalien war, wo nicht Kriegesliſt, ſondern blos Ueberlegenheit an Volksmacht entſcheiden konnte! Man wußte ferner, daß ſelbſt theſſaliſche Fürſten in geheimen Unterhandlungen mit dem Feinde ſtänden, und Alexander von Macedonien viele Plätze dieſes Landes in ſeiner Gewalt hatte. Hier wäre Muth Raſerei und Tapferkeit Unſinn geweſen. Man mußte alſo bei dem beſten Willen, ſo ſehr auch die ſpartaniſche Jugend nach Thaten dürſtete, zurücke kehren.

Jedoch ward bei der nächſten Nationalverſammlung beſchloſſen, die engen Päſſe Thermoppiä zu vertheidigen. Man kannte die Gefahren dieſes Unternehmens, und ſo ſehr auch Eifer für den Schwur der Treue in manchem glühte, ſo wagte doch keiner, ſich zuerſt anzubieten. Scheuverwandt blickte jeder auf den nächſten, der bei ihm ſaß, und wenn

ſich ihre Blicke zufällig begegneten, ſo ſchnellten ſie ängſtlich zurück wie Pfeile, die ſich Spitze an Spitze trafen. Da trat Leonidas auf, der König von Sparta; mit ihm hob ſich jeder hingeheftete Blick in der Verſammlung.

„Warum, ſprach er, dieſe ernſte Stille, ihr Griechen! „Iſt es reifere Ueberlegung, oder — was ich nicht denken „mag — Furcht vor den Barbaren, die eure Blicke niederſenkt? — Gleich viel! Ich übernehme die Anführung. „Dreihundert Sparter ſollen meine Begleiter ſein.“

Dieſe Worte, der Schimpf der Feigheit, vielleicht auch der Aerger, ſich ſtets von einem Sparter übertroffen zu ſehen, machten, daß bei den übrigen die ängſtlichen Schlüſſe niedergeriſſen wurden, die eine vielleicht uneingeſtandene Furchtſamkeit ſie zu machen gelehrt hatte. Die Athener, Thespier und Thebaner traten auf, und verſprachen durch ihre Beihülfe ſein kleines Heer zu verſtärken, ſo daß die Anzahl von dreihundert zu der Höhe von ſechstauſend hinaufſtieg.

Leonidas war einer der größten Männer Griechenlands. Seine Tugend, ſeine Mäßigung erwarben ihm die Liebe ſeines Volkes; und dieſe den Thron. Seine Tapferkeit war der Inhalt ihrer Siegeshymnen geworden. Scharfen, durchdringenden Blickes ſah er oft die Erfolge wichtiger Unternehmungen vorher. Seine Erfahrung, ſein enger Beobachtungsgeiſt machten es ihm möglich, dort anzuknüpfen, wo die Gegenwart aufhörte, und nur ſelten wurden ſeine Vermuthungen durch die Erfolge widerlegt. Auch bei dieſem Unternehmen kannte Leonidas die Unüberſteiglichkeit der Hinderniſſe beſſer, als jeder andere, den die Furcht in der Verſammlung ſtumm gemacht hatte. — Dies erhellet aus einem Geſpräche mit ſei-

nem Freund Eudamidas, welches beim Auseinandergehn der Verſammlung vorfiel.

Leonidas. Eudamidas.

Eudam. Leonidas, billigt dein Verſtand wirklich, was dein Herz dich heute reden hies? Bedachteſt du —?

Leon. Daß es groß und göttlich ſei, der Retter ſeines Volks zu ſein? — Verkenne mich nicht! — Es nenne der Neid meine That, wie er wolle. Genug mein Herz nennt ſie groß.

Eudam. Auch dann noch, wenn ich zwei geliebte Namen in deiner Seele wecke: Ehegatte und Vater?!

Leon. Die Frage verräth den Athener. Der Name Sparta wiegt ſie beide über.

(Nach einigem Stillſchweigen.)

Laß uns reden, wie Mann zu Mann. Als Athen jüngſt um unſre Hülfe bat, da das perſiſche Heer ihre Gränzen überſchwemmte, was antworteten wir unſern Freunden, unſern Bundesgenoſſen?

Eudam. Wir wollen Hülfe ſenden.

Leon. Hielten wir das?

Eudam. Nach fünf Tagen ging ja unſer Heer ab.

Leon. Nach fünf Tagen?! — und ſie von allen verlaſſen, Eretria in Feindes Hand, ihre Gegenden —

Eudam. Waren's nicht noch fünf Tage bis zum Vollmonde? Und kennt Griechenland dies Geſetz Lacedämons nicht?

Leon. Es war nicht das! — Vergeßne Geſetze wurden hervorgegraben, um nur unſre Unentſchloſſenheit zu decken.

Wie wir bei Marathon ankamen, war ſchon alles mit Leichnamen beſäet. Unſre Jünglinge bebten vor Muth und Aerger, mochten nicht hinblicken auf die Stätte der Erſchlagenen. Naſeweiſe Knaben brachten ihnen ihre Siegestropäen, erzählten ihre Thaten und fragten ſpöttelnd: zeigt uns doch eure Wunden, Sparter! Iſt der Vollmond vorüber? — Wie da unſre Jünglinge ihre Erbitterung unter der Larve der Verachtung bergen mußten? O, Eudamidas! dieß hören und ein Sparter ſein, iſt mehr als ſiebenfacher Tod! da ſchwur ich es mir, und meinen thatenglühenden Kriegern, zu tilgen dieſe Schmach, hinwegzuwiſchen mit ſchönem, fürs Vaterland entſtrömtem Blute dieſe Schandſtelle aus den Annalen Lacedämons. Sprich, darf ich dieſen Schwur brechen?

Eudam. Bei den Göttern, nein!

Leon. Wohl dann! Ich ziehe hin wider die Barbaren die Tapferkeit meiner Helden, die für Sparta's Ehre ſtreiten, ſoll den gedungenen Muth der perſiſchen Sklaven abkühlen. Xerxes Heer wird gleich beim Eintritt in Griechenland geſchwächt. Noch iſt der Name Marathon mit blutigen Zügen in ihren Herzen eingezeichnet; wir wollen ihn noch tiefer eingraben. Unſer Beiſpiel hebt die Tapferkeit der Verbündeten zur Höhe göttergleicher Thaten.

Eudam. Aber nur dreihundert Sparter?

Leon. Freund, in der Abſicht, warum wir hingehen, iſt ihre Anzahl noch immer viel zu groß.

Eudam. Ha! alſo das iſt es —

Eudamidas wollte weiter reden, als der König ihn ſchnell weggewandten Blickes und mit den Worten verließ: Nichts mehr davon.

Itzt war alles kriegeriſch. Jede Lippe ſprach von Schlachten, jeder Traum war eine Bühne von Sieg und Tod. Mütter, Bräute weinten um den hinwegziehenden Jüngling, Väter, Greiſe erzehlten noch einmal ihrer Jugend große Thaten. Jünglinge glühten von Heldeneifer. Erfahrne Krieger ſahen ſich einander an, und ſchwiegen bedeutungsvoll.

Das Heer war ausgerüſtet. Sparter, Thespier und Thebaner, (die andern verdienen nicht das Gedächtniß der Nachwelt) ſtanden da im blühenden Gefilde unter den Blumen des Frühlings. Hoch und muthig ſchwenkten ſie ihre Spieße. Mütter, Väter ſtanden in einiger Entfernung, als fürchteten ſie ſich näher hinzuzugehen, wieſen dann wol nach dieſem, jenem im Heere; und ließen die Hand ſchnell ſinken, wenn man ſie gewahrte. Schweſtern und Bräute ſchlichen ſich mit forſchenden Blicken um die Krieger herum, den Geliebten auszuſpähen, freuten ſich, wenn ſie ihn entdeckt hatten; und lächelten doch mit thränendem Auge, wenn der junge Krieger ſie anſah.

Leonidas war bei dieſer Scene gegenwärtig. Der Anblick ſo vieler blühenden Jünglinge, — die Abſicht, warum ſie hingingen — das Gefühl des Mannes und Vaters überwältigten ſeine Menſchlichkeit. Sein Herz war zu gepreßt, er wollte Erleichterung.

„Nehmt noch einmal Abſchied, ſprach er, von euren zu„rückbleibenden. Auch ich bin meiner Gorgo dieſe Pflicht „noch ſchuldig.“

Plötzlicher kann das Gefilde der Todten, von der Stimme der Allmacht geweckt, nicht aufrauſchen als itzt Arm in Arm, Buſen an Buſen hinflog. Sprachlos, geängſtigt von der Allgewalt der Empfindungen verſuchte jeder umſonſt zu

reden. Hier ſchmiegte die Geliebte ihre Wangen an den Hals des Jünglings; dort vermiſchten ſich auf dem Antlitze des Gatten die Thränen ſeines Weibes mit den ſeinigen, und rollten vereint auf die mütterliche Erde; dort neigte ſich der braune Krieger herab zu dem Zirkel ſeiner kleinen Knaben, die ihn umringten, hier und dort an der Rüſtung zupften, weil keiner vergeſſen werden wollte, und dann wol in ihrer Unſchuld fragten: hör' Vater, du vergißt uns Kleine doch nicht? — Dort brachte die Mutter den Säugling auf ihren Armen; der Kleine beugte ſich ſcheu zurück vor dem großen Helmbuſche des Vaters, indeß die Mutter mit Thränen im Auge lächelte. Wir überlaſſen Sie ihrem ſtummen Abſchiede, und jetzt

Leonidas Wohnung.

Gorgo, Leonidas Gattinn, ſchwermüthig und ſtumm vor ſich hinſtarrend — Pliſtarch, ihr Sohn, ein holder Knabe, hereintretend.

Pliſt. Liebe, liebe Mutter! Schlage mich nicht. Ich kann nicht dafür. Die Tropfen fließen mir immer aus den Augen. Ich will gerne nicht weinen, und doch kann ich es nicht laſſen.

Gorgo. Guter Pliſtarch!

Pliſt. Bin ich das, bin ich das wieder? O du gute Mutter! Erſt ſchalteſt du mich ſo, daß ich weinte, und ſagteſt, ich wäre kein Sparter. Ich ſollte nie einen Helm und Schild haben, wie ſie der Vater hat. — O, wie mich das kränkte! — Aber, du biſt ja auch ſo traurig, Mutter, deine Augen ſind auch feuchte.

Gorgo. (überraſcht ſchnell ſich faſſend.) Ich ſah dem Heere zu, wie es hier vorbei zog, da wehte ein ſcharfer Wind. —

Plist. Nun Mutter, ſieh, darum thränen mir die Augen auch ſo. Du hatteſt mich ja an der Hand. — Sonſt, wenn du auch geweint hätteſt, liebe Mutter, ich würde es dem Vater nicht wieder geſagt haben.

Gorgo. Guter, herrlicher Knabe!! —

(Leonidas tritt herein. Pliſtarch fliegt auf ihn zu.)

Plist. Der Vater! der Vater! Du bleibſt bei uns? Nicht wahr? O der gute Vater! Siehſt du, das dachte ich gleich, als Eudamidas ſagte, der Vater könne keinen Abſchied nehmen.

Leon. (ſanft ihn von ſich ſchiebend.) Schweig, o ſchweig, Knabe! dein Geſchwätz reißt meine Standhaftigkeit hin. (Mit einem ſeelenvollen Blicke.) Theures Weib!

Gorgo. (ſanft) Leonidas, und du wollteſt einen ſo ernſten Gang — ohne Abſchied? —

Leon. Weib meiner Jugend! Theure Gorgo, wärſt du mir minder werth, und — dann o, dann — Aber itzt! der Name Vaterland gießt feurigen Muth in meinen Buſen, ſpartiſchen, göttlichen Heldenmuth. Doch ein flüchtiger, ſüßer Gedanke an dich und an den Zeugen unſerer erſten Umarmung — und ich bin ſchwach, daß ich meiner mich ſchäme. (Pauſe.) Gorgo, nicht um Abſchied komm ich, nein, um Muth von Dir mitzunehmen.

Gorgo. (nach einiger Faſſung.) Wohl dann, Held eines heldenmüthigen Weibes, komm in meine Arme! Sieh, ich umfaſſe dich! drücke hier vielleicht den letzten, warmen Kuß auf deine warme Lippe und bebe nicht! — Ich ſtand da, ſahs, wie mein eigener Vater ſich ſelbſt den ſchrecklichſten Tod gab —

und bebte nicht — der ruhmvollſten Thaten herrlichſte Beute wartet deiner. Geliebt ſchon vom lallenden Säugling, geſegnet von deinem Weibe und Lacedämon, ziehſt du dahin mit vollem, großen Herzen zu unternehmen, für dein Vaterland, was Helden verſtummen machte. Zeuch dahin! Kömmſt du als Sieger zurück, ſo ſollen Thränen deiner ſtolzen Gattinn in deine Wunden hinabfließen, und der Tag ein Jubelfeſt der Nation ſeyn. Stirbſt du den ſchönen Tod fürs Vaterland, giebſt Griechenland Ruh und Friede wieder, o dann bleibt ewig dein Bild in meinem Buſen. Die geſunkene Pflicht der Gattinn ſoll die Zärtlichkeit der Mutter erhöhen. Dein Name wird des Jünglings Seele zu großen Thaten voranleuchten. — Leonidas Tod und Griechenlands Freiheit wird die Ewigkeit nicht können von einander reißen. Heil dem Weibe, wird die Nachwelt rufen, das ihn in ihre Umarmungen ſchließen durfte; dreimal Heil dem Volke, unter dem er lebte. Zeuch hin, Sohn des großen Anexandrides, ſieh dein ſtolzes Weib kränzt deinen Helm, wie am Tage des Brautfeſtes!

(Sie legt um ſeinen Helm einen Kranz von Blumen.)

Leon. (im ſüßeſten Affecte.) Gorgo! Heldinn! himmliſches Weib! O das Schickſal verſchwendete ſeine ganze Fülle an mir. Es gab mir Sparta zum Vaterlande, dich zur Gattinn, die Liebe meiner Unterthanen zum Krönungsgeſchenke!

Pliſt. (der bisher am Schwerdte des Vaters ſpielte.) Lieber Vater, mir gab das Glück doch noch weit mehr.

Leon. Dir, kleiner Thor?

Pliſt. (Im ſüßeſten Schmeicheltone ſich an den Vater ſchmiegend.) Dich zum Vater!

Leon. Schmeichler! Komm auf meine Arme! (Er thut es: der kleine ſchlingt ſeine Händchen um den Hals des Vaters.) Hol⸗der, ſüßer Knabe, wachſe auf ſtark an Geiſt und Körper, wür⸗dig deiner Ahnen! Sei einſt der Stolz Lacedämons, wie itzt deiner Geſpielen! Gehorche deiner Mutter! und liebe deinen Vater, wenn vielleicht ſein Arm für deine kindlichen Liebko⸗ſungen ſchon erſtarrt iſt. Und itzt, lebt wohl! Ich muß fort! (Er umarmt ſeine Gattinn.) Werde die Gattinn eines tapfern Mannes! Und gieb ihm der tapferen Kinder viele! Leb wohl Pliſtarch! Vergeßt meiner nicht!

Gorgo.
Pliſt. } (ihm nachſtürzend.) Unſre Seelen nimmſt du mit dir.

Leonidas erſchien wieder auf dem Wahlplatze: und jeder Krieger wich ehrerbietig in ſeine Glieder zurück, „Heil unſerm „gütigen Beherrſcher!“ erhub ſich eine Stimme im Volke, „Heil dem großen Leonidas!“ tönte jede Lippe wieder.

Itzt erhub ſich das Heer. Jede Bruſt fing an ſtärker zu ſchlagen, jedes Auge ſtarrte angeſtrengter auf die fortziehenden, gleichſam um ſich für jahrlange Zeit zu ſättigen. Eine feyer⸗liche Stille lag auf alle. Die Jüngeren begleiteten das Heer eine Strecke, kamen dann zu den Alten zurück, die hinten nachſtarrten und ſagten: Nun ſind ſie fort! —

Nach einigen Tagen war das Heer bei den engen Päſſen von Thermopylä. Schroffe Felſen heben ſich hier zu beiden Seiten. Auf der einen Seite wird dieſer enge Paß von ei⸗nem Meerbuſen, auf der andern von einer langgeſtreckten Bergkette zuſammen gedrängt. Das Gebirge an der Meeres⸗ſeite iſt unerſteiglich, ein ewiger Wall vor Feindesmacht und

Meeres-wuth. Die entgegengeſetzte Bergreihe hebt ſich hoch zu den Wolken, gleichſam, um über das Parallelgebirge wegſehn, und auch den Anblick des Meeres haben zu können. An einigen Stellen nähern ſich die Bergreihen ſo ſehr, daß die überhangenden Eichen mit ihren Wipfel in einander rauſchen.

Lager.

König, Eudamidas, Eurykrat, Kritias Anführer der Athener, Megiſtias ein Seher, Feldherrn.

König. Willkommen meine Freunde! Wie gefällt euch der Ort?

Krit. Angenehm genug! — Wäre unſer Poſten ſo ſicher, als er itzt gefährlich iſt, es müſte hier ein andres Tempe ſeyn.

König. (bedeutend.) Iſt Furcht vor möglichen Gefahren Heldenmuth?

Krit. Und doch könnte gänzliches Nichtachtenwollen Furcht oder Tollkühnheit heißen.

Leon. Schöne Wendung! Sie decket den Feigen und nennt ihn weiſe.

(Pauſe, wo Kritias verwirrt da ſteht. Der Seher tritt ehrerbietig vor.)

Meg. Beherrſcher, ſoll ich die Opferthiere ſchlachten, und den Schluß des Ewigen aus ihnen erſehen?

Leon. Thue es! (Megiſtias ab.)

Krit. (verlegen.) Verzeih, König der tapferen Spartaner, wenn vielleicht mein Verſtand, der gerne die Dinge von mehreren Seiten betrachtet, einiges falſches Licht auf

Digitized by Google

meinen Character fallen ließ. Du hältſt uns Athener für muthlos?

Leon Euch Athener nicht: denn ich denk' an Marathon.

Krit. Vortrefflicher Leonidas, du hältſt mir und meinem Volke die ſchönſte Lobrede. Es war ein heißer Tag! die Barbaren fielen vor unſern Schwerdtern, wie die wehrloſen Aehren unter der Hand des Schnitters.

König. Dieß Bild ſchändet dein Volk.

Eurpk. Nein, ſie ſanken unter unſren Armen, wie der nemeiſche Löwe gewürgt von Alkmenens großen Sohne.

Krit. (der ſich wieder kaum zu helfen weiß.) Lieber König, wir Athener wägen unſre Worte nicht ſo genau, als die aenigmatiſchen Sparter. In der That, ſie ſtrömten auf uns zu, gleich der blitzgetroffenen Waldung, die hellbrennend vom abhangenden Gebirge ins Thal ſtürzt. — Ihre Pfeile — ha, König, du haſt noch nicht mit Perſern gefochten, eine einzige Abdrückung ihrer Pfeile wird uns die Sonne verdunkeln.

König. Wir fechten dann im Schatten.

Krit. In der That, Beherrſcher, ich freue mich über deine heitre Laune.

König. Haſt du ſchon Gelegenheit gehabt, Vergleiche unter meinen Launen anzuſtellen? (Ein Bote ſtürzt eilends herein.) Beherrſcher Lacedämons, verzeih meiner Eilfertigkeit. Wir ſehen von der Warte des Gebirges die Perſer immer näher gegen die Päſſe anrücken.

König. So kommen wir ihnen ja mit guter Gelegenheit näher.

Krit. Erlaube dann König, daß ich meine Krieger waffne.

König. Immerhin! — Ihr, meine Sparter, braucht nicht zu eilen. (Auf ein Zeichen des Königs entfernen ſich alle, bis auf

Eudamidas.) Ich bin froh, daß ich wieder mit dir allein bin. Ueber den feigen Kritias!

Eud. Wahrlich, ein Ideal der Furchtſamkeit. Alles bietet er auf, um nicht der zu ſcheinen, der er iſt; borgt die Thaten anderer, um ſeine Schwäche damit zu decken. Und doch ſtraft ſein feiges Herz alle Augenblicke ſeine Zunge Lügen.

Man urtheile ſelbſt, was Leonidas empfinden mußte, da er ſolcher Kritiaſſe bei Hunderten im Heere zählen konnte. Doch er blieb ſich gleich, war ſtandhaft und ruhig. Er ſtand vor dem Eingange der Päſſe am vortheilhafteſten Orte und hörte gelaſſen die Nachrichten vom Heranrücken des Perſerheeres.

Xerxes war entweder zu gefühlvoll oder zu ehrgeizig, ſein ungeheures Heer der kleinen Anzahl Griechen entgegen zu ſtellen. Er hörte, was er bisher für bloßes Spiegelgefecht gehalten hatte, daß die Griechen wirklich entſchloſſen wären, zu ſiegen oder zu ſterben. Da ſchrieb er folgendes an Leonidas:

„Der König Xerxes dem Beherrſcher von Sparta
„Glück und Heil!

„Deine Tapferkeit, die längſt bis zu unſern Ohren gedrungen iſt, wird es dir diesmal gewiß verbieten, dein Heer „mit dem meinigen zu meſſen. Die Anzahl deiner Krieger „wäre nur ein kleiner Maaßſtab, wenn ich ihn auf meine „Völker anwenden wollte. Dieß wird es dir alſo zur Pflicht „machen, dein Heer zurückzuziehen. Der Weiſere wird dennoch deinen Heldenmuth loben und deine Klugheit ſchätzen „müſſen. Sollteſt du gar, was ich ſehr wünſche, meinem „Heere durch deine Perſon die größte Vollkommenheit geben

„wollen; ſo komme bald, und nimm dafür ſchon im voraus „ganz Griechenland zum Geſchenke! Gehab dich wohl.

Nachdem Leonidas den Brief in der Verſammlung vorgeleſen hatte, fragte er:

Was iſt eure Meinung Griechen?

Sparter. Daß wir mit vollem Heere die Antwort ihm bringen.

Eudam. Und es ihm abgewöhnen, Geſchenke zu machen, die ihm die kühnſte Hoffnung nicht zugeſteht.

Krit. Bei den Göttern, groß und edel geſprochen! Jedoch das Gewicht von Xerxes Gründen iſt —

Eud. (einfallend.) Ueberwiegend glaubſt du? Freilich, wenn Feigheit mit auf ihrer Schale liegt.

Krit. Ha, bei den Göttern! — Nur die Freundſchaft des großen Leonidas kann dich retten, ſonſt —

Eud. Sonſt nichts? O dein eigener Muth iſt mein Beſchützer.

Leon. Schweigt Zänker! — Und du, Eurykrat!

Eur. Man müßte die Archonten oder Eforen um ihre Meinung fragen.

Argeus. Oder den Gott zu Delphi.

Leonidas wandte ſich ſchnell zu ſeinem Zelte und ſagte: Wohl, ſo kenn' ich doch einmal meine Leute; entfernte ſich dann, kam wieder und hatte folgende Antwort für den König der Perſer:

„Genügſamkeit begehrt nur das, was ſie beſitzet.
„Du kennſt ſie nicht, ſonſt wärſt du kein Eroberer.
„Ich will lieber für mein Vaterland fechten, als ein
„Bubenſtück begehen.

Dieſe Antwort entflammte den ſtolzen Perſer. „Wohl „ſprach er, tollkühner Sparter, meine Güte ſoll ſich in „Grauſamkeit wandeln. Furchtbar ſei die Rache meines ge„kränkten Edelmuthes! Schrecklich ſollet ihr fallen! Mit „Hohngelächter werde euer Vaterland verheeret, daß es euch „ob eurer ſinnloſen Tollkühnheit unter den Todten noch fluche."

Er befahl den Medern, die den Vortrab ausmachten, vorwärts zu rücken. Mit der Wuth gereizter Tiger rannten ſie auf ihre Feinde los. Leonidas hatte ſein Heer in die ſchmalſten Gegenden der Päſſe hingeſtellt, da wo ſelbſt wenige gegen viele viel vermogten. Die Schlacht begann. Muthig ſchleuderten die Griechen ihre Spieße, und zogen die ſieggewohnten Schwerdter blutgeröthet aus den Wunden ihrer Feinde zurück. Wehgeheul der Sterbenden und ächzendes Wimmern der Verwundeten tönten in den Felſen wieder. Die Meder wichen. Schmach, Erbitterung, Wuth trieb ſie dreimal vorwärts und dreimal wurden ſie geſchlagen. In dieſer ängſtlichen Verwirrung rückte Xerxes mit einem friſchen Falanx perſiſcher Fußvölker an. Ohngeachtet die Griechen ſchon ermattet, die Perſer noch ungeſchwächt, jener nur Tauſend und dieſer eine Million waren, ſo gab doch der Triumpf des Sieges den Griechen Jünglingsmuth und Heldeneifer genug, um auch dieſe Verſtärkung in die Flucht zu ſchlagen. Leonidas war die Seele aller dieſer Heldenthaten, und jeder geizte nach dem Ruhme ſeiner werth zu ſeyn.

Verwirrt von nagender Schaam und Erbitterung kehrten die Perſer, im lauten Siegesjubel die Griechen in ihr Lager zurück Xerxes wußte nicht, ob er ſeinen unerſetzlichen Verluſt unter der Miene der Gleichgültigkeit oder der Gewißheit eines

künftigen Sieges verbergen ſollte. Denn wirklich gekränkt zu ſcheinen, verbot ihm ſeine Staatsklugheit. In der That fing Xerxes an, für ſein Heer zu zagen. Die Menge der Erſchlagenen hatte den ohnehin ſchmalen Weg noch mehr beengt, ſo daß ſeine Krieger, die nicht gewohnt waren, an einem ſo mißlichen Orte zu fechten, den gewandtern Spartanern bei einer neuen Schlacht durchaus erliegen mußten. Doch eine ſogenannte Kriegsliſt, die freilich nach der einmaligen Verfaſſung ihre Schande verlohren hat, weil tückiſche Liſt ſchon lange, an die Stelle der offenen geraden Tapferkeit getreten iſt — eine Kriegsliſt war es, die dem verzagten Perſer aus ſeiner Verwirrung und Rathloſigkeit heraushalf.

Epialtes, ein Trachiner, erbot ſich, dem Heere einen Weg um den Berg zu zeigen, durch welchen ſie den Griechen in Rücken fallen konnten. Den ſchlauen Krieger anhören, und ihm ein Heer übergeben, war die Sache des nämlichen Augenblicks. Wir verlaſſen ſie und kehren zu Leonidas Lager zurück.

Stille, harmloſe Ruhe, die ſanften Nachgefühle eines ſo ruhmvollen Sieges, hatten ſich hier über die Seelen der Helden ausgegoſſen. Nur hier und dort floß eine menſchliche Zähre dem verlohrnen Bruder, den entweder Harmonie der Empfindungen oder die Natur an den zurückgebliebenen geknüpft hatte.

Ein Gedanke, der im Getümmel des Krieges ruhig ſchlummerte, erwachte itzt in voller Kraft und trübte die Heiterkeit der Krieger. Megiſtias, der Seher, wollte, wie wir wiſſen, die Götter um ihre Entſcheidung fragen und noch hatte er keine Antwort gegeben. Leonidas ließ ihn fragen.

Königs-

Königszelt.

Leonidas. Feldherrn. Megiſtias.

Leon. Seher der Götter! Was künden die Ausſprüche der Gottheit?

Meg. Verzeih' mir, Beherrſcher! Gefürchtetes Uebel ſchlägt den Muth nieder, unvermeidbares würgt ihn. Dort iſt mögliche Rettung, hier keine.

Leon. Sonſt deuten Prieſter die Orakel der Götter; und du giebſt welche.

Meg. O König, du verſtündeſt mich wirklich nicht? (Er tritt mitten unter die Feldherren, reißt ſeine Prieſterbinde ab. — Dann feyerlich und ernſthaft.) Wißt dann, Griechen, die Götter drohen euch insgeſammt den Tod!!!

(Alle, wie angedonnert, außer Leon)

Leon. (Nach einer Pauſe.) Wie? Ihr ſtaunt? War euch der Gedanke ſo ganz entlegen? — Wie, wenn ich nur durch Megiſtias euren Muth hätte erproben wollen? (Indem ſich wieder hier und dort frohe Mienen auf den Geſichtern hinzeichnen.) Doch nein! Weg mit dieſen glühenden Mienen der Freude. Sie ſind Lächeln der Fieberangſt.

Eudam. (eintretend.) Argeus, der Thebaner Anführer, hat den Gott zu Delphi um den Ausgang dieſes Feldzugs befragen laſſen. Hier iſt er ſelbſt. —

Leon. Was iſt des Gottes Antwort?

Argeus. Biſt du Mann und Held genug, mich anzuhören?

Leon. Ich bin ein Sparter!

Arg. Dann rede ich. So kündete Latona's großer Sohn:

Wuth der Perſer, o Sparta wird deine Reiſigen morden;
und ihr blinkender Stahl den Kern der Jünglinge freſſen.
Sinke blutig, o König, aus Herkules Heldengeblüte,
dann ſchmückt wieder die Palme des Friedens die Schläfe
von Hellas!

Megiſt. Beſchloſſen alſo der Tod! Doch wohl euch, ihr Helden, ihr ſinkt für euer Vaterland! O könnt' ich auch den ſchönen Tod erringen! Wenigſtens will ich an eurer Seite ſterben!

Bote. (eilig hereinſtürzend.) Wehe uns, Beherrſcher! die Meder über die Gebirge daher, um uns in den Rücken zu fallen. Keine Rettung iſt für uns übrig, als die Flucht.

(Ernſte Stille: dann)

Leon. Sterben alſo oder fliehen! — Was wählt ihr, Sparter?

Spart. An deiner Seite fürs Vaterland kämpfen und ſterben!

Die übrigen Völkerſchaften ſchwiegen; Ueberraſchung, Schrecken, Angſt waren auf ihren Stirnen lesbar hingezeichnet. Leonidas, nicht minder groß in des Friedens mildem Schatten als im Donnerſturme des Krieges, blieb auch hier Menſch und Held. Er trat hin unter die verſammelte Menge, lobte den bisherigen Gehorſam ſeiner Verbündeten und vergönnte ihnen zurückzukehren.

Keine Worte waren wol je aus Leonidas Munde unerwarteter, keine mit willigerem Herzen befolgt, als dieſe.

Itzt rückte die ernſte, feierliche Stunde immer näher, die Griechenlands Dichter in Hymnen feierten, und die der Nachwelt Sänger im hohen Flügelliede verkündeten.

Alles Geräuſch hatte ſich rings auf dem Felde verloh-ren. — Ernſte Stille ruhte auf Sparta's unſterblichen Hel-den. Forſchend irrte Leonidas Auge unter ſeinen Männern umher.

„Und ihr wollt mir folgen, Sparter?

„Dir folgen in den Tod! riefen alle.

Indem er ſo umherſah, gewahrte er einige Jünglinge in der Morgenröthe der Jugend. Auch ſie, hinweggeſchieden, vielleicht aus den Armen liebender Eltern, oder eines holden Mädchens, auch ſie dem gewiſſen Tode opfern — das über-wältigte den Edelſinn des Helden. Er rief einen nach dem andern zu ſich.

„Jüngling! du mußt eilends nach Sparta! Ich habe Aufträge an die Eforen.“

„Beherrſcher! ich kam, dir als Krieger, nicht als Bote „zu dienen,“ erwiederte der blühende Held, und wich ehrerbietig in ſeine Schranken zurück.

Einen andern rief Leonidas: „Junger Krieger, ich habe „einen Brief an meine Gorgo. Er meldet ihr unſre Schlacht.“

„Erſt fechten, erwiederte der Jüngling, dann überbring' „ich deinen Brief.“

Wohlan, rief Leonidas, kämpft dann, ihr heldenmüthigen Krieger! Griechenlands thränenvoller Dank wartet eurer in Elyſiums Gefilden.

Todesſtille verbreitete ſich aufs neue über die Krieger. Jedes Auge, jedes Ohr lauſchte auf des Feindes Herannahen. In jedem Aufrauſchen der Bergwaldung glaubten ſie der Meder Waffengetös zu hören. Jede Bruſt ſchlug vor Er-wartung.

„Auf Sparta's Schlachtenſöhne! Laßt uns der Waldung „ſchönſte Blumen brechen, und ſie um unſre Schläfe ſchmie„gen. Wir gehn zur großen Opferung!“

Alle kränzten ihre Helme.

Plötzlich ſah man ferne eine dichte Staubwolke aufſteigen; da ſind ſie! ſchallte es durch die ſchweigende Gegend!

Leonidas ſah die Gefahr und lächelte ruhig. Seine Männer, die bei ihm bisher auf dem Raſen ſaßen, ſprangen auf.

Noch einmal fragte Leonidas: „Alle wollt ihr mit mir „ſterben?“

Alle! — tönte es ſo laut entgegen, daß der Wiederhall antwortete.

Die Perſer rückten immer näher gegen die Felſen.

Da hob Leonidas ſein Schwerdt mit beiden Händen empor:

„Ich weihe dieſe Felſen zu unſerm Grabmal und dieſes „Schwerdt für Griechenlands Freiheit! Lebt wohl, meine lö„wenmüthigen Krieger! An Lethe's Ufern ſehen wir uns alle „wieder.“

Laut begann er itzt das paſtoriſche Lied. Seine Männer ſangen mit, daß die Felſen erbebten.

Als das Lied geendet war, rückten die Sparter feyerlich langſam aus den Felſen hervor. Leonidas ſtellte ſie in die vortheilhafteſte Ordnung, am bequemſten Platze.

Die Schlacht begann. Furchtbar ſtrömten die Sparter in die Schaaren ihrer Feinde hinein. Der König war an ihrer Spitze. Leichname und wehheulende Verwundete bezeichneten ihre Pfade. Ihre Helmbüſche trieften Feindesblut auf ſie hernieder. Ihre Schwerdter ſättigten ſich von tauſendfachen Morde. Viermal wichen die Meder, und viermal mußte Fluch und der Schimpf ewiger Verbannung ſie wieder

in ihre Schranken jagen. Xerxes ſelbſt focht heut mit ungewohntem Muthe. Er ſah ſeine Krieger um ſich her zu Boden ſtürzen, hörte den Tod ſeiner Brüder von der Hand des ſpartiſchen Herrſchers. Das hob die Wildheit des ergrimmten Perſers zur knirſchenden Raſerei.

Er ſtürzt zu auf unſern Helden. — Leonidas hob ſein Schwerdt auf ihn. . Sein feuerrollendes Auge, ſein ergrimmter Anblick ſchreckt den Wüthenden zurück, — er weicht und fällt Da flog Leonidas ſchnell auf ihn zu, — und begriff ihn im Falle; und nun rief er ihm zu: Perſerkönig ſteh' und fechte! Allein weibiſch ſchlich dieſer in die dickſten Haufen der Seinigen zurück. Dieſer Zug machte Leonidas den Medern ehrwürdig, ſo wie Xerxes verächtlich und verhaßt.

Xerxes war dieſer Grosmuth unwürdig. Einige Meder wurden von ihm erkauft, den großen, frei und offen handelnden hinterliſtig zu umringen und zu morden.

Der Männer Leonidas wurden immer weniger. Viele lagen ſchon auf dem Schlachtfelde, ihre Seelen waren hinübergegangen zu den Ufern der Vergeſſenheit. Andere, die ſich noch auf dem Kampfplatze des Schreckens einander vorüberrauſchten, riefen ſich zu: Bald ſehen wir uns wieder! und dieſe Worte hoben ihre geſunkene Kraft zu Götterthaten.

Die gedungenen Meuchelmörder ſchlichen immer näher. Einige von ihnen fielen unter Leonidas Schwerdt, faſt alle Helden Sparta's waren ſchon gefallen. Nur unſer löwenkühne Held und ſein Eudamidas tobten noch mit blitzendem Schwerdte unter den Barbaren umher. Man ſchloß ſie immer enger ein. Itzt warf einer der Meuchelmörder ſeinen Spieß von hinten in die Ferſe des Helden. Er fing an zu wanken. In dem Augenblicke ſchoß ein Meder hinzu ihn

völlig zu durchbohren, als Eudamidas vor ihm hinſprang, den Stich empfing und zu Boden ſank. Da rafte Leonidas noch einmal ſeine geſchwundenen Kräfte zuſammen, und rächte den Tod ſeines Freundes an deſſen Mörder. — Unzählige Geſchoſſe regneten itzt auf unſern Helden nieder. Urplötzlich ſprang Xerxes hervor, und gab ihm den letzten Stich durch ſein edelmüthiges Herz voll Biederſinn und Vaterlandsliebe. Er ſtürzte. Alles fuhr bebend zurück. Er wälzte ſich in einem Strome von Blut zu ſeinem entſchlummerten Eudamidas, faßte ſeine kalte Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt, und rief mit ſterbender Stimme: Friede über uns und Sparta!

Itzt legte ſich das Toben der Schlacht. Stiller ward es rings auf dem Gefilde. Da lagen ſie alle die edlen Krieger, abgehauen vom väterlichen Boden, der in ihrem Schatten ſo ſicher ruhte. Selbſt die Feinde ſtanden ehrerbietig umher, und ſahen thränend auf die Entſeelten nieder. Feinde begruben ſie an dem Platze, wo ſie gefallen waren.

Dreihundert hatten hier wider drei Millionen gefochten. Und doch war Xerxes Heer ſo ſehr geſchwächt, daß es vor einer neuen Schlacht bebte.

Hellas hörte den ſchönen Tod ſeiner großen Krieger, und beſchloß ihn furchtbar zu rächen. Xerxes ward aufs Haupt geſchlagen und mußte ſchimpflich in ſein Reich zurückkehren. Leonidas weiſſagende Seele ſah dieſe Folgen ſchon lange vorher, wie wir oben bemerkt haben.

Man ſetzte unſern Helden ein Denkmal an der Stätte, wo ſie gefallen waren. Es war den ſpäteſten Enkeln noch heilig. Folgende Worte ſtanden darauf, ſchlicht und kurz, und doch ſo wahr und doch ſo vielſagend:

Wandrer ſag' es in Sparta, wir ſind im Streite gefallen,
haben gehorſam erfüllt unſeres Landes Geſetz.

Nichts von Gorgo's heldenmüthiger Trauer. Von allen geliebt, geehrt als ein Weib des größten Mannes durchlebte ſie Tage voll ſtiller Zufriedenheit. Ihr Sohn, Pliſtarch, folgte nachmals ſeinem Vater in der Herrſcherwürde und allen ſeinen Tugenden.

V.

Ueber die politiſche Würde der Weiber.

Gegenſtück zu Hippels Verſuch über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber.

(Beſchluß.)

Ganz anders iſt das Verhältniß zwiſchen den beiden Geſchlechtern immer im Norden der Menſchheit geweſen. Dort war der Mann ganz vom Weibe in ſeiner Handlungsweiſe verſchieden. Den Mann charakteriſirte Stärke, Muth und Weisheit, das Weib, Tugend, Beharrlichkeit und Klugheit. Jenes waren natürliche Talente, die das Klima, und die dadurch ſich entwickelnde Lebens und Denkart ſchuf. Bei den Weibern waren ſie erkünſtelt; ſie bildeten ſich dieſelben, indem ſie die Ueberlegenheit des Mannes augenblicklich fühlen mußten. Alle Künſte, alle Geiſteskräfte mußte das Weib aufbieten, um eine Würde ſich neben dem Manne zu verſchaffen. Und die Annalen des frühen Nordens zeigen uns, welche würdige Stelle ſtets das Weib neben dem Manne behauptete.

Wenn wir den Urſprung der Kultur verfolgen, die dem Menſchen eigen ward, ſo bemerken wir, daß vorzüglich Religion den erſten Keim ihrer Entwickelung darbot. In ihr und durch ſie entwickelte er zuerſt ſeine Geiſtesthätigkeit. Im urſprünglichen Süden bemerken wir, daß nur der Mann ſich mit der Kultur und Aufbewahrung der Geheimniſſe derſelben befaßte; keinem Weibe war uranfänglich der Zugang

zum Gottesdienſt erlaubt. Im urſprünglichen Norden aber finden wir, ſo viel uns die Nachrichten, die wir von ihm haben, erzählen, daß die Weiber einen großen Antheil an der Fortpflanzung der Religion hatten, und ich bemerke ihnen hier nur die Druidinnen bei den Galliern und Deutſchen, welche ſie zugleich als die gelehrten Weiber des früheſten Alterthums betrachten können.

Griechen und Römer ſehen wir dem Norden ſich allmählig nähern, und ſogleich bemerken wir, daß die Würde der Weiber auf eine höhere Stufe ſich emporhob, und daß ſie überhaupt in den Annalen dieſer Völker oft eine glänzende Rolle ſpielten. Wir finden, daß ſie für gewiſſe Geheimniſſe ihrer Religion das ausſchließende Recht ihres Einfluſſes erhielten.

Die Zeit, der große Zeiger in dem Wirkungskreiſe der Natur, führte allmählig die entnervte Menſchheit des Süden mit der elaſtiſchen des Norden zuſammen. Hier wechſelten die Menſchen allmählig ihre klimatiſchen Naturen, und wir ſehen ſie gleich einem Proteus in tauſendfältiger Geſtalt erſcheinen.

Ich ziele hier auf die plötzlich entſtandenen großen Wanderungen der Völker, welche gleichſam eine ſogenannte Gährung in dem ſittlichen Charakter der Menſchheit veranlaßten.

Bei dieſem Zuſammentreffen ganz entgegengeſetzter Meinungen und Grundſätze, erhielten auch diejenigen, die der ſüdliche und nördliche Bewohner der Erde in Rückſicht der Weiber hatte, allmählig eine andere Richtung. Die Beſtimmung des Weibes bildete ſich durch die ſogenannte Diagonale, die der Süden und Norden im Zuſammentreffen ihrer Denkart formirte.

Das Weib unterlag weder dem Despotismus der Männer, noch erhielt es eine Stelle neben ihnen. Die Politik formte nach und nach einen Kodex, nach welchem das Weib in ein ſolches Verhältniß gegen den Mann geſetzt ward, wodurch es einen Wirkungskreis erhielt, den der Mann zu erhalten verpflichtet war, der aber den des Mannes nicht zu beeinträchtigen vermochte.

Der Geiſt der Ritterſchaft wird ihnen hinlänglich Stoff geben, die Idee zu coloriren, die ich ihnen über das im neuern Europa gebildete Verhältniß des Weibes zum Manne gegeben. Die Beſtimmung des Mannes war Tapferkeit. Einen Grad ſeiner Würde machte die Liebe zum ſchönen Geſchlecht aus. Ihrem Dienſte einen Theil ſeiner Kräfte zu opfern war ſein Beruf. Des Weibes Pflicht war, Tugend und reine unbefleckte Unſchuld ſich zu erhalten, und den tapfern edlen Mann damit zu belohnen.

Im Reiche der Liebe war es, wo die Weiber herrſchten, und die Triebfedern in Bewegung ſetzten, durch welche ſie den Mann zu großer That und Handlung auffoderten. Die höchſte Gewalt in demſelben handhabten die ſogenannten Feen oder der Magie kundigen Frauen, die mit ſolchem Deſpotismus die Geiſteskräfte der Männer auf die Probe ſetzten, daß die Grundverfaſſung deſſelben nie erſchüttert werde. In dieſen Zaubereien erkenne ich die gelehrten Weiber des Mittelalters. Die Mißbräuche, die der Geiſt der Chevalerie ſchuf, veranlaßten auch die Mißverhältniſſe zwiſchen den beiden Geſchlechtern, die nicht wenig zu den großen Erſchütterungen mit beitrugen, die ſeit der Zeit das geſellſchaftliche Leben des Menſchen verbitterte.

Der Geiſt der Chevalerie machte dem Eigennutze, der Sucht nach Größe und dem Verlangen nach Unabhängigkeit Platz.

Die unendlichen Fehden und Balgereien der Ritter untereinander gaben endlich den Muthigſten und Stärkſten den Ueberſchlag. Und dieſe, um ihren Beſitz ſicher zu ſtellen, verachteten kein Mittel, das ihnen Intrigue, Kabale und Liſt darboten, um ihren Zweck zu erreichen.

Der Despotismus, der immer die Menſchheit mit ſeiner Laſt niederzudrücken ſuchte, nahm hier eine ganz andere Geſtalt an, als er in der Vorzeit führte. Nicht öffentlich und mit tollkühner Stirne trat er hervor und ſchwang ſeine Geißel. Er heuchelte Aufrichtigkeit, zeigte Sanftmuth, und ſchmiedete im verborgenen Pläne, die er durch ſeinen Helfersheifer ausführen ließ. Der Despotismus ſuchte nicht mehr durch Schlachten, durch Kämpfe ſich zu gründen. Er floh das freie Feld und ſchloß ſich ins Kabinet.

Der Kabinetsdespotismus wirkte auf die Menſchheit, wie ein langſam beigebrachtes Gift. Er bildete ein Syſtem gegen deſſen Grundſätze die des Loyala ein Evangelium waren. Leicht ward es hier dem Weibe von ihrer Toilette, durch eine Reihe von Gemächern ins Kabinet zu ſchleichen, nicht allein dort ihre Reize geltend zu machen, ſondern in den Grundſätzen jener Politik eingeweihet zu werden, für die es ſo empfänglich war, daß man die verderblichen Folgen jenes Syſtems nur der Einwirkung der Weiber zuſchreiben darf.

Ein neuer Beweis, daß die Weiber in dieſem Geiſtesſchwung, den ſie hier zu zeigen wähnen, die Schranken übertreten, die die Natur und die Etikette ihnen eingeräumt. Es iſt ausgemacht, daß ſeitdem die Weiber einen ſolchen außerordentlichen Einfluß auf die Verhandlung der Kabinette zu erhalten anfingen, der Despotismus mit größerm Schritte ſeinen Fortgang hatte, als in den Zeiten der Vorwelt, wo er

blos im Gebrauch einer recht langen Klinge ſeine Exiſtenz ſicherte.

Dieſe berühmten Weiber, die mit dem Heile der Nationen ſolche aequilibriſche Künſte zu treiben wußten, waren das ſogenannte Ideal des ganzen Geſchlechts. Ein jedes Weib, das darauf Anſpruch machte, Kopf zu haben, verwandte es nur darauf, in allem ihrem Thun und Laſſen, die Miene der Politik anzunehmen, und indem viele von ihnen ihren Geiſt mit ſolchen Alfanzereien beſchäftigten, vernachläßigten ſie mehrentheils ihren Beruf, und verfehlten ſo den Weg, auf dem ſie ihrer Beſtimmung entgegen gehen ſollten. Und ſolche verſchrobene Geſchöpfe ſtoßen uns noch täglich zu Hunderten auf. Sie machen den Stand der gelehrten Weiber unſrer Zeit aus, von denen ich Ihnen ſchon ein Bild hingeworfen.

Die Geſchichte des Verhältniſſes der beiden Geſchlechter von dem früheſten Zuſtande der Menſchheit an, würde kein uninterreſſantes Gemälde des menſchlichen Geiſtes abgeben. So viel ich Ihnen hierüber aber eben rapſodiſch mitgetheilt, wird Sie wohl abſehen laſſen: daß noch nie das eigentliche Verhältniß hergeſtellt worden.

„Das iſt mir kein Problem, lieber Freund,“ erwiederte mir hier meine Gegnerin. „Kennen denn die Männer ihre Beſtimmung?“

Sie haben recht, liebe Freundin. Es ſcheint, daß die Menſchheit hierauf noch gar nicht ihr Nachdenken verwendet, und eben hierüber ſo hinwegeilt, wie ein blinder Künſtler über eine mediceiſche Venus. Allein obgleich die Menſchen hierüber noch nicht die Grundſätze aufs Reine gebracht, ſo hat die Natur Ihnen doch die Linie vorgezeichnet, die ſie leiten ſoll, ein Syſtem in dieſer Rückſicht endlich zu modeln.

Die Züge der Natur ſcheinen durch Jahrtauſende nicht zu verwittern. Wir ſehen in der jetzigen Periode, wo die Ordnung der Dinge eine ganze andere Geſtalt anzunehmen ſcheint, die Reihe der Weſen noch immer in der Stufenfolge verbleiben, in welcher ſie die älteſte Urkunde der Geſchichte uns zeigt, und mithin troß den Gährungen und Auflöſungen der geſellſchaftlichen Ordnung, noch immer den Mann dem Weibe den Rang ablaufen. Obgleich der Mann daher an und für ſich ſeine Beſtimmung nicht kennt; ſo kennt und lehrt ihn doch die Natur inſtinktartig das Verhältniß, das er gegen das Weib hat und behaupten muß.

Aus eben dieſem Verhältniß entwickelt nun die Vernunft, oder hat ſie Mittel zu entwickeln, welche Beſtimmung ein jedes der beiden Geſchlechter haben müßte, um in jenem Verhältniß, in das ſie die Natur verſetzt, ſich gegenſeitig zu erhalten.

Gehen wir nun von der Erſcheinung aus, daß der Mann dem Weibe, zum Beiſpiel, an körperlicher Stärke überlegen iſt, ſo muß natürlich folgen: daß bei jeder Erſchütterung oder Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung, der Mann das Uebergewicht über das Weib erhalte. Es zeigt ſchon von einer hinlänglichen Größe des Geiſtes, welche ſich unter den Männern bildete, daß ſie jetzt nicht, wie in der Vorzeit, ihre körperliche Stärke als Maasſtab ihres Rechts untereinander betrachten, ſondern die Vernunft ſich ihrer ſo bemeiſtert, daß ſie nur allein den Maasſtab ihrer Rechte gegeneinander abgiebt.

„Und warum dehnt man dieſe Grundſätze nicht auch auf die Weiber aus?"

Die Weiber, liebe Freundin, ſind keine Männer. Dem Weibe muß ein eigener Abſchnitt in dem Kapitel über die in-

nere Verfaſſung des Staates gewidmet werden, und hier haben die Weiber alsdann das Recht, ihr Verhältniß gegen einander zu beſtimmen, allein nicht ihr Verhältniß gegen den Mann; dies wird ſchon durch den Mann beſtimmt. Die Weiber machen in einem Staate einen Staat aus, der ſeine eigene Inſtitutionen hat. Das Verhältniß des Weibes zum Staate gleicht dem Verhältniſſe der Monde oder der Trabanten, die den Saturnus oder unſre Erde begleiten, zur Sonne. Die Planeten ſelbſt gehen grade und ungehindert auf ihren Bahnen fort, vollenden ihre Umkreiſe in verſchiedenen Perioden um die Sonne. So der Mann: ihm iſt es angewieſen, die Sorge und Wachſamkeit für das Gebäude zu tragen, das die Geſellſchaft ſchützen ſoll. Ihm liegt es ob, kein Mittel zu verabſäumen, das ſeine Dauer auf einige Zeit begründen kann. Es iſt ſein Beruf. Die Monden, die treuen Gefährten der Planeten, vollenden zwar mit ihnen den Umlauf um die Sonne, allein ſie vermögen dies nur mittelbar durch ihre ihnen angewieſenen Umläufe um jene Planeten. So das Weib. Es genießt auch die Früchte, die die Sicherheit des Staats ſchafft, allein nur mittelbar durch den Mann. Laſſen Sie mich beim Vergleiche ſtehen bleiben. Die Monden ſcheinen dazu beſtimmt zu ſein, der anziehenden Kraft der Sonne ein Gegengewicht zu erhalten. So das Weib, ſie iſt blos beſtimmt, den Menſchen, nicht wie einige Philoſophen meinen, zu einem politiſchen Geſchöpfe (ζωον πολιτικον) zu verwandeln; ſie ſollen den Kräften des Mannes eine ſolche Haltung geben, daß er ſich nicht gar zu ſehr in ſeinen Temperamentsneigungen verliehre, und ſein ganzes Leben der Politik aufopfere, ohne zugleich Menſch zu ſein.

Verſchieden iſt die Beſtimmung des Menſchen vom Manne. Der Mann ſoll ſchaffen. Der Menſch genießen. Zum Genuß iſt der Menſch gleichſam eingeladen. Ehe noch irgend Wißbegierde, Ruhmſucht und Talente ſich in ihm entwickeln, genießt er, iſt er Menſch. Da iſt das Weib ſeine Meiſterin. Es iſt der Zuſtand der Geſelligkeit. — Kaum reift aber der Menſch zur Stufe der Kultur, ſo ſchwindet ein Theil des Genuſſes dahin, unendlich iſt das Ziel das er zu erreichen ſich vorſetzt, und wir ſehen ihn entweder ermüdet, in eine Lethargie zurückſinken, und bei der erſten Stufe der Kultur ſtehen bleiben, oder ihn ſo verwildern, daß wir ihn mehr die Natur entſtellen ſehen, als ſie ſeiner Pflege ſich unterwerfen. Beides iſt aber immer eine Folge von dem unnatürlichen Verhältniß zwiſchen den beiden Geſchlechtern, ſo man bisher erhalten.

Das Weib iſt eigentlich geſchaffen, den Genuß nie verſiegen zu laſſen, das heiſt: in dem Menſchen die Menſchlichkeit zu erhalten. Das Weib iſt eigentlich das Mittel, welches für die Gaben der Natur immer fühlbar erhalten ſoll. Ihm ſind von der Natur ſolche Talente verliehen worden, die das Problem glücklich löſen, das den Philoſophen ſo räthſelhaft geſchienen, wenn ſie auf die Frage kamen: ob Kultur Beſtimmung des Menſchen ſei?

Im Süden ſehen wir die Kultur ſchlummern, das Weib beherrſcht den Mann. Im Norden ſehen wir ſie verwildern; das Weib ſchließt ſich unmittelbar dem Manne an. Kaum rührten ſich die Geſellſchaften des Süden und Norden, ſo ſehen wir gleichſam die Menſchheit in Kultur gähren. Sie ſchwankt zwiſchen Genuß und Kultur, zwiſchen Schaffen und Vernichten, zwiſchen Menſchlichkeit und Unmenſchlichkeit.

Da ſehen wir aber die Menſchheit ihrem großen Zwecke entgegenſchreiten, wo die Oekonomie, welche die Natur abſichtlich in ihr vorbereitete, glücklich hergeſtellt ward, und dieſe finde ich blos darinn erreicht, wenn der Mann einen Genuß vorbereitet findet, der ihm nur von einem vernünftigen Geſchöpfe, das die Früchte ſeiner Arbeit und Thätigkeit zu modeln und zu pflegen, und mit den Fortſchritten ſeiner Kültur darinn gleich Schritt zu halten weiß, geſchaffen werden kann, und in dieſem Geſchöpfe erkenne ich einzig und allein das Weib.

Jener Ausſpruch: der Mann verlaſſe Vater und Mutter, und ſchließe ſich dem Weibe an, ſcheint das große Geſetz der Natur zu ſein, nach welchen ſie ihren Einfluß auf den gebildeten moraliſchen Menſchen erhalten wollte. Der Natur ihren Zoll leiſten, geht über das Gebiet der Pflicht. Wenn der Menſch fähig ſein will, ſeine Pflichten zu erfüllen, ſo kann und darf er ſich dem Geſetze der Natur nicht entziehen. Als Mann hat er Pflichten, als Menſch Gefühle. Was hier vom einzelnen Mann gefodert wird, das gilt vom ganzen Geſchlecht, und bildet dasjenige, was ich die große Ehe nennen möchte.

Wenn der Mann die Geſellſchaft ſchafft, ſo erhält das Weib die Menſchlichkeit! Wenn er gegen die Feinde ſeiner Ruhe auszieht, ſo iſt das Weib das einzige Geſchöpf, das ſein Vaterland ihm in lebhaften Farben malt. Wenn er ſeinen Geiſt bildet, und in die Regionen des Wiſſens ſich verſteigt, ſo iſt das Weib die anziehende Kraft, die ihn wieder zu den niedern Regionen herabzieht. Und wenn er im Hochgefühl über den hohen Schwung ſeines Talents, ſich nach dem Bewundern ſeiner Größe ſehnt, ſo findet er im Weibe ſo viel Geiſteskraft, ſeiner Größe hinlänglichen Weihrauch zu zollen.

Das

Das ſcheint die Ordnung der Natur zu ſeyn, die ich überall befolgt ſehe, wo die Menſchheit auf den Zuſtand der Glückſeligkeit Anſpruch machen wollte, und wo wir ſelbſt einen großen Fortſchritt derſelben bemerken.

Wähnen Sie nicht, liebe Freundin, daß in dem Zeitpunkt, wo dem Menſchenrechte ein feſter Grund gelegt werden ſollte, die Natur einen Haarbreit von ihren Forderungen weichen wird. Die Gleichheit der Rechte zwiſchen Mann und Weib wird eben darum nie realiſirt werden können, weil die Natur ſelbſt in dem Erzeugniß derſelben heterogen iſt. Und die große Entwürfe der Vernunft, ſie mögen noch ſo ſehr das Anſehen der Göttlichkeit annehmen, werden nie die Wirkungen der Natur zu überleben vermögen. Sie malen ſich in zu lebhaften Zügen in dem Charakter des Mannes und des Weibes, als daß ſie verwechſelt werden ſollten. Dem Manne kommt es zu, das Band der Geſellſchaft zu realiſiren. Nicht allein ſeine körperlichen Kräfte, ſondern auch ſeine Geiſtesſtärke, in welcher die Vernunft die Haupttriebfeder ſeyn muß, giebt ihm einen ſogenannten Gang zur Schöpfung deſſelben. Die Begriffe, die Gedankenreihen des Mannes ſind immer allgemeiner, und umzirken ein Ganzes. Das iſt nicht das Grundweſen des Weibes. Sie läßt mehr die Einbildungskraft über ſich dominiren, ſie hat abgebrochene Vorſtellungen und Erkenntniſſe, und ſie giebt ſich jedem Eindrucke hin, ehe ſie ſich Zeit nimmt, eine Reihe, ihr vorſtehender, der Vernunft unterzuordnen.

Es theile ſich Mann und Weib, das Gebiet der Menſchheit. Es pflege jener durch Sorgfalt und Fleiß den oft rauhen Boden, den die Natur ihm angewieſen; er ziehe Dämme, ſchneide Wege, leite Ströme von dem Sitze, den ihm die

Vorſicht oder das Schickſal angewieſen, und es genieße das Weib, das der Mann vor alle Unfälle ſichert, die Früchte, die der Boden trägt, die des Weibes Sorgfalt darauf fortkommen ließ, und freue ſich des Genuſſes mit dem Manne. Dann wird die Ausſicht vorhanden ſeyn: daß das Zeitalter des Saturnus bis auf die ſpäteſten Enkel das Leben der Menſchen beſeeligen wird.

VI.
Deutſches Theater.

Johanna von Montfaucon. Schauſpiel in fünf Akten.

Wenn man fordert, daß ein Schauſpiel unterhalten, rühren, in eine romantiſche Stimmung verſetzen und ſpannen ſoll: ſo kann man nicht beſſer als durch das gegenwärtige befriedigt werden. Die meiſten der Erfindungen welche den Inhalt des Stückes ausmachen, ſind nicht neu, allein ſie unterhalten durch ihre Menge, durch die Verbindung in welche ſie gebracht ſind, und durch den Mittelpunkt in welchen ſie zuſammenlaufen. Die Gegend in welcher das Stück ſpielt, die Dekorationen, welche ſehr geſchmackvoll und zierlich für dies Stück verfertigt ſind, die Muſik, welche durch das ganze Stück geht, und hie und da, wie z. B in der Hirtenmuſik, einen Gegenſatz zu der geräuſchvollen Handlung bildet, alles dies vereinigt ſich, um einen ſo reinen und angenehmen Eindruck hervorzubringen, wie er Herren Kotzebue wohl noch ſehr ſelten gelungen iſt. Auch der Zufall iſt dem Verfaſſer günſtig geweſen, und durch ihn iſt manches romantiſche mehr in das Stück gekommen, welches viel Eindruck macht, z. B., daß der Eremit die Hildegard von ihrem Vater lockt, durch das Vorgeben, Adelbert liege in ſeiner Höhle, und daß er ihn dann wirklich dort findet; und von dieſer Art iſt mehreres. Es läßt ſich vermuthen, daß eine Reihe Unnatürlichkeiten und Seltſamkeiten durch das ganze Stück laufen, und daß eine triviale Kritik auf dieſe Art ein leichtes Spiel haben werde; allein eben die durch ſie entſtehende Span-

nung, kann auf keinem andern Wege als auf dieſem herbei geführt werden, und wer wollte nicht ſie als Bedingungen überſehen. Dies iſt indeſſen der Grund warum dies Stück von dem kritiſirenden Publikum ſehr übel iſt empfangen worden. Es ſei doch gar zu arg, meinten ſie, daß Adelbert die Zugbrücken ſeiner Burg nicht habe aufziehen laſſen, und wir auf dieſe Art um das Stück gekommen wären, gar zu arg daß er dem Romuald die Freiheit gäbe u. ſ. w. Daß dieſe Dinge hätten können vermieden werden, iſt wohl kein Zweifel, eben ſo wenig, als daß ein ganz geringer Scharfſinn dazu gehört ſie zu bemerken. Geht man auf dieſem Wege der Kritik fein weiter, ſo iſt es ein leichtes, das ganze Stück in widerſprechende Partieen aufzulöſen, und auf dieſe Art zu zerſtören. Aber unbegreiflich iſt es, wie dieſe Kritiker ſo ganz blind gegen das romantiſche und poetiſche des Stückes ſein konnten; wie ſie nicht bemerken konnten, daß man unter gewiſſen Bedingungen gar nicht von Natur reden müſſe, und daß um den Werth eines Stückes zu beſtimmen, man nicht auf das Einzelne ſondern auf die Einheit und das Ganze ſehen müſſe.

Ueberhaupt hat wohl nichts leicht die Reizbarkeit für Poeſie ſo ſehr geſtumpft, und die Kritik irre geleitet als die Familiengemählde und der Begriff Natur. Daß ſich die Plane zu jenen zu Dutzenden machen laſſen; und daß es, wenn man nur auf einen Schauſpieler rechnen kann, die größte Kleinigkeit von der Welt iſt, ein mattherziges Publikum in lächerliche Thränen zerfließen zu laſſen, verſteht ſich. — Aber, da ſey Gott vor, dies elende, zuſammengeblaſene Zeug für Poeſie auszugeben Nie kann das, was inſtinktmäßig wirkt, irgend eine Näherung an die Kunſt ſeyn; die Frau, welche ihren verloren geglaubten Sohn, unvermuthet als Spieler auf dem Theater wiedererblickte; und welche

bei der Erinnerung an alle vormaligen wilden Streiche deſſelben ausrief: Es iſt mein Sohn, wie er leibt und lebt, willſt du Bube dich denn nie beſſern; dieſe Frau ſtellt recht deutlich dar, was eigentlich der Grund der Rührung in Familiengemählden ſey; eine Rührung, die hervorgebracht zu haben, unſere Dichter ſtolz ſind, und deren Empfindlichkeit gereizt wird, wenn man davon als etwas Verächtlichem ſpricht. — Alle dieſe Dichter führen daher immer das Wort: Natur, im Munde, ohne nur eine Ahnung zu haben, daß Natur in einem Kunſtwerke nichts anders ſey, als die ſtrengſte Erfüllung der nothwendigen Bedingungen. Sie haben ein Paar Aeußerungen der Leidenſchaft bemerkt, und dieſe kehren immer wieder: ſie ſind eigentlich ihre ganze Natur. Es gab einen Schauſpieler, welcher ſehr natürlich nieſen konnte, und welcher immer den Macbeth, als mit einem Schnupfen behaftet, darſtellte; eben ſo begegnet unſern natürlichen Dichtern oft das Unglück, daß ſie ſich ins heroiſche verirren; und wehe dann dem Helden, welchen ſie faſſen, er muß zur Proſa, zur Familie hinunter, und ob er gleich nicht, wie ein Kriegsrath Schulden machen kann, ſo muß er doch, wie ein Fähndrich lieben, kriegen und ſterben. —

Wenn nun einer in Deutſchland aufſtände; und das eben Geſagte weniger populär ausdrückte, wenn er ſich einfallen ließe zu verlangen, die Leſer ſollten Reizbarkeit mitbringen, um ihn zu verſtehen, ſo würde das Geſchrei betäuben, welches die Zunftgenoſſen der Bequemlichkeit erheben würden; man könnte die Klagen über Dunkelheit nicht ertragen, welche geführt werden würden, und in allen dieſen Phänomenen würde man die Nothwendigkeit erkennen, daß für den Haufen, um ihn zu bilden, ein perſönliches Anſehen nöthig wäre, welches ihn glauben lehrte, und die Wahrheit ohne eigene Prüfung finden.

Für eine gewiſſe Art Kritiker, von denen einer neuerdings behauptete, wenn er wolle, ſo könne er, obgleich mit einiger Mühe, einen Milton!! ſchreiben, wie Göthe einen Taſſo!! iſt es daher eine eigentliche Wohlthat, wenn man intolerant verfährt, oder vielmehr, es iſt nicht intolerant hart und rauh gegen ſie zu verfahren. Sie befinden ſich durchaus in einem krankhaften Zuſtand; und es iſt ein Glück für ſie, wenn ihm bei Zeiten Einhalt gethan wird, ehe er, wie bei obgedachtem Manne, in ein komplettes Delirium ausbricht.

Doch zurück zu unſerm Schauſpiel. Der erſte Akt iſt in Kotzebues gewöhnlicher Manier gearbeitet, und nur erſt mit dem zweiten beginnt das Schauſpiel recht eigentlich zu intereſſiren. Daß nicht einzelne entlehnte Ausdrücke, eine Menge Uebertreibungen und Verirrungen in der Sprache der Leidenſchaft vorkommen ſollten, iſt nicht zu läugnen Dies thut aber bei einem Stücke, wo alles dies untergeordnet iſt, bei weitem weniger, als eben bei denen, wo die Natur das höchſte Regulativ iſt, und Herr Kotzebue würde ſehr wohl thun, wenn er immer etwas fremdartiges romantiſches zum Gegenſtand wählte, um ſeine Phantaſie mehr in Bewegung zu ſetzen. Dagegen kommt auch viel ächt poetiſches vor, z. B. die Worte: es blitzt, es muß blitzen ꝛc., welche auf der Bühne einen ſehr ſchönen Eindruck machen.

Durch äußere Grazie, Feinheit und Kraft der Darſtellung; kühnen lyriſchen Ausdruck der Leidenſchaften, mit inniger Wahrheit verbunden, hat ſich Madam Unzelmann in dieſem Stücke den Nahmen einer ächten Künſtlerinn geſichert. — Es iſt keine Uebertreibung und recht eigentlich zu verſtehen, daß es abſolut unmöglich ſey, dieſe Rolle ſchöner darzuſtellen; und daß kein Theater in Deutſchland eine Schauſpielerinn beſitze, welche ihr gleich käme. Zu ſehr Künſtlerinn, um nicht ſtolz zu ſein; und

den äußern Beifall einer leicht entzückten und verirrten Menge, für mehr zu achten, als für einen momentanen Erguß, nehme ſie den Dank, welcher anderer und beſſerer Art iſt, als des Bravo der Kunſtkenner im Parterre, und welchen der Verfaſſer dieſer Anzeige ihr öffentlich abſtattet, gütig an. Möchte ſie es doch erkennen, wie innig und tief er ihre Kunſt fühlt, und wie es kein Lob iſt, was er ihr deswegen beilegt, um, wie alberne Dramaturgen glauben, den Künſtler zum Fortfahren zu ermuntern; ſondern etwas Abgedrungenes, was zu verſchweigen, gegen das Gewiſſen liefe, und ihr eben ſo wenig eine Verbindlichkeit auferlegt, als es in ſeiner Macht ſtand, es nicht auszuſprechen.

Auch Herrn Mattauſch haben wir mit vielem Vergnügen geſehen; und die meiſten Schauſpieler ſtanden hier an einem Platze, von wo aus ſie ihre vollen Fähigkeiten entwickeln konnten. Recht rührend ſpielte die junge Beſſel; ſie hat offenbar viel Anlage, der wir eine glückliche Entwickelung wünſchen. — Guntram und Laſarra haben wohl nicht die Rolle, die ihnen zukommt. Jener, bei ſeiner Gutmüthigkeit, paßt nicht für die Rolle eines liſtigen Schelmes, und alle ſeine gutgemeinte Bemühung, kann das Lächeln über vergebliche Anſtrengung nicht unterdrücken. Laſarra dagegen ſpielt eigentlich gar nicht, ſeine Fähigkeiten führen ihn nicht auf tragiſche Darſtellungen, und wenn ihm das komiſche glückt, ſo iſt es Zufall. Wir verkennen die Mühe nicht, welche er ſich hie und da giebt, allein bei dem Ausdruck der Leidenſchaften iſt ſie durchaus vergebens. — Anſtrengung, wenn ſie rechter Art und lange fortgeſetzt wäre, müßte nothwendig die ſtoßende, unangenehme Sprache mildern. Dies wäre das Erſte was wir erfüllt zu ſehen wünſchten; und dann wollten wir von Charakter, Einheit, Leidenſchaft und andern Momenten der Darſtellung ein Paar Worte ſagen.

Albert von Thurneiſen, Trauerſpiel in fünf Akten, von Iffland.

Bei dem jetzigen Mangel an Theaterſtücken, war es nicht übel, eine Jugendarbeit des Verfaſſers auf die Bühne zu bringen, welche uns mit ſeiner frühern Anſicht des Drama und des Zweckes deſſelben bekannt macht. Da dieſe Vorübung ſchon längſt durch Produkte verdrängt iſt, welche einen hohen Grad der Vortrefflichkeit haben; ſo iſt es intereſſant zu ſehen, wie noch in den ſpäteſten und vorzüglichſten Arbeiten des Verfaſſers die Grundzüge ſeiner frühern Bildung ſichtbar ſind — Unſerm Dichter haben zuerſt die Stille und das ruhige Glück der Familie zu ſeinen Werken begeiſtert, daher die genauſte Darſtellung aller Vorfälle, welche urſprünglich nur hieher gehören, und da allein intereſſant ſind. Oft hat er ſich nun in den frühern Zeiten in dem Stoffe vergriffen; er hat das kleinere Verhältniß durch Umgebungen, welche einen hohen Grad der Wichtigkeit haben, heben oder möglich machen wollen, und dadurch deſſen Engheit und Unterordnung erſt recht ins Licht geſetzt. — Welche große Anſtalten müſſen gemacht werden, ehe dieſer Thurneiſen zum Tode gelangen kann. Eine Stadt wird belagert, ein Poſten geht verloren, ein Fräulein liebt ihn, ſoll einen andern heirathen ꝛc. und nun der Zweck dieſer ganzen Compoſition? Thurneiſen wird erſchoſſen. Das Mißverhältniß zwiſchen Mittel und Zweck fällt in die Augen, und in ſpätern Stücken faßt Iffland auch ſeinen Stoff ganz individuell, und zieht keine Vorfälle hinein, als die im Kreiſe einer Familie nicht bloß möglich ſind, ſondern auch durch ſie veranlaßt werden. Von der wenigen Handlung des Stückes, welche ſich faſt ganz auf den verlaſſenen Poſten Num. 20. bezieht, und der Darſtellung der Leidenſchaft ſelbſt, ſchweigen wir hier, und bemerken nur,

daß Herr Iffland in ſeiner theatraliſchen Laufbahn, die Entſtehung dieſes Stückes erzählt; ein Buch, welches mit ſeinen Stücken und ſeinem Spiele zuſammengenommen ein Ganzes ausmacht, ſo daß eines ſtets das andere erläutert und ins Licht ſetzt, aus welchem allen ſich eine recht intereſſante Charakteriſtik Ifflands componiren ließe.

Man kennt die Talente Flecks und ſeiner Frau; auch Herr Mattauſch ſtand hier an der rechten Stelle, und kann daher auf die mimiſche Darſtellung und ihren Succeß ſchließen.

VII.
C o r r e ſ p o n d e n z.

Ueber die Schaubühne des Nordens.

Aus der Brieftaſche eines Reiſenden

L . . .

Die Anhänglichkeit für Schauſpiele gilt vielleicht nirgends bezeichnender als im Norden. Theils fordert die beßre Cultur der ſogenannten feinern Welt, theils die kärglichen Naturfreuden, dieſen Zeitvertreib.

Man irrt ſich gewaltig, und kennt den Norden nur oberflächlich, wenn man ſich in dieſer rauhen Gegend, gefühlloſe und ungebildete Menſchen denkt. Hier ſchlagen ſehr warme und ſinnliche Herzen, und die Ausbildung ſteht auf einer ſehr ehrwürdigen Stufe. Es begreift ſich, daß hier von dem Gebiet die Rede iſt, in dem ſich die ſogenannten Freien kreiſen. — Der Leibeigne ſteht dagegen auf der unterſten Stufe des Anſpruchs und der Bildung.

Bis zu dem geringſten deutſchen Handwerker, inſofern er deutſcher oder ausländiſcher Abart iſt, gilt der Hang zum ſittlichen und ſinnlichen Vergnügen als ein Gedanke, ja man findet unter dieſer Claſſe, beſonders in den ruſſiſchen Hauptſtädten (Riga, Reval, Petersburg, Moſcau ꝛc.) merkwürdige Erſcheinungen, vollendete Erziehung, Hausväter die drei bis vier Sprachen reden, und mit der ſchönen Litteratur des Zeitalters fortgegangen und bekannt ſind. Geſelligkeit iſt hier Bedürfniß, der Hang zum Vergnügen gleichſam eingeimpft. — Muſic, Tanz, Schauſpiele und Concerte werden leidenſchaftlich geliebt und beſucht. Zu leugnen ſteht es nicht, daß man hier, comme chez nous, mehr von der Idee ausgeht, ſich angenehm zu unterhalten und zu divertiren, als zu unterrichten. — Doch iſt man bei dem Vergnügen, was die Kunſt

gewährt, anſtändiger und ſinnlicher. Bei dieſem rauhen Himmel und bei den ſpärlichen Naturfreuden, iſt dies Gefühl wie ſchon geſagt, erklärbar.

Der Sommer iſt nur ein vorübergehender Gedanke. — Der Frühling ein Wunſch. Zwar kann es ſchwerlich ſchönere Nächte als in Rußland geben, (von Medio Juni bis Juli.) Die Sonne ſcheint nie unter zu gehen; der Horizont iſt ein rein gefärbtes Blau ꝛc., aber dieſe Nächte ſind kühl, die Hitze des Tages drükkend, und die ganze Periode der Frühlings-, Sommer- und Herbſtfreuden, beſchränkt ſich auf zehn Wochen. Während des Tages wird gemeinhin geſchlafen; der Abend und die Nacht, wird in geſelligen Zirkeln verlebt, und durch Schauſpiel, Muſic und Tanz verſchönert! So in der Stadt, ſo auf dem Lande. Privattheater werden häufig angetroffen.

Petersburg beſitzt im architectiſchen Sinn kein gutes Theater. Das hölzerne Schauſpielhaus war eine erbärmliche Barake im letzten Geſchmack. Der jetzige Käufer lies es niederreißen. Das ſogenannte ſteinerne, kann auf den Titel eines guten Schauſpielhauſes keinen Anſpruch machen.

Von den Theatern im Palaſt, in der Eremitage u. ſ. w. rede ich nicht — ſie ſind Meiſterſtücke der Pracht und Kunſt, aber nur zu Familien-Vorſtellungen gebildet, und für große Darſtellungen zu klein.

Der Ruſſe liebt das Schauſpiel der Nation leidenſchaftlich, und ſieht es als vollendet an; ich getraue mir zu behaupten, daß alle nordiſchen Völker, (Ruſſen, Pohlen, Schweden, Dänen) in Abſicht des Schauſpiels noch weit hinter den Deutſchen ſind, und in den nächſten funfzig Jahren kaum die Stufe erreichen dürften, auf der das Schauſpiel der Deutſchen jetzt bei allen ſeinen Mängeln ſteht.

Es werden auf der ruſſiſchen Bühne Ueberſetzungen oder vielmehr freie Bearbeitungen aus dem deutſchen, franzöſiſchen und

engliſch.n gegeben; doch zieht der Ruſſe die Original-Machwerke ſeiner Nation vor, ſo grotesk abentheuerlich und drollich ſie auch immer figuriren, was Character-Haltungen und Regeln betrifft.

Alle ihre Stücke tragen die Spur des Grobſinnlichen und der bunten Miſchung.

Ich kann mich täuſchen, aber ich glaube, daß dieſe Nation auf der Stufe, wo ſie jetzt ſteht, keine großen Dichter und Witzlinge hervorbringen kann! Ueberhaupt ſcheint mir Sitzfleiſch und Beharrlichkeit außer dem ruſſiſchen Character zu liegen

Die feinern Spiele des Witzes finden in der ruſſiſchen Sprache ihr Gebiet nicht, ohnerachtet ſich der Ruſſe rühmt, die wohlklingendſte ſilbenreichſte Sprache zu beſitzen.

Mit Ausnahme einiger Männer, die ſich im Auslande bildeten, hat dieſe Nation weder im Gebiet der Satire und des Scherzes, noch in der claſſiſchen Gelehrſamkeit und Philoſophie eine große Erſcheinung aufzuweiſen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Stücke aus dem engliſchen, voll grobſinnlicher Plattheiten, auf den ruſſiſchen Bühnen Beifall finden, während die Darſteller ſich den franzöſiſchen Muſtern anſchließen.

Extreme ſind auf der Tagesordnung ſo im Gewande des Cothurns, wie auf den niedrigen Sohlen des Soccus.

Der Spaas iſt gewöhnlich derb, der Ernſt lermend. Die ruſſiſche Sprache iſt voll Analogien, Doppelſinn und Hieroglyphen, aber noch zu wenig geordnet und ſyſtematiſch geformt. Es fehlt ihr durchaus an Rundung und Klang, um zum Behuf des Schauſpiels und Geſangs dem Ohr wohlthätig zu ſchmeicheln. *)

*) Zwar reden alle Beobachter und Fragmentiſten von der Neigung des Ruſſen zum Geſange. — Doch ich geſtehe, daß ich den Ausdruck der eigentlichen Freude und Lebensluſt in ihrem Geſange, vermiſſe — Sie ſingen ſtets in Moll und immer in Moll und ſelbſt ihr Freudengeſang ſcheint eine Klage.

Knechtiſch möcht' ich ſagen — ſchmeichelnd und liſtig iſt ſie, aber nicht überredend — ſie ziſcht zu viel, und macht überall einen verdächtigen Eindruck und Empfindung. Hier iſt das ſtark Auftragen völlig Mode, ja ſogar Forderung!

Für den bloßen begehrlichen Sinn wird das ruſſiſche Schauſpiel ſehr gnügen. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Nation im Nachahmen alle andre Nationen überflügelt.

Sonach findet man beſonders gute Comiker, doch bei genauer Unterſuchung ergiebt ſichs, daß ſie nichts eignes haben, und zur Anſchauung darbringen. Alles iſt Nachahmung.

In einzelner Beziehung überflügeln die vorzüglichſten ruſſiſchen Acteurs manchen deutſchen, beſonders was Gewandheit, Dreiſtigkeit, Theater-Coups und mechaniſche Nachbildung betrifft.

Dies ſinnliche Volk iſt zur Nachbildung gleichſam geſchaffen. — Iſt es Genie oder autonomiſcher Mechanism; kurz es läßt ſich aus dem Ruſſen bilden was man will.

Den Beweis giebt ihre Horn-Muſic! man muß ſie hören und erſtaunen! — was die menſchliche Maſchiene hervorbringen kann! Dieſe Leute haben keinen Begriff von Harmonie und Ton, und liefern doch ein vollendetes Ganze.

Daß ein ruſſiſcher Obriſter (die Obriſten ſind gewöhnlich Proprietärs des Regiments) einen gemeinen Ruſſen rufen läßt, und ihm ſagt: du ſollſt Clarinettiſt ſeyn, iſt gar nichts auffallendes.

Der Menſch hat keine Idee vom Inſtrument und deſſen Behandlung, ſo wie von der Muſic überhaupt, aber er bläſt in wenig Wochen die Clarinette, und zieht als Hautboiſt auf die Wache

Die Mittel, um dazu geſchickt zu heißen, ſind — ein dürftiger Unterricht der Handgriffe, und der Stock! Mit Hülfe dieſes allmächtigen Treibers, bildet man hier Clarinettiſten und Hautboiſten. —

Zwar gilt dieſer Zauberſtab für die Bildung der Schauſpiel-Darſteller, weniger wohl aber für das Tänzer-Corps, das mei-

ſtens aus National-Ruſſen beiderlei Geſchlechts beſteht. Sie werden aus den Findel- und Erziehungshäuſern genommen, ſehr ſtrenge gehalten und abgerichtet — ſie bilden eins der vorzüglichſten Ballette, das im cultivirten Europa angetroffen wird.

Den Balletmeiſter und einige Haupttänzer und Tänzerinnen ausgenommen, beſteht das ganze Ballet aus Ruſſen, und man ſtößt hier auf bewunderungswürdige Erſcheinungen der Kraft und der Ausdaurung. Zum Tanz iſt der Ruſſe gemacht — ſelbſt ihre Kinder-Ballets überhören vielleicht die Eliten-Corps andrer Nationen. —

Welch ein herrliches Enſemble! welche prachtvolle Guarderobbe, Decorationen und Machinerien!

Für dieſe felſenfeſten Conſtitutionen iſt das ermüdendſte Echauffement ein Spiel, die gröſte Anſtrengung eine Luſt.

Das franzöſiſche Schauſpiel war bei Lebzeiten Catharinens im Beſitz des erſten Ranges und Anſpruchs; es zählte ehrwürdige Glieder. — Die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Dichter wurden hier mit Pomp und Pracht gegeben. — Die Kaiſerinn ſah mit Wohlgefallen die dichteriſchen Schöpfungen ihres correſpondirenden Freundes Voltaire ꝛc. Gegen das Ende ihres Lebens, verlohr die Monarchin in jedem Sinn Geſchmack für ſinnliche Ergötzlichkeiten. —

Muſic liebte ſie bekanntlich nie, vielmehr äußerte ſie eine entſchiedne Abneigung dafür. — Einige Glieder der franzöſiſchen Bühne ſtarben aus, andre verließen die Reſidenz wieder, andre wurden Ladenhüter; ſo ſtand das franzöſiſche Schauſpiel beim Antritt des jetzigen Kaiſers wirklich auf einer äußerſt mittelmäßigen Gehaltsſtufe.

Der Zufluß der Emigrirten, — die kurze Anweſenheit des Königes von Pohlen, noch mehr aber der Einfluß des Grafen von Choiſeul Gouffier, und des Prinzen Condé, auf die Handlungsart des Monarchen, gab dem franzöſiſchen Schauſpiel wieder neues

Leben. — Einige alte Ladenhüter wurden in Ruheſtand verſetzt, die brauchbarſten wieder in Activität geſetzt, verſchiedne neue Engagements geſchloſſen, u. ſ. w.

Die berühmte Madame Chevalier und Familie, vom franzöſiſchen Theater aus Hamburg, gehörte zu den wichtigſten Acquiſitionen, und rechtfertigte den Ruf, der vor ihr hergieng.

Was auch gegenwärtig im Auslande von ihr geſagt und geſchwatzt wird — das gewiſſe iſt, daß ſie als die Seele des franzöſiſchen Theaters, als das Orakel des Geſchmacks dieſer großen Reſidenz, und als Idol des Tages angeſehen werden kann, lermenden Beifall genießt und übermäßig koſtbar bezahlt wird.

Madame Chevalier iſt nicht ſchön und nicht jung, aber äußerſt intereſſant, und in ihrer Blüthezeit lebend. Damen dieſes Standes ſagen nie, wie alt ſie eigentlich ſind, doch der Scharfblick kann ihr ſechs und zwanzig Jahre mit Sicherheit zutheilen.

Sie iſt Franzöſin im ſtrengſten Sinn, und hat ihren ſchönen Körper vollkommen ſtudiert.

In Hinſicht der Grazie, Gewandheit ꝛc., ſo wie in der Kunſt die Momente zu faſſen und zu benutzen, dürfte es ihr wohl ſchwerlich eine deutſche Actrice oder deutſches Weib gleich thun!

Sie iſt immer bezaubernd, (ohne Schönheit) ſie mag außer oder auf der Bühne handeln.

Als darſtellende Künſtlerinn gehört ſie — vertraut mit den Eigenheiten ihrer Nation, zu den erſten Erſcheinungen der gegenwärtigen Zeit. Was auch der Neid ſagt, und die Uebertreibung flüſtert, ſo verdient ſie als Kunſterſcheinung betrachtet, außerordentliche Würdigung.

Wenn ſchon keine deutſche Actrice wagen dürfte, ihre Heldin im Blaubart, ſo zu ſpielen, wie ſie dieſe Rolle darſtellt, ſo iſt es dennoch eine große Wahrheit, daß vielleicht nie eine deutſche Actrice ihren Körper ſo ſtudierte und die Wirkungen ſo berechnete wie ſie.

Sie übertreibt, ſagt der kalte Deutſche. — Sie kokettirt, affectirt, ſagt der andre, wenn ſie bei der Anſicht der Skelette der getödteten Weiber im Blaubartscabinet auf den Knien bis ans Proſcenium rutſcht, und eine Viertelſtunde blos mimiſch handelt.

Doch der Kunſtkenner ſehe ihre ſchönen Formen, das ſchauerlich ſchöne Spiel ihrer Muskeln und des Geſichts. — Er ſehe ſie ſich aufrichten, wieder zuſammenfallen, die Uebergänge anlegen und ausführen, und geſtehe, daß dergleichen Erſcheinungen äußerſt ſparſam fallen, folglich Aufſehn und Widerſprüche erregen müſſen.

Ihr groſses Verdienst iſt — immer bei ſich zu ſeyn, und nicht einen Moment unbeſchäftigt zu bleiben. Sie ſingt wirklich nur mittelmäßig, aber ihre Stimme hat viel biegſames und beſondre Grazie. Sie verſteht es meiſterlich, ihren Geſang handeln und ſprechen zu laſſen. In Rollen von Schalkheit und Naivität ſteht ſie ſehr bedeutend da.

Dieſe Frau gnügt vielleicht dem franzöſiſchen Geſchmack eben ſo wenig, als dem deutſchen. — Doch der beßre Kenner findet ſie zwiſchen beiden mitten inne ſtehen, und weis ihr das viel Dank! Sie wird in Hinſicht ihres lebendigen Spiels von keiner deutſchen Actrice erreicht, und vielleicht von wenig franzöſiſchen übertroffen. Die Künſt ſich zu kleiden, ſtudiere doch jede Schauſpielerin wie ſie! Ich ſah ſie in Leinwand ſo zauberiſch, wie in Seide! Ihre Politur wird ihr überall das Uebergewicht verſchaffen. In dieſem Fall iſt ſie die wahre Franzöſin!

VIII.

VIII.

Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Junius 1799.

In dem verfloſſenen Monate haben die kriegeriſchen Begebenheiten noch bei weitem das Uebergewicht; ob es aber in den folgenden der Fall ſeyn dürfte, ſcheint um ſo zweifelhafter zu ſeyn. da im Innern Frankreichs alles eine gewiſſe Kriſe ankündigt.

Nicht ſo ſchnell wie im Anfange, aber nicht minder ſicher, obſchon gewiß viel blutiger, haben die Armeen der vereinigten Kaiſerhöfe gegen die franzöſiſchen Truppen Fortſchritte gemacht. In Italien iſt die Feſte von Meiland gefallen. Suwarow iſt mit ſeinen Schaaren in das Piemonteſiſche vorgedrungen, und hat mehrere Städte daſelbſt beſetzt. Aleſſandria und Turin ſind in den Händen der Feinde Frankreichs; aber ſoweit ſich aus den oft widerſprechenden Gerüchten die Wahrheit enträthſeln läßt, iſt auf dem Piemonteſiſchen noch keine einzige Zitadelle in die Hände der Coaliſirten gefallen.

Es iſt überhaupt ſehr ſchwer, bei den oft vorſchnell verbreiteten, ſich durchkreuzenden Gerüchten über die Fortſchritte der einen, und über die Rückſchritte der andern Armee, die wahre Stellung derſelben genau anzugeben; und aus dem Ganzen, was über die Führung des Krieges in den letzten Tagen kund geworden iſt, wovon das Ausführlichſte noch immer die Wiener Hof-

zeitungen enthalten, laſſen ſich nur folgende allgemeine Bemerkungen entlehnen.

Die Franzoſen, unter dem General Moreau, ſind noch immer im Retiriren begriffen, allein die Rückſchritte, zu welchen ſie durch die noch immer ſehr bedeutende Uebermacht der Feinde gezwungen werden, und die eine offenbare Folge des Betragens ſind, welches gleich anfangs der der Treuloſigkeit ſo allgemein beſchuldigte Scherer beobachtete, geſchehen langſamer, bedächtlicher und männlicher. Sie koſten dem Feinde unendlich mehr als zuvor, und haben weit weniger das Anſehn einer Flucht, als überlegter Sicherheitsmaasregeln, die durch eine Reihe unglücklicher Umſtände nothwendig geworden ſind.

Moreau ſcheint dazu beſtimmt zu ſeyn, im Unglück vorzüglich ſeine Größe zu zeigen; ſo wie er ſchon einmal durch Jourdans Fehler zu einem Rückzuge gezwungen wurde, der der berühmteſte unſers Jahrhunderts geworden iſt, ſo hat ihn Scheerer von neuem in dieſe mißliche Lage geſetzt, und auch Jourdan kann nicht ganz von aller Schuld, ſie veranlaßt zu haben, freigeſprochen werden. So ungewiß die eigentliche Zahl der franzöſiſchen Armee in Oberitalien bei dem neuen Ausbruche des Krieges iſt, ſo wenig läßt ſich läugnen, daß ſie gering und die ganze Armee desorganiſirt war; daß in den erſten Gefechten, die Scheerer lieferte, dieſer kleine Haufen noch beträchtlich zuſammen ſchmolz; daß, je weiter ſich die Armee zurückzog, um ſo mehr kleine Feſten zu beſetzen waren, und daß das Manövriren mit einem ſo kleinen Heer gegen eine weit überlegene Menſchenmaſſe um ſo ſchwieriger werden mußte, da es darauf ankam, eine weit ausgedehnte Linie zu halten, um die Verbindungen der Armeen nicht unterbrechen zu laſſen.

Dieß letzte iſt Moreau durch ſein Genie und ſeine Taktik,

wenigſtens auf der einen Seite gelungen; (denn obwohl Savoyen noch nicht von den Truppen der Feinde Frankreichs beſetzt iſt, ſo ſcheint doch die Verbindung der Schweizer- und Italieniſchen Armee abgeſchnitten zu ſeyn;) indem, ſo widerſprechend auch alles, was man über Macdonald und die neapolitaniſche Armee erfährt, ſeyn mag, doch ſo viel ausgemacht iſt, daß das liguriſche und luccheſiſche Gebiet, durch welche die Vereinigung Moreau's und Macdonalds bewerkſtelligt werden kann, noch von den Truppen der Feinde frei gehalten worden.

Das Verdienſt des franzöſiſchen Feldherrn wird um ſo größer und einleuchtender, je ungünſtiger die Umſtände mit jedem Augenblick für ihn wurden. Die Raubſucht der Commiſſarien, die ihrem verdienten Gericht nicht entgehen werden, hatte den Unwillen der Nationen erregt, und den franzöſiſchen Namen ſo verhaßt gemacht, daß jeder Feind Frankreichs, er ſey welcher er wolle, ſchon als ſolcher für einen Freund und Erretter galt. Das Waffenglück der coaliſirten Mächte ließ die vorherigen ſtillen Gährungen laut ausbrechen; man begünſtigte den eindringenden Feind; und legte dem ehemaligen Bundesgenoſſen auf ſeinem Rückzuge Hinderniſſe in den Weg, und es iſt leicht einzuſehen, daß auch, ohne offenbaren Aufſtand, die Bewohner eines Landes eine ſich zurückziehende Armee ihre Unternehmungen ſehr erſchweren kann. Und auch an Inſurrektionen hat es nicht gefehlt, zumal im Piemonteſiſchen. Es läßt ſich nicht entſcheiden, ob die Piemonteſer, die ihren König in ihrer Mitte hatten, aus Liebe zu ihm, und aus Unwillen über die Mißhandlungen, die er zuletzt erfahren mußte, aufgeſtanden ſind, oder ob hier die Inſurrektion darum erſt ausbrach, weil hier das Waffenglück der coaliſirten Mächte erſt feſt und dauerhaft zu ſeyn ſchien. Wenigſtens iſt gewiß, daß

den Franzoſen ſelbſt erſt hier jene Inſurrektionen bedeutend geſchienen haben.

Was die Feinde Frankreichs betrifft, ſo iſt ebenfalls offenbar, daß die Truppen derſelben, ſeit dem neuen Ausbruche des Krieges ungleich beſſer organiſirt ſind, als zuvor, und daß ſie wahrhaft kriegeriſcher Geiſt belebt. Aber auch eben ſo wahr iſt es, daß dieſe Heere ſchon erſtaunlich viel müſſen verloren haben; denn wenn den neuern Nachrichten zu trauen iſt, ſo werden die Märſche der ruſſiſchen Hülfstruppen beſchleunigt, und von Wien ſoll ſogar ein beträchtlicher Theil der Garniſon zur Verſtärkung der Armee aufgebrochen ſeyn. Es muß mit dem tiefſten Schmerze erfüllen, wenn man die ungeheure Zahl von Menſchen, die von beiden Seiten ſchon geblieben ſind, bedenkt; denn man übertreibt gewiß nicht, wenn man annimmt, daß in dieſen drei Monaten, ſeit welchen der Krieg geführt wird, gewiß über 50000 Menſchen ihr Leben verloren haben.

Seit dem Rückzuge der Franzoſen aus Graubündten, und der Beſetzung Bellinzonas durch Bellegarde, (der, ein neuer Beweis, wie ſehr die Truppen in Oberitalien geſchmolzen ſeyn müſſen, von da zur Verſtärkung der Armee nach Tortona befehligt iſt) hat auch der Erzherzog Carl, der bisher eine feſte Ruhe beobachtete, ſich wieder thätig gezeigt, und nach einigen lebhaften Gefechten, die äußerſt blutig geweſen ſind, den General Maſſena gezwungen, Zürich zu verlaſſen, um in dem Albisgebürge und weiter nach der Aar zu, eine feſte Stellung zu nehmen. Der Erzherzog Carl hat bei dieſer Gelegenheit folgende neue Proklamation erlaſſen.

„In dem Zuſtande von Abhängigkeit und Zwang, worin Ihr Euch durch die Gewalt des Feindes befindet, ſeyd Ihr mit allem, was auswärts vorgeht, ſo unbekannt: alles, was Euch in Eurem Unglück ermuntern könnte, wird Euch ſo ſorg-

fältig vorenthalten, daß ich vermuthen muß, es ſey nicht einmal in die ganze Schweiz diejenige Erklärung gekommen, mittelſt welcher ich Euch die friedlichen und freundſchaftlichen Abſichten Sr. Kaiſerl. Maj. in dem Augenblik bekannt machte, als die meinen Oberbefehlen unterſtehenden Truppen den Schweizeriſchen Canton Schafhauſen betreten hatten. Dieſes beſtimmt mich, die allerhöchſten Geſinnungen Sr. Majeſtät des Kaiſers durch neue Abdrücke der erwähnten Proklamation zu der allgemeinen Kenntniß der verſchiedenen Cantons zu bringen. Schweizer! Seit faſt dreihundert Jahren lebtet Ihr in einem beſtändigen Frieden, Ihr ſaht keine fremde Truppen in Euern Landen; ohne die Herrſchſucht der Franzöſiſchen Regierung würdet Ihr auch fernerhin jenes Glück ungeſtöhrt genoſſen haben: aber auf eine in der Geſchichte ganz unerhört gewaltthätige und treuloſe Weiſe wurde Euer Land eingenommen, — Mißhandlungen aller Art folgten auf dem Fuße. — Der Feind dringt noch immer auf Eure Beihülfe. — Eure Mannſchaft ſoll blos zu ſeinem Nutzen aufgeopfert werden, um Euch ſeiner Herrſchaft auf immer zu unterwerfen, und von dieſem Beſitzſtande den möglichſt größten Nutzen zu ziehen. Auch von der Schweiz aus ſollten die Deutſchen Völker überfallen und unterjocht werden; die von dem Feinde auf dieſen Zweck angelegten Plane wurden aber in dem Zuge ihrer Ausführung durch die Siege der dieſſeitigen Armeen vereitelt. Die Verfolgung dieſer Siege hat, nebſt unſerm Heile, auch Eure Rettung zur Abſicht. Fürchtet Ihr Euch etwa vor den mit einem jeden Kriege verbundenen Uebeln, ſo bedenkt, daß Ihr ſeit Jahr und Tag den Krieg im Lande habt, und daß die Vertreibung des Feindes, der Euch den erſten gemacht, und den zweiten allein zugezogen hat, das einzige Mittel iſt, Ruhe und Frieden mit Sicherheit herzuſtellen, und Euch den Wohlſtand wieder zu verſchaffen, den Ihr ehemals genoſſen habt. Billigkeit

und Gerechtigkeit gegen die Schweizer werden übrigens meine Armee in ihren Fortſchritten begleiten. Die meinen Befehlen unterſtehenden Truppen werden eine ſtrenge Mannszucht halten, und von Euch wird nur die nöthige Einquartierung gefordert werden. Was etwa die augenblicklichen Bedürfniſſe der Armee an Fourage erfordern mögen, bis der Nachſchub geſchehen kann, dafür wird man zur Schadloshaltung eine billige Uebereinkunft treffen. Ich wiederhole demnach ſowol dieſe, als die Euch bereits in meiner vorigen Proclamation im Namen Sr. Kaiſerl. Majeſtät beſtimmt gegebenen Zuſicherungen, und erwarte dagegen mit Zuverſicht, daß die Schweiz nichts Feindliches gegen die Kaiſerl. Armee unternehmen, ſondern zum eignen Beſten des Landes ihre reine Abſicht befördern und unterſtützen werde; auf der andern Seite muß ich aber eben ſo beſtimmt erklären, daß ich gegen diejenigen Städte, Gemeinden oder einzelne Particularen, welche dem Feinde beiſtehen, oder gar gegen die Kaiſerl. Truppen ſtreiten würden, mich aller Zuſagen entledigt halten, und dieſelben in jeder Rückſicht feindlich zu behandeln gezwungen ſeyn würde. Ich fordre daher alle Gutgeſinnten, denen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, auf, ſich jenen verderblichen Abſichten entgegen zu ſetzen, ihre Wirkung zu vereiteln, und ſich hingegen mit uns gegen den gemeinſamen Feind werkthätig zu vereinigen. Euer Vaterland wird ſodann bald befreit ſein, welches zu retten ich entſchloſſen bin. Gegeben im Hauptquartier zu Paradis (in der Schweiz), den 23ſten Mai 1799.

Carl."

Es iſt merkwürdig, daß eben dieſer Feldherr wenige Tage nachher noch folgende Proclamation nöthig fand:

„In einigen Orten der Schweiz iſt von übelgeſinnten Menſchen aus den Häuſern auf die diesſeitigen Truppen geſchoſſen worden, welche im Verfolgen des Feindes begriffen waren."

„Dieſes mußte Mir um ſo unerwarteter ſeyn, als Ich in Meinen Proclamationen vom 30ſten März und 23ſten Mai den ſämmtlichen Einwohnern der Schweiz die beſtimmteſten Verſicherungen von den aufrichtigen freundſchaftlichen Abſichten Sr. Kaiſerl. Majeſtät gegeben habe.“

„Wie ſehr Ich überzeugt bin, daß nur einzelne Individuen an ſolchen feindſeligen Handlungen Antheil nehmen; ſo erheiſcht es doch die Sicherheit der meinem Commando anvertrauten Armee, dagegen alle militäriſche Vorſichtsmaaßregeln zu ergreifen, und dem zufolge die Magiſträte der Städte, ſo wie die Vorſteher der Gemeinden für jeden Vorfall der Art auf das ſtrengſte verantwortlich zu machen.“

„Gegeben im Hauptquartier zu Paradis, den 27. Mai 1799.

Carl.“

Man kann leicht erachten, was bei dieſen Anzeigen ein Aufruf, wie der des bekannten Steiger gewirkt haben mag. Aber unbegreiflich iſt es, wie nur irgend ein Schweizer, der ſich nur halb des Namens Rapinat erinnert, für die Franzoſen die Waffen führen kann. Und gleichwohl hat man unter den Gefangenen, die man machte, ſogar Weiber entdeckt. Iſt dies die alte Vorliebe für die Freiheit, welche die Franzoſen doch wenigſtens dem Namen nach haben? oder iſt es Furcht vor der Rückkehr einer uralten Vorzeit? In jeder Rückſicht gleich unbegreiflich.

Es iſt überhaupt ſonderbar, wie in dieſer Zeit des Unfriedens und der Zwietracht auch der älteſte Haß, Partheigeiſt, und mit ihnen Forderungen erwachen. Im piemonteſiſchen ſollen viele Waldenſer für die Franzoſen aufgeſtanden ſeyn.

Den Rhein hinauf, ſammlen die Franzoſen viele Truppen, auch ſtehen ſie bei Kehl noch wirklich auf dem rechten Ufer

deſſelben. Mannheim iſt mit Genehmigung beider kriegführenden Partheien für neutral erklärt worden, und ſeine Werke werden geſchleift, und die Stadt darf von keiner Parthei beſetzt werden. Mainz iſt mit zehn Tauſenden bemannt, man erwartet überall Truppen aus dem Innern. — Uebrigens iſt die Stimmung am Rhein ganz gegen die Franzoſen. Die Harpien, welche die Armeen begleiteten, der Nepotismus, der ſeine Verwandten immer in die Poſten hob, wo der Gewinn leicht und wahrſcheinlich war, haben die Völker empört, und ſie verfolgen die Gegenſtände ihres Haſſes bis unter den Direktormantel.

Ueber das untere Italien, und die wahre Lage Macdonalds iſt man ganz im ungewiſſen. Die Kaiſerlichen, die Mantua belagern, ſind noch nicht über Ferrara hinaus. Gewiß iſt indeß, daß die Feinde Frankreichs noch nicht auf Unteritalien gelandet ſind, oder in Neapel, noch in Civitavecchia, oder in Manfredonia, noch in Ancona; denn was dieſe letzte Stadt betrifft, ſo giebt es hiſtoriſche Schwerglaubige, die es noch nicht einmal glauben, daß ſie von den Ruſſen und Türken bombardirt ſei, die denn, um ſich auszubeſſern, nach Trieſt einliefen. — Macdonald ſoll, nach Zurücklaſſung einiger Truppen in Neapel, nach Rom und Florenz aufgebrochen ſeyn. Gerüchte ſprechen ſchon von einer Schlacht und der Eroberung Portremolis, und die Stille bei der Armee des Kaiſers ſchien etwas anzukündigen. Ueber Genua ſteht dem General Macdonald der Weg zu Morreau offen, und die Flotte deckt ihn hier vor Landungen.

Das entſchiedene Glück der Oeſtreicher hat denn doch ſchon folgende merkwürdige königlich-ſchwediſche Erklärung zur Folge gehabt.

Schreiben Sr. Königl. Majeſtät von Schweden an Ihren hieſigen Comitial-Geſandten, d. d. Stockholm, den 24ſten April 1799.

„Da Se. Kaiſerl. Majeſtät ſchon erklärt haben, den Raſtadter Friedens-Congreß nach dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges nicht mehr für conſtitutionsmäßig anzuſehen, und ihre Plenipotenz deswegen abgerufen haben, ſo iſt auch dieſer Congreß als aufgelöſet zu betrachten. Keine Geſandtſchaften Deutſcher Reichsſtände werden ſich wohl mehr dort aufhalten können, ohne den Gehorſam gegen das Oberhaupt des Reichs zu verletzen.“

„Der gegenwärtige Krieg, glaube ich, muß als ein Reichskrieg betrachtet werden, in welcher Eigenſchaft er ſchon vorher erklärt worden iſt. Und da der Congreß ſich nur verſammelte, um während des verfloſſenen Waffenſtillſtandes über einen künftigen Frieden zu unterhandeln, ſo finde ich nicht anders, als daß die Sachen jetzt in ihre alten Verhältniſſe zurückgekommen ſeien.“

„Die erſte Pflicht eines jeden Mitgliedes des Deutſchen Reichs bleibt alsdann die, durch Stellung ihres Contingents Theil an dieſem Kriege zu nehmen, und kann, meines Erachtens, kein Mitglied von dieſer Schuldigkeit ausgenommen werden, als welchem die Localität ſeiner Länder und ſeine Unvermögenheit es nicht möglich macht.“

„Jede andre Geſinnung kann ich nicht für geltend, wohl aber wider die allgemein angenommene und beſchworne Reichs-Conſtitution ſtreitend rechnen. Unſre vornehmſte Pflicht muß deswegen ſeyn, durch Gehorſam gegen das Oberhaupt und durch Anhänglichkeit an die Conſtitution unſre Verbindungen zu erfüllen trachten, um unſrer geſetzmäßigen Freiheiten und Gerechtſame dagegen mit Gerechtigkeit zu genießen. Man könnte

vielleicht zur Widerlegung dieſes einwenden, daß das Intereſſe und Wohl einiger Deutſchen Länder eine ſogenannte Neutralität erheiſche. Da ich aber ſchon die Regenten und Länder ausgenommen habe, welche durch Fügung dringender Umſtände nicht im Stande ſind, die Bürde des Krieges tragen zu können, ſo finde ich keine Urſache zu einem ſolchen Verhalten bei denen, welche wegen Localität nicht gleiche Entſchuldigungen anführen können. Und wenn auch dieſes Theilnehmen mit Beſchwerden und Koſten verknüpft ſeyn ſollte, ſo bleibt dem ungeachtet keine geltende Urſache, ſeine gegebenen Verſprechungen zu brechen. Nein, und möchte nie Selbſtintereſſe zu ſolchen Schritten führen, ſondern möchte die Heiligkeit gemachter Verſprechungen ſo von uns wie von unſern Vorfahren geehrt werden! Hierdurch, und nicht durch Abſonderung von uns ſelbſt, oder durch Ungehorſam gegen das Oberhaupt, wird die wahre Integrität des Reichs allein aufrecht erhalten."

„Müſſen wir denn nicht dem Kaiſer unſern Dank opfern, der, obſchon er bald nach dem Anfange des erſten Reichskrieges ſich allein, ſich ſelbſt und ſeinem treuen Volke überlaſſen ſah, doch einen fünfjährigen Krieg ausführte? Und wenn auch ſein Friede mit der Republik nicht ganz dem allgemeinen Vortheil Deutſchlands entſprach, ſo entſtand dieſes vielleicht allein daher, daß man zu weitern Erwartungen nicht berechtigt war, nachdem man das Oberhaupt verlaſſen hatte."

„Da wir Regenten von unſern Unterthanen Treue und Gehorſam fordern, ſo iſt es unſre Pflicht, ihnen durch Erfüllung unſrer eignen Verbindungen ein Beiſpiel zu geben. Und welche Vortheile hat man wohl durch die Neutralität gewonnen? Iſt ſie wohl reſpektirt geblieben, und ſind nicht neuere Fälle genug da, die uns vom Gegentheil überzeugen können?"

„Da ich meines Theils eine genaue Erfüllung meiner Verbindungen für meine größte Zufriedenheit halte, ſo habe ich

auch das allgemeine Stillſchweigen nicht mehr gleichgültig anſchauen können. Ich habe ein längres Stillſchweigen meiner Seits für ſchädlich betrachtet, und rechne es mir zu einer großen Belohnung, es hiermit gebrochen zu haben. Er, der die Herzen der Menſchen ſieht, richtet mich, und wird ſicher finden, daß keine andre Ehrbegierde mich zu gegenwärtigem Schritt geführt habe, als mein Verlangen, das Deutſche Reich zur Einigkeit, innerlichem Vertrauen und Selbſtſtändigkeit zurückzuführen."

„Ich will alſo hiemit meinen ſämmtlichen Mitſtänden zu erkennen geben, daß ich von dieſem Tage an bereit bin, mein Contingent als Herzog von Pommern marſchiren zu laſſen, und wünſche, daß alle wohldenkende Mitglieder des Deutſchen Reichs, und die beſonders, welche Macht genug haben, es kräftiger unterſtützen zu können, das nämliche thun möchten."

Indeſſen ſind von den Reichsſtänden bis jetzt noch keine dieſem Beiſpiele gefolgt, ausgenommen, daß verlauten will, der Fürſtbiſchof von Eichſtädt habe ſein Contingent bereits zur Reichsarmee beordert.

Eine Königl. Botſchaft, die am 6ten Jun. Herr Dundas in dem Unterhauſe vorleſen ließ, giebt über den Gang der letzten Ereigniſſe ein bedeutendes Licht. Sie iſt folgende:

„Georg R. Se. Majeſtät halten es für dienlich, dem Unterhauſe zu melden, daß Sie ſchon ſeit einiger Zeit mit Ihrem guten Bruder und Bundesgenoſſen, dem Kaiſer von Rußland, einen eventuellen Vergleich zur Stellung von 45,000 Mann Truppen getroffen haben, welche wider den gemeinſchaftlichen Feind gebraucht werden ſollen. Aber obgleich ſeit dieſer Zeit in der Lage der Dinge eine Veränderung der Umſtände Platz genommen, welche eine, von der erſten Abſicht verſchiedene Anwendung dieſer Truppen verurſacht hat, ſo

haben doch Se. Majeſtät das Vergnügen, zu erfahren, daß die Abſichten Ihres Verbündeten, des Kaiſers von Rußland, mit den Ihrigen übereinſtimmen; und daß Er eine ausgezeichnete Eilfertigkeit und Eifer gezeigt hat, ſeine Armee in Bewegung zu ſetzen, die ſchon nach dem Orte ihrer Beſtimmung marſchirt, und wahrſcheinlich die glänzendſten Vortheile für Europa hervorbringen wird. Se Majeſtät melden auch dem Unterhauſe die Geldbedingungen des obigen Vergleichs, daß nämlich Se. Majeſtät im Betracht der erwähnten Macht dem Kaiſer von Rußland die vorläufige Summe von 225000 Pfund, alsdann monatlich Subſidien von 75000 Pfund, und über dieſes noch die monatliche Subſidienſumme von 35000 Pfund zahlen, welche leztre aber nicht eher als nach einem erfolgten, durch die Uebereinſtimmung der Verbündeten genehmigten Friedensſchluſſe zu entrichten ſind. Se. Majeſtät verlaſſen ſich auf den Eifer und die Zuneigung Ihrer getreuen Gemeinen, Sie in den Stand zu ſetzen, dieſen Vergleich zu erfüllen, und auch die Bedingungen des mit der Königin von Portugall geſchloſſenen Traktats zu halten; ſo wie auch den Cantons der Schweiz beizuſtehen, ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit wieder herzuſtellen, und ferner ſolche Verbindungen einzugehen, wodurch die vollkommene Befreiung Europens von der unerträglichen Tyrannei der Franzöſiſchen Republik bewirkt werden kann."

Man erſieht daraus, daß das Bündniß mit Rußland, zuförderſt in England projektirt und beſchloſſen ward, und daß Oeſterreich in ſeinen nachherigen Entſchlüſſen durch beide beſtimmt wurde, anſtatt ſie ſelbſt zu beſtimmen. Es erhellt ferner, daß als die ruſſiſchen Truppen den deutſchen Boden betraten, und die Franzoſen in einem Tone, der bei der völligen Desorganiſation ihrer Armeen nur eine Folge und ein

Zeichen des höchſten Dünkels und der Siegtrunkenheit ſeyn kann, von dem Kaiſer den Rückmarſch derſelben begehrten, dieſer, da er ohnehin nicht mehr ganz frei war, bei aller Liebe zum Frieden, die wir dem Hofe nicht abſprechen dürfen, durch jenen Ton ſelbſt zu einem Entſchluſſe beſtimmt werden mußte, den die freundſchaftlichen Höfe wünſchten. Eine Armee von 45000 Mann ruſſiſcher Truppen alſo ſteht im engliſchen Solde, und es ſcheint, als wenn dieß grade die Zahl der ſchon bei der italieniſchen Armee befindlichen ruſſiſchen Truppen, und derer die noch auf dem Marſche befindlich ſind, ſeyn möchte, und als wenn der ruſſiſche Kaiſer für ſich ſelbſt nur durch ſeine Seemacht an dem Kriege Theil nehmen wollte. Auch können die Eroberungen, die er für ſich etwa zu machen wünſchte, vorzüglich nur zur See gemacht werden, wohin beſonders Malta, wozu er ſchon einen Kommendanten und eine Garniſon beſtimmt, zu zählen iſt.

Herr Dundas brachte zu gleicher Zeit eine Bill in das Unterhaus, vermöge deren 20000 Mann von der Miliz abgedankt, und unter anſehnlichen Bedingungen unter die regulären Truppen angeworben werden ſollen, um auf dem feſten Lande zu dienen. Er ſagte bei dieſer Gelegenheit, daß die Küſten vom Texel bis zum Tajus jeder Landung offen ſtünden, und die Vermuthung, daß dieſe Truppen zu einer Landung in Holland beſtimmt ſind, ſcheint nicht ganz ungegründet zu ſeyn. Freilich muß es in Verwunderung ſetzen, die engliſche Regierung wieder Plane ergreifen zu laſſen, die ihr während dieſes ganzen Feldzugs noch nie gelungen ſind; es muß in Verwunderung ſetzen, die Engländer das Syſtem, die Truppen andrer Mächte ſich für ſie auf dem feſten Lande ſchlagen zu laſſen, aufgeben zu ſehn, und die engliſchen Truppen zu

etwas gebrauchen zu wollen, wozu ſie nun einmal aller bisherigen Erfahrung gemäß nicht taugen.

Herr Pitt eröffnete bei eben der Gelegenheit ſei Budget, und legte dem Unterhauſe folgende Rechnungen über die dießjährigen Einnahmen und Ausgaben des Staats vor, wo er zuerſt gleich 825000 Pfd. Subſidien für Rußland forderte. Seine Rechnung war folgende.

Ausgaben:

Für die Seemacht	12,250000	Pfund
Für die Armee	8,840000	——
Creditſumme von 1798	1,000000	——
Außerordentliche Ausgaben für 1799 . .	2,500000	——
Kriegs- Bau- und Artillerie- Amt . . .	1,570000	——
Vermiſchte Bedürfniſſe	3,264351	——
Defecte in der Land- und Malztaxe . . .	498000	——
Subſidien an Rußland	825000	——
Zuſchuß zur Abtragung der Nationalſchuld	200000	——
	30,947351	Pfund.
Dazu noch die Creditſumme von 1799 . .	3,000000	——

Einnahmen:

Zölle für Zucker, Taback und Malz . .	2,750000	Pfund
Lotterie	200000	——
Ueberſchuß der Grundkaſſe von 1799 . .	521000	——
Anwachs derſelben von 1799	3,229000	——
Aus- und Einfuhren	1,500000	——
Zehn Procent auf Einkünfte	7,300000	——
Neue Anleihe	15,000000	——
	31,000000	Pfund.
Schatzkammerſcheine für die Creditſumme	3,000000	——

Neue Taxen für die Intereſſen der neuen Anleihe:

Auf kleine Wechſel unter 2 Pfund, jeder 2 Pence	42000	Pfund
Brittiſcher Zucker für inländiſche Conſumtion 1,700000 Centner zu 8 Pence	56000	—
Farinzucker (Clayet Sugar) von Britt. Pflanzungen 200000 Centner zu 4 Schillingen	40000	—
Brittiſcher Plantagenzucker, der ausgeführt wird, eingezogener Rückzoll 2 Schill. 6 Pence, außer den bisherigen 4 Schill. von 348 Centn. ausgeführter Oſtind. Zucker 76000 Centn. 6 Schill. 6 Pence	62000	—
Ausgeführter ausländiſcher Plantagenzucker, auf 111000 Centner zu 2 Schill. 6 Pence	14000	—
Raffinirter ausgeführter Zucker 196000 Centner zu 4 Schillingen	39000	—
Ausgeführter Kaffee in 1798, 327000 Centner zu 4 Schillingen	65000	—
	316000	Pfund.

Bei dieſer Gelegenheit entſtand zwiſchen Hrn. Thierney, dem jetzigen wichtigſten Repräſentanten von der Oppoſizion und Herrn. Pitt ein lebhafter Wortwechſel, in welchem Pitt ſelbſt ſich noch mit Ruhe und Kaltblütigkeit nahm; Hr. Windham aber die Abſichten der Regierung unvorſichtiger enthüllte, indem er geradezu eingeſtand, daß es für England ſehr erwünſcht ſeyn müſſe, die monarchiſche Verfaſſung in Frankreich wieder hergeſtellt zu ſehn, und nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß dieß in den Planen des jetzigen Miniſteriums liege.

Das Auslaufen der franz. Flotte von Breſt, über deren Beſtimmung man in England lange Zeit ungewiß war, hat in die engliſche Seemacht wieder einige Thätigkeit gebracht.

indeß ſcheint Lord Bridport, der dieſe Flotte vergebens vor der Küſte von Irrland erwartete, nicht dazu beſtimmt zu ſeyn, ſich als Seeheld Ruhm und Anſprüche auf den ehrenvollen Namen eines Retters der engliſchen Nation machen zu ſollen. Lord Keith iſt mit 12 Schiffen von ihm detaſchirt, um die Flotte St. Vincents zu verſtärken. Die franzöſiſche Flotte iſt übrigens glücklich durch die Meerenge von Gibraltar gelaufen, hat durch ihre Erſcheinung die Kadixer Flotte befreyet, wobei ſie durch einen Sturm ſehr begünſtigt ſeyn ſoll, und iſt bereits in Toulon angekommen, ſo wie auch die ſpaniſche, obſchon ſehr beſchädigt in den Hafen von Karthagena eingelaufen iſt. Die leztere beſteht aus folgenden Schiffen:

Linienſchiffe:

La Conception	112	Kanonen
Le Prince	112	—
Sainte Anne	112	—
Le Mexicain	112	—
Le Comte de Règle	112	—
Le Neptune	84	—
Le Conquerant	74	—
Le Pelage	74	—
Saint-Paul	74	—
L'Aſie	74	—
Saint-Jean	74	—
L'Orient	74	—
Souverain	74	—
Bahama	74	—
Saint-Elme	74	—
Sainte Paule	74	—
Saint-Joachim	74	—

Fregat-

Fregatten.

La Perle	36 Kanonen.
Le Carme	36 ——
Atoche	40 ——
Matilde	36 ——

Brigantinen.

Le Vif	16 Kanonen.
Le Vigilant	14 ——
La Decouverte	14 ——

Die Flotte wird von dem Admiral Mazaredo commandirt. Unter ihm ſind die General-Lieutenants Gravina und Grandaillana; die Chefs d'Escadre A. von Cordova, D. von Nava, J. M. von Villavicenzio, der General-Major und Brigadier A. de Escana ꝛc.

Mit der Franzöſiſchen vereinigt, macht ſie, wenn jene etwa 36 Segel beträgt, eine Flotte von mehr als 60 Schiffen aus, wogegen die Engländer, auch wenn es ihnen gelingt, alle ihre eignen Schiffe, die ſie dazu beſtimmt haben, in das Mittelmeer zu bringen, und wenn ſie die der übrigen Mächte Rußlands und der Türkey von allen Gegenden her mit ſich vereinigen, dennoch nur eine Flotte von 50 Segeln aufſtellen können.

Seit kurzem geſteht die engliſche Regierung ein, daß Typpo Saib in Oſtindien ſich zu einem bedeutenden Kriege rüſte, dem man indeſſen zu begegnen hoffe.

Von allem aber, was in politiſcher Rückſicht wichtig iſt, verdient nichts ſo ſehr die geſpannteſte Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen, als die Stimmung des Gemeingeiſtes in der franzöſiſchen Republik. Seit dieſer Freiſtaat exiſtirt, hat ſich noch immer gezeigt, daß die Nation im Augenblicke der Gefahr

von einem allgemeinen Eifer beſeelt, aus dem Partheigeiſt zur Eintracht, aus der Erſchlaffung zur Energie, und aus der Gleichgültigkeit zum Patriotismus zurückkehrte. Es läßt ſich nicht läugnen, daß zuweilen die jedesmaligen Gewalthaber den Terrorismus zu Hülfe nahmen, um dieſe Wirkung hervorzubringen; aber ſo ſehr man die Mittel verabſcheuen mag, ſo wenig kann man doch den Effect wegleugnen.

Die jetzige Lage Frankreichs gehört zu den bedenklichſten, in denen es jemals war. Die mächtigſten Staaten in Europa gegen daſſelbe feindſelig thätig, die Zahl derer, die nur das Glück erwarten, um eben ſo feindſelig gegen die Republik aufzutreten, nicht unbedeutend, ein großer Theil der verbündeten republikaniſirten Staaten verlohren, oder im Begriff, verlohren zu gehn, die Republik ſelbſt grade da angegriffen, wo ſie am ſchwerſten zu vertheidigen, und jedem Einfalle offen iſt, wo ſie bisher nur durch Neutralität geſchützt war. Giebt es eine Lage die fähiger wäre, auch das untheilnehmendſte Glied mit Eifer und Feuer zu beſeelen? denn leugnen kann es niemand, die Zwecke der Feinde Frankreichs mögen jetzt ſeyn, welche ſie wollen, ſie werden mit jedem Schritte, den ſie vorwärts thun, mit jedem Siege ſich ändern, und gefahrvoll für die Republikaner werden.

Es wäre aber lächerlich, wenn man ſich einbilden wollte, daß das einem Franzoſen fremd ſeyn könne, was einem Ausländer ſich beim oberflächlichſten Anblick der Sache darſtellt. Die Franzoſen haben ihre Lage empfunden, man verſchweigt ſie eben ſo wenig, als man ſie beſchönigen will; der kritiſche Augenblick der Repräſentantenwahlen iſt ruhig vorübergegangen, und man ſcheint nur den Eintritt derſelben in die geſetzgebenden Räthe, den Eintritt eines Sieyes in das Directo-

rium zu erwarten, um mit allem dem, was die Umſtände erfordern, hervorzutreten. Zwei Dinge ſind es vorzüglich, gegen die ſich die allgemeine Stimme erhebt. Zuvörderſt das Syſtem der Erpreſſungen und Verſchwendungen, die bei den auswärtigen verbündeten Staaten Haß der Franzoſen, im Innern Bedrückungen und Desorganiſation der Armee veranlaßt haben. In dieſer Rückſicht werden vorzüglich der geweſene Director Reubel und der General Scherer angeklagt, und man dringt laut auf eine beſtimmte und genaue Verantwortlichkeit der Miniſter. Ferner gehört dahin die Wiederherſtellung einer allgemeinen Preßfreiheit, die bisher von den Gewalthabern in Zaum gehalten worden. Nach einem Beſchluß des Raths der Fünfhundert vom 16. Junius kann fortan ein jeder ohne Zenſur über alle Gegenſtände, auch über Geſetze, Arretes des Directoriums, Akten der Beamten, politiſche Meinungen, reden, ſchreiben und drucken laſſen, was er will, ohne eine andre Verantwortlichkeit zu übernehmen, als die Conſtitution feſtſetzt. Wer aber in ſolchen Schriften zum Ungehorſam auffordert, oder erklärt, daß er oder das Volk den getadelten Verordnungen nicht gehorchen werde, der wird zur Rechenſchaft gezogen. Es iſt vorauszuſetzen, daß bei dieſem Edikt die Perſonen nicht heiliger als die Geſetze seyn werden, und es läßt ſich von einer Nation, die unter einem harten Preßzwange ſeufzte, erwarten, daß ſie das wiedergegebene Geſchenk dankbar empfangen und patriotiſch benutzen werde.

Einige Adreſſen, die von Municipalitäten herrührten, unter denen ſich die von Grenoble vorzüglich auszeichnete, weckten die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der beiden Räthe, und am 5. Junius erließen ſie folgende Botſchaft an das Directorium.

Bürger Direktoren!

Das Franzöſiſche Gouvernement iſt eingeſetzt, um die Erhaltung und das Wohl des Volks zu ſichern. Das geſetzgebende Corps und das Direktorium machen die beiden Haupttheile der Regierung aus. Dieſe beiden Autoritäten müſſen mit einander einverſtanden ſeyn, und gemeinſchaftlich den Zweck ihrer Errichtung zu erfüllen ſuchen. Das geſetzgebende Corps giebt Geſetze und das Direktorium bringt ſie in Ausführung. Das Direktorium muß, zufolge dieſer Geſetze, beſonders für die innere und äußere Sicherheit der Republik ſorgen. Was die äußere Sicherheit betrift, ſo iſt das Direktorium noch beſonders durch die Conſtitution als eine Art von Avantgarde und als die erſte Schildwache angeſetzt, um die Abſichten und die Bewegungen der andern Völker zu beobachten, und wenn es bemerkt, daß ſie die Exiſtenz und die Rechte der Nation compromittiren, ſo kann es allein proviſoriſch unter ſeiner Garantie handeln; allein es muß in dieſem Fall unverzüglich das geſetzgebende Corps benachrichtigen, welches alsdann die Maaßregeln ergreift, die es für die Erhaltung und für die Würde des Volks, die es repräſentirt, am dienlichſten hält.

Bürger Direktoren! Alles zeigt an, daß die Sicherheit der Nation von außen bedroht wird, und daß die innere Sicherheit compromittirt werden kann. Auswärts haben wir einen heftigen Krieg auszuſtehen. Vor ſechs Monaten waren wir allenthalben ſiegreich; jetzt aber ſcheint es, daß der Feind Vortheile über uns hat.

Die öffentliche Stimme ſagt uns, daß einige Mächte, die bisher, wenigſtens keinen öffentlichen, Antheil an dem Kriege genommen hatten, ſich gegen uns in einem Zuſtande nicht nur von drohender, ſondern wirklicher Feindſeligkeit befinden.

Unter dieſen Umſtänden erwartete der Rath der Fünfhundert die von der Conſtitution vorgeſchriebenen Mittheilungen; aber er hat ſelbige noch nicht erhalten.

Bürger Direktoren! Sie ſehen unſtreitig ein, daß es der Größe des Franzöſiſchen Volks nicht angemeſſen iſt, eine demüthige Stelluug vor andern Völkern anzunehmen; es muß die Stellung wieder einnehmen, welche ihm die Natur, ſeine Macht, ſein Muth und ſeine Induſtrie beſtimmen.

Die öffentliche Notorietät ſagt uns ebenfalls, daß im Innern, in verſchiedenen Theilen der Republik Unruhe und ſelbſt Gährung exiſtirt. Eben dieſe Notorietät denuncirt uns verſchiedene Urſachen derſelben. Ehe aber irgend eine Maaßregel in dieſer Hinſicht genommen wird, glaubt der Rath, Aufklärungen über diejenigen Urſachen derſelben verlangen zu müſſen, die Ihnen bekannt ſind, ſo wie eine Anzeige der Mittel, die Sie für die dienlichſten halten, die Unruhen zu unterdrücken, die daraus entſtehen könnten.

In dieſer Lage der Sachen würde ein längeres Stillſchweigen von Ihrer Seite beunruhigend für das Volk und das geſetzgebende Corps ſeyn. Wir laden Sie demnach ein, uns unverzüglich die nähern Aufklärungen über den doppelten Gegenſtand unſrer Beſorgniß — über die innere und äußere Lage und Sicherheit der Republik — zukommen zu laſſen.

Auch wurde zugleich folgende Adreſſe an das Volk beſchloſſen und genehmigt.

Franzoſen!

Es iſt der Augenblik gekommen, wo Eure Repräſentanten ohne Verbrechen nicht länger ſtillſchweigen können. Zum Volke zu reden, iſt jetzt für uns die dringendſte und heiligſte Pflicht. Die Freiheit, die Ihr mit ſo vielem Blute und Aufopferungen erkauft habt, wird von neuem bedroht, und unſer ſo lange triumphirendes Vaterland iſt neuen Gefahren ausgeſetzt. Kaum

zwei Monate — und das republikaniſche Italien iſt von Feinden überſchwemmt. Man will das Gebiet von Frankreich theilen. Es kommt jetzt darauf an, Franzoſen, ob Ihr frei bleiben, oder — ein andres Schickſal haben wollt. Franzoſen! die ihr die Alpen bewohnt, unſere Armeen in Italien haben überfallen werden können; aber ſie ſind nicht beſiegt worden. Von einem andern Kriegsminiſter geleitet, von geſchickten Generals commandirt, von neuen zahlreichen Kriegern verſtärkt, werden ſie bald wieder die Laufbahn ihrer Siege betreten. Da aber das Innere die Quelle iſt, welche die Armeen nährt und ſtärkt, ſo muß man beſonders dieſes beleben und in Kraft verſetzen. Die Freunde der Freiheit müſſen ſich daher mit Stolz zeigen; die Beſitzer der Nationalgüter müſſen bedenken, welches Schickſal ihrer warten könnte. Wer Vermögen hat, biete es auf; wer nach der Gränze marſchiren muß, gehorche; allgemeiner Enthuſiasmus ergreife die Franzoſen. Man hat zahlreiche Klagen über verſchiedene Agenten des Direktoriums erhoben, welche Verſchwendungen und Räubereien beſchuldigt worden. Das Geſetz wird die Strafbaren den Händen der Gerechtigkeit überliefern, und das Direktorium jenes Heer von Raubvögeln zerſtreuen, welche den Armeen folgen, und alle Zugänge der öffentlichen Kaſſen und der Macht belagert halten. Die Verantwortlichkeit der exekutiven Agenten ſoll organiſirt werden; man wird die Rechnungen der Miniſter öffentlich bekannt machen und ſtrenge unterſuchen. Die Freiheit der Perſonen und der Meinungen ſoll garantirt werden; allein die großen Mittel der Adminiſtration und der Ausführung befinden ſich in den Händen des Direktoriums. Als getreue Beobachter der Conſtitution werden wir nie über die Gränze ſchreiten, die ſie uns vorgeſchrieben hat, ſo wie auch das Direktorium nie ſeiner Seits darüber ſchreiten wird. Die Tyrannei fängt da an, wo die Ge-

waltzweige angegriffen oder aufgehäuft worden, und immer muß man Fehler und Unfälle einigen Urſachen zuſchreiben, die das Gleichgewicht zwiſchen den Gewaltzweigen geſtöhrt, oder die Herſtellung deſſelben verhindert haben.

Franzoſen! Die Schwierigkeiten, die uns umgeben, ſind groß; der Muth Eurer Repräſentanten aber iſt noch größer. Sie haben geſchworen, Euch zu retten, oder umzukommen.

Indeſſen wurde am 8ten der Bürger Sieyes als Director inſtallirt, bei welcher Gelegenheit er folgende Rede hielt:

Wenn das Vaterland ſeine Kinder beruft, ihm unter ſchwierigen Umſtänden zu dienen, ſo iſt eine ſolche Einladung in den Augen eines jeden guten Bürgers, Befehl. Alsdann ſetzt ſelbſt derjenige, — der am beſten den ganzen Werth der Ruhe empfindet, und der zu andern Zeiten ſeine Liebe zur Eingezogenheit und zu den ſüßeſten Gewohnheiten eines einfachen Lebens zu erkennen gegeben haben würde — alle ſeine Plane von Privatglück aus, um der Empfindung einer ſtrengen Pflicht zu gehorchen, und er begiebt ſich ohne Anſtand auf den Poſten, der, er ſey, welcher er wolle, ihm von dem öffentlichen Zutrauen beſtimmt iſt.

Als ich in Frankreich ankam, als ich den theuren Boden der Republik betrat, klopfte mir das Herz, und meine Augen wurden von den ſüßeſten Thränen erfüllt. Ach! meine Landsleute! ihr kennt den lebhafteſten Genuß eines Franzoſen nicht, wenn ihr nicht nach einer langen Abweſenheit in euer Vaterland zurückgekehrt ſeyd.

Ich habe meine Gedanken, obgleich ſie ganz dem Wohl meines Vaterlandes und meinen neuen Pflichten gewidmet ſind, noch auf nichts poſitives beſtimmen können, weil ich die Umſtände im Innern nicht kenne. Die auswärtigen Umſtände ſind nicht immer glücklich geweſen. Allein die

Hofnung muß ſich nicht aus einem republikaniſchen Herzen entfernen, wenn es zu ſich ſagt: Die guten Franzoſen bilden immer die Majorität. Die National-Repräſentation zeigt ſich des großen und edlen Volks würdig, welches ihr die erſte und wichtigſte Macht übertragen habt. Die vollziehende Autorität (das Direktorium) kann nicht anders als geneigt ſeyn, beſtimmt alle Maaßregeln in Ausführung bringen zu laſſen, die ihr das Geſetz vorſchreibt oder anzeigt, indem ſie ſorgfältig über alle Theile des öffentlichen Dienſtes wacht und ſie belebt. Die Franzöſiſchen Armeen haben nichts von ihrer glänzenden Tapferkeit verlohren; ſie ſind ungeduldig, die Stellung des Sieges wieder anzunehmen. Sind nicht endlich die Einſichten der Erfahrung, der gute Wille, die Energie, die republikaniſche Rechtſchaffenheit, ſind nicht alle Tugenden des guten Bürgers beſtändig bereit, dem Anruf des Vaterlandes zu entſprechen? Hofnungen, die auf ſolchen Gründen beruhen, können nicht leicht vernichtet werden. Voll von dieſen tröſtenden Gedanken, begebe ich mich, Bürger Direktoren, in Ihre Mitte, um dem Wunſche des Volks zu gehorchen, das mich Ihren Arbeiten zugeſellt. Empfangen Sie meinen Eid: Ich ſchwöre Haß dem Königthum und der Anarchie, und Ergebenheit und Treue der Republik und der Conſtitution des Jahres 3.

Der Bürger Merlin, als Präſident des Directoriums, beantwortete ſie in folgenden Ausdrücken:

Bürger College!

Der Wunſch der Freunde der Republik und der Conſtitution hatte Ihnen ſeit langer Zeit einen Platz im Direktorium beſtimmt. Sie haben gewollt, daß neue Dienſte noch den lebhaften Ausdruck der Wünſche jener Freunde der Republik vermehren möchten, und Sie entſprechen dieſem, indem Sie der

Republik in Ihren letzten Arbeiten noch immer mehr zunehmende Gründe von Zutrauen und Zufriedenheit darbieten. So erhalten bei einem freien Volke die Talente den öffentlichen Beifall, und ſo empfinden die Talente, daß ſie dem Vaterlande gehören.

Sie nehmen, Bürger College, Ihren Platz unter uns unter harten und ſchwierigen Umſtänden ein. Dies iſt für das Direktorium ein Grund mehr, ſich über Ihren Beitritt zu freuen. Es weiß, welches Licht und welche Stärke es durch denſelben erhalten wird; es weiß, was es von einem alten Waffengefährten zu erwarten hat, deſſen ruhige Vernunft ſo oft in den Stürmen der Revolution bewährt ward, und der tief einſieht, daß mit Hülfe der Eintracht und des guten Vernehmens der Augenblick der Gefahr für die Republikaner der Augenblick des guten Erfolgs und des Ruhms iſt.

Dieſe Empfindung hat die Wahl des geſetzgebenden Corps geleitet, und welcher Bürger nimmt nicht an dieſer Empfindung Antheil? Das Direktorium muß ſich beſonders über ein Reſultat freuen, welches ſo glücklich den (durch Reubels Abgang) erlittenen Verluſt erſetzt, und welches der Republik verſpricht, daß es ihre Beſtimmung iſt, beſtändig die ſtrafbare Hofnung zu täuſchen, welche die jährliche Erneuerung der oberſten Magiſtratsperſonen den Uebelgeſinnten noch übrig laſſen könnte.

Sie haben, Bürger College, ein freundſchaftliches Land verlaſſen, wo die Rechte der Völker reſpektirt werden, und Sie finden Frankreich in Trauer wegen ſeiner ermordeten Geſandten. Möge der Unwille darüber immer mehr die Freunde der Republik vereinigen, und die Abſichten der Feinde vereitelt werden! Das ſind, Bürger College, die Wünſche, die Sie mit uns hegen, und zu deren Erfüllung wir uns, wie alles verkündigt, nicht ohne Erfolg vereinigen werden. Em-

pfangen Sie den Bruderkuß ihrer neuen Collegen. Er ſey der Beweis der Geſinnungen, die uns beſtändig ſeit 1789 vereinigten, und der Bürge der Geſinnungen, die uns fortdauernd für die Erhaltung der Freiheit und Gleichheit, für das Wohl der Republik und des Franzöſiſchen Volks vereinigen werden.

Wenn man ſich irgend auf die Sprache verſteht, welche die franzöſiſche Regierung in bedeutenden Momenten zu führen pflegt, ſo wird man dieſelbe in dieſen Aktenſtücken wieder finden, und vorausſehn, daß ſolche Schritte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben. Wirklich melden auch neuere Nachrichten aus Frankreich, daß die geſetzgebenden Räthe am 16. Junius eine neue Bothſchaft ähnlichen Inhalts an das Direktorium beſchloſſen und abgeſandt, in welcher ſie eine ſchleunige Antwort auf ihre frühere Bothſchaft verlangen, und ſich, bis dieſelbe eingelaufen ſeyn wird, für permanent erklärt haben. Ein Gerücht ſetzt ferner hinzu, daß das Direktorium an jenem Abend nach 7 Uhr in ſchwankenden Ausdrücken geantwortet, daß der Rath hiemit unzufrieden den Beſchluß gefaßt habe, daß der Direktor Treilhard aus dem Directorio austreten müſſe, und daß hierauf la Reveilliere und Merlin ihre Dimiſſion genommen hätten, daß ferner aus den in Paris befindlichen Generalen ein Kriegsconſeil gebildet ſei, um die Operationen der Armeen zu leiten, und daß das Volk mit dieſen Aenderungen äußerſt zufrieden darüber frohlocke.

Es iſt zu erwarten, daß die in den geſetzgebenden Räthen gezeigte Thätigkeit auch die Nation beſeelen wird.

Aus dem vorigen Monat iſt noch eine Begebenheit übrig, die nicht vergeſſen werden darf, bis völliges Licht darüber verbreitet werden kann: die Ermordung der Geſandten bei Raſtadt. Wir freuen uns folgendes kaiſerliche Hofdekret, das

dieſerhalb an die Reichsver ammlung zu Regenſpurg erlaſſen iſt, mitzutheilen, welches, wenn man irgend noch Achtung für Geſinnungen und öffentliche Verſicherungen haben will, alle fremden Inſinuationen entkräften muß:

Se. Kaiſerl. Majeſtät erhielten mittelſt eines von des Herrn Markgrafen von Baden Durchlaucht, am dritten des vorigen Monats unterzeichneten Berichts, die leidige Nachricht, daß die zum Reichsfriedenskongreß bevollmächtigten franzöſiſchen Geſandten am 28ſten April, Abends ſpät, auf ihrer, ihnen von mehrern widerrathenen nächtlichen Wegreiſe von Raſtadt, eine kurze Strecke von der Stadt durch einen Trupp in kaiſerlichen Militäruniformen gekleideter Perſonen angehalten, die Miniſter Bonnier und Roberjot dnrch viele Säbelhiebe ermordet, der Miniſter Jean Debry, der dem Tode blos durch einen glücklichen Zufall entkommen, hart verwundet, und alle eines großen Theils ihrer Effekten beraubt worden ſeyen. Allerhöchſtdieſelben vermögen nicht, Ihr höchſt empörtes moraliſches und rechtliches Gefühl, und die Stärke des Eindrucks von Abſcheu durch Worte auszudrücken, welchen die erſte Nachricht von dieſer, auf deutſchem Reichsboden, an Perſonen, deren Unverletzbarkeit unter dem beſondern Schutze des Völkerrechts ſteht, verübte Greuelthat in ihnen erregt, und unauslöſchlich bei Ihrer unverbrüchlichen Achtung für Menſchenwürde, Moralität, und die geheiligten Grundſätze des Völkerrechts, in Ihrem, durch dieſes unſelige Ereigniß erſchütterten Gemüth, hinterlaſſen hat. Nicht durch liebloſen Argwohn, und kühne Muthmaßungen, nicht durch verläumderiſche Anſchuldigungen und parteiſüchtige Verbreitung verwegener Erfindungen, oder durch leidenſchaftliche Ausbrüche eines verkehrten Herzens, und zügelloſe Erzeugniſſe einer verirrten Einbildungskraft in- und ausländiſcher Herausgeber öffentlicher Blätter, nicht durch feindſelige auf Macht-

vergrößerung, Gelderpreſſungen, oder andere geheime Abſichten kalkulirte Darſtellungen, weder durch tobende Konventsreden und rachſüchtige Proklamationen an die franzöſiſche Nation und alle Staaten: — nur durch eine gewiſſenhafte, unbefangene, und nach den geſetzlichen Vorſchriften mit aller rechtlichen Strenge geführten Unterſuchung, kann die Gräuelthat nach allen ihren Umſtänden ausgemittelt, die Urheber und Theilnehmer an dieſem Verbrechen mit Wahrheit ausfindig gemacht, und dann die Zurechnung des Verbrechens, ſowohl in Hinſicht ſeiner ſubjektiven als objectiven Größe gehörig beſtimmt werden. Auch ſind zu dieſem Ende unverzüglich die angemeſſenſten Anordnungen getroffen worden, und Se. Kaiſerl Mjeſtät erklären zugleich vor der allgemeinen Reichsverſammlung, dem geſammten deutſchen Publikum, ünd ganz Europa aufs feierlichſte, daß nur die vollkommenſte Genugthuung mit Hintenanſetzung aller nur denkbaren Rückſicht, wen immer der unpartheiiſche Ausſpruch der ſtrafenden Gerechtigkeit für ſchuldig erklären wird, die gerechten Empfindungen des Reichsoberhaupts befriedigen könne. Es wollen aber Se. Kaiſerl. Majeſtät, daß der Hergang dieſes leidigen Vorfalls, den Allerhöchſt Sie in verſchiedener Hinſicht als eine deutſche Nationalangelegenheit betrachten, nicht nur nach aller rechtlichen Ordnung mit der gewiſſenhafteſten Unpartheilichkeit unterſucht, und die vollkommenſte Genugthuung geleiſtet werde; Allerhöchſt Sie hegen überdieß den lebhafteſten Wunſch, und ſind dazu inſonderheit durch die fortwährenden, der geſetzmäßigen Unterſuchung vorgreifenden Urtheile eines Theils des in- und ausländiſchen Publikums dringendſt aufgefordert, daß ſelbſt der möglichſte Verdacht irgend einer Konnivenz entfernt werden möge; ſohin diesfalls weder das Reichsoberhaupt, noch das geſammte Reich nie irgend eine Art von Beſchuldigung über Mangel der bedächtlichſten Aufmerkſamkeit treffen könne. Dieſe Abſicht am ſicherſten zu erreichen, ergeht daher der reiflichſt erwo-

gene Antrag an die allgemeine Reichsverſammlung, ſowohl einige Deputirte aus ihrem Mittel zu ernennen, um der eröffneten Unterſuchung beizuwohnen, als auch in dem hierüber bald möglich zu erſtattenden Gutachten mit patriotiſcher und edler Offenheit alles an handen zu geben, was in jeder Rückſicht die Wichtigkeit eines ſo unerhörten und verabſcheuungswürdigen Vorfalls nach ihrer Klugheit und Weisheit erheiſchen dürfte; ſo mit durch die Ertheilung ihres einſichtsvollen Berichts die ganze unparteiiſche Welt zu überzeugen, daß Kaiſer und Reich nur von einerlei Empfindungen zur Handhabung der ſtrengſten Gerechtigkeit und Leiſtung der vollkommenſten Genugthuung, nur von gleichem gerechten Abſcheu gegen eine ſo ruchloſe Schandthat, und gleicher pflichtmäßigen Achtung für Moralität und die geheiligten Grundſätze des Völkerrechts durchdrungen ſind. Se. Majeſtät ſehen der ſchleunigſten Erſtattung dieſes Gutachtens mit Sehnſucht entgegen.

Wien, den 6ten Junius 1799.

Es läßt ſich daraus die ſichere Hoffnung ziehen, daß der kaiſerliche Hof alles anwenden wird, um die verabſcheuungswürdigen Urheber und Theilnehmer einer ſo ruchloſen That an das Licht zu bringen, und ſie der öffentlichen Verachtung und dem Fluch eines jeden Gutgeſinnten Preis zu geben.

Was die entlegenen Schauplätze des Kriegs betrifft, namentlich die Schickſale des Bonaparteſchen Corps, ſo läßt ſich nichts gewiſſes darüber beſtimmen. Indeſſen wird auch die unerfahrenſte hiſtoriſche Kritik ſelbſt aus den Widerſprüchen der türkiſchen Hofberichte, mit Wahrſcheinlichkeit einſehen, daß es Bonaparte in Syrien noch erträglich ergeht.

Ein Archiv der Zeit darf nicht verfehlen, folgenden ruſſiſch-kaiſerlichen Cenſurbefehl aufzubewahren:

Befehl Sr. Kaiſerl. Majeſtät, des Selbſtherrſchers aller Reuſſen, aus der lieflåndiſchen Gouvernements-Regierung, zu jedermänniglicher Wiſſenſchaft.

Wann Se. Kaiſerl. Majeſtät allerhöchſt zu befehlen geruhet haben, daß folgende Bücher und ſchriftſtelleriſche Werke nicht ins ruſſiſche Reich gelaſſen werden, noch auch im Publicum circuliren ſollen: 1) Alle ſolche, von welchen die Zeit der Herausgabe in irgend einem Jahre der franzöſiſchen Republik (pendant telle année de la République) angezeigt wird. 2) Alle ſolche, welche von der Wiener oder andrer regierenden Herren Cenſur verboten worden. 3) Die Bücher: a. Thomas Payne an die Geſetzgeber und Direktoren der Republik Frankreich, ein Plan zur Verbeſſerung der Lage der geſammten Menſchheit, Neu-Strelitz 1798. b. Gebote der Vernunft (in allen Sprachen.) 4) Alle Werke des Archenholz, ehemaligen Officiers in preußiſchen Dienſten. 5) Die Brochüre: An Deutſchland, eine Beantwortung der Schrift: Preußens Neutralitäts-Syſtem; als wird dieſer allerhöchſte Wille Sr. Kaiſerl. Majeſtät hiemit von der lieflåndiſchen Gouvernements-Regierung zu jedermänniglicher Wiſſenſchaft und ſchuldigen allerunterthänigſten Erfüllung bekannt gemacht. Riga Schloß, am 4ten Mai 1799.

(L. S.) C. A. von Richter.

P. Scheltuchin. G. Schwartz.

Sec. J. C. Lenz.

Zu den Zeichen der Zeit gehört auch wohl, daß die Blätter des Tags von Vorſtellungen ſprechen, die gemacht werden, um den Jeſuiterorden wieder herzuſtellen. Wenn das ſchnell geſchehen ſoll, ſo würden die weiland angefochtenen Jeſuitenſucher doch wohl recht haben.

Den 27ſten Jun 1799. R . . . . .

Berliniſches
Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.

Herausgegeben
von
Rambach und Feßler.

August 1799.

I.

„Das macht ſich von ſelbſt!“

Eine grundgelehrte Abhandlung, in welcher ſonnenklar bewieſen wird, daß die wichtigſten und weſentlichſten, die größten und erhabenſten aller Dinge ſich von ſelbſt machen.

Mundus se ipsum regit.
Die Welt regiert ſich ſelbſt.

Sonderbarer Menſch, der ich bin! Seit der Zeit, wo ich, anſtatt der dritten, in der erſten Perſon von meinem kleinen Selbſt ſprechen lernte, iſt es mir, wer weiß wie oft! begegnet, daß ich einen Ausdruck tauſend- und aber-tauſendmal, wie ohne allen Sinn, über die Lippe hinſchlüpfen ließ, von deſſen tiefen, unerſchöpflichen, viel-befaſſenden Sinn ich, zu einer Zeit, wo ich's unter allen am wenigſten erwarten oder das Wie? und Woher? aus veranlaſſenden

Umſtänden erklären konnte, urplötzlich überraſcht und gleichſam erſchreckt ward.

So ging's mir unlängſt mit der, wenn ich nicht irre, aus der franzöſiſchen in unſre deutſche Mutterſprache herübergenommenen Redensart: „Das macht ſich von ſelbſt.“

„Das macht ſich von ſelbſt,“ ſagte ich, und legte das Buch, in welchem mir der Ausdruck auffiel, oder, damit ich mein Gefühl dabei ſchildere, aus welchem er mir, wie vom Papiere ins Geſicht fuhr, vor mich hinſtarrend, langſam auf den Pult nieder.

„Das macht ſich von ſelbſt!“ ſagte ich abermal, und ging, in gedankenvoller Stellung, den Zeigefinger an die Naſe, als wenn ich noch ungeborne Gedanken herbeiwittern wollte, auf dem Zimmer auf und nieder.

„Das macht ſich von ſelbſt!“ rief ich zum drittenmal, und mit verſtärkter Stimme aus, als wollte ich meinen Geiſt aus dem Schlummer wecken, in welchen er bis dahin verſenkt, einen großen Ideenſchatz ungehoben gelaſſen hatte.

Ich ſann ... und ſann ... und fand nichts geringeres, als daß die wichtigſten und weſentlichſten, die größten und erhabenſten aller Dinge ſich von ſelbſt machen.

Der über den höchſt ſonderbaren Satz erſtaunte Leſer erhohle ſich von ſeinem Erſtaunen durch die Gründe und Beweiſe für die Wahrheit des Satzes:

Est enim saepe veritas in paradoxo, paradoxon in veritate.

Hier ſind ſie alſo, die Gründe.

Wir fragen zuvörderſt:

Welches ſind die vortreflichſten aller Kraftäußerungen des menſchlichen Verſtandes?

Ohne Zweifel — Wiſſenſchaften und Künſte.

Aber die fruchtbarſten Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, die genievollſten Erfindungen in den Künſten, kamen ihren Newtons und Lavoiſier's, ihren Franklins und Mongolfiers, meiſtentheils zufällig und ungeſucht, und brauchten immer nur ein wenig Nachhülfe von der Hand des Fleißes und der Erfindſamkeit: ſie machten ſich von ſelbſt.

Das θειον, das göttliche, das unerforſchlich geheimnißvolle in den Künſten der Muſen und der Charitinnen, in der Dicht- Mahler- Bildhauer- Ton- und Schauſpielkunſt, was aber eben deswegen alle Geiſter bezaubert, und alle Herzen feſſelt, worin liegt's? In dem Genie! und dies Genie kann durch keinen Fleiß erſtrebt, durch keine Gelehrſamkeit zuſammengeleſen, durch keine Nachtwachen erſchwitzt, kann durch keine Penſionen erſchaffen, und durch keine akademiſche Einweihungsreden hervorgerufen werden: es macht ſich und ſeine unſterblichen Werke von ſelbſt.

Wir fragen ferner:

Welches ſind die vortreflichſten Aeußerungen menſchlicher Willens- und Thatkraft?

Antwort: Tugend, Heldenthum, Freundſchaft, Liebe.

Tugend? Wer das Gute nicht von ſelbſt thut, der thut nie gut! Lies, lieber Leſer, den ſinnvollen Ausſpruch noch einmal: und du ſprichſt, vollkommen-überzeugt, mit uns: Tugend macht ſich von ſelbſt.

Heldenthum? Ach! wie einzig bedarfſt du jetzt, unterdrücktes Deutſchland, der Helden! Die ganze jenſeitige Rheingegend, die dir nun, unter vergeblichem Jammer- und Klagegeſeufz, von dem theuern Mutterbuſen abgeriſſen ward, ſie würdeſt du hingeben für einen zweiten Friedrich, für einen

patriotiſchen Heerführer, wie Washington, für einen deutſchen Bonaparte.

Alle geiſtlichen und weltlichen Churfürſten des heiligen römiſchen Reichs, alle mittelbare und unmittelbare Reichsfürſten, alle Ritter und Reichsſtädte, das hohe Erzhaus und der Miniſter Thugut, — alle, alle ohne Ausnahme, ſtimmen für Helden.

Aber, Gott ſey's geklagt! Helden kaufen und lohnen ſich um keinen Preis! Helden kann man nicht, wie Soldaten, conſcribiren, und nicht, wie Stroh und Heu, requiriren! Kann man ſie nicht, wie Geſandte, nach erhaltenen Depeſchen, abſchicken, und nicht, wie Geſandte durch Envoyés, durch Generale und Generalfeldmarſchälle repräſentiren und vertreten laſſen: Helden machen ſich von ſelbſt.

Freundſchaft? Jede Freundſchaft, wo ſich die Herzen einander nicht von ſelbſt entgegenwallen, wo Wille und Wille, Rath und That ſich nicht von ſelbſt entgegenkommen, jede Freundſchaft alſo, die ſich nicht von ſelbſt macht, iſt gezwungen, iſt erheuchelt — iſt nicht Freundſchaft.

Liebe? Erinnert euch, was man, in Gegenſtänden dieſer ſchönſten und herzerfreuendſten aller menſchlichen Empfindungen, von unwiderſtehlichen Reitzen, von magiſcher Anziehungskraft, von unzerreißlichen Zauberfeſſeln zu ſagen pflegt: und ihr werdet, ohne Widerrede, in dieſe Hand einſchlagen, und mit uns beherzigen: Liebe macht ſich von ſelbſt.

* * *

Noch giebt es ein gewiſſes Ding, wovon alle Welt ſpricht und was keiner erklären kann; was alle Welt wünſcht, und was wenigen zu Theil wird; ein Ding, das weder im Himmel noch auf der Erde, ſondern ohne Zweifel zwiſchen

beiden zu Hauſe gehört; ein Ding, das die Philoſophen irre macht, und die Moraliſten verwirrt; ein Ding, welches einige als einen Gott anbeten, andre als einen Teufel verfluchen; und das darin flackernde Lichtſtümpfchen für das kommende Jahrhundert entweder neu-anfachen, oder auch — neidiſch ausblaſen wird — dies Ding heißt Glück!

Glück! Nun! wenn das ſich nicht von ſelbſt macht! Wem das Glück nicht von ſelbſt kömmt, dem kömmt es nie. Nicht wahr, ihr Herren arme und reiche Kaufleute, reichlich- und kärglich-penſionirte Civil-Bediente, Geiſtliche mit guten und mit ſchlechten Pfarren, berühmte und unberühmte Schriftſteller, gut- und ſchlecht-recenſirte Dichter und Proſaiſten? Nicht wahr? Das Glück macht ſich von ſelbſt!

* * *

Wir kehren von der Betrachtung der wichtigſten und weſentlichſten Dinge in dem immerdaurenden Zuſtande des Menſchen in die wandel- und wechſelvolle Geſchichte.

Die wichtigſten und gehaltvollſten Ueberſchriften aller Epochen und Kapitel in der Geſchichte ſind gewiß folgende: Revoluzionen, Krieg, Frieden, Cultur und Aufklärung, Handel und Gewerbfleiß, Volks-Glückſeeligkeit.

Von allen dieſen wollen wir nun beweiſen, daß auch ſie ſich von ſelbſt machen.

Revoluzionen! Wer dachte in Rom, zur Zeit der Tarquinier, an Verjagung der Könige? Aber einem jungen Herrn wandelte die böſe Luſt zu einer römiſchen Matrone an: er zwingt ſie zu ſeinem Willen: der Herr Ehegemahl kömmt nach Hauſe: ſie ſtöhnt ihm, ſterbend, ihr Unglück entgegen:

die Sache wird ruchbar: ganz Rom iſt in Aufruhr, Tarquin entflieht, Rom iſt frei.

Wer dachte vor zwölf oder vierzehn Jahren an Umſtürzung der weltlichen und geiſtlichen Fürſtenſtühle? Jetzt erzittern ſie alle, wie der Delphiſche Dreifuß, wenn die Donner des begeiſternden Gottes rollten.

Als Barras noch Capitain, und Rewbell noch Advokat in Straßburg, und Sieyes noch Haushofmeiſter eines Kloſters war: ließen ſich da wohl jene träumen, daß ſie heute, als Pentarchen, auf des Sechzehnten Ludwigs zerſchmettertem Thron ſitzen; und dieſer, daß er, ſtatt die Einkünfte ſeines Kloſters zu berechnen, als Geſandter der großen Nazion in Berlin das Zünglein an der Wage Europens ſchwingen machen würde?

Aber das iſt's! Revoluzionen machen ſich von ſelbſt: und die Menſchen, welche die Revoluzionen zu machen ſcheinen, werden durch ſie ſelbſt gemacht.

Kriege! Schreibet mir eine Kriegs-Erklärung gegen Spanien, ſagte der Herzog Regent, Philipp von Orleans, zu ſeinem Secretair.

„Aber worüber dann? und aus welchen Gründen?"

Schreibet mir eine Kriegs-Erklärung gegen Spanien, verſetzt der Herzog in noch gebieteriſcherem Ton. Und — die Kriegs-Erklärung erfolgt.

Kriege machen ſich von ſelbſt!

Dem witzigen Friedrich entfallen einige ſpitzige Worte über die Schwelgereien der Ruſſiſchen Eliſabeth. Der gute Friedrich! er dachte nicht, daß dieſe Pfeile des Witzes einſt mit Ruſſiſchen Bajonetten und Koſacken-Piken gerächt, und

ſeine in lachendem Muth ausgeſprochenen Worte mit Kanonendonner erwiedert werden ſollten.

Aber Kriege machen ſich von ſelbſt!

Frieden! Wann würden wohl eroberungsſüchtige Helden, ehrgeitzige Feldherrn, wilde Räuberhorden und Rachedürſtende Feinde zu kriegen aufhören? wofern der Friede ſich nicht von ſelbſt machte: oder wofern ihm nicht eine Herzogin Marlborough durch eine Taſſe Thee, welche ſie der Lady Masham auf eine neue Robe gießt, oder auch eine Dübarry, indem ſie neben einem Ludwig XV im lockerſten Negligee auf dem Sopha ſitzt, etwas nachhülfe!

Und wenn die Magazine ausgeleert, die zu plündernden Länder ausgeſogen, die Kugeln verſchoſſen, die Kämpfer niedergemetzelt ſind: dann, ja dann macht ſich der Friede von ſelbſt.

Kultur und Aufklärung!

Allwaltende Vorſehung! wenn du dieſe nicht ſich von ſelbſt machen ließeſt; welcher Fürſt und welcher Privatmann würde und könnte ſie machen?

Wie treffend-wahr antwortete Friedrich denen, die ihm Vorwürfe machten, daß er ſo wenig für die Aufnahme der deutſchen Litteratur that!

„Je les laisse faire.“

Ja, er ließ die Dinge ſich von ſelbſt machen: und ſein Land ward, wie wir alle wiſſen, der Brennpunkt der Aufklärung, der Sitz der Denkfreiheit.

Wie gerne möchten die W . . r und P . . r Cenſuren die himmel-beſtrahlende Sonne der Aufklärung in ihren kleinen Dintenfäſſern auslöſchen.

Aber Cultur und Aufklärung machen ſich von ſelbſt!

Handel und Gewerbfleiß!

Der Herzog-Regent ließ ſogleich nach Ludwigs XIV Tode die Kaufleute des Königreichs in Paris verſammeln, um aus ihrer Mitte eine Commiſſion zu bilden, welche rathſchlagen ſollte: durch welche Geſetze, welche Gebote und Verbote der verfallene Handel aufgeholfen, die niederliegenden Künſte in neuen Schwung gebracht werden könnten?

Laissez-nous faire! ſagten die erfahrnen Männer lange vor Friedrich II und hatten ſo recht, als er.

Handel und Gewerbfleiß machen ſich von ſelbſt!

Wollet ihr ein Ueberflüſſiges thun? ſo leſet in des berühmten Smit's unſterblichem Werke über den Nazional-Reichthum, die Capitel von Auflagen, von Freiheit des Handels und von Getreide-Ausfuhr.

Völker-Glückſeligkeit!

Nun! bei Gott! machte die ſich nicht von ſelbſt, und hätte ſie ſich nicht ſeit jeher von ſelbſt gemacht: wann würde Volks-Glückſeligkeit auf der Erde ſtatt gefunden haben? wann würde ſie je ſtatt finden können?

Die Hirten der Völker dachten immer mehr an das Melken der Kuh, als an ihr Futter.

Und dennoch fand Volks-Glückſeligkeit zuweilen ſtatt. Aber — ſie mußte ſich von ſelbſt machen.

* * *

Von den menſchlichen Dingen kommen wir zu dem Menſchen ſelbſt. Und auch er, das größte und edelſte

aller uns bekannten Erdengeſchöpfe — macht ſich von ſelbſt, phyſiſch und moraliſch betrachtet.

Was wußte wohl der Vater aller Lebendigen, als er die Mutter aller Lebendigen zum erſtenmal erkannte, davon, daß er für die Fortpflanzung des erhabenen Menſchenſtammes arbeitete? Und wie viele tauſende kommen noch jetzt mit jedem Jahre zur Welt, ohne daß ſelbſt ihre geſetzmäßigen Eltern es wollten oder möchten!

Denn alle ſogenannten natürlichen Kinder vermehren unſer Geſchlecht gewiß ohne Willen und Wunſch derer, die ihnen, unter der Hand, das Daſeyn geben. Und doch waren grade ſie von je her, nach einer faſt allgemeinen Erfahrung, die kräftigſten an Körper, die originellſten an Geiſt, waren gemeiniglich Helden oder Straßenräuber, Dichter oder Kraftgenies, Weltumſchaffer oder Kniffgenies.

Aber die Menſchen machen ſich von ſelbſt. „Doch, „ſagt man, das mag im phyſiſchen Sinne wahr ſeyn. „Allein auch im moraliſchen?"

Wenn wir einen Mann rühmen wollen, der ſich aus niedrigem Stande, aus Armuth und Dürftigkeit, bloß durch Fleiß und Talent, zu Ehre und Reichthum emporgerungen: dann ſagen wir von ihm: es iſt ein ſelbſtgemachter Mann.

Und ſo großen und richtigen Werth wir auch in unſern Tagen auf Erziehung ſetzen: ſo fügen wir zugleich immer hinzu: Die beſte Erziehung muß der Menſch ſich ſelbſt geben.

Auch im moraliſchen Sinn alſo iſt es wahr: der Menſch macht ſich ſelbſt.

* * *

Außer dem Menſchen giebt es nichts größeres, als die Welt. Der Geheimerath Langhans hat das Berliniſche

Brandenburger-Thor gebaut: und die Berliniſche Polizei erhält es, ſagt man, im baulichen Stande.

Aber die Welt — macht und erhält ſich von ſelbſt.

Das größte, erhabenſte, vollkommenſte aller Weſen iſt — Gott! Aber alle dogmatiſchen Philoſophen, bis auf Kant, deſſen Nachfolger des Atheismus beſchuldiget werden, kommen überein, daß das ens realiſſimum nur ſich ſelbſt habe hervorbringen, ſich ſelbſt gleichſam habe machen können.

Wer Gott! geſagt hat, hat alles geſagt: wer alles geſagt hat, hat nichts mehr zu ſagen.

Quod erat demonſtrandum.

J—n—s—h.

II.

Die unerwarteten Reſultate.

1.

Stenwool lebte einen frohen Tag auf ſeinem Guthe, das nahe genug an der Reſidenz lag, um, ſobald es ihm einfiel, die Freuden der Stadt mit den Reizen des Landlebens vertauſchen zu können. Er hatte ſo ſein eignes Syſtem von Lebensgenuß, gegen welches wenigſtens der geſunde Menſchenverſtand nichts einwenden konnte, und — das mußte man ihm laſſen — er handelte überall mit ſeinem Syſteme ſo konform, wie es wohl wenige thun mögen, die Syſteme machen. Die Welthändel machten ihm wenig Sorge; die franzöſiſche Republik mogte ſich in der kritiſchten Lage befinden, ihr Hauptgeneral und mit ihm der Erfolg eines ganzen Feldzuges mogte auf dem Spiele ſtehen; er erwartete darum die Zeitungen mit eben der Ruhe, und ſchickte nicht, wie wohl ſeine Nachbaren thaten, reitende Bothen zur Stadt, um das Zeitungsblatt ein Paar Stunden früher verſchlingen zu können. Dabei hatte ers jedoch nicht ungern, die Herren, die ihn öfters beſuchten — und er hielt ſehr auf Geſellſchaft — über Politik und dem ähnlichen Etwas debattiren zu hören; er gab dann gewöhnlich die Veranlaſſung dazu, und ſchlichtete gemeinhin den Streit mit der bedeutenden Anmerkung: „Ihr ſeht alle durch die Brille, und wißt nicht, wer ſie euch geſchliffen hat!“

Dieß fiel der Geſellſchaft beſonders einmal auf, als man über das Wohlthätige der franzöſiſchen Revolution pro et contra ſehr hitzig geſtritten hatte, und man drang in ihn, ſich über ſeinen gewöhnlichen Widerſpruch etwas beſtimmter zu erklären. „Das ſoll nächſtens geſchehen, erwiderte er, und zwar auf eine Art, die Euch, denk ich, die Sache einleuchtend genug machen ſoll!“

Wenn Stenwool etwas verſprach, ſo hielt ers auch, er machte daher in der nächſten Woche Anſtalt, die Ehre ſeines Kernſpruchs zu retten. Er bat die bunteſte Geſellſchaft von der Welt auf einen Tag zuſammen: den Grafen S**, den Superintendenten M**, den Hauptmann R**, den Rath X**, den Lieutenant B**, den Banquier A**, den Prediger L**, den Advokaten D**, den Johanniterritter C**, und andre. Mancher wunderte ſich freilich, ein ſolches Gemiſch von Bekannten bei dem ſingulairen Stenwol zu finden; aber man war es ſchon gewohnt, mit unter Paradoxen von ihm zu erleben.

Es währte nicht lange, ſo befand ſich die Geſellſchaft wieder auf dem gewöhnlichen Tummelplatz der Politik — und das war Stenwools Abſicht — und Politik und franzöſiſche Revolution — das waren für damals verſchwiſterte Objekte.

„Hört, Freunde, rief Stenwool mit einem Male unter die Streitenden, ſo kommt Ihr in dieſem Leben nicht aufs Reine! da ſchreit ihr durch einander, daß einer aus dem andern nicht klug werden kann. Jeder ſpricht hitzig für ſeine Meinung, ohne auf die Gründe ſeines Gegners zu hören, und das Reſultat iſt, daß Ihr am Ende ſo weit ſeyd, wie Ihr beim Anfange waret. Ich will Euch einen Vorſchlag thun, wie Ihr auf eine ruhige und beſtimmte Art zu einem feſten Reſultat kommen könnt. Ihr ſtrittet jetzt über das Wohlthätige der neuen Einrichtung in

Frankreich. Ich will die Streitenden in ein — zwei — drei — vier — fünf Klaſſen theilen; denn jeder Stand wird hier wohl gewiſſermaaßen eine eigne Klaſſe ausmachen. Jede Klaſſe ſoll mir dann abgeſondert von der andern in dem Nebenkabinette kurz, beſtimmt und mit Ruhe in die Feder diktiren, was ſie an dieſer Einrichtung auszuſetzen hat, oder was ſie lobenswerth darin findet; dann läßt ſich aus dieſen Meinungen eher ein veſtes Reſultat ziehen.“

Der Vorſchlag ward angenommen, und der Graf S** begab ſich auf Stenwools Aufforderung zuerſt in das Kabinet.

„Die durch die Revolution bewirkte Veränderung der „Dinge in Frankreich, erklärte er, habe viel Gutes; die Macht „des Königs habe allerdings eine Einſchränkung bedurft, da ſie „ſich zur Ungebühr ſelbſt über den hohen Adel erhoben, und „deſſen unläugbares Recht in Landesangelegenheiten mitzuſprechen, geſchmälert hätte. Die Könige hätten überhaupt das, „was ſie Regalien nennten, wenn man auf den Grund gehen „wolle, dem hohen Adel entzogen, dem in ſeinen Beſitzungen „eben das Recht zuſtehe, welches der Regent auf ſeinem Territorium beſitze. Den Umſturz der Throne könne er aber nie „billigen, da mit ihm auch der Stab über den hohen Adel gebrochen wäre. Es hätte ſich übrigens eine ſehr glückliche, „wenn auch nicht dem Namen nach republikaniſche Regierungsform mit der Exiſtenz des letztern gedenken laſſen.

Stenwool las ihm die niedergeſchriebene Erklärung vor, und er bekräftigte ſie durch ſeines Namens-Unterſchrift als ſeine Meinung.

Nun mußte die militairiſche Klaſſe erſcheinen, und dieſe ließ ſich alſo vernehmen:

„Es mag zwar in der jetzigen franzöſiſchen Staatseinrich-

„tung manches Gute liegen, das verſtehen wir nicht, aber die „Herren Staatsumformer hätten nur ihre Hand vom Militair „laſſen ſollen. Ehrgefühl muß im Militair herrſchen, aber mit „Zurückſetzung des Adels geht das Ehrgefühl verloren. Wer „wird nicht alles Hochgefühl verlieren, wenn er unter dem Kom„mando eines Menſchen ſtehen ſoll, den man, ſeine Erziehung „nicht einmal erwogen, kurz vorher in Reih und Glied hatte! „wer wird ſich noch aufopfern, wenn er in jedem, der hinter „ihm marſchirt, ein Weſen erblickt, das in der nächſten Stunde „vielleicht an ſeiner Stelle den Ruhm ſeiner Aufopferung ver„dunkelt! Ueberhaupt, es mag wohl für die Einrichtung und „Adminiſtration des Landes ſehr heilſam ſeyn, daß ſich das Ru„der des Staats in den Händen von mehrern Räthen befindet, „aber für das Militär iſt ein König nothwendig, denn es iſt „niederdrückend für einen Offizier, unter den Befehlen von „Rathsherren zu ſtehen, die keinen Begriff vom militairiſchen „Point d'honneur haben, und daher jeden Schneider zum Ge„neral machen."

Die militairiſche Klaſſe unterſchrieb dieſe Erklärung, worauf die Geiſtlichen eintraten.

„Wir maaßen uns keinesweges eine Entſcheidung über die „Frage an, erklärten ſie, ob es rechtmäßig war, die Königs„würde abzuſchaffen; ſoviel ſieht man indeſſen, daß ſie zum „Wohl der Menſchen nicht unentbehrlich iſt. Die Einrichtun„gen in Frankreich, welche die Revolution zur Folge hatte, „ſind übrigens von der Art, daß ſie Regierer und Regierte in „das beſte Verhältniß ſtellen, nur in einem Stücke haben es „die Ruderführer des franzöſiſchen Staats gar ſehr verſehen, „ſie haben unſerm Stande ſeine Würde und mit ihr ſeine Nutz„barkeit genommen. Unſer Stand bedarf ein gewiſſes heiliges

„Anſehn um der Lehre willen, die er vorträgt; ihn abhängig „von dem Willen der einzelnen Gläubigen machen, heißt ſeinen „Fall bereiten; ihm die Gaben des Altars entziehen, heißt nichts „anders, als ihn ſelbſt nöthigen, den Tempel zu verlaſſen. „Das iſt unſre Meinung, die wir hiermit unterſchreiben.“

Der Banquier A** trat nun in das Kabinet, und ſagte lächelnd:

„Ich habe den T....l von der Revolution und der fran„zöſiſchen Einrichtung. Ein Mann von meinem Verkehr macht „ſelbſt in einem bankerutten Staate beſſere Geſchäfte, als in „einem revolutionirenden, und iſt dabei nicht den Folgen der „ſaubern Erfindung ausgeſetzt, vermöge welcher man einem „ſeine erworbene Baarſchaft unter der Benennung Requi„ſition wieder abnimmt. Uebrigens hat das franzöſiſche „Weſen auch ſein unverkennbar Gutes: es demüthigt den ver„dienſtloſen Stolz, und erhebt das unterdrückte Talent.“

Der Johanniter, an den nun die Reihe kam, trug ſeine Meinung mit einem Scheine von Reſignation vor.

„Ich bin darüber erhaben, ſagte er, es der franzöſiſchen „Revolution zum Vorwurf zu machen, daß ſie einen Ritteror„den aufhob, deſſen Kreuz ich trage. Das iſt eine Spielerei, „die keinem nützet und ſchadet. Aber daß man die Frohnen auf„hob, daß man den Güterbeſitzern die Steuerfreiheit nahm, — „das ſind Eingriffe in die Rechte des Adels, iſt ein Raub an „ſeinen rechtmäßigen Einkünften, iſt eine Ungerechtigkeit, wo„mit die Nationalverſammlung die übrigens treffliche Conſtitu„tion von Frankreich befleckt hat.“

Endlich erſchien denn die juriſtiſche Klaſſe, welche einen wortreichen Vortrag machte, den Stemvool in folgenden Auszug faßte:

Digitized by Google

„Wir haben nichts gegen die franzöſiſche Einrichtung, „der Adel hat ſeine ungebührlichen Vorrechte zurückgeben „müſſen und das Talent hat einen freien Spielraum gewon„nen. Der Mann von Kopf iſt jetzt nicht mehr an die „Erdſcholle gebunden, auf welcher er kriecht, ſondern er „kann ſich bis zum Verweſer des Staats erheben. Allein, „Schade, daß kein Juriſt die Conſtitution ausarbeitete: hier „haperts! Man will der gerichtlichen Formalitäten überho„ben ſeyn, aber das Recht wird dadurch leiden; man will „die Streitigkeiten durch Friedensrichter ſchlichten und man „wird dadurch die Kraft der Geſetze ſchwächen; man will „eine freie Rechtspflege, um die Clienten nicht durch das „Sporteln zu Grunde zu richten, aber man wird dadurch „die Prozeſſe vervielfältigen, und bald keine kenntnißvollen „Richter mehr haben, da ohne Ausſicht auf angemeſſenen „Lohn keiner auf das mühſame Studium des Rechts mehr „Zeit verwenden wird.“

Hierauf wurden die Acten geſchloſſen und Stenwool verfügte ſich mit den Erklärungen in der Hand zu der Geſellſchaft, die er alſo anredete.

„Meine Herren, worüber Ihr ſo lange fruchtlos ge„ſtritten habt, das läßt ſich hier auf dieſem Blatt mit einem „Blicke überſehen. Ein jeder von Euch findet die franzöſi„ſche Revolution und die dadurch entſtandene Veränderung „der Dinge meiſtens in den Punkten vortreflich, die keinen „ſchmälernden Einfluß auf ſein eignes Intereſſe haben; wo„von Ihr Euch jeder Einzeln und Alle insgeſammt über„zeugen könnt, wenn Ihr dieſe Erklärungen nachleſen wollt. „Es iſt bewundrungswürdig, wie genau Jeder von Euch „den Punkt herauszufinden wußte, in welchem die franzö„ſiſche

„ fiſche Revolution ſein Intereſſe berührte. Ziehet ſelbſt die „ Folge daraus. Uebrigens ſeht Ihr daraus aufs neue, wie „ oft man das Wohl der Menſchheit mit ſeinem eignen wer„ then Intereſſe verwechſelt, und überzeugt Euch durch ein „ anſchauliches Exempel, daß das, was man in Selbſttäu„ ſchung für Ausſprüche der Vernunft giebt, oft nichts mehr „ und nichts weniger als Eingebungen des Eigennutzes ſind; „ welche Anmerkung, ſo trivial ſie Euch auch ſcheinen mag, „ ich nicht unterlaſſen konnte, Euch mit auf den Weg zu ge„ ben. Glaubt Ihr's nun, daß Ihr das Ding nicht mit „ klaren Augen, ſondern durchs Glas beguckt und — nicht „ wahr, Ihr erröthet! — wer Euch das Glas vorhielt, war „ Niemand als — das leidige Intereſſe! —

2.

„ Ihr ſprecht ſo viel von zu befürchtenden Revolutionen; „ Ihr theilt Euch in ſo lebhaft banger Ahndung, als ob „ das Uebel ſchon vor der Thüre wäre, Eure Beſorgniſſe „ mit; Ihr wißt Gemählde zu entwerfen, davor einem die „ Haut ſchaudern möchte; Ihr ſeht alles ſo klar, wißt die „ Dinge der Gegenwart und der Zukunft ſo ganz genau an„ zugeben, wißt Ihr denn kein Mittel, den befürchteten Re„ volutionen vorzubeugen? "

So ſprach Stenwool ein andermahl in einer Geſellſchaft von Freunden, und — wie aufs Commando — ertönten ein halb Dutzend Stimmen zugleich, wovon jede einen andern Vorſchlag durchzuſetzen bemüht war.

Gemach! gemach! rief Stenwool darzwiſchen; Einer nach dem Andern, das hört ſich genauer und überlegt ſich beſſer.

„ Wenn wir denn einmahl darüber einverſtanden ſind, daß die Monarchie die zweckmäßigſte Regierungsform ſey,

fing der Erſte an, ſo, dächt' ich, wäre es die Hauptſorge des Regenten, um Revolutionen vorzubeugen, Eintracht und gutes Vernehmen unter ſeinen Unterthanen zu befördern, und zu dem Ende die verſchiednen Stände einander näher zu bringen. Es iſt immer eine Art von Scheelſucht zwiſchen den verſchiednen Ständen vorhanden: der Bürgerſtand ſieht mit Neid auf den Adel und der Adel mit imponirender Hoheit herab auf den Bürger. Das iſt eine der wichtigſten Quellen des Mißvergnügens im Staate, die der Regent durch Aufhebung des Adels verſtopfen und dadurch aller Revolution vorbeugen könnte."

„Sehr wohl! entgegnete der zweite, aber dieſe Reform iſt zu koloſſaliſch, als daß wir ſie je zu erleben hoffen dürfen; überdieß würde dadurch eine nicht minder wichtige und zahlreiche Klaſſe von Mißvergnügten im Staate entſtehen, nemlich der Adel ſelbſt, der eher einen wirklichen Vortheil, als einen imaginairen Vorzug aufopfert. Ich würde alſo dem Regenten rathen, da auch ich die Scheelſucht unter den verſchiedenen Ständen für eine Hauptquelle der Revolutionen halte, den Adel zwar als Adel in ſeinen Würden zu laſſen, aber ihm den ausſchließlichen Beſitz der höhern Civil- und Militair-Stellen zu nehmen, damit jedes Talent und Verdienſt ſteigen und ſeinen verdienten Rang behaupten könnte. Dadurch fiele das Ueberhebende des Adels von ſelbſt weg. Geſtattete es der Regent auſſerdem noch, daß auch jeder Bürgerliche Rittergüter an ſich kaufen dürfte, und höbe er mit der Zeit den Frohndienſt gegen ein mäßiges Aequivalent der Unterthanen auf, ſo — wäre die Eiferſucht des Bürgerſtandes ausgerottet und der dienſtpflichtige Unterthan noch obendrein gewonnen."

„Alles recht ſchön! erwiederte der Dritte, aber auch dieſe Reform iſt zu ungeheuer, als daß ſie nicht vor der Hand noch ein frommer Wunſch bleiben dürfte. Es bedarf auch, um ſich der Liebe der Unterthanen zu verſichern und ſich dadurch ein Gegengift gegen alle Revolution zu verſchaffen, keiner ſo großen Unternehmungen, man zeige ihnen nur, daß es einem Ernſt iſt, ihre Laſt zu erleichtern und ſie glücklich machen zu wollen. Dieß kann durch eine Einrichtung geſchehen, wobei keine Klaſſe von Staatsbürgern in ihren hergebrachten Rechten gekränkt, wodurch aber ein beträchtlicher Theil der Unterthanen von einer ſehr empfindlichen Laſt befreiet wird. Mein Augenmerk iſt auf die Königlichen Domainen gerichtet. Der Regent befreie ſein Land von der Plage, von Domainenpächtern ausgeſogen zu werden, oder — wenn der Finanzier erhebliche Gründe dagegen hat — er befreie den Unterthan nur von der Laſt, Frohndienſte zu thun dem Domainenpächter und — er wird Frohlocken durch alle ſeine Provinzen verbreiten. Gern bezahlt ihm der Unterthan das geringe Dienſtgeld, wofür der Pächter ſeinen Schweiß nach dem Anſchlag übernahm; der Monarch verliert alſo an baarem Einkommen nichts, und gewinnt ein beſſer bebautes Land, frohere Unterthanen und blühende Provinzen.“

„Ich bin ganz ihrer Meinung, rief der Vierte, aber iſt es jetzt wohl Zeit zu ſolchen Reformen, wenn man ihren Vorſchlägen auch ein williges Ohr leihen wollte. Der Regent muß jetzt mit Vorſicht handeln. Wo er nachtheilige Einrichtungen, die ſich durch Jahrzehnde oder Jahrhunderte eingewurzelt haben, nicht wegzuräumen wagt, da ſuche er ſie wenigſtens möglichſt unſchädlich zu machen; wo er ſeinen Unterthanen das Joch nicht gänzlich abnehmen kann, da ſuche er

es ihnen wenigſtens zu erleichtern; wo er den Unterſchied der Stände nicht verwiſchen kann, da ſuche er durch ein gleiches Recht das Gefühl der Gleichheit zu erwecken; wo er — —"

Ich ſehe, meine Herren, unterbrach ihn Stenwool, wir kommen alle auf Ein Reſultat; denn ich war ſchon lange der Meinung, das beſte Mittel Revolutionen in Monarchien vorzubeugen, ſey ein Regent wie — Friedrich Wilhelm der Dritte!

K. A. Ragotzky.

III.

Die Grotte.

Aus J. F. Jüngers Nachlaß.

Wenn man Schwefel zur glühenden Aſche bringt, ſo giebts eine Flamme, das kann nicht fehlen.

Ich will damit keinesweges geſagt haben, daß Caroline die glühende Aſche, und Fritz der Schwefel — indeſſen ein junger hübſcher Kerl von vier und zwanzig, und ein rundes geſundes Mädchen von ſiebzehn — ja ja, ich wills doch geſagt haben, daß Caroline die glühende Aſche und Fritz der Schwefel war.

Eigentlich wars eine alte Tante und eine Grotte, die an dem ganzen Unfuge ſchuld waren; ob aber die Tante mehr als die Grotte, oder die Grotte mehr als die Tante, das iſt freilich ſchwer zu beſtimmen. Ich meines Orts glaube doch die Tante; wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß der Streich nicht würde geſchehen ſeyn, wenn die Tante mit in der Grotte geweſen wäre. Meine Leſer ſollen ſelbſt darüber urtheilen.

Es war an einem ſchönen Maitage. — —

Doch ich muß anders anfangen.

Baldau war ein guter alter Mann, der ſeine Tochter Karoline recht von Herzen liebte; Caroline war ein gutes liebes Mädchen, die ihren alten Vater wieder recht von Herzen liebte,

aber den Doktor Meining doch noch mehr als ihren Vater. Und wenn man in Erwägung zieht, daß dieſer Doktor Meining — um allen Irrthum vorzubeugen, will ich hiermit pflichtſchuldigſt angezeigt haben, daß dieſer Doktor Meining mit obenerwähntem Fritz dem Schwefel ein und eben dieſelbe Perſon iſt. — Wenn man alſo in Erwägung zieht, daß dieſer Doktor Meining um volle acht und dreißig Jahre jünger war, als ihr Vater, und folglich auch um acht und dreißig Jahre hübſcher, ſo habe ich das gute Zutrauen, zu der Billigkeit meiner ſchönen Leſerinnen, daß keine unter ihnen ſeyn wird, die der guten Caroline deswegen den Proceß macht.

Und wenn wir noch dazu nehmen, daß ſelbſt ihr eigener Vater, den doch die Sache im Grunde etwas näher anging, als uns, nichts dagegen hatte, ſo kann ihr vollends keine menſchliche Seele den geringſten Vorwurf darüber machen.

„Alſo der Vater war einverſtanden?"

Ja, das war er, und recht ſehr einverſtanden!

„Aber du mein Himmel, was iſt denn das für ein Ro„man? Ein Liebespaar mit Bewilligung des Vaters! Da giebts „alſo nichts Geheimes, keine Intrigue, keine heimliche Zuſam„menkunft, keine Vertrauten, keine verliebte Verzweiflung, „keine Entführung, keine — — —

Nur Geduld! das ärgſte kommt noch! Ich ſtehe Ihnen dafür, ich kann meine Verliebten ſo gut quälen als ein andrer.

Baldau hatte alſo nichts gegen die Bewerbungen des Doktors um Carolinen; ihm zu gefallen hätten ſich die beiden jungen Leutchen ſogleich heirathen können; aber es war eine alte Tante, oder vielmehr ein Vermögen von vier und zwanzig tauſend Thalern in Erwägung zu ziehn, welches dieſer alten Tante angehörte.

Eine alte reiche Tante zu haben, das iſt an ſich ſo übel nicht, wenns nur übrigens ganz richtig geweſen wäre. Aber da lag eben der Haaſe im Pfeffer. Dieſe Tante war auf unſern armen Doktor bitter und böſe. Warum? das weiß der Himmel! Vielleicht bildete ſie ſich auch das nur ein; denn was weiß denn ſo eine alte wunderliche Perſon davon, ob ſie wirklich böſe iſt oder nicht?

Genug, es ſtand zu befürchten, daß ſie ihr Geld irgend einem weitern Anverwandten vermachte, wenn man nicht bald darauf bedacht war, ſie mit dem Doktor auszuſöhnen. Sie ohne ihre Einwilligung zu verheurathen, das war nun gerade nicht der nächſte Weg, dieſe Ausſöhnung zu bewirken. Der Doktor ſchrieb alſo drei unterthänige Bittſchriften an ſie, und verſicherte ihr hoch und theuer, daß er ihr allergehorſamſt und ergebenſter Neffe ſey, aber dieſe Verſicherung ſchien nicht recht durchzugreifen; wenigſtens antwortete ſie keine Zeile darauf.

Der Doktor war ein Liebhaber der entſchloſſen war ſeiner Leidenſchaft Ehre zu machen. Er hielt für rathſam, die Friedensunterhandlungen mit ſeiner Tante abzubrechen, und meinte, er könnte wohl auch ohne ihren Seegen heirathen. Caroline meinte das auch; Baldau aber, der nicht halb ſo verliebt in den Doktor war als ſeine Tochter, und der ungleich mehr Religion hatte, als ſein künftiger Schwiegerſohn, meinte, der Seegen einer ſolchen Tante ſey doch immer vier und zwanzig tauſend Thaler werth, und folglich in einer Haushaltung gar kein gleichgültiges Meubel. Er entſchloß ſich alſo, in Perſon einen Verſuch zu wagen, ob er das zähe Herz der Tante erweichen könnte.

Er reiſte wirklich zu ihr, und das war ſehr gut. Er fand ſie nicht halb ſo unerbittlich, als er ſich ſie gedacht hatte; das

war auch ſehr gut; daß er aber indeſſen die beiden jungen Leute allein beiſammen ließ, das war gar nicht gut.

Wie geſagt, wenn man Schwefel zur glühenden Aſche bringt, ſo giebts eine Flamme.

Nicht etwa, daß es ſogleich nach Baldaus Abreiſe lichterloh gebrannt, nicht daß ſich Caroline ſogleich übergeben, oder der Doktor ſie ſogleich mit ſtürmender Hand überfallen hätte: nein, das nicht! Der Doktor war noch immer der beſcheidne Liebhaber wie bisher, Caroline immer noch das ſittſame ſchüchterne Mädchen wie bisher, aber — die Grotte! die verwünſchte Grotte die!

Ich will die Sache erzählen, wie ſie war.

Baldau hatte an ſeinem Hauſe einen niedlichen Garten, und in dieſem Garten eine überaus niedliche Grotte; und die ſo überaus niedliche Grotte war Carolinens Lieblingsaufenthalt, vermuthlich weil's ſo hübſch kühl darin war; denn warum ſollte ein Mädchen ſonſt gern in einer Grotte ſeyn?

Caroline ſchlich alſo auch einmal am Abend eines ſchwülen Maitages — man weiß wohl, daß ein junges Mädchen zu einer ſolchen Jahreszeit ungleich mehr Hitze hat, als eine ſechzigjährige Tante, um ſo weniger wird man es ihr verdenken. —

Caroline ſchlich alſo auch einmal am Abend eines ſchwülen Maitages nach dieſer Grotte mit —

„Mit dem Doktor?"

Bei Leibe nicht! Mit ihrem Strickſtrumpfe! Einen unſchuldigern Gefährten konnte das gute Kind wohl nicht leicht haben.

Sie ſetzte ſich auf das Ruhebette, das in der Grotte war, und in ihrem Herzen — doch ſtill! Nur nicht voreilig! Welcher Sterblicher kann wiſſen, was in dem Herzen eines Mädchens vorgeht? Ich weiß wohl, daß es unter meinen Collegen gar

viele giebt, welche ſich einbilden, in der Mädchen Herzen eben ſo zu Hauſe zu ſeyn, wie in ihren Autorwinkeln fünf oder ſechs Treppen hoch unterm Dache; die ein langes und breites in den Tag hineinſchwatzen; „jetzt fühlte das Mädchen das, und jetzt „fühlte das Mädchen jenes, und jetzt wurde dem Mädchen „warm, und jetzt wurde dem Mädchen kalt,“ und dergleichen mehr. Aber was iſt damit bewieſen? Nichts! Höchſtens, daß die Schöne, die ſo etwas lieſt, das Näschen rumpft, ins Fäuſtchen lacht, und das Buch mit einem: „der Herr Autor ſind „nicht klug!“ weglegt. Und wenn er nun auch ja ſo glücklich iſt, das oder jenes zu errathen, damit hat er vollends etwas rechtes gewonnen! Die Mädchen werden dadurch nur kopfſcheu; ſie werden noch verſteckter, noch geheimnißvoller als ſie ohnedieß ſchon ſind, und ſo wird den armen Liebhabern das Spiel nur noch mehr erſchwert.

Wenn man nun noch in Erwägung zieht, daß die Liebhaber noch ſo ziemlich die einzigen Romankunden ſind, das heißt, die einzigen Menſchen, auf welche man ſicher rechnen kann, daß ſie Romane kaufen und leſen, weil das ſchlechterdings zum Coſtume gehört, ſo handelt ein Romanſchreiber noch obendrein ſehr unpolitiſch, wenn er dieſe Herren vor den Kopf ſtößt. Nein, ich meines Orts, der ich ſo gar gern, ſo viel an mir iſt, mit allen Menſchen Frieden habe, ich will mir ſie alle zu Freunden behalten, und von Carolinens Herzensrevolutionen kein Wörtchen ſagen: eine Reſignation, welche mir, die Wahrheit zu ſagen, eben ſo ſchwer nicht ankömmt, denn da bekanntermaßen das Herz eines Mädchens mit unter die Oerter gehört, wo weder Sonne noch Mond ſcheint, ſo kann ein ſterbliches Auge ſeine Naſe recht gut davon laſſen, ohne ſich deswegen ſchämen zu

dürfen, wenns nicht etwa ein Katzenauge iſt, und Katzenaugen habe ich nicht.

Und was kann denn auch in Carolinen beſonders vorgegangen ſeyn? Ein hübſcher heiterer Maiabend wars; zugegeben alſo, daß die liebliche milde Frühlingsluft ihr Halstuch um einige Zoll höher nach dem Kinn hinauftrieb, daß ihr einige unwillkührliche Seufzer entfuhren, ohngefähr ſo, wie man aus Langerweile ſeufzt, wenn man des Alleinſeyns überdrüßig iſt; zugegeben, daß ihr Blick, ohne daß ſie es wußte und wollte, auf einem Schmetterling hängen blieb, der einen andern verfolgte, zugegeben ſogar, daß ihr der Wunſch entſchlüpfte, auch ſo verfolgt zu werden, wenn auch nicht gerade von einem Schmetterling er doch wenigſtens von einem, der die Flügel bloß zum verfolgen, aber nicht zum flattern hätte; alles das zugegeben, was wäre denn das neues? das hat man ja ſchon in hundert und aber hundert Büchern geleſen!

Caroline ſchlich alſo in die Grotte, und ſetzte ſich mit ihrem Strickſtrumpfe auf das ſchöne grüne Raſenbett, und das iſt im Grunde der einzige Vorwurf, den wir ihr machen können; denn ein Mädchen, das ſeinen Liebhaber erwartet, muß ihn nicht in einer Grotte erwarten; und daß ſie den Doktor wirklich erwartete, das darf ſie uns ſchlechterdings nicht leugnen, denn die kleine Schlange wußte recht gut, daß er um acht Uhr nach Hauſe zu kommen pflegte. Indeſſen muß ich zu ihrer Vertheidigung ſagen, daß es gar nicht ihr Wille war, den Doktor in der Grotte zu erwarten; nein, was wahr iſt, iſt wahr! Es fiel ihr aber ein, daß die Sache Conſequenzen haben könnte, verſteht ſich in Rückſicht auf den böſen Leumund; denn andre Conſequenzen auch nur zu ahnden, dazu war die gute Caro-

line viel zu unſchuldig. Sie wollte aller Augenblicke aufſtehen, und ſich hinaus in den freien Garten ſetzen; aber es war draußen noch ſo ſchwül, und in der Grotte wars ſo kühl! Ueberdieß war's erſt halb acht Uhr, und der Doktor kam gewöhnlich erſt, wenn acht Uhr ſchon vorbei war, und im Fall er ja dieſesmal eher kommen ſollte, ſo konnte ſie es ja in der Grotte recht gut hören, wenn die vordere Gartenthür aufgemacht wurde, und dann wars immer noch Zeit herauszutreten, und ihm entgegen zu gehn. Aber indem ſie alles das ſo dachte, und dabei recht emſig fortſtrickte, ſtand auf einmal der Doktor leibhaftig vor ihr, denn ſie hatte vor lauter horchen die Gartenthür nicht öffnen gehört. Jetzt war's freilich nicht mehr Zeit, ihm entgegen zu gehen. Was man thun konnte, war allenfalls bis an die Fingerſpitzen roth werden, und aufſtehen, das that Karoline auch; aber der böſe Doktor ließ es ihr nicht zu — das heißt, das Aufſtehen, denn das Rothwerden konnte er nicht verhindern. Er faßte ſie ſanft um den Leib, drückte ſie wieder nieder aufs Ruhebett, pflanzte ſich neben ſie, und gab ihr einen herzlichen Kuß.

Ueber dieſen Kuß dürfen ſich meine tugendhaften Leſerinnen nicht etwa ſkandaliſiren, denn es war unter den beiden Leutchen der Ton ſo! daß ſie ſich küßten, ſo oft ſie ſich trennten, oder wieder zuſammenkamen. Und da ſie ſo gut als Eheleute waren, ſo darf man ſie dieſer unſchuldigen Freiheit wegen nicht ſchikaniren. Sie hatten ſich alſo in Gegenwart des alten Baldau viele tauſendmal geküßt; Carolinen waren des Doktors Küſſe nichts weniger als neu, und gleichwohl fand ſie in dem, den er ihr dieſesmal auf den Mund drückte, in Vergleich mit allen vorhergehenden, einen gewaltigen Unterſchied. Es wurde ihr ſo wunderlich zu Muthe, als ihr noch bei keinem geweſen war.

Es kann ſeyn, daß die Grottenluft ein wenig daran ſchuld war, wenigſtens ſchien ſie das ſelbſt zu glauben, denn ſie ſchickte ſich eben zum zweitenmale an, aufzuſtehen, und hinauszugehen, als ihr noch zur rechter Zeit einfiel, daß es grauſam von ihr ſeyn würde, den armen Doktor ſogleich wieder in die ſchwüle Luft hinauszuführen. Sie mußte ihm doch Zeit zum abkühlen laſſen? Nichts mehr als billig. Sie blieb alſo. Geheime Nachrichten wollen indeſſen behaupten, ſie habe es jetzt nicht halb ſo kühl mehr in der Grotte gefunden, als vorher, da ſie noch allein war; und des Doktors Wangen nach zu ſchließen, hatte ſie auch nicht ſo ganz unrecht.

IV.

Leonhard von Heidelberg.

Das Herz voll Sehnſucht und froher Hofnung ritt Reinhard, der von Augsburg bis Rom allbeliebte Mann, eben das ſchöne Thal vor Heidelberg hinunter. Sein wackrer Apfelſchimmel hatte den Tag, den lezten Tag einer weiten Reiſe, ſchon acht Meilen gemacht und hatte das Traben ſatt.

Mit jedem zögernden Schritte ſchlug dem rüſtigen Reiter höher das Herz, und mancher unwillkührliche Spornſchlag trieb den müden Tartar an. Der ſchwarzzottlige, unermüdliche Picko ſprang und bellte oft gegen die ſchnaubenden Nuſtern des Tartarn an, ihn aber ermunterte es nicht mehr; ihm verriethen ſteigende Abenddünſte noch nicht die Nähe des Nachtlagers, auch ſpürte er nicht heimiſchen Boden.

Ja, wär' er eben ſo nahe vor Roveredo geweſen, wo ſonſt der wohlbereitete heimiſche Stall und der beſte Hafer des Landes ihn nach langer italieniſcher Reiſe labte; wie hätt' er dann aller Müdigkeit vergeſſen ſollen! Reinhard hatte aber Roveredo, ſeinen bisherigen Wohnort, mit allen ſeinen Lieben verlaſſen, hatte die von ſeinem Großvater dort begründete Seidenfabrik einem jüngern Bruder mit vorbehaltenem Antheil übergeben, und wollte die ſchöne lezte Hälfte ſeines Lebens in der Nähe von Heidelberg, dem Geburtsorte ſeiner

Vorfahren und ſeines lieben Weibes, verleben. Er kannte von früheren Reiſen und von der ſchönen Blüthenzeit ſeiner Liebe her die liebliche Umgebung dieſes romantiſchen Ortes, und wußte wohl, auf welcher höheren Stufe echter Humanität dieſe deutſchen Nachbarn des gebildeten Frankreichs ſtanden.

Sein liebes Weib mit ihren drei Töchtern waren in bequemen Tagereiſen den geraden Weg auf Heidelberg gefahren, wo Mutter und Schweſter ihrer mit Sehnſucht harrten. Der rüſtige Mann, dem die Reiſe zu Pferde über alles behagte, war von Florenz kommend über Augsburg geritten, um mit einem Speditor Wechsler-Verabredung für ſeinen neuen Plan zu nehmen. Er gedachte für den weſtlichen Theil von Deutſchland ein Waarenlager zu errichten, um den ſchon anſehnlichen Abſatz ſeiner bisherigen Fabrik auch auf dieſer Seite zu erweitern.

Mit ſeinem lieben Weibe hatte er ſich das Wort gegeben, wenn auch nicht früher, doch an dem heutigen Tage, dem ſchönſten Feſttage in ihrem glücklichen Leben, des lieben Weibes Geburtstag, in Heidelberg zuſammenzutreffen. Hier hatte ihnen der freundliche Oheim Ehrmann ein angenehmes Haus beſorgt, das ſie ſich ſelbſt nach ihrem Sinne einrichten wollten.

Während unſer wackerer Reiter nun ſo mit ſehnſuchtsvollem Herzen ſeinen Lieben entgegenritt, ſaßen dieſe auf der ſchönen Anhöhe beim lieblichen Quell, die Straße lang mit ſehnenden Blicken nach dem geliebten Vater forſchend. Seit ihrer Ankunft gingen ſie jeden Nachmittag bis zum Untergange der Sonne dem erſehnten Kommenden entgegen.

Das liebevolle Weib wußte wohl, daß dem frohen Sang- und Klangliebenden Manne nichts mehr vergnügte, als ein frohes Lied von reinen Stimmen geſungen, und übte mit

ihren Kindern bei den Gängen übers Feld ein ſchönes Lied der Hofnung, das ihnen der liederreiche Vater von ſeiner letzten italieniſchen Reiſe mitgebracht hatte. Sie ſangen eben von des Oheims Stimme leiſe begleitet:

Hofnung, Hofnung, immer grün,
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hofnung, labeſt ihn!

als die plötzliche Erſcheinung des heranſpringenden Picko den nahen Reiter verrieth. Alles jubelte laut auf, die Anhöhe hinabſpringend. Der allgemeine Jubel beſeelte ſelbſt den Tartarn, der frohe Reiter ſprengte mit verhängtem Zügel herbei, und lag bald in den Armen ſeines zärtlichen Weibes, an dem Halſe ſeiner liebenden Kinder.

Lange hatte er ſich an dem lieben Weibe, an den ſüßen Kindern zu weiden, eh' er ſich mit dem Oheim näher begrüßen konnte, der das Pferd aufgegriffen und damit etwas ſeitwärts gegangen war.

Reinhard beſaß das ſchöne Weib ſchon bald zehn Jahre; aber noch wuchs ihrer beider Liebe mit jedem lieblichen Kinde, das ſie ihm gebahr, und jede Rückkehr von ſeinen jährlichen Reiſen brachte für Beide neues Glück, und immer erfreulicheres Glück. Er fand ſie auch bei jeder Rückkehr friſcher und voller ausſehend, als er ſie verlaſſen hatte: denn ſie kannte und übte alle ſchöne Pflichten eines innigliebenden Weibes, und verſäumte in ihrem Thun und Laſſen nichts, ſich ihrem Manne erfreulich zu erhalten. Frei von heftigen Begierden und ſtürmiſchen Leidenſchaften, und ſicher in der Liebe ihres Mannes, ſo ſinnlich und lebhaft er auch war, herrſchte im Grunde ihres tiefen Gemüths immer die ſchönſte Ruhe, und

ihr Geſicht und ihre Geſtalt behielt jene jugendliche Reinheit und unbefangne Heiterkeit, die an einem liebenden Weibe oft wärmer zu Herzen geht, als ſelbſt an der ganz friſchen, leichtgeſinnten Jugend; wenn dieſe auch gleich im erſten Zuſammentreffen die Sinnlichkeit mächtiger aufregt.

Nie hatten wohl die milden Stralen der untergehenden Sonne eine lieblichere Gruppe beſchienen. Der feſte friſche Mann voll Kraft und Liebe, gleich einem geſunden blühenden Fruchtbaume, mit ſanftgeneigtem Gipfel da ſtehend, das braunumlockte Haupt an den zarten ſchneeweißen Hals der freudedurchſtrömten Geliebten gelehnt, die mit weicher griechiſcher Geſtalt, mit ſchönen zarten Armen ſich an und um ihn ſchlank, wie üppig geſchwollene Ranken des Geisblatts den hohen Birnbaum umranken; das ſchöne himmelblaue Auge, ſchwimmend im Liebestau, in die Tiefe ſeines braunen Auges verſenkt — die beiden älteſten dem Vater ähnlichen Brunetten an der hinabhangenden Hand, an dem gebogenen Knie des in Liebe verſunkenen Vaters hangend, und die Kleinſte faſt dreijährige Blondine mit den ſchönen blauen Augen der Mutter, feſt an ihrer Hand hangend und ziehend, als wollte ſie ſich ihrer gegen den ungeſtümen Mann, an den ſie ſtarr hinanblickte, verſichern. Zur Seite der theilnehmende Ehrmann auf den Sattel des Blanſchimmels geſtützt, der mit hinabhangendem Zügel an einer Brombeerſtaude rupft, daneben der prächtige ſchwarze Picko über den cryſtallnen Bach gebogen mit erhitzter Zunge die kühlende Fluth einſchlürfend.

Der naive Ausruf der Kleinſten: Noch eine Mutter, da ſie am Uhrbande des Vaters das ſehr ähnliche Bild ihrer Mutter gewahr wurde, unterbrach die ſtumme Szene voll

kräftiger

kräftiger Liebestöne. Der Vater ergriff das holde Kind und freute ſich unausſprechlich ſeines herrlichen Gedeihens. Das zarte Kind, das ſich einen Augenblick ſperrte, ward auf die zärtlichen Worte der Mutter und des Vaters bald milder, fühlte mit den äußerſten Fingerſpitzchen nach dem Barte des Vaters, und da es das Kinn glatt fand, küßt' es ihm aus eignem Antrieb die Lippen. Dem zärtlichen Vater war dieſe Erinnerung des Kindes an ein altes Spiel, das er ſonſt wohl öfter mit der Kleinen trieb, ein erfreuliches Zeichen, daß er ihr nicht fremde geworden war. Nun folgte auch bald die alte Frage: haſt du mir auch was mitgebracht? und er ſprang mit dem Kinde auf dem Arme dem Pferde zu. In dem Piſtolenhalfter hatte er eine Tüte voll italieniſcher Süßigkeiten verborgen, um gleich beim Willkommen etwas für die Kleinen zur Hand zu haben. Die herzliche Umarmung des mitfühlenden Freundes war ein neuer Genuß für den glücklichen Mann. Die kleinen Ungeduldigen ließen ſie aber nicht viel zu Worten kommen, bis die goldne Tüte voll überzuckerter italieniſcher Früchte unter ſie vertheilt war. Alle trugen der Mutter das ſchönſte aus ihrem Antheile zu. Dieſe labte aber den erhitzten Gaſt mit köſtlichen Früchten, die ſie im Garten des Oheims für ihn gebrochen und im zierlichen Armkörbchen ihm entgegen trug.

Die ſechsjährige kecke Brunette bat den Oheim, ſie auf den Schimmel zu ſetzen. Da ſie dringender ward, ſetzte er ſich ſelbſt hinauf, und nahm das Mädchen vor ſich. Als die Kleinſte das ſah, rief ſie: ich auch! ich auch! Er nahm ſie in den Arm und ließ nun den müden Gaul an über den Arm gehängtem Zügel, in langſamen Schritte vorwärts gehen. Der glückliche Vater ſchlenderte am Arm des lieben

Weibes nach, das älteſte Mädchen, das mit beſondrer Liebe an ihm hing, an der linken Hand haltend.

So zog das glückliche Völkchen auf das romantiſche Heidelberg zu, das ihnen einen Himmel voll Freuden verhieß.

Wie froh war unſer Reinhard, daß das für ihn erkaufte Haus vor der Stadt mitten in einem unabſehlich weiten wilden baum- und grasreichen Gartenfleck lag, der ins freie wald- und felsbekränzte Feld auslief. Sie thaten in das unzubereitete Haus nur einen Blick hinein, um ſich zu überzeugen, daß es der bequemſten innern Einrichtung gar ſehr fähig ſey. Dann eilten ſie nach dem Hauſe des Oheims, der ſie um ſo bequemer herbergen konnte, da er, ſelbſt ohne Familie, ein ſehr geräumiges Haus bewohnte, und darinnen, wie die gebildeten Junggeſellen wohl pflegen, mit großer Zierlichkeit eingerichtet war.

Frau und Kinder hatten ſchon eine Seite des obern Stocks eingenommen und dem Ankommenden war ein ſchönes Zimmer bereitet, das, für ſich frei, doch die Verbindung beider Seiten des Hauſes machte, und ſo des feinſinnigen jovialiſchen Mannes Liebe zur Eleganz, zur Unabhängigkeit und zur Nähe ſeiner Lieben gleich angenehm befriedigte. So zart wußte das liebe Weib, deſſen Herz und Sinn das Wohlſeyn der Lieben unverwand beachtete, für ihren Geliebten zu ſorgen.

Hier hatte ſich nun auch die liebende Mutter mit ihrer jüngſten Tochter zu der älteſten geſellt, die dem Oheim den Haushalt beſorgte. Alle empfingen den glücklichen Mann mit inniger Freude und Dank, daß er ihnen die geliebteſte Tochter und Schweſter wieder zuführte.

Wie pries ſich das glückliche Paar im ſtillen Herzen ſelig, auf einem ſo lieblichen Fleck der ſchönen Erde, künftig an der

Seite herzlicher Freunde, ein ſelbſtgewähltes ſinniges Leben zu führen!

Tauſend Fragen des zärtlichſten Antheils durchkreuzten ſich nun: ihre Reiſe mit den lieben Kindern, die ein treuer Kutſcher und Hausdiener ſehr ſorgfältig geführt hatte; ſeine ſchnelle Reiſe — was war da nicht alles zu fragen, zu erzählen!

Doch die Kleinen unterbrachen ſie bald. Sie zogen den treuen Martin, der immer nicht aufhören wollte, ſeinen lieben Apfelſchimmel am Brunnen zu waſchen und zu reiben, und den ehrlichen Johann, der des Herrn Reiſemantelſack angeſchleppt brachte, die zogen ſie mit Jauchzen ins Zimmer, daß auch ſie den luſtigen Vater in der italieniſchen orangeſeidenen Schierpe über der grünen Reitjacke ſehen und begrüßen ſollten. Den gefühlvollen Mann rührte die Freudigkeit, mit der ihm alles gefolgt war, was ihm in ſeiner alten Heimath würklich am Herzen lag. Die ſanfte Tyroler Kinderfrau hatte auch nicht zurückbleiben wollen, obgleich es die ſorgſame Hausfrau, in der Ueberzeugung, daß dieſe Art Menſchen, die ganz in Gewohnheiten exiſtiren, ſelten ſich im fremden Lande gefallen, ihr nicht hatte zumuthen mögen. Auch ſie kam, den kleinen Pflegling an der Hand, herbei. Der kleine Schreihals rief dem Vater, durch das Gewühl aller frohen Stimmen hindurch, unaufhörlich zu: Gieb Marie auch Zuckerkirſchen! Marie auch Zuckerkirſchen!

Nun vervielfältigten ſich die Fragen und Erzählungen immer mehr. Martin konnte nicht aufhören von ſeinen lieben Rappen zu ſprechen, was die ſich auf der weiten Reiſe brav gehalten hätten, und wie ſie doch ſo glatt wie die Aale wären. Der treue Johann lobte die artigen Kinder, was die immer luſtig auf der Reiſe geweſen, wie ſie manche ſchöne

Meile mit ihm auf luſtigen Fußſteigen durch Buſch und Feld zu Fuße gegangen wären. Die Kinder holten Blumen herbei, die ſie auf den Fußwanderungen gepflückt und für den Vater in ihren kleinen Taſchenbüchern getrocknet hatten. Dabei ſahen ſie dem Vater wohl manchesmal nach den Händen und wieder nach dem Mantelſack, ob er nicht, wie ſonſt wohl, ſchöne mitgebrachte Sachen für ſie auspacken würde: denn nicht umſonſt hatten ſie den Johann angetrieben, den Mantelſack eiligſt ins Zimmer zu bringen.

Aber das kam diesmal anders, als ſie es gewohnt waren. Der Vater hatte ſchon zur Feier des ſchönen Geburtsfeſtes eine große Kiſte voll allerlei lieblicher italieniſcher Eßwaaren und zierliche Putz- und Spielſachen voraus an den Oheim geſandt. Während all dem unendlichen Hin- und Herlaufen und Jubelgeſchwätz der Kinder war die gute Großmutter mit ihren beiden Töchtern unten beſchäftigt, zwei runde Tiſche prächtig aufzuputzen. Auf dem einen prangten Maltheſer-Orangen und Porcelanweiße Lombardiſche Aepfel, künſtliches mailändiſches Zuckerwerk und eingemachte Früchte aller Art in ſchöngeformten Gefäßen; im Hintergrunde eine ganze Batterie von zierlichen ſtrohumflochtenen italieniſchen Flaſchen voll ſüßen aromatiſchen Inſelweinen aus Cypern und Lipari, und ſchöngefärbte Liqueurs aller Art. Dazu auch zur Seite für die Männer allerlei feines, ſcharf-durchgewürztes Geräuchertes und köſtliche Oliven in Luckaſiſchem Oehle, Maccaroni und ſüßer Parmeſankäſe und fetter Strachino. Es ſollte diesmal der Geburtstag auf neue Weiſe mit rein italieniſchem Schmauſe gefeiert werden. Nur das lockere deutſche Weisbrod, das allen ein neuer lieblicher Genuß war, durfte auf der Tafel erſcheinen.

Auf dem andern Tiſche lagen die neueſten geſchmackvollſten Seidenzeuge aus der eignen Fabrik, und florentiniſche Bänder von allen Farben. Auch kleine roſenrothe und himmelblaue ſeidene Käſtchen mit Silberflittern geſtickt, voll kleiner zierlicher Fläſchchen, angefüllt mit allerlei wohlriechenden Oehlen und Waſſern, aus dem weltberühmten Kloſter zu Florenz, auch allerlei bunte Schächtelchen in Käſtchen, mit zierlich ausgeſchnittenen Bildern, von Nonnenhänden verziert. Alles war mit der Sorgfalt und Klugheit engliſcher Krämer auseinander gelegt, und zum angenehmſten Effekt neben und übereinander geworfen und geſtellt. Auch war alles mit künſtlich gedrehten und buntbemalten italiäniſchen Wachskerzen vortheilhaft erleuchtet. Als dieſe angezündet waren, gab die Schweſter das verabredete Zeichen. Die Mutter nahm das Kleinſte auf den Arm, der Vater die andern beiden an die Hand, Martin, Johann und Lisbet folgten. Die Saalthüren flogen auf, und Jubel erfüllte die Luft.

Der Putztiſch ward der Mutter übergeben. Bisher war ſie an ihren Geburtstagen von allen ihren Lieben beſchenkt worden; heute wollte der Vater ihrem wohlthätigen Herzen die größte Freude gewähren, daß ſie ſelbſt alle andre beſchenkte. Sie fand vollauf für jeden, und keiner ging leer aus; ſelbſt Picko nicht, dem die Kleinen einen breiten Orangeband, den keiner ſo recht wählen wollte, um den Hals banden.

Nachdem alles vertheilt, und zehnmal herumgezeigt und beäugelt war, gings an den Schmaustiſch. An dieſem behielt ſich der feinſinnliche, frohbeſchäftigte Vater die Vertheilung und Bewirthung vor. In jedem Zuge frohen Genuſſes ſchwelgte er doppelt mit; auch genoß er ſelbſt alles Gute und Erfreuliche mit herzlichem Behagen.

Die feinen Inſelweine, zuletzt ſogar der zarte, aus tauſend

Blumen bereitete florentiniſche Liqueur, fand ſelbſt bei Weibern und Kindern Beifall. So mäßig ſonſt auch alle lebten, hatte doch ein ſolcher Freudentag kein ſtrenges Geſetz.

Die Freude waltete in einem immer wachſenden Creſcendo. Die frohe Rede ging bald in Geſang über, der bald zum allgemeinen Chor ward. Martin und Johann ließen auf dem gewölbten Vorſaal ihre Waldhörner erſchallen, und blieſen frohe und zarte Volkslieder, in die alle froh einſtimmten.

Das Kleinſte ſchlief auf dem Schooße der Mutter, ſanft an den Buſen gelehnt, und da der Jubel gar nicht abbrach, ſchliefs immer ſüßer und feſter.

Den Blick auf das ſchöne Weib, mit dem lieblichen Kinde im Schooße geheftet, ſang Reinhard ihnen ein altes ſchönes Lied von der Glückſeligkeit der Ehe. Bei der letzten Strophe:

So ſchleichet uns, wie ferne Lieder
Des Lebens Abend ſanft herbei:
Du lebſt in deinen Mädchen wieder
Ich blüh' in meinen Buben neu.

hatte Reinhard die Augen voll inniger Liebe feſt auf das liebe Weib geheftet, das hocherröthend die Augen niederſchlug.

Einen Sohn zu haben, war der einzige unerfüllte Wunſch ihres Lebens. In ihm war bei ſeiner letzten italiäniſchen Reiſe von neuem der zwiefache Wunſch recht lebhaft geworden, daß ihm ein Künſtler, und beſonders ein Tonkünſtler geboren werden möchte. Er liebte die Tonkunſt, die damals in Italien in ihrer höchſten Blüthe ſtand, über alles, und hatte eben der beiden jungen Componiſten Sachini und Traetta's Bekanntſchaft mit großer Freude gemacht. Beſonders hatte er den feinfühlenden jovialiſchen Sachini von Herzen lieb gewonnen. Er erzählte gern und viel von deſſen Oper Semiramide, die ihn

mehr noch entzückt hatte, als Vinci Compoſitionen deſſelben Gedichts von Metaſtaſio, der er doch ſchon ſo manche glückliche Stunde dankte. Das erſte fröhliche Chor wußte er auswendig, und ſang es ihnen.

Il piacer, la gioia scenda,
Fidi sposi, al vostro cor;
Imeneo la face accenda,
La sua face accendo amor.
Luſt und Freude fülle wonnig
Euer Herz, getreues Paar!
Hell entbrenne Hymens Fackel,
Amor zünd' die Fackel an!

Alle ſtimmten bald in die feſtlich fröhliche Melodie der beiden letzten Verſe, und bei der Zwiſchenſtrophe, die der Vater wieder mit vielem Ausdruck allein ſang:

Sorga poi prole felice,
Che ne' pregi ugual si renda
Alla bella genitrice,
All' invitto genitor.
Es erfreun ſie frohe Kinder,
Würdig ihres edlen Stammes,
Ihrer Mutter gleich an Schönheit,
Und an Kraft dem Vater gleich.

erröthete das zarte Weib von neuem, ihn mit liebevollem Vertrauen anblickend, und die Stimme verſagte ihr bei dem wiederholten Chor.

Der innig gerührte Mann faßte ſie in ſeine Arme und drückte ſie ſo heftig an ſein Herz, daß das ſchlafende Kind erwachte. Unter dem wiederholten Chorgeſange ſchlich die Mutter mit dem Kinde nach der Schlafkammer, wo ſie zur Seite ihres Bettes, bei lieblicher Beleuchtung, eine ſchöne battoniſche Copie

von Raphaels unausſprechlich lieblichen Madonna della Sedia, mit dem Knäblein auf dem Schooße, zu ihrem Angebinde fand.

Unter dem jubelnden Chor folgte der glückliche Mann mit leiſen Tritten, die ſchöne Freude des zarten hochgeſpannten Weibes innig belauſchend. — —

Im Genuß des ſchönſten innigſten Beiſammenſeyns, den nur ein ganz glückliches Ehepaar in ſeiner höchſten Fülle und Reinheit kennt, und den allein die ſüßeſte vollſte Ruhe krönt, entfloh die ſchöne Nacht, die dem Leben des glücklichen Paares die ſchönſte Epoche brachte. —

Mit dem erſten ſchönen Grün des nächſten Frühlings, mit ſeinen erſten Nachtigallgeſängen ward ihnen der ſehnlich erwünſchte Knabe gebohren. In froher Ahndung nannte ihn der entzückte Vater nach ſeinen lieben Muſikheiligen. *Leonardo* Leo und Leonardo da Vinci, Leonhard und ſein Herz hatte ihn nicht betrogen.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

V.

Deutſches Theater.

Die Erben. Luſtſpiel in einem Akt.

Nicht leicht iſt ein Monat an Theaterneuigkeiten unfruchtbarer geweſen, als der verfloſſene. Außer einem Luſtſpiele von Steigentiſch, von welchem nächſtens, haben wir nur ein kleines Nachſpiel: die Erben, auf dem Theater geſehen, welches ſtark nach dem franzöſiſchen ſchmeckt, und warſcheinlich aus demſelben überſetzt iſt. Intrigue und Ausführung ſind ſo gewöhnlich, daß es ſich nicht der Mühe verlohnt, mehr Worte darüber zu machen, und die mimiſche Darſtellung erhob ſich ebenfalls kaum zum Mittelmäßigen, daher wir auch von dieſer ſchweigen; nur über dieſe zu ſehr vernachläßigte Art mögten wir hier manches beibringen.

Die urſprüngliche Beſtimmung des Nachſpiels war außerordentlich poetiſch und ſchön; ſie beſtand darin, den Zuſchauer nach tragiſchen und heftigen Erſchütterungen, allgemach in die wirkliche Welt überzuleiten; ihn vor dem Sprunge dahin zu bewahren, und vor den unangenehmen Empfindungen, welche ihn nothwendig begleiten mußten. Denn das Trauerſpiel bannt ſeiner Natur nach den Zuſchauer in einen furchtbaren Kreis: es beſchränkt die Seele auf einen vom Dichter gewählten Punkt; und indem dieſer wichtig erſcheint, ſo verſchwindet nothwendig alles was außerhalb demſelben liegt, in eben dem Grade, als der

Dichter das Beſchwören der Geiſter verſteht; und der Uebergang zur Wirklichkeit iſt mit dem Gefühle der Fadheit und Flachheit begleitet. — Dieſe letztere in der Natur unſers Geiſtes gegründete Empfindung nicht aufkommen zu laſſen, ſoll nun das Nachſpiel dienen; und daraus ergiebt ſich ſchon der Stoff, welchen es zu bearbeiten hat. Er muß zwiſchen den ſcharf beſchränkten tragiſchen Empfindungen und den unintereſſanten des gewöhnlichen Lebens mitten inne ſtehen. Dieß kann nun nicht beſſer geſchehen, als wenn man dem gewöhnlichen Leben eine neue Beziehung auf den Geiſt giebt, die dann bei dem Eintritt in daſſelbe nur darf aufgegeben werden, und leicht aufgegeben werden kann, um ſich in demſelben zu befinden. Daher iſt das Nachſpiel der Natur ſeiner Beſtimmung nach, komiſch, bürgerlich und von geringem Umfange, die ſogenannten rührenden qualificiren ſich mehr zu Vorſpielen. Beſonders iſt das piquante und witzige, ſowohl im Einzelnen, als im Ganzen, ein ergiebiger Stoff für dieſe Gattung, und ein Nachſpiel, welches wie ein Epigramm gebaut war, und dieſe Form in jeder Einzelnheit repräſentirte, würde für ein Muſter in dieſer Gattung gelten können. Die epigrammatiſche Conſtruktion hat nun aber auch die Anekdote, etwas was die Dichter für das Nachſpiel gefühlt haben; und daher haben ſie oft aus dieſer kleine Drama gebildet. — Nach meinem Urtheil kommt dem hier gegebenen Bilde kein witziges unſerer gangbaren Nachſpiele ſo nahe, als: die unverſehene Wette, welches freilich in ſeiner Charakteriſtik, ſeiner Verwickelung, und der endlichen Auflöſung, ſehr viel nationelles in ſich trägt. Unter der Bedingung eines guten Spieles, müßte es für feinere Zuſchauer einen hohen Genuß gewähren, nur iſt das gute Spiel hier unentbehrlicher als irgendwo; der Witz muß witzig vorgetragen werden, oder er geht durchaus verloren. Auch das

kleine Stück: die buchſtäbliche Auslegung, darf hier nicht übergangen werden: die Verwickelung iſt artig, das Ganze mit der gehörigen Kürze aufgefaßt, die Charakteriſtik nicht oberflächlich und nicht zu ſcharf; kurz es gewährt vieles Vergnügen, dies kleine artige Produkt dargeſtellt zu ſehen. Ein anderer ſehr ergiebiger Stoff für das Nachſpiel, iſt die Darſtellung von Charakteren und zwar von einfachen. Wir machen uns deutlicher. — Es giebt eine Menge Stücke, bei denen die Handlung ſich auf Charakteriſtik ſtützt und wendet, und dieſe gewähren, wenn der Dichter ſeinem Amte gute vorſteht, ein hohes Vergnügen. Die Charaktere müſſen dann die Handlung hervorbringen, und dieſe wiederum die Charaktere ins Licht ſetzen. Sind nun eine Menge intereſſanter Charaktere da, durchdringen und verketten ſich dieſe gehörig, ſo gewährt dies allerdings einen hohen Genuß, und das Ganze kann mit einer großen Künſtlichkeit angelegt und durchgeführt ſeyn. Nun giebt es aber Charaktere, deren Aeußerungen weder ſo mannigfaltig, noch ſo intereſſant ſind, als jene, oder die der Dichter, ſey es aus Schwäche oder mit Bedacht, mehrerer Theile entladet und ganz einfach hinſtellt: dieſe gehören alsdann fürs Nachſpiel. So führt z. B. der Charakter eines Geſchwätzigen in ſich eine gewiſſe Einfachheit und in langen Stücken einen Ueberdruß, der Dichter, welcher ihn ſchildern wollte, würde beſſer thun, ihn in einem Nachſpiele als in einem großen Stücke darzuſtellen; nur muß in jedem Fall das Schwatzen das Stück machen; und Stoff und Form ſich ununterſchiedbar durchdringen.* Derſelbe Fall iſt es mit den Verlegenen, den Zerſtreuten u. ſ. w., kurz mit allen ſo einſeitig herausgegriffenen Charakteren; ſie ſind Stoff fürs Nachſpiel, und nur ein Zuſammenfluß von einzelnen konſtruirt und begründet ein Stück größern Um-

fangs. Bis hieher haben wir das Nachſpiel noch nicht geſpielt, ſondern nur in Beziehung auf den Dichter betrachtet, allein auch dem Schauſpieler kann ſolch kleines Stück ein ſehr willkommener Gegenſtand ſeyn. — Es iſt nehmlich nicht leicht anderswo möglich, daß der Schauſpieler ſich ſo ſich ſelbſt und ſeiner Laune überlaſſen könne, als hier, nur muß auch der Autor ihm ſein fleißig entgegen kommen.

Das beſte Nachſpiel iſt immer ein leicht gewebtes Ganze: eine mimiſche Ausſchweifung hier, eine andere da, thut ſehr wenig zur Sache. Der Zuſchauer fühlt, daß er keine ſo ſtrenge Einheit vor ſich hat, und wird etwa daher von dem Erguß der Laune des Schauſpielers nicht beleidigt. Läßt nun der Autor dem Schauſpieler Raum, ſo wird, wenn er wirklich Künſtler iſt, ganz etwas neues und eignes daraus. Das merkwürdigſte Beiſpiel dieſer Art iſt wohl ein kleines Stück, welches aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt; und wenn wir nicht irren: *die Freunde* oder die *Prüfung der Freundſchaft* hieß. An und für ſich war das Stück ziemlich albern, die Verwickelung abgedroſchen, die Charakteriſtik ganz platt und das einzige Gute war, daß der Dialog faſt gar keinen Inhalt hatte, und durchaus trivial war. Man kann leicht denken, wie ärmlich die Darſtellung ausgefallen ſeyn würde, wenn Iffland nicht eine Rolle, vielleicht nicht eines halben Bogen ſtark, darin übernommen hätte. — Dieſe Rolle enthielt durchaus nichts — als ein Beklagen über Wärme, eine Bitte um ein Glas Wein, und ein Paar dem ähnlichen Kleinigkeiten; und dennoch trug und hielt eben dieſe Rolle das ganze Stück; aber es war die Natur und die neuen Beziehungen, welche Iffland in jedes Wort legte, die Freiheit, mit welcher er ſich bewegte, welches dieſer Rolle dieſen Reiz gab. Ueberhaupt

iſt wohl in dieſer Gattung kein einziger Schauſpieler, der ſich hier mit Iffland meſſen könnte. Nur er hat alle die Kleinigkeiten, und die leiſen bedeutenden Bewegungen, Blicke, Ton und Kleidung, ſo in ſeiner Gewalt, daß es ihm leicht fällt, jede beliebige Wirkung zu produciren.

Nun wäre noch übrig, über das Vorſpiel und die kleine Oper zu ſprechen; aber es mag genug ſeyn, damit dieſe Worte über das Nachſpiel, dem guten aus dieſer Gattung wenigſtens in der Kürze gleich kommen mögen.

VI.

Correſpondenz.

Ueber die Theater des Nordens.

Das italieniſche Schauſpiel gehörte als Opera Buffa zu den glänzendſten Vergnügungen der Reſidenz. Doch bei dem Ausbruch des Schwediſchen Krieges ſank auch dieſes von ſeiner Höhe. Die einjährige Trauer für die verſtorbene Kaiſerin trug eben nicht zur Ausfüllung der entſtandenen Lücken bei. Doch erhielten ſich die Hauptperſonen, unter denen der Buffone und die Prima Donna genannt zu werden verdient.

(Neuern Nachrichten zufolge ſind die Lücken ergänzt, und die italieniſche Opera Buffa iſt wieder in Activität). Sie hatte ſtets ein kleines Publikum, aus den Erſten des Hofes und der Kaiſerlichen Familie beſtehend.

Catharina ſah in den letzten Lebensjahren nur dieſes Schauſpiel, und ließ ſich oft in der Eremitage oder in Czarsko Selo eine Opera Buffa vorſtellen.

Das Orcheſter dieſer Oper gehört zu den erſten in Europa; jeder Muſiker iſt Virtuos.

Madame oder Donna Saporetti iſt Prima Donna des italieniſchen Singſpiels — ſie gehört als Weib und Sängerin unter die großen Erſcheinungen. Ihr Adagio iſt entzückend, ihr Vortrag lieblich und gebildet, ihre Stimme rein und voll. Sie genießt einen ſehr anſehnlichen Gehalt, und gilt als Orakel des Geſanges.

Dieſem Einfluß iſt es zuzuſchreiben, daß ſelten eine Sängerin in Petersburg Glück macht; Donna Saporetti beſitzt bei großen Talenten alle den Neid der Künſtler und Sänger — ſie hat die Stimme des Publikums für ſich — ihr Urtheil entſcheidet über fremdes Verdienſt.

Dies erfuhr Madame Angiolini, eine Kaufmannsfrau aus Lion. Dieſe Frau machte in den nordiſchen Städten, die ſie beſuchte, eine aufferordentliche Senſation. Danzig, Königsberg, Elbing, Mietau, Riga, Reval ꝛc. hatte nur eine Stimme, nur ein Urtheil über ſie, nehmlich das des ſeltnen Verdienſtes. Sie gieng nach Petersburg und fiel durch. Sie reiſte nach Moskau — Donna Saporetti gewann ihr den Vorſprung ab, gieng ebenfalls nach Moskau — ſang, und — Madame Angiolini war — weggewiſcht.

Wenn ſchon in Rußland, (beſonders in Petersburg) Connexionen ſehr viel entſcheiden, ſo gehört doch ganz ausgemacht beim Künſtler jeder Art und Gattung entſchiednes Talent dazu, um Glück zu machen. Den ſchlimmſten Stand haben die Muſiker und Sänger; man hat hier alles Groſse und Seltne gehört oder beſitzt noch groſse Talente zur Stelle. — Charlatanerie entſcheidet alſo nichts, nur wirkliches Verdienſt überwindet im Gewande der Lebensklugheit die Schwierigkeiten.

Dieſe Wahrheit wird jeder Künſtler gefunden haben, und ich bin innig überzeugt, jeder wird ſie finden, der den Verſuch macht.

An ſie kettet ſich eine andre — daß der tiefſte Norden die feinſte Cultur in Geſchmacks- und Kunſtſachen beſitzt *).

Wie lange dies Gefühl bleiben, und welchen Einfluß das jetzige Syſtem haben wird? das iſt eine Frage, die ich den kritiſchen Philoſophen und Metaphyſikern zur Beantwortung und Unterſuchung überlaſſe.

*) Die neuſten Zeitereigniſſe und die Eudämoniſten bemühen ſich, dieſem Gefühl Vernichtung zu bilden.

Catharina ſchien ehemals das deutſche Schauſpiel zu lieben, ſo ſparſam ſie es auch beſuchte! Der Großfürſt (jetziger Kaiſer) ſchien Enthuſiaſt dafür! — Unter der Aufſicht des General Meliſino kam ein deutſches Schauſpiel zu Stande, daß den Titel Hofbühne erhielt, und ehrwürdige Glieder zählte. Die Nahmen Scholz, Opitz, Czechtitzky, Fiala, Madame Reinike, Spengler und Frau ꝛc. ſind in den Annalen der deutſchen Bühne bekannt und gewürdigt; mehrere Glieder davon leben noch, und genießen den Beifall ihres Zeitalters.

Dennoch erhob ſich die deutſche Bühne nie zu einem großen Gegenſtande. Der Kunſtſinn der Petersburger warf ihr ſtets Mangel an Einheit, (ensemble) an Converſation ꝛc. vor, und der Vorwurf von Unbehülflichkeit blieb ein beſtehender Gedanke! (Was iſt Wahrheit?)

Die Deutſchen in Petersburg machen eine Ausnahme von der Regel — ſie träumen ſich die deutſche Bühne wie ſie ſeyn ſollte und könnte, — ſie bringen Forderungen in Rechnung, die man bei dem Zuſtande unſrer Bühne nicht machen kann, oder der frühern Erziehung, dem iſolirten Zuſtande dieſes Kunſttheils zuſchreiben muß. Der Ruſſe liebt nichts, als was ruſſiſch iſt. — Er hat entſchiedenes Vorurtheil für ſeine Nation, und will es nicht Wort haben, daß ihn der Deutſche zuerſt kultivirte.

Ich will es glauben, daß mehr dieſe Motive, verbunden mit den Folgen der ewigen Kriege, die deutſche Bühne auflöſte, als der Faktionsgeiſt der Glieder, ſo wahr es übrigens ſeyn mag, daß unſre Schauſpieler an dem Fieber der Unruhe und Unverträglichkeit kränkeln. Doch das Perſonale, welches damals die deutſche Bühne beſeelte, ſteht zu ehrwürdig da, um ihm die Auflöſung jener Bühne zuzuſchreiben — die Auflöſung lag gewiß in andern Beziehungen.

Genug — das deutſche Schauſpiel hörte auf, und Petersburg ſchien es nicht zu vermiſſen. Nur der damalige Großfürſt und

deſſen

deſſen Gemahlin — (bekanntlich eine der lieblichſten Erſcheinungen der hohen Weiblichkeit, die auch ohne Kaiſerkrone und Purpur die Hochachtung ihres Zeitalters als Mutter, Gattin und Freundin erregen und erhalten würde) ſchienen den Verluſt der deutſchen Bühne zu beklagen. Oft hatte dies Schauſpiel die Großfürſtliche Familie auf Gatſchina in ihrer philoſophiſchen Einſamkeit erheitert, mehrere Glieder erhielten kleine Geſchenke, die Herren Opitz und Scholz auſſerdem die ſchmeichelhafteſten Verſicherungen, bei einer zu hoffenden Veränderung nicht vergeſſen zu bleiben.

Die in Petersburg lebenden Deutſchen ſind theils zahlreich, theils beſtehen unter dieſer Nation die angeſehenſten Kaufleute, Banquiers, Künſtler, Fabrikanten, Officianten, Militairs ꝛc.

Selbſt der ſogenannte Bürger- und Handwerksſtand liefert Erſcheinungen, die anderswo wohl nicht angetroffen werden dürften. — Der Mangel eines deutſchen Schauſpiels ward bald fühlbar, und der Abgang deſſelben eine Lücke im Vergnügensregiſter — man dachte alſo darauf, ſie zu ergänzen. Eine Corporation von circa tauſend Familien trat zuſammen, und bildete eine Privat-Anſtalt. So entſtand das berühmte Privat-Theater auf Heumarket, das in ſeiner ſchönſten Epoche an 5000 Intereſſenten zählte, und über 200 agirende Mitglieder und Muſiker beſaß.

Hier wurde alle Woche vom September bis Mai einmal geſpielt, Concerte, Bälle, Oratorien ꝛc. gegeben. Blos in den Sommerwochen ſtand die Anſtalt ſtill. Die Geſetze und Einrichtungen dieſer Anſtalt verdienten das größte Lob; der jährliche Beitrag für jeden Intereſſenten betrug circa 30 Rubel R.B. Aſſig. Die Bühne, ſo wie die ganze Einrichtung zeigte von Pracht und Geſchmack.

Sehr bald erregte dieſe Anſtalt Neid und Nacheiferung — man fand ſie für das Bedürfniß der Petersburger zu beſchränkt, man wollte ſie erreichen oder überflügeln — ſo entſtand das Privattheater auf Waſsili Oſtrow.

Wenn auch dies neue Etabliſſement ſich nur auf circa 3000 Intereſſenten beſchränkte, ſo läßt ſich doch faſt behaupten, daß in Hinſicht der agirenden Glieder und Muſiker ein Vorzug waltete. Der jährliche Beitrag betrug 25 Rubel, und dieſe Anſtalt gab ſogar einige Singſpiele. Auch hier wurde die Woche einmal geſpielt, und die beſten Produkte der deutſchen Dichter gegeben. Beide Anſtalten genoſſen die Achtung des Hofs, die Liebe des Publikums und die Bewunderung der Fremden. — Beide Anſtalten wurden von einer gewählten Comité dirigirt, der die Vertheilung der Rollen und die Oeconomie oblag; jeder Fremde hatte während des Aufenthalts freies Entrée, mußte aber von einem Mitgliede eingeführt werden. —

Nach den hier üblichen Clubgeſetzen muß der Einführende für des Eingeführten ſittliches Betragen und etwanige Vergehungen haften — dieſe Vorſchrift galt auch hier *).

Um eine Anſicht dieſer Anſtalten zu geben, liefere ich ein Schreiben aus der Brieftaſche eines ſchätzbaren Beobachters, über das Theater auf Waſili Oſtrow, an einen Freund in Deutſchland; er ſagt:

„Denke Dir zuvörderſt in Betreff der häuslichen Einrichtung eine Pracht und Geſchmack, wie ihn nur der feinſte Kunſtſinn fordert und gelten läßt.

Die Bühne iſt in einem Flügel des Kaiſerlichen Winter-Pallaſtes, ſie faßt bequem gegen tauſend Zuſchauer. Das begehrliche Auge erblickt hier vollendete Dekorationen vom Zauberpinſel eines Gonzago u. a. m., ein gutgeſtelltes Theater und Couliſſen, wo man nicht, wie bei den mehrſten deutſchen, von einer Seitenſtellung alle kleine Zwiſchenſpiele in den Couliſſen gewahren kann. Keine ſchlecht angekleibeten oder ſchmutzigen Theatergehülfen kommen hier bei Verwandlungen im

*) Alle Clubs haben in gewiſſer Art aufgehört.

Angeſicht des Publikums mit Mittelthüren geſprungen, oder ſitzen hinter den Altären und zünden das heilige Feuer an. Der Mechanismus gilt ſo beziehend, daß bei den meiſten Verwandlungen ſich Alles ohne eine Menſchen-Erſcheinung verwandelt, und nur in ſeltnen Fällen erſcheint ein reinlich gekleideter Livréebedienter, um abzuräumen, ehe verwandelt wird. Die Veränderungen der Scenen geſchehen ohne Geräuſch, Lärmen und Gepolter, ohne Klingeln, Pfeifen und Rufen der Dekorateurs — (comme chez nous.)

Das Orcheſter beſteht aus etlichen 30 Perſonen; es ſind Dilettanten — man findet keinen Muſiker von Profeſſion darunter, obſchon einzle Individuen deſſelben ſich als Virtuoſen hören laſſen könnten.

Sowohl die Perſonen des Orcheſters, als des darſtellenden Perſonals, zahlen den jährlichen Beitrag, und genießen keine Prärogative. Das agirende Perſonale iſt zwiſchen 40 und 50 Perſonen ſtark und wird durch Mehrheit der Stimmen aus den Intereſſenten gewählt.

Hier — wo die Natur ihre Genüſſe nur ſparſam ausſpendet, iſt Muſik und Schauſpiel Bedürfniß. Muſik wird enthuſiaſtiſch geliebt, die größten Künſtler leben hier als Privatlehrer, oder ſind bei der Kaiſerlichen Capelle angeſtellt.

Sie werden ſehr gut bezahlt, und können ſich auch ohne fixirte Gehalte, beſonders als unverheirathet, nähren, je beſtimmter der Künſtler als Garçon bei der hieſigen Gaſtfreundſchaft für ſeine Magenbedürfniſſe ſorgen darf.

Du triffſt in St. P. in Hinſicht der Muſik einen ſo feinen gebildeten Kunſtſinn an, daß auch der kleinſte Mißton oder Fehlgriff allgemein auffällt; urtheile alſo, wie ſchön und harmoniſch Pleyel's, Mozart's und Haydn's Meiſterwerke hier vorgetragen werden.

Die Zwiſchenmuſik bei den Vorſtellungen fand ich ſorgfältig

nach der Handlung' und dem ſteigenden Intereſſe derſelben geordnet; Quadrillen, Walzer, Angloiſen, als Zwiſchenſätze beim ernſthaften Drama oder Schauſpiel, finden hier nie ſtatt.

Ein großer Geſellſchaftsſaal, nebſt einer Reihe von Gemächern, ſchließt ſich an die Bühne an. Sie ſind geſchmackvoll meublirt. Hier ſtehen die Büſten berühmter Männer, und eine Sammlung prächtiger allegoriſcher Kupferſtiche ziert die Wände.

Hier iſt die Bibliothek aufgeſtellt, das Boudoir der Correſpondenz und andrer Theatralien, das Leſe- und Probe-Zimmer.

Mehrere gelehrte Blätter und Zeitungen liegen hier zur Unterhaltung und zur Befriedigung der Neu- und Wißbegierde offen *).

Prächtige Werke über Kunſt, Geſchichte, Erdbeſchreibung, Coſtüme ꝛc. ſtehen zum Nachſchlagen, nebſt verſchiednen Dictionärs, in den Schränken von Mahagony- und Cedernholz.

Im Salon und den anſtoßenden Zimmern werden alle Monate Verſammlungen gehalten; der ſchönſte Zirkel gebildeter Menſchen kommt hier nach den Geſchäften des Tages zuſammen, um ſich zu erholen und zu vergnügen! *)

Die Privatbühne auf Heumarket beſteht in demſelben Verhältniß, hat aber mit dieſer nichts gemein; ſie zählt noch mehr Intereſſenten, auch iſt ſie älter — doch ihr Theater gefällt mir weniger, als das auf Waſili Oſtrow.

Jede Bühne hat ihren Direktor, Regiſſeur, Buchhalter und Oekonom. Die Bühne auf Waſili Oſtrow führt den Titel: Geſellſchaftliches Theater; der Direktor deſſelben iſt zur allgemeinen Zufriedenheit der würdige und geſchickte Rath von Erzen Glairon, ihr beſtändiger Sekretair, Herr Archivar Derling. Beide ſind ſehr geſchickte Darſteller, und dürften auf jeder deutſchen Bühne Epoche machen.

*) Auch dies hat ſich geändert.

Die Zahl der agirenden und im Orcheſter ſpielenden Perſonen iſt beſtimmt, und darf nicht überſchritten werden. —

Du kannſt dir leicht denken, daß hier die ſchönſten weiblichen Geſtalten, die blühendſten Mädchen, und die üppigſten Männer-Figuren handeln.

Die hier geltende ſchöne Ausſprache, die man vergeblich in Deutſchland ſucht, der ſonore Dialekt ohne Provinzialiſm und Germaniſm ꝛc. erſchafft für das Ohr ungemeine Behaglichkeit; fremde Coſtüms werden aus der gemeinſchaftlichen Caſſe angeſchafft, franzöſiſche Garderobe beſorgt ſich jedes Mitglied ſelbſt.

Ein Paar wirkliche Schauſpieler von Metier, (Mann und Frau) ſtehen im Solde der Geſellſchaft, und werden größtentheils beim Singſpiel gebraucht.

Man erblickt hier Geſchmack und Schönheit im ſchweſterlichen Verein; ich wollte jeder deutſchen Actrice rathen, hier ein halbes Jahr die Kunſt ſich zu kleiden zu ſtudieren — wenn ſie nach dieſer Anſicht noch keinen Geſchmack und keine Wahl beſäße, ſo war ſie von der Natur vernachläſſiget.

Wenn du in Betreff der Forderungen und Anſprüche über Darſtellung die feinſten Reſultate und Critiken antriffſt, ſo muß dich das gar nicht wundern. — Es dürfte wenig — vielleicht gar keinen Platz in Deutſchland geben, wo ein ähnliches Parterre angetroffen wird. — Die Sache ſpricht von ſelbſt!

Du findeſt hier Zuſchauer und Darſteller aus den gebildetſten Zirkeln, Menſchen mit Sprachen und Kenntniſſen aller Art vertraut.

Der größere Theil hat Europa durchreiſt und die Seltenheiten der Natur und Kunſt anſchaulich ſtudiert.

Selbſt hier zur Stelle lebt der Wißbegierige im Anſchauen einer Pracht, Kunſt, Geſchmacks- und Schönheitsfülle, die

wohl nirgends ſo angetroffen wird; mehrere Häuſer ſind Palläſte oder Modelle des feinſten Geſchmacks, mehrere Brücken ſind Monumente. — Marmor, Agat, Porphir und Gold reizt die beſchauliche Sinnlichkeit zur Genüge.

So wird es Dir deutlich, daß auch in Hinſicht theatraliſcher Darſtellungen eine Anſicht und Vollkommenheit waltet, die in Deutſchland nie erreicht werden kann, je entſchiedner dort tauſend Umſtände der Errichtung einer ſolchen Anſtalt entgegen ſtehen ꝛc."

Ich glaube dieſem Ueberblick die Bemerkung hinzufügen zu dürfen, daß ich die Gründung einer deutſchen Bühne in St. P. für unmöglich halte, wenigſtens keiner ſolchen Anſtalt Vortheil und Gedeihen verſpreche.

Madame Tylli (jezt verſtorben) war die lezte deutſche Actrice, die eine Unternehmung wagte. Sie gieng mit einem in Eile zuſammengerafften Corps nach St. Petersburg. Hätte ſie ſich nicht noch glücklicherweiſe meiſtens auf Singſpiele beſchränkt, ihr Loos würde noch trauriger ausgefallen ſeyn, als es ausfiel.

Die guten Deutſchen wurden im Schau- und Luſtſpiel ausgelacht, im Singſpiel höchſtens als Zeitvertreib tolerirt.

Im Allgemeinen ſank durch dieſe Erſcheinung der Begriff über deutſches Schauſpiel-Verdienſt in dem Verhältniß, wie der Werth der Privatbühnen ſtieg. Madam Tylli gieng nach Reval, wo ſich ihre Geſellſchaft völlig auflöſte. —

Die Revalenſer formirten aus ihr ein ſogenanntes ſtehendes Theater, um der Deſpotie ihres bekannten und berühmten Liebhaber-Theaters, von Herrn Kotzebue geſtiftet, ein Ziel zu ſetzen, oder deſſen Auflöſung zu bewirken, was auch erfolgte. Madame Tylli gieng allein nach Deutſchland zurück, und nahm von ihrem Perſonale blos Herrn Mädel mit.

Die beiden Privatbühnen gewannen durch den Verſuch der Madame Tylli noch einen gröſsern Grad von Würde und Achtung: ſie ſetzten ihre Vorſtellungen nach vollendeter Trauerzeit um die hochſeelige Kaiſerin fort, und genoſſen die Ehre, ſelbſt von der Kaiſerlichen Familie und des jetzt regierenden Kaiſers Majeſtät beſucht zu werden.

Doch plötzlich änderte ſich die Scene. Bei dem Drange der politiſchen Ereigniſſe blieb die Errichtung einer deutſchen Hof-Schaubühne, wovon mehrere deutſche Blätter und Flugſchriften wie von einer Gewiſsheit ſprachen, eine bloſse Sage — der Monarch ſchien etwas mehr zu thun zu haben, als ſich um eine Vergnügens-Anſtalt zu bekümmern; der Maitre du plaiſir, Fürſt Puſupow, hatte mit der Verbeſſerung des franzöſiſchen Schauſpiels zu thun, auch ſtimmte er nie für das Etabliſſement eines deutſchen. Rückſichten auf die beiden Privatbühnen konnten vielleicht den Fürſten leiten, nicht die Kälte gegen die deutſche Nation und Kunſtverdienſt, die man ihm vorwirft. Unter die Menge der neuen Verordnungen gehörte auch der plötzliche unerwartete Befehl, über Auflöſung der beiden ſo lange beſtandnen Privattheater. Dieſem Befehl ward aufs ſtrengſte nachgelebt und ihm folgte die Erklärung eines gewiſſen Herrn Mirè, daſs Se. Ruſſiſch-Kaiſerl. Majeſtät geruhet hätten, ihm die Erlaubniſs zu Errichtung eines deutſchen Theaters in St. Petersburg zu ertheilen. Dieſer neue privilegirte Entrepreneur traf ſogleich Anſtalten in Deutſchland, um ſich mit guten und brauchbaren Subjecten zu verſehen. Er fand noch in St. Petersburg die Reſte einer kleinen Truppe eines gewiſſen Herrn Rundthaler, der ſich ſonſt in Liefland aufhielt, und nach Petersburg gewagt hatte, um hier das Schickſal der Madame Tylli zu erfahren.

Ob der Befehl über Auflöſung der beiden Privatbühnen eine Folge oder Vorausſetzung des an Herrn Mirè ertheilten Privilegii geweſen iſt, muſs ſich bald ergeben; daſs der neue Unternehmer

hierdurch ein wichtiges Hinderniß ſeines Unternehmens aus dem Wege geräumt hat, ließ ſich nicht leugnen, in wiefern der Monarch die neue deutſche Bühne ſeines Blicks und thätigen Unterſtützung würdigt, ſoll zur Zeit gemeldet werden; natürlich ſcheint der Begriff, daß der Hof etwas für die neue Anſtalt thut, oder thun muß, wenn ſie gedeihen und bleiben ſoll.

Herr Mirē iſt ein Mann von Kopf und Rechtſchaffenheit, und mit der Bühne aufs genauſte bekannt. Seine Reiſen geben ihm Gelegenheit bis in die kleinſten Falten der Kunſt und ihrer Würdigung zu dringen. Er iſt, wenn ich nicht irre, Wiener von Geburt, reiſte lange Jahre herum und gab Fecht-Spectacle und equilibriſche Spiele, wozu er gewöhnlich Soldaten gebrauchte, mit denen er in wenig Tagen bewundrungswürdige Sachen bewirkte. (Gruppen und Pyramiden von Menſchen-Figuren, Fauſt- und Gladiatoren-Kämpfe ꝛc.) In der Folge ließ er ſich in Riga häuslich nieder, wo er ein Coffee-Haus im erſten Geſchmack etablirte, das häufig beſucht und mit Recht bewundert ward.

Aus einem Schreiben aus Wien.

Vom 6ten April 1799.

„Ich will Ihnen umſtäudlich die verlangte Nachricht von Madam Unzelmann mittheilen, erwarten Sie aber nicht eine Entwickelung ihres Spiels, denn ſie tritt hier in ſolchen Stücken auf, in welchen Sie ſie ſchon in Berlin geſehen haben; auch bin ich zu wenig Kenner, um Ihnen die feinen Nüanzen Ihres herrlichen Spiels zu entwickeln. Ich werde blos von dem Eindrucke, den ſie auf die Wiener macht, ſprechen. Vorher möchte ich Ihnen im Kurzen den Geſchmack der Wiener für Thaliens Kunſt darſtellen; ich hoffe, daß dieß Ihnen nicht ganz unangenehm ſeyn wird. Der Wiener hat ſeinen Geſchmack, oder vielmehr ſeinen Sinn für theatraliſche Darſtellung nach drei Perſonen gebildet, weil er ſich in ihnen wiederfindet, erſtlich nach Kasperl, der den groben Hausknecht, groben Fiacker, den dummen Johann meiſterhaft darſtellt; in dieſem findet er überall den Wiener gemeinen Bürger; zweitens nach Madame Adamberger, die mit nicht minderer Wahrheit die ſogenannten naiven Mädchen, als Gurly, Louiſe, in der Tochter der Natur, als wahre Gänschen ſpielt; der Wiener findet in ihr ſeine Frau, ſeine Tochter, ſeine Geliebte wieder; drittens nach Lange, der alle Affekte, Leidenſchaften durch ein unmäßiges Geſchrei, durch ein ſchreckliches Lärmen und Toben recht palpabel darſtellt. Dieſe drei gefallen allgemein; die jüngern Schauſpieler müſſen ſie imitiren, um die Lieblinge des Publikums zu werden; ſogar die Damen müſſen in ſolchen Rollen, wo ſie eine ſtarke Leidenſchaft, ein bewegtes Gemüth, einen heftigen Affekt darſtellen ſollen, Lange imitiren. Der Wiener liebt ferner Schauſpieler, an welche er gewöhnt iſt; ſie mögen brav ſeyn oder nicht; daher gefällt ſelten ein fremder Schauſpieler im Anfange.

Madame Unzelmann hat den 30. März zum erſtenmal die Gurly, und den 2ten April die Eulalia in Menſchenhaß und Reue geſpielt, iſt von einem ungeheuer vollen Hauſe ungemein beklatſcht und her-

ausgerufen worden. Daraus bloß läßt ſich aber wenig ſchließen; denn das Wiener Publikum iſt Merciers Maſchine, welcher anräth, eine Maſchine zu beſtellen, die ein guter Freund in einem Winkel des Schauſpielhauſes aufſetzen und umtreiben ſollte, um mit ihr bei allen etwas auffallenden Stellen das Klatſchen von hundert Händen, — wie es denn gleichviel iſt, ob Fleiſch und Bein oder Holz und Leder den Schall erzeugen — ſpielend nachzumachen. Sie hat ungemein gefallen, allen Leuten, denen man Geſchmack nicht abſprechen kann, wozu die meiſten Fremden und auch manche Wiener gehören; ſie hat durch ihr vortreffliches Spiel alle gegen ſie geſtifteten Kabalen zernichtet; denn ſie hatte ſehr viel gegen ſich; erſtens, daß ſie aus Berlin kam, woher der am meiſten hier verhaßte und in Berlin geachtete Lippert, und der gegen die Wiener ſo ſtolze Fiſcher kamen; zweitens, daß hier überhaupt große Vorurtheile gegen Berlin herrſchen; drittens, daß ſie gleich eine Rolle übernahm, in welcher der Liebling des Publikums, Madam Adamberger den Wienern unerreichbar ſchien. Es hatte ſich auch wirklich eine große Partie gebildet, die ſie als Gurly ſtürzen wollte; denn als ſie auftrat, wurde ſie aus Höflichkeit, wie alle fremden Schauſpieler, beklatſcht, aber eine größere Menge ziſchte, und ſelbſt bei ihrem erſten Abgange miſchte ſich noch das Ziſchen einiger hartnäckigen Mißvergnügten in den freilich unendlich übertönenden Schall des Beifalls, den ſie gleich in der erſten Scene errungen hatte. In allen folgenden Auftritten war aber der Beifall ganz allgemein, kein Laut des Mißvergnügens wagte ſich weiter hörbar zu machen, und am Ende des Stücks, wo man ſie herausrief, war das Klatſchen, Lärmen, Jubeln, unbeſchreiblich; ſo daß man ſagen kann, daß ſelten jemand ſo viel Beifall gehabt hat. Ich glaube aber, daß bloß das ſogenannte zweite Parterre, wo der Geſchmack zu Hauſe iſt, ſie hat richtig beurtheilen und alſo auch bewundern können, das übrige Volk hat bloß aus Verwunderung, und weil alles an ihr auffiel, geklatſcht. Es ſtaunte nämlich über ihren geſchmackvollen Anzug, der vom hieſigen Theater verbannt zu

ſeyn ſcheint, und an dem unſre ſteifgeputzte Aktrizen Beiſpiel nehmen ſollten; es ſtaunte, in einer ſo kleinen Figur ſo viel Grazie, Anſtand, Leichtigkeit und ſo viel Reize zu erblicken; es ſtaunte, in der Gurly ein ganz anders Weſen zu ſehen, als ihnen die Adamberger vorſtellt; denn es war nicht die dumme Gans, die bloß aus Rohheit und Eingeſchränktheit der Seelenkräfte mit dem Lauf der im gemeinen Leben und in unſern civiliſirten Staate täglich vorkommenden Ereigniſſe unbekannt iſt; die Unzelmann brachte einen den Wienern unbekannten Geiſt in die Rolle: es war das unbefangene, naive, witzige und lebhafte Mädchen, wie es ſich Kotzebue gewiß gedacht hat. Auch als Eulalia in Menſchenhaß und Reue, iſt ſie allgemein bewundert, beklatſcht, und am Ende herausgerufen worden. Ihre Haltung im ganzen Stücke iſt das, was hier am meiſten auffällt; — ſie nimmt ununterbrochen Antheil an der ganzen Aktion, iſt niemals müßig, iſt auf dem Theater wie zu Hauſe und weiß — den Probierſtein des vollendeten Künſtlers — bei dem höchſten Aufwande von Kunſt, die Kunſt ſo zu verſtecken, daß es jedermann eben ſo gut zu machen glaubt, und daß es mich gar nicht wundern würde, wenn ihr eben das begegnete, was Garrik, oder ich weiß nicht, welchem großen Schauſpieler begegnet ſeyn ſoll, über deſſen Natürlichkeit einige ungebildete oder verbildete Zuſchauer das Parterre verließen, unwillig, daß man hier einen Menſchen ſtehen, gehen, reden und handeln ließe, wie ſie ihn in jeder guten Geſellſchaft ſehen könnten. Auch hier mag es wohl vielen Zuſchauern ſo gegangen ſeyn, aber doch muß ich geſtehen, daß es mich oft überraſchte, mit welcher Schnelligkeit ein nicht unbeträchtlicher Theil des Publikums die Feinheiten des Spiels der Madam Unzelmann empfand. Und denn iſt eine gewiſſe Artigkeit, ein gewiſſer Hang zu kleinen Schmeicheleien in unſerm Publikum, den man loben muß; ein Beiſpiel davon mag dieſes ſeyn: als Madam Unzelmann als Eulalia in der Scene mit Major Horſt den feinſten Converſationston allerdings ſo meiſterhaft traf, daß man daraus mit Recht einen Schluß auf ihre feine

Bildung machen durfte, und als Horſt nun die Stelle zu ſagen hatte: „Madam, Sie wiſſen alles in einen geheimnißvollen Schleier zu hüllen, nur Ihre Vorzüge nicht,“ gab das Publikum durch den lauteſten Applaus zu erkennen, daß es auch Horſtens Meinung ſey. — Uebrigens kommt man allgemein überein, daß beide Stücke, das Spiel der Unzelmann abgerechnet, ungewöhnlich ſchlecht gegeben worden ſind, entweder haben die Schauſpieler abſichtlich ſchlecht geſpielt, oder was mir wahrſcheinlicher iſt, man war nichts beſſeres gewohnt, und am Spiele der Unzelmann hat man ſehen können, was ein Schauſpieler ſeyn kann, ſo daß das Spiel der andern unendlich von dem ihrigen abſtach. —

Vom 22ſten April 1799.

Ihre vortrefliche Unzelmann iſt nicht mehr hier, ſchon am 17ten hat ſie Wien verlaſſen und wird, wie man hört, noch in Weimar oder Prag ſpielen. Die Rollen, die wir noch von ihr geſehen haben, ſind das Mädchen von Marienburg, die Orſina in Emilia Galotti, die Joſephine in Armuth und Edelſinn und die Julie im Mann von Wort; genug, um ſie uns unvergeßlich zu machen, nicht genug für unſre zur Leidenſchaft gewordne Begierde nach ihren Darſtellungen. Sie hat auch noch viele andere Rollen ſpielen wollen, aber es gelang dem partheiiſchen Neid, ſie ſo langſam auftreten zu laſſen, daß darüber die Zeit ihres Urlaubes verſtrich. Dadurch ſind wir um ihre Minna von Barnhelm, ihre Nina, ihre Ophelia, ihre Gräfin Rutland in Eſſex gebracht; ſo wie uns das unbiegſame Verhängniß, das hier die Aufführung ſo mancher Stücke verbietet, um ihre Eboli in Carlos und ihre Louiſe in Kabale und Liebe gebracht hat. Man hat ihr, wie ich aus der ſicherſten Quelle weiß, die vortheilhafteſten Anerbietungen zum Engagement gemacht, ihr eine Gage verſprochen, wie ſie keiner unſrer hieſigen Schauſpieler genießt, aber bis jezt hat ſie durch nichts bewogen werden können, Berlin mit Wien zu vertauſchen. Wir werden wohl glücklich genug geweſen ſeyn, ſie einige

Augenblicke geliehen beſeſſen zu haben. Aber mit meinen umſtändlichen Nachrichten über den Eindruck ihrer Darſtellungen auf die Wiener möcht' ich gern zu Hauſe bleiben; ich verſtehe es nicht, den fröhlichen, faſt ausgelaſſenen Tumult einer groſzen Menge zu beſchreiben, und etwas anders kann ich Ihnen nicht ſagen. Es war immer die alte Weiſe, nur immer wo möglich im Crescendo; ein ſchallender Applaus, wenn ſie auftrat, und wenn ſie abgieng, ein jubelndes Hervorrufen nach dem Schluſſe des Stücks, und hierbei trieb man die Aufmerkſamkeit ſo weit, daß man ſie in Emilie Galotti, wo ſie als Orſina ihr Spiel mit dem vierten Akt ſchließt, in dem Zwiſchen-Akt hervorrief, aus Beſorgniß, daß ſie am Schluſſe des Stücks nicht mehr gegenwärtig ſeyn möchte. Sehr oft wurde ſie auch mitten in der Scene bei einzelnen Stellen mit einem Beifall ausgezeichnet, der vielleicht noch mehr als jener die treffende Wahrheit ihres Spiels und ſeinen unwiderſtehlichen Eindruck auf aller Herzen bewies; denn dieſe leiſen Bravos, dieſe murmelnden Laute des Wohlgefallens ſchienen dem Drange jeder Seele entriſſen zu ſeyn. Auch ermangelte das Publikum nicht, ihr, wo es Gelegenheit dazu hatte, ein Compliment in ſeinem beliebten Styl zu machen, unter andern in Emilie Galotti, als Odoardo die Orſina ſeiner Frau mit den Worten vorſtellt: „die Gräfin Orſina, eine Dame von großem Verſtande" gab es wieder durch ſchallendes Bravo und Geklatſche ſeine allerſeitige Zuſtimmung zu erkennen.

Sie ſehen, bei dieſem Enthuſiasm, den die kleine Berlinerin (ſo wird ſie von vielen Wienern genannt und gewöhnlich, die allerliebſte, hinzugeſetzt) erregt hat, läßt ſich ſchwer mit den Leuten raiſonniren; — ich kann alſo nicht verrathen, ob nicht auch hie und da einiges an ihr nicht gefallen oder weniger gefallen hat; ich kann nicht einmal angeben, in welcher oder welche Rolle ſie eigentlich am meiſten befriedigt hat; nach dem äuſſern Jubel zu urtheilen, waren es die ſtolze, heftige Orſina, und die holde, ſanfte Julie im Mann von Wort, alſo zwei ganz entgegengeſetzte Karaktere. Meine Meinung

über ſie habe ich Ihnen noch nicht mitgetheilt; — nicht? als wenn Sie nicht aus allem, aus jedem Worte, aus jedem Strich nur zu klar geſehen hätten, daß der Erzähler fremder Eindrücke auch der Erzähler der eignen iſt, als ob ich mich mit dem noch ſo lebhaft dauernden Eindruck ihres Spiels auf mich hätte verbergen können, verbergen wollen. Aber gleichwohl hätte ich Ihnen manche Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit des Spiels der Madame Unzelmann, über manche Einzelnheiten in ihren Rollen zu machen; die gehören aber nur für die wiſſenſchaftliche Kritik, und davon ein andermal. Im Grunde wird keiner mehr betrogen, als der ihr Spiel mit kaltem, beobachtendem, kritiſchem Blick anſehen will, und trotz aller Verſuchungen, die Brille fallen zu laſſen, in der ernſthaften Attitüde aushält; ich ſage, er wird betrogen, um den ſchönſten Genuß. Denn wie will er bei dieſem Genie, bei dieſem Reichthum an Ideen, bei dieſem immerwährenden Wechſel von Feinheiten und unzähligen kleinen Nüancen, Einzelnheiten getreu aufmerken, ſicher im Gedächtniß behalten und darüber die Harmonie, das ſchöne Ganze nicht aus den Augen verlieren? Einer unſrer hieſigen guten Köpfe ſagte während ihres Spiels in einer Rolle, ich weiß nicht welcher, „die Unzelmann hat mich zum Beſten; da habe ich mir nun ſchon wohl zehnmal einen Ausdruck, eine Aktion ausgemerkt, die mir nicht richtig, nicht wahr genug zu ſeyn ſchien, und ſiehe da, immer bringt ſie bald darauf ſo etwas auſſerordentlich ſchönes und ſoviel unerwartetes an, daß ich darüber entweder meine gemachte Anmerkung ganz vergeſſe, oder zweifelhaft werde, ob nicht in der Verbindung mit dem, was folgt, die Künſtlerin Recht — und der Beobachter Unrecht hat.“ — Eine Grazie iſt ſie immer, ſie mag Gurly oder die junge Kaiſerin Catharina im Mädchen von Marienburg, Orſina oder Julie ſeyn; nie geht ſie jenſeits der Wahrheit, wird im Tragiſchen nie unedel und im Komiſchen nie gemein Figur und Sprache eignen ſie freilich nicht zu den höhern tragiſchen Rollen, aber wie hat ſie ihre kleine Figur in ihrer Gewalt, wie imponirend

weiß ſie ſich zu tragen! und ihre Deklamation hat einen gewiſſen Zauber, der, ſelbſt beim Ausdruck der ſtärkſten Leidenſchaft, eine größere Kraft kaum vermiſſen läßt; beſonders machen ihre tiefen Töne, wenn ſie Schmerz, Verzweiflung oder ſonſt einen großen Affekt ausdrücken ſollen, eine unbeſchreibliche Wirkung aufs Herz.

Meinen Sie indeß nicht, daß wir nun mit einmal ungerecht gegen alle unſre Schauſpieler werden, und das mannigfache Gute, was ſie beſitzen, verkennen wollen; — unſre trefliche Mademoiſelle Koch verdient und erhält den unzweideutigſten Beifall des Publikums, man kann kaum einen ſchönern Ton für die ſanften Ausdrücke der Liebe und des Schmerzes haben als ſie. Aber unſre männlichen Schauſpieler machen zuweilen die albernſten Streiche; ſollten Sie es glauben, daß der Herr Ziegler, Darſteller der erſten jungen Helden und Liebhaber, und Verfaſſer vieler Stücke, deren Sujets größtentheils aus dem Mittelalter entlehnt ſind, ein Mädchen von Marienburg, wo er den Bruder der Chatinka ſpielt, im vierten Akt, wo ihm Chatinka bei ihrer Flucht eine volle Geldbörſe zum Geſchenk macht, und wo ihm der Vater darüber unzufrieden ſagt:

Mein Sohn drückt dich nicht das Geld ſchwer, es klebt die Ehre deiner Schweſter daran? daß er hierauf gegen das Parterre tritt, die Börſe in der Hand wägt und dabei im Wieneriſchen Jargon ſagt: „ ein Geldbeutel — und ſoll ſchwer ſeyn" —

Ein von Königsberg in Preuſſen zu uns gekommener Schauſpieler, Namens Roſe, gefällt mit Recht in jungen muntern Rollen; er ſpielt den jungen Klingsberg und Brockmann den alten treflich. —

Ich erwähne übrigens nicht, um auf Madame Unzelmann wieder zurückzukommen, daß ſie hier in allen erſten Häuſern und Geſellſchaften mit einer auſſerordentlichen Auszeichnung aufgenommen wird, denn dies gielt vielleicht der feinen unterhaltenden Frau mehr noch als der geiſtvollen Künſtlerin; ich kenne die erſtere nicht, aber ich höre überall, daß ſie nicht minder anziehend, als die letztere ſeyn ſoll.

Schreiben aus Weimar.

Vom 4ten Julius 1799.

Ueber Wallenſteins Tod.

Geſtern gieng Ihr König von hier weg, er kam Montag Abends, und ſah vorgeſtern Wallenſteins Tod hier aufführen. Die Vorſtellung des Stücks gieng ſehr gut. Indeß erreicht in dieſem zweiten Stücke Graff den Fleck bei weitem nicht, auch die Teller nicht Ihre Meyer als Terzki. Ein Fehler bei unſrer Truppe iſt, daß ſie zu wenig Uebung in Deklamation von Verſen verräth. Sie ſkandiren entweder oder heben den Ton gegen das Ende der Zeile und verweilen bei dem Schluſſe, auch wenn der Sinn den Ruhepunkt durchaus nicht geſtattet. Verſe gut vorzutragen, zumal Jamben, deren Einförmigkeit nur zu leicht Eintönigkeit wird, gehört freilich zu dem höchſten der theatraliſchen Deklamation, aber der Lohn der beſiegten Schwierigkeit ſollte dem wahren Künſtler Reizes genug ſeyn. Man darf es jedoch von unſrer Bühne erwarten, daß ihre Glieder dieſe Schwierigkeiten am erſten glücklich beſiegen werden, da der Mangel der Uebung wohl ganz auf Rechnung des Mangels gut verſifizirter Stücke kommt — die wenigen, welche die deutſche Bühne beſitzt, werden hier nie aufgeführt — da Schiller ſelbſt bei ſeinen Stücken, und wir haben deren noch mehrere zu hoffen, mit unermüdetem Fleiße jeden einzelnen unterrichtet und zurechtweiſt — da wir endlich bereits vorzügliche Muſter beſitzen an Vohs, als Max Piccolomini, und Karolinen Jagemann als Thekla. Vohs, mit einem entſchiedenen natürlichen Talent, glänzt in ſeiner Rolle um ſo vorzüglicher, da die Darſtellung eines ſo reinen Naturjünglings ſeiner glücklichen Anlage zu Hülfe kommt, und es ihm vielmehr zur Pflicht macht, dieſe allein walten zu laſſen, wenn es gleich ſonſt das Ideal des vollendeten Künſtlers iſt, nie ſich ſelbſt zu ſpielen. Denn ein ſolcher Charakter, wie der jüngere Piccolomini, gewinnt an Lebendigkeit, wenn er aus der überſtrömenden Fülle des Herzens des Schauſpielers ſelbſt hervor-

hervorzuquillen ſcheint, ein Punkt, den Mattauſch nicht bedacht hat, und daher mit ſeiner gezwungenen einſtudirten Darſtellung weit zurückbleibt. Ich brachte von Ihrem Theater den Glauben zurück, daß es unmöglich ſey, hinreißender die Thekla darzuſtellen, als Madame Fleck. Sanfter Wechſel und Modulazion der Stimme, Grazie und Liebenswürdigkeit in hohem Grade vereinigen ſich in ihr, in dieſer Rolle ihr alle Herzen zu gewinnen. Aber es iſt keine Vorliebe für hier, und keine Verringerung der Verdienſte dieſer talentvollen Künſtlerin, wenn ich geſtehe, daß unſre Jagemann ſie an Reinheit der Stimme und Grazie erreicht, an mimiſchen Ausdruck hingegen (in der Scene mit dem ſchwediſchen Hauptmann) an nicht blos rührender, auch richtiger Deklamation hingegen in dem Monologe übertrifft. Madame Fleck hat mein Innerſtes erſchüttert, hier war ich nicht Herr über meine Thränen bei der unnachahmlichen Deklamation des:

„Dies iſt das Loos des Schönen auf der Erde.“

Das volle Leben, welches Iffland ſeiner kleinen Rolle ſo vortrefflich einzuhauchen wußte, habe ich hier freilich vermißt. Aber wo würde er es nicht werden. Ifflands meiſterhaftes Spiel ward hier der Schlußſtein zu dem veredelten Gemälde ſeines Octavio Piccolomini, der, im Vorbeigehn geſagt, nach der Entſcheidung des Dichters ſelbſt, die ich aus deſſen Munde habe, durchaus in dem ſchonenden Sinn genommen werden ſoll, aus dem ihn Iffland dargeſtellt hat. So wird er zum lebendigſten Kommentar über die, auch von Woltmann in ſeinem Aufſatze über die Piccolomini angedeutete Stelle:

„Mein Sohn, laß uns die alten engen Ordnungen
Gering nicht achten.“

Daß mir hier das Gemälde ſeines letzten Erſcheinens merklich ſchwächer erſchien, lag übrigens nicht ſowohl allein in dem Schauſpieler ſelbſt, der ihn darſtellte, als zugleich in den übrigen, welche mit ihm zuſammen auftraten, denn auch das Spiel Ihrer Meyer vermißte ich ſehr. Auch verlor es an Wirkung, daß die Schlußworte

des Stücks, die Aufſchrift der überbrachten kaiſerlichen Depeſche an Octavio, nicht von dieſem ſelbſt, ſondern, ich weiß nicht warum? von dem Schauſpieler geſprochen wurden, welcher den Gordon ſpielte, und die Depeſche dem Octavio übergab. Das Händezuſammenſchlagen des letzten konnte nun freilich die rührende Einfalt nicht erregen, mit der Iffland die Depeſche aus der Hand fallen ließ.

Im Ganzen hatten wir Stoffes genug zu reichlicher Zufriedenheit, und wenn Sie etwa von unzufriedenen Urtheilen gehört haben, ſo rührt dies muthmaßlich von Fremden her, welchen vielleicht die allerdings auffallende Erhöhung der Preiſe der Plätze mißfiel. Ich hätte freilich ſelbſt eine Freikomödie lieber gewünſcht, da man ohnedieß bei der Bewirtung unſrer Gäſte nicht ſparte, und ſo konnte es freilich ſcheinen, als hätte man den Anblick derſelben einer Taxation unterwerfen wollen. Indeſſen hatte die Theater-Direktion auch unläugbar beträchtlichen Aufwand, da die Geſellſchaft bereits an ihren Sommeraufenthaltsort abgegangen war, und zu dieſen Vorſtellungen eigens zurückgebracht werden mußte. Gegen die Beibehaltung der bei jenen beiden Schilleriſchen Stücken gewöhnlichen Preiſe hätte gewiß niemand etwas erinnern können.

VII.

Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Julius 1799.

Seit dem letzten Monat hat kein europäiſcher Staat eine ſo bedeutende Veränderung in ſeinem Innern erlitten, als Frankreich. Seine Regierung iſt durch eine völlige Veränderung der Mitglieder der vollziehenden Gewalt umgeſchaffen. Der Charakter deſſelben iſt ein ganz anderer geworden.

Das Unglück der Armeen wirft den Verdacht der Sorgloſigkeit auf die ehemaligen Mitglieder des Direktoriums. Sieyes nahm in der bedenklichen Lage die Direktorwürde an, die er ſchon einmal ausgeſchlagen, an ihn ſcheinen ſich die ſtrengen Patrioten angeſchloſſen zu haben, und wie man oft geſagt, daß er unbemerkt zu den großen Erſchütterungen als Hauptperſon mitgewirkt, ſo ſcheint dieß hier auch der Fall zu ſeyn.

Dies iſt übrigens die erſte Revolution, die von aller kriegeriſchen Gewalt frei, durch ihre Ruhe und Feſtigkeit das Anſehn eines faſt conſtitutionellen Schrittes genommen.

Mit der Entfernung Treilhards aus dem Direktorium begann der Schritt. Man hatte ihm nichts vorzuwerfen, als daß er inconſtitutionell erwählt ſey, weil noch einige Tage an dem Jahre, welches jeder Geſetzgeber aus den Räthen entfernt geweſen ſeyn muß, um zu andern Stellen wählbar zu ſeyn, ihm zur

Zeit ſeiner Wahl zum Direktor fehlten. Auch hat nachher der allgemeine Unwille ihn immer unterſchieden, indeß Reubell, Merlin und Reveillere laut beſchuldigt worden. Sie ſind auch allein zu verſtehen, wenn von einem Triumvirat geredet wird. Nur Klagen einzelner haben ſich gegen ihn erhoben.

Als ſo die Pluralität von der Seite Merlins und Reveillere's gewichen, — deren erſterer deshalb verlangte, daß Treilhard ſeine Entſetzung nicht anerkenne — als die Räthe durch eine fortdauernde Permanenz ihre Entſchloſſenheit ankündigten, hielten dieſe beiden es für gerathen, ihre Dimiſſion zu geben.

Es traten nun durch eine neue Wahl in das Direktorium, Roger Dücos, der General Moulins und der Bürger Gohier.

Folgende Botſchaft ſendeten die neuen Direktoren an die Geſetzgeber:

Bürger Geſetzgeber!

Das Direktorium ſtattet Ihnen den Bericht über den Zuſtand der Republik ab. Ihre Wunden ſind tief. Man muß ſie unterſuchen. Wir müſſen uns die Gefahren, welche Frankreich umgeben, nicht verhehlen. Sie ſind groß. Das Drohende dieſer Gefahren muß Sie zu großen und ſtarken Maaßregeln bringen, welche die Republik retten werden. Leider hatte ein unglückliches Syſtem und blindes Vorurtheil Männer von den öffentlichen Aemtern entfernt, die zu deren würdigen Bekleidung und zur Behauptung der Nation auf der Höhe ihrer Beſtimmungen die fähigſten waren. Ueberall müſſen die aus ſchwachen Menſchen zuſammengeſetzten Verwaltungen neu organiſirt werden. Ein ſchädlicher Einfluß hat auf die Tribunäle zurückgewirkt. Statt die Strafbaren mit dem Schwerdte des Geſetzes zu treffen, haben ſie ſolche durch eine

verbrecheriſche Sorgloſigkeit und feige Schwäche zu Miſſethaten kühn gemacht. Die Räuber, welche das Innere beunruhigen, ſind mit Kühnheit wieder hervorgetreten. Der bei Raſtadt verübte Mord war für ſie das Signal, ihre Räubereien und Morde wieder anzufangen. In zahlreichen Banden eingetheilt, verwüſten ſie mit offenbaren Gewaltthätigkeiten die ſüdlichen und weſtlichen Departements, erwürgen die Käufer der Nationalgüter, plündern Poſtwagen und öffentliche Kaſſen, halten die Reiſenden an, ermorden die als Freunde der Republik erkannten Männer im Schooße ihrer Familien, im Innern ihrer Häuſer, und alle dieſe Verbrechen geſchehen im Namen des Altars und Throns. In verſchiedenen Gegenden iſt der Bürgerkrieg auf dem Punkt, auszubrechen. — Eine blinde Sorgloſigkeit hat bei Formirung einer neuen Coalition die Augen verſchloſſen, und iſt bei deren Fortſchritten eingeſchlafen. Sie hat unſre Magazine der Plünderung zum Raube, unſre Arſenäle ohne Waffen, unſre Armeen in der Entblößung gelaſſen. Während der Raſtadter Unterhandlungen hat man das einzige Mittel, ſich den Frieden zu verſchaffen, verabſäumt, nämlich das, ſich zum Kriege zu rüſten. Wir wollen ihn mit Muth und Nachdruck führen, dieſen Krieg, und wir werden noch einmal ſiegen. — Unſre Gränzen ſind bedroht. Wir müſſen Menſchen ausheben, Bataillons bewaffnen und ihnen Proviant und Equipirung ſichern. Den Feinden im Innern müſſen wir eine furchtbare Armee zeigen. Aber die Abgaben gehen nicht gehörig ein, der öffentliche Schatz erhält dadurch nicht hinreichende Nahrung. Die außerordentlichen Umſtände, in welchen die Republik ſich befindet, erfordern außerordentliche Hülfsmittel. Das Direktorium muß es Ihnen, muß es der Nation ſagen. — Wenn man den Gemeingeiſt nicht wieder belebt, ſo iſt der Staatskörper mit

einer gänzlichen Auflöſung bedroht. — Unſre Uebel ſind groß, aber unſre Hülfsquellen ſind noch größer. Unſre Uebel entſtehen aus der Vernachläßigung aller Hülfsmittel. Durch Anwendung dieſer Hülfsmittel werden wir die Uebel heilen. Das erſte von allen iſt die Energie des franzöſiſchen Volks und ſeine Ergebenheit für die Sache der Republik. Auf Ihre Stimme, auf die Stimme des Direktoriums, das mit Ihnen nur eine Seele hat, wird Frankreich ſeine erſte Stellung wieder annehmen und ſiegreich ſeyn.

Eine gleiche Sprache führen die Geſetzgeber in folgender Adreſſe an die Nazion, die auch an die Armeen verſandt worden:

Franzoſen!

Ein von der Majorität des Direktoriums befolgtes Syſtem, welches die traurige Frucht der Unvorſichtigkeit, des Irthums und der Unerfahrenheit war — ein Syſtem, welches durch die Verrätherei mehrerer Agenten und durch die Verderbtheit einer großen Anzahl anderer noch verſchlimmert ward — compromittirte die Sicherheit der Republik von innen und von außen, compromittirte die Exiſtenz der reinſten Republikaner und die Hauptgrundſätze der ganzen Revolution. Bei dieſer großen Gefahr des Staats ſchworen wir durch unſre Adreſſe vom 10ten Junius — euch zu retten oder umzukommen.

Und wir haben unſern Eidſchwur gehalten. Die Begebenheiten vom 28ſten, 29ſten und 30ſten Prärial (16ten bis 18ten Junius) ſind euch bekannt. Das franzöſiſche Volk und das geſetzgebende Corps haben mit der Conſtitution triumphirt, ohne die geringſte Erſchütterung zu veranlaſſen. Ein neues Direktorium voll patriotiſchen Muths, iſt aus dieſer politiſchen Kriſis hervorgegangen. Die Zügel des Staats befinden ſich in ſtarken republikaniſchen Händen. Ueberlaßt euch vertrauensvoll den bei-

den erſten Autoritäten. Sie werden beſtändig die Conſtitution reſpektiren, die ihr euch gegeben habt.

Franzoſen! eure Gränzen werden von einem nahen Einfall bedroht. Menſchen, Geld, Waffen — dieſe ſind unumgänglich nöthig, um euch zu retten! — Menſchen! — An euch, Republikaner! wenden wir uns. Als ihr von einer ungereimten und tyranniſchen Regierung unterdrückt wurdet, als die Aeußerungen des reinſten Republikanismus für anarchiſche Verſchwörungen gehalten wurden, ſo konntet ihr freilich Bedenken tragen, euch eurem Eifer zu überlaſſen. Allein, da wir nun euch Treue ſchwören, ſo müßt ihr uns Sieg ſchwören. Eilt zu den Armeen und bekämpft die Feinde. Mißtrauet den Fremden, die euch von der Linie der Geſetze und von dem Reſpekt entfernen wollten, welcher der öffentlichen Autorität gebührt. Gebt nicht zu, daß unſre Conſtitution verletzt werde, und belebt die republikaniſchen Einrichtungen.

Wehe denen, welche ſich gegen den Staat verſchwören, welche die Einwohner zur Rebellion bringen, und die Geſetze verletzen wollten. Wehe denen, welche die Rache ausüben. Kein Schrecken, keine willkührliche Regierung, keine Tirannei mehr! Freiheit, Conſtitution — das iſt unſer aller Pflicht. Republikaner, wir erfüllen die unſrige mit Eifer und Entſchloſſenheit, und euer Muth muß den Triumph der Republik von außen und die Herrſchaft einer weiſen Freiheit im Innern ſichern.

Nicht ohne Folgen auch in den Beſetzungen der hohen Beamtenſtellen des Staats, konnte dieſe Revolution ſeyn. Der Kriegsminiſter hat die Entlaſſung gefodert, und Bernadotte iſt an ſeine Stelle getreten. Der Miniſter des Innern, François de Neufchateau, iſt entlaſſen, Championnet iſt von jeder Unterſuchung gegen ihn freigeſprochen, und wird eine Alpenarmee com-

mandiren. Joubert geht nach Italien, um Moreau abzulöſen, der, zu großen Unternehmungen beſtimmt, eine Armee in Deutſchland anführen wird.

Nicht genug, auch in Rückſicht der Rekrutirung der Armeen, ſind entſcheidende Beſchlüſſe gefaßt, und die Finanzen werden durch eine gewaltſame Anleihe von hundert Millionen ein wenig geſtützt werden.

Indeß liegt doch der Gemeingeiſt in der ganzen Republik ſehr krank an Gleichgültigkeit gegen die republikaniſche Form, oder vielleicht gegen die Exiſtenz unter beſtändigem Schwanken. Man ſpricht viel von Chouans, und ſelbſt Sieyes erwähnte dieſer wieder aufſtehenden Hyder in ſeiner Inſtallationsrede an den Direktor Moulin; Lyon, die alte Heimath der Ariſtokratie, wird wieder unruhig, man hat Kanonen in den Straßen aufführen müſſen. Im Süden ſind mehrere Städte im Belagerungsſtand erklärt, und die Unruhen in Weſten laſſen vermuthen, daß man auf eine engliſche Landung hofft.

Was die Armeen betrifft, ſo ſtehen die in der Schweiz noch gegen einander, und außer einigen Gefechten von keinem oder geringem Erfolge, iſt dort nichts vorgefallen; bis auf das Gefecht bei Offenburg, und die Streifereien der Szekler Huſaren nach Mainz hin, wo ſie Viehtransporte weggenommen, iſt Deutſchland nicht die Scene des Krieges geworden. Die Ernennung Moreaus indeſſen zum Befehlshaber in Deutſchland, und der Beſchluß, eine Rheinarmee zu ſtellen, laſſen fürchten, daß dieß bald der Fall ſeyn mögte, zumal auch die neuankommenden ruſſiſchen Truppen bereits bei Prag vorübergegangen ſind. Mit den Unternehmungen der Allirten ſteht folgende Proklamation an die Belgier in genauer Verbindung:

Brave Belgier!

Wir ſind jetzt an den Grenzen des Reichs angekommen, deſſen Oberhaupt euer rechtmäßiger Souverain, Se. Majeſtät der Kaiſer und König iſt. Es hängt gegenwärtig von euch, brave Belgier, ab, die Fahnen eurer Uſurpatoren zu verlaſſen, und euch zu der Standarte eures alten Durchlauchtigſten Oberherrn zu begeben, bei welcher man euch mit offenen Armen empfangen wird. Die ſiegreichen Truppen rücken euch mit großen Schritten entgegen, und erwarten bloß eure Ankunft, um euch in ihrer Mitte aufzunehmen, und von eurem Muth unterſtützt, euch in eure Heimath zurückzuführen. Belgier! Se. Kaiſerl. Majeſtät verſprechen von dieſem Augenblick an allen denjenigen von euch ohne Ausnahme, die ſich der Deſertion ſchuldig gemacht haben, gänzliche Vergeſſenheit ihrer Vergehungen, und eine allgemeine Amneſtie. Hauptquartier zu Donaueſchingen, am 1ſten Julius 1799.

Graf von Sztaray, General en Chef.

Sollte ein ähnlicher Erfolg wie in Italien, die Waffen der Alliirten begleiten, ſo würde ſich zeigen, daß der Grundſatz, die große Republik mit kleinen Filialrepubliken zu umgeben, nicht von Erfolg geweſen.

In Italien leiſten Moreau und Macdonald nur mit Mühe den übermächtigen Feinden Widerſtand. Der letztere hat ſich nach heftigen Schlachten zurückziehen müſſen, iſt ſelbſt verwundet, und — da im florentiniſchen eine Contrerevolution ausgebrochen — nähert er ſich über Piſtoja dem Meere, um, entweder über Lucca, ſich mit Moreau zu vereinigen, oder ſein Heer einzuſchiffen. — Bologna und Florenz ſind von den Oeſterreichern

beſetzt, aber noch nicht Genua, obſchon es wahr ſeyn mag, daß Moreau ſich über Nizza der franzöſiſchen Gränze nähert.

Sollte die Alpenarmee unter Championnet bald zu Stande kommen, ſo wäre es möglich, daß dieſe die Verbindung zwiſchen Moreau und Maſſena herſtellt, und überhaupt den Alliirten eine bedeutende Diverſion machte.

Aeußerſt ſchnell iſt die Feſte von Turin in die Hände der Belagerer gefallen, und ſeitdem iſt folgende Erklärung des Königs von Sardinien in franzöſiſchen Blättern zuerſt bekannt gemacht, dann aber auch von andern als ächt anerkannt worden:

„Wir, Karl Emanuel, König von Sardinien u. ſ. w. Zufolge der Begebenheiten, welche Uns gezwungen haben, Unſre Staaten auf dem feſten Lande zu verlaſſen, und die Ausübung Unſrer Herrſchaft der proviſoriſchen Regierung, welche durch den Obergeneral der Italiäniſchen Armee habe errichtet werden ſollen, zu übergeben, ſind Wir durch Unſre perſönliche Ehre, durch das Intereſſe Unſrer Familie und Unſrer Nachfolger, durch Unſre Verbindungen mit den Uns befreundeten Mächten, kurz, durch alle Gründe der Gerechtigkeit und Schicklichkeit verpflichtet, gegen obbemeldete Begebenheiten und gegen jede Neuerungen, welche die zu Turin eingeſetzte proviſoriſche Regierung, dem in derſelben Stadt im Jahre 1798 am 9ten December zwiſchen Uns und dem Franzöſiſchen General geſchloſſenen Vertrag zuwider vorgenommen hätte, oder künftig vornehmen würde, zu proteſtiren, wie Wir dann hiermit es laut und im Angeſicht des geſammten Europa thun. Wir erklären auf Unſer Königliches Ehrenwort die Friedens- und andere nach einander mit der Franzöſiſchen Republik abgeſchloſſene Traktate, ſelbſt in den geringſten Dingen, nie verletzt, und ſie nicht allein fortwährend mit

der gewiſſenhafteſten Genauigkeit, ſondern auch mit ſolchen Freundſchaftsbeweiſen und Nachgiebigkeiten von Unſrer Seite, wie auch ſolchem Aufwand Unſrer Finanzen, beobachtet zu haben, daß Wir die gegen ſie eingegangenen Verbindlichkeiten weit übertrafen. Unſre Sorgfalt, jeden einzelnen Franzoſen, beſonders aber die in Unſern Staaten ſtationirten oder durchpaſſirenden Truppen vor aller Beleidigung zu ſchützen, waren ſo unausgeſetzt als offenkundig, ſo wie unſre Bemühungen, nicht allein diejenigen, welche ſie inſultirten, abzuwehren und zu beſtrafen, ſondern ſelbſt aller Rache von Seiten derer vorzubeugen, welche durch militairiſche Zügelloſigkeit beleidigt, ſich über die Grenzen einer billigen und nothwendigen Gegenwehr hinaus gegen ſie hätten aufbringen laſſen können, ſtets ununterbrochen waren. Eben ſo läugnen Wir auf Unſer Königliches Ehrenwort jede Schrift ab, die, wo es auch ſey, habe bekannt gemacht werden und dahin abzwecken mögen, glauben zu machen, daß Wir mit den gegen Frankreich feindlichen Mächten irgend heimliche Einverſtändniſſe gehabt hätten, oder Uns irgend einer Unternehmung, irgend einiger Ränke zu beſchuldigen, welche Unſern mit Frankreich geſchloſſenen Verträgen zuwider geweſen wären. Ohne auf die der Franzöſiſchen Regierung erſtatteten Berichte, noch die in den Manifeſten ihrer Generale und in Italien befindlichen Agenten behaupteten Dinge zu achten, berufen Wir Uns deshalb ſehr gern auf die unpartheiiſchen Berichte, welche die in Turin befindlichen Miniſter und Repräſentanten ihren reſpektiven Höfen und Regierungen erſtattet haben werden. Nach dem, was Wir hier dargelegt haben, kann ein jeder leicht urtheilen, daß Unſre Einwilligung in alles, was Uns durch die überwiegende, den Generalen der Franzöſiſchen Republik in Italien anvertraute Gewalt, auferlegt wurde, ſchlechthin, blos zeitlich und proviſoriſch war, und zur Abſicht hatte, von Unſern Piemonteſiſchen

Unterthanen das Unglück abzuwenden, welches ihnen der gerechte Widerſtand, den Wir hätten entgegen ſetzen mögen, nicht erſparen konnte, da Wir durch einen unvorhergeſehenen Angriff, den man von einer nicht nur befreundeten, ſondern alliirten Macht, und in einem Augenblick, da Unſre Kriegsmacht auf ihr eigenes Dringen auf den Fuß eines tiefen Friedens geſetzt war, nie hatte erwarten können, überfallen worden waren. Aus allen dieſen Gründen hatten Wir Uns ſchon damals feſt vorgenommen, ſobald es in Unſrer Macht ſtehen würde, allen Mächten Europens, wie es Unſre Ehre und Pflicht erfordert, die Ungerechtigkeit des Verfahrens der Generale und Agenten der Franzöſiſchen Republik gegen Uns und die Nichtigkeit der in ihren Manifeſten angeführten Gründe kund zu thun, daß Wir dagegen reklamiren wollten, wie Wir hiermit wirklich dagegen reklamiren, in der vollkommenen Ueberzeugung, von ihnen, die Uns ſchuldige Entſchädigung durch die Wiedereinſetzung in die Staaten Unſrer Vorfahren zu erhalten."

Indeſſen ſcheint die Zahl der Feinde Frankreichs ſich noch zu vermehren, die Verhältniſſe der Republik gegen Schweden ſind ſehr geſpannt, und laſſen nur zu ſehr befürchten, daß das Blutvergießen noch weiter ausgedehnt werde. Die Urſach davon iſt die neulich mitgetheilte Erklärung des Königs von Schweden bei dem Reichstage zu Regensburg, die er als Herzog von Pommern abgegeben, welche in Frankreich ein Embargo auf die ſchwediſchen Schiffe zur Folge hatte.

Aeußerſt wichtig für die Lage Deutſchlands kann folgendes kaiſerliche Kommiſſionsdekret, vom 12ten Julius, werden:

Dieſes Dekret lautet nach dem gewöhnlichen Eingange alſo:

„Der 18te April des Jahres 1797 war der denkwürdige Tag, an welchem die K. K. und Franzöſiſchen Bevollmächtigten die

Leobener Friedenspräliminarien unterzeichneten, worin in Folge ehrerbietigſter Uebertragung an Ihre Kaiſerl. Majeſtät auch die Einſtellung aller Feindſeligkeiten zwiſchen dem Deutſchen Reiche und der Franzöſiſchen Republik veſtgeſetzt ward; ſo daß unter dem friedlichen Schutze dieſer Uebereinkunft zugleich das Reichs-Friedenswerk beginnen, und das Ziel der Vollendung erreichen ſollte. Allein dieſe ſehnſuchtsvolle Erwartung entſprach ſo wenig der getroffenen Uebereinkunft und den reichsväterlichen Abſichten Ihrer Majeſtät, daß vielmehr Franzöſiſcher Seits, der beharrlichen Friedfertigkeit des Reichs ungeachtet, beinahe jeder Tag durch Handlungen ganz entgegengeſetzter Art ausgezeichnet war, da die vorliegenden Reichslande mit ſchnöder Hintanſetzung der gerechteſten Gegenvorſtellungen der leidenden Theile ſowol, als der geſammten Friedens-Deputation, fortwährend, wie im Laufe des Kriegs, allen möglichen Qualen von Kriegs-Exactionen und dem härteſten Drucke militairiſcher Erpreſſungen unterworfen blieben, und die Deutſche Schutzwehr und Veſtung Ehrenbreitſtein nach einer mit ſpöttlicher Verletzung der klärſten Verträge unerbittlich fortgeſetzten feindſeligen Aushungerung in eigenmächtigen Beſitz genommen ward; da die in Helvetien liegenden Reichslande und Reichslehen auf die völkerrechtswidrigſte Weiſe in Beſtandtheile der neu creirten Helvetiſchen Tochter-Republik umgeſchaffen wurden, und durch die in der Schweiz mittelſt beiſpielloſer Machinationen eingeführte gewaltſame Umkehrung ſelbſt der Brandſtoff der verheerenden Franzöſiſchen Revolution dem an der Helvetiſchen Seite angränzenden Deutſchlande näher angerückt ward; da ſeitdem die Franzöſiſche Regierung ſtets dem Geiſte der Revolution getreu, ſich unaufhörlich mit Planen der gänzlichen Auflöſung der bisherigen Staatsverhältniſſe des Deutſchen Reichs in Italien beſchäftigte; ihre ohnedies fürchterliche Macht mit neuen Schutz- und

Trutzbündniſſen zur Zeit der Friedensunterhandlungen verſtärkte, auch die ſtrengſten Befehle zur Vollziehung eines Kriegs-Aufgebots von 200,000 Mann ergehen ließ; und ſo überhaupt in aller Hinſicht die politiſche Lage des Deutſchen Reichs, ohne noch andre tiefe Beherzigung erweckende Vorfälle und Gefahren zu berühren, während des obgedachten und von der Franzöſiſchen Regierung ausdrücklich genehmigten Stillſtandes aller feindſeligen Handlungen, ſehr verſchlimmert ward."

„Schon dieſer Zuſtand war als ein ſtiller, theils als ein öffentlicher Krieg anzuſehen; obgleich aus menſchenfreundlicher Gemüthsſtimmung zum Frieden nur Vorſtellungen die einzigen Waffen waren, welche man dem gebieteriſchen Uebermuthe des Franzöſiſchen Direktoriums entgegen ſetzte, die aber bei dem bisherigen Gelingen verwegener Anſchläge keine andre Würkung, als das Fortſchreiten zu neuen Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten nach ſich zogen, und wo es zur Bekräftigung dieſes Urtheils keiner weitern Beweiſe bedarf, als nur die Thathandlungen anzuführen. Die angeordnete Wiederherſtellung der Veſtungswerke von Ehrenbreitſtein, die Verproviantirung derſelben durch feindſelige Erpreſſungen von den benachbarten Reichsunterthanen, und der dadurch erklärte ernſtliche Wille des Franzöſiſchen Gouvernements, ſich gegen die Ehre und Treue beſtehender Verträge in dem völkerrechtswidrigen Beſitze dieſer Veſtung zu behaupten. — Die Beſetzung der Stadt Mannheim und Entwaffnung der dortigen Beſatzungs-Mannſchaft, die dem dortigen Magiſtrate und allen daſigen öffentlichen Stellen nur proviſoriſch zugelaſſene Ausübung ihrer Amtsverrichtungen, als revolutionaires Vorſpiel zur Erfüllung der in einer officiellen Note der Franzöſiſchen Bevollmächtigten vom 3ten October des vorigen Jahrs ohne allen Rückhalt gemachten Drohung mit Einführung der ſtaatsumwälzenden Franzöſiſchen Grundſätze

in Deutſchland — das merkwürdige, aber nicht verſtümmelte, und in eben dieſem revolutionairen Geiſte abgefaßte Schreiben des Vollziehungs-Direktoriums an den Obergeneral Jourdan, vom 15. März 1799 — das ſchnelle Vorrücken der Franz. Truppen in mehrern Richtungen in das Herz von Deutſchland, ſelbſt mit Hintenanſetzung der vertragsmäßigen Aufkündigung des Reichs-Waffenſtillſtandes und ſichtbarer Ueberſchreitung der Waffenſtillſtandslinie — die am 1ſten März in den ſonderbarſten Ausdrücken gemachte Aufforderung der Reichsveſtung Philippsburg und damit verbundene perſönliche gräßliche Bedrohung des Commandanten, die Veſtung durch Schrecken zu erhalten — der unmoraliſche ſchriftliche Aufruf an den Civil-Magiſtrat, vom 4ten März, zur Staatsverrätherei gegen den Kaiſer und das Reich — die nahe an der Veſtung angelegten feindlichen Wurfbatterien, dann der ungerechte Verſuch durch Beſtechungsanträge ſich der Veſtung zu bemächtigen — die in der Abſcheu erregenden Bernadottiſchen Proclamation enthaltene Anreizung aller Deutſchen zur Rebellion wider ihr rechtmäßiges Oberhaupt, nebſt andern unter dieſe Categorie gehörigen, in der Anlage zum kaiſerlichen Commiſſionsdekrete vom 4ten April d. J. bemerkten Vorfällen und Thathandlungen dieſes Gepräges, welche zugleich, kraft der Natur der Sache, alle Attribute des wirklichen Kriegsſtandes in ſich vereinigen, und die durch glatte Worte friedfertiger Abſichten, durch unnatürliche, ſich ſelbſt widerſprechende Unterſcheidungen der Begriffe, nicht ausgeſöhnet werden können.“

„Der Krieg beſteht alſo neuerdings ſelbſt durch die That wider Deutſchland. Der Krieg! einzig das ſchreckliche Werk der herrſch- und revolutionsſüchtigen, der alles verwirrenden treuloſen Politik des franzöſiſchen Gouvernements, und es würde um das bisherige Staatsverhältniß des deutſchen Reichs,

in Italien und der Schweiz unwiederbringlich geſchehen ſeyn; die Revolutionsfahne, wie in andern unterjochten Staaten und Provinzen, in einem großen Theile Deutſchlands ſchon ausgeſteckt, und das beſſere Glück deutſcher Freiheit durch das unbehagliche franzöſiſche Freiheits- und Gleichheitsſyſtem vertilgt ſeyn, wenn nicht die Klugheit und der Heldenmuth der kaiſerlichen Heerführer und die ſiegreichen Armeen dem Vordringen des beherzten Feindes Gränzen geſetzt hätten. Noch beſteht ſohin nach wieder erneuerten Feindſeligkeiten und vereitelter Ausſicht zur gedeihlichen Unterhandlung des ſo ſehnlich gewünſchten Reichsfriedens der vorige Kriegsſtand zwiſchen dem deutſchen Reiche und Frankreich; noch iſt daher nach dem Ausdrucke der ſeit dem abgedrungenen Reichskriege erfolgten öffentlichen Erklärungen um den höchſten Preis, für Unverletzlichkeit der theuerſten Friedensverträge, für Religion, Eigenthum, für die Handhabung der bürgerlichen Ordnung und Staatsverfaſſung, für die Ehre, Würde, Freiheit und Selbſtſtändigkeit des deutſchen Reichs, für Selbſtvertretung und Erhaltung zu ſtreiten, noch erſt ein im Sinne der bisherigen Reichsſchlüſſe billiger, gerechter, auſtändiger und dauerhafter Reichsfriede zu erkämpfen."

„Se. Kaiſerl. Majeſtät hegen demnach auch zu Churfürſten, Fürſten und Ständen das Reichsoberhauptliche Zutrauen, und halten Sich von denſelben im geheiligten Namen des deutſchen Vaterlandes und der Conſtitution, und in Kraft der ſelbſteigenen vielfältigen feierlichen Zuſicherungen, zu erwarten berechtigt, daß zur Beförderung dieſes großen Endzwecks kein Reichsſtand der gewiſſenhafteſten Erfüllung aller der Ständiſchen Obliegenheiten ſich entziehen werde, welche die Natur des allgemeinen Reichsverbandes, die ältern poſitiven Reichsſatzungen und die ſeit dem erklärten Reichskriege promulgirten Reichsſchlüſſe, inſonderheit der Reichsſchluß wegen der Erhöhung der Kriegsarmatur

auf

auf das Fünffache, einem jeden wider den gemeinſamen Feind auferlegen, und in derer Gemäßheit ſich jüngſt des Königs von Schweden Majeſtät in Ihrer Reichsſtändiſchen Eigenſchaft eben ſo treuherzig als edel zur allgemeinen Belebung des deutſchen Patriotismus an den Reichsconvent erklärt haben. Eben ſo dringend iſt es, und iſt dahin zugleich der beſtimmte Antrag Ihrer Kaiſerl. Majeſtät an die allgemeine Reichsverſammlung gerichtet, daß dieſelbe über eine zur Beſtreitung der Kriegskoſten erkleckliche Anzahl von Römermonaten berathſchlage, die von jedem Reichskriege unzertrennlich ſind; anbei aber das in Betreff dieſes Gegenſtandes an Allerhöchſtdieſelben zu erſtattende treugehorſamſte Gutachten möglichſt beſchleunige."

Die Berathſchlagungen darüber werden den 26ſten Auguſt ihren Anfang nehmen.

Was die franzöſiſche Expedition nach Aegypten betrifft, ſo ſoll durch Sidney Smith vor Acre die Macht und Tapferkeit Buonapartens geſcheitert ſeyn. Offenbar aber herrſcht in den Nachrichten über ſeine jetzige Lage ſehr viel Uebertriebenes. Kein Wunder, daß auf dem ſo weiten Wege das Gerücht bis zum ungeheuern wächſt. Wir werden wohl noch ſehr lange auf richtige Nachrichten von dort Verzicht thun müſſen.

Ein nicht ſchwächeres Dunkel herrſcht über die Beſtimmung der franzöſiſch ſpaniſchen Flotte im Mittelmeer. Ihr Schickſal entſcheidet das Schickſal von ganz Italien, und vielleicht auch von Südfrankreich.

In England wird eine Landungsarmee ausgerüſtet, auch ſollen ſich ruſſiſche Truppen damit vereinigen; ihre Beſtimmung wird wahrſcheinlich die bataviſche Republik ſeyn. Die franzöſiſche Armee daſelbſt wird vertheilt, und die bataviſchen Truppen ſind dem General Brüne untergeben. Seit Fouché von

Nantes dort franzöſiſcher Botſchafter geworden, ſieht man einer Veränderung in der Regierung entgegen.

In der Schweiz iſt dieſe Veränderung ſchon erfolgt. Bürger Ochs iſt aus dem Direktorio getreten.

Neben ſo vielen kriegeriſchen Gerüchten ertönt eine leiſe Stimme des Friedens. Man ſpricht von einem Pacifications-Syſtem, welches Sieyes entworfen. Mögten die Mächte, bei deren Fahnen jetzt der Sieg verweilt, doch im Glücke die Mäßigung und die Liebe zum Frieden zeigen, die ihre Feinde im Glücke ſo oft verläugneten, alsdann müßte bald allgemeine Ruhe ſtattfinden, und dem Blutvergießen und Partheigeiſt ein Ende gemacht werden.

Berlin, den 25ſten Julius 1799.

R . . . .

Berliniſches
Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.

Herausgegeben
von
Rambach und Feßler.

September 1799.

I.

Wie kann man dem, unſer Zeitalter charakteriſirenden, in ſo vieler Hinſicht verderblichen Revolutionsgeiſt, am ſicherſten entgegen wirken? —

Es läßt ſich aus der Geſchichte aller Unruhen, Empörungen und gewaltſamen Unternehmungen der Völker beweiſen, daß bei denſelben gewiſſe neue, ſich eben erſt in dem allgemeinen Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes entwickelnde Vorſtellungen und Begriffe, die aber einſeitig aufgefaßt und falſch angewendet wurden, vorzüglich mitgewirkt haben. In den Zeiten des Mittelalters waren es religiöſe Begriffe, welche die Regierungen und Völker in ihrer Ruhe ſtörten, und zu den auffallendſten Unternehmungen Veranlaſſung gaben; die noch lange nachher ſo verkehrt verſtanden und angewandt wurden, daß ſie bald zu einem Grunde der Unterdrückung, bald zu einem Grunde der Empörung dienten.

Jetzt ſind es politiſche Begriffe, gewiſſe neue Anſichten des geſelligen Lebens, welche den Revolutionsgeiſt wecken, und die Staaten Europens erſchüttern.

Es läßt ſich indeß ferner aus der Geſchichte erweiſen, daß die heftigen, nachtheiligen Wirkungen ſolcher Begriffe, nur aus der Einſeitigkeit, mit welcher ſie aufgefaßt, und aus den falſchen Anwendungen, welche von ihnen gemacht werden, entſpringen; und daß ſie in demſelben Augenblick aufhören, dieſe Wirkungen zu äußern, da ſie in einem allgemeinen Geſichtspunkte erſcheinen, in welchem folglich alle Partheien einig ſind.

So ſehr es nun Pflicht wäre, dieſe allgemeinen Geſichtspunkte aufzuſuchen, um dadurch eine Vereinigung der Partheien zu bewirken, ſo viele Schwierigkeiten ſtellen ſich dieſem Geſchäft entgegen. Gewöhnlich werden die Unterſucher ſelbſt durch ihre ganze Lage und den gewohnten Gang ihrer Ideen zu einer Parthei hingezogen; es mangelt ihnen alſo an der erforderlichen Freiheit des Geiſtes, und es koſtet Zeit, ſich von der Einſeitigkeit los zu machen.

Die neuen Anſichten des geſelligen Lebens, deren ich vorhin erwähnte, entſpringen vorzüglich aus den ſich jetzt in jedem Kopfe — heller oder dunkler entwickelnden Begriffen von Civism und Ariſtokratism; und der Revolutionsgeiſt findet vorzüglich in der Verworrenheit und Zweideutigkeit dieſer Begriffe, in dem doppelten Lichte da ſie angeſchaut, in der Einſeitigkeit, mit der ſie aufgefaßt, und in den falſchen Anwendungen, welche davon gemacht werden, Nahrung und Stoff.

Der Demokrat täuſcht ſich ſelbſt, indem er für den Civism zu arbeiten glaubt, und doch nur die wahren Grundſätze des Ariſtokratism in Ausübung bringt. Der Ariſtokrat

ſtreitet gegen den Civism, indem er ihn in ſeinem eigenen Vortheile zu vertheidigen glaubt.

Es ſey mir daher erlaubt, jene Begriffe ſelbſt ſo deutlich als möglich zu entwickeln.

Die mehrſten Menſchen, welche in einem Staate leben, werden in der geſelligen Verbindung deſſelben mehr durch den Zwang äußerer Umſtände als durch ihren freien Willen erhalten. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in den beſtändigen Colliſionen zwiſchen ihrem Privatwohl, welches ſie allein vor Augen haben, und dem Wohle des Ganzen, welches der Staat bezweckt; und der Ungeneigtheit in dieſen Fällen, ihr Privatwohl dem Wohle des Ganzen unterzuordnen.

Unter Privatwohl, oder Wohl des Einzelnen, verſteh' ich den ruhigen Beſitz und Genuß des geſammleten Eigenthums eines Staatsbürgers, es mag in Gütern oder in Rechten beſtehen; unter Wohl des Ganzen, die Erhaltung und Beförderung des Geſamtweſens, inſofern in demſelben die Sicherheit jedes Einzelnen gegründet iſt.

Der Civism, oder was einerlei iſt, der wahre reine Staatsbürgerſinn, beſteht in der uneigennützigen Sinnesart, in jedem Colliſionsfalle ſein Privatwohl dem Wohle des Ganzen unterzuordnen. Aus dieſem Begriff des Civism ergiebt es ſich von ſelbſt, daß er das Ziel und der Zweck aller geſelligen und ſtaatsbürgerlichen Ausbildung des Menſchen ſeyn muß, weil er keiner Empörung, keiner Staatsunruhe oder heimlicher Umgehung der Geſetze Raum läßt.

Der Civism hat übrigens zwei verſchiedene Stufen, auf welchen wir ihn betrachten müſſen, nämlich den Civism im gemeinen und im höhern Verſtande. Auf der erſten Stufe iſt er eigentlich nur ein feiner Kalkul zu eignem Vor-

theile, ein geläuterter Ariſtokratism. Seine Quelle iſt dann die deutliche Einſicht, die gewiſſe Ueberzeugung, daß die Erhaltung des Wohls des Ganzen die nothwendige Bedingung des ruhigen Beſitzes und Genuſſes ſeines Privatwohls iſt; daß er durch Aufopferung eines Theiles deſſelben, ſich den ruhigen Genuß des übrigen ſichert, und daß nur aus der Beförderung des Wohls des Ganzen, die Möglichkeit entſpringt, ſein Privatwohl mit Sicherheit zu vermehren.

Auf der zweiten Stufe erſcheint der Civism in einem erhabnern Geſichtspunkte. Sein Quell iſt hier das reine Princip des Wohlwollens gegen andre; und ſeine Handlungsweiſe beruht auf dem Begriffe der Pflichtmäßigkeit mit völliger Reſignation auf alle Folgen. Nur in dieſem höhern Verſtande verdient der Civism den ſchönen Namen des Patriotismus, oder der reinen Vaterlandsliebe

Der Ariſtokratism iſt gerade das Gegentheil von dieſem; er beſteht in der eigennützigen Sinnesart, in jedem Colliſionsfall das Wohl des Ganzen ſeinem Privatwohl unterzuordnen. Auch er erſcheint in einer gröbern und feinern Geſtalt, inſofern er ſich nämlich auf Güter oder Rechte bezieht. Der Ariſtokratism will — nie von ſeinen Gütern — auch nichts von ſeinen natürlichen Rechten dem Staate opfern, und die Rechte anderer nur inſofern gelten laſſen, als die ſeinigen nicht dadurch beſchränkt werden.

Der Ariſtokratism, nach dieſem Begriff, iſt alſo erweislich die einzige Quelle aller Volksunruhen, Aufſtände, Empörungen, heimlicher Umgehungen und Uebertretungen der Staatsgeſetze. Es liegt mithin in dem Zwecke aller geſelligen Ausbildung des Menſchen, ihn durch Beförderung des wahren Civism zu vernichten. Seine Quellen ſind Rohheit und Un-

wiſſenheit: er kann alſo nur durch Beförderung der Erkenntniß, durch Unterricht, und eine edlere Ausbildung vernichtet werden.

Nach dieſen kurzen Erklärungen iſt es in die Augen ſpringend, wie einſeitig die Geſichtspunkte ſind, aus welchen man jetzt faſt allgemein die Begriffe von Civism und Ariſtokratism nimmt, und wie falſch die Anwendungen ſind, welche man davon macht. — Auf einer Seite glaubt man den Ariſtokratism dadurch zu unterdrücken, daß man einen oder zwei Stände in der bürgerlichen Geſellſchaft zu vernichten ſtrebt; und doch hat er offenbar ſeinen Sitz nicht in dieſem oder jenem Stande, ſondern in dem ungebildeten Theile aller Stände, und kann folglich auch nur durch eine Correction aller vermindert werden.

Auf der andern Seite ſchreibt man die ſchlummerähnliche Ruhe der Staaten vor den jetzigen Gährungen dem Civism zu, und glaubt alſo dieſen dadurch zu befördern, daß man die damals beſtandenen Staatsformen in allen ihren Modificationen zu erhalten ſtrebt, und doch kann, wie der Augenſchein lehrt, der Civism nur durch Unterricht, und eine edlere Ausbildung aller Stände dauerhaft befördert werden.

Eine deutlichere, und noch fruchtbarere Ueberſicht der hier berührten Gegenſtände, erhalten wir, wenn wir einen flüchtigen Blick auf die Geſchichte des geſelligen Lebens der Menſchen überhaupt werfen. —

Müde des iſolirten hülfloſen Zuſtandes, wo die Menſchen einzeln und für ſich lebten, wo nur das Recht des Stärkern galt, wo körperliche Stärke oder die noch gefährlichere Liſt ſtatt aller Principien entſchied, traten die Menſchen in Geſellſchaften zuſammen, tauſchten ihre Unabhängigkeit gegen Sicherheit aus, ſetzten an die Stelle körperlicher Kräfte, Principe der Vernunft, und der Begriff des Rechts erhielt eine öffentliche Sanction.

Dieſe aus Noth entſtandenen Staaten traten jetzt als moraliſche Perſonen an die Stelle der einzelnen Menſchen; und es liegt in der Natur der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, daß ſie eben die Stufen der Bildung von dem Zuſtande der Rohheit zur Vernunftmäßigkeit, von der entſcheidenden Anwendung körperlicher Kräfte zur Anerkennung des Rechts, durchlaufen müſſen, als zuvor der einzelne Menſch. — Der Staat als moraliſche Perſon, beſteht aus den ſämmtlichen Mitgliedern oder Bürgern die ihn ausmachen, und kann ſich nur bilden, indem er an der Bildung ſeiner Mitglieder arbeitet, und ſeine Bildung iſt vollendet, wenn dieſe ſich vom Ariſtokratism losgemacht, und zum Civism emporgeſchwungen haben.

In dem allgemeinen Fortſchreiten dieſer Bildung ſcheint jetzt eben die entſcheidende Kriſis des allgemeinen Uebergangs vom Ariſtokratism zum Civism eintreten zu wollen. Die Begriffe entwickeln ſich in allen Köpfen, und bringen, wie ſchon geſagt, durch die Einſeitigkeit mit welcher ſie aufgefaßt werden, jene große Völkerjährung hervor, in welcher der Revolutionsgeiſt ſeinen Urſprung und ſeine Nahrung findet.

Indeß liegt bei aller Verworrenheit des Streites, bei dem dunkeln Streben nach ſchiefen Richtungen, bei allen Kämpfen der Partheien nach falſchen Zwecken, allgemein und von allen anerkannt folgender Satz zum Grunde: Der Zweck aller Staaten in ſich und unter einander iſt die Organiſation des geſelligen Lebens der Menſchen nach Möglichkeit zu vervollkommnen.

Bei dieſer augenſcheinlichen Lage der Dinge muß uns nun vorzüglich die Frage auffallen: was können zur Erreichung jenes Zwecks plötzliche Revolutionen und Staatsumwälzungen beitragen? — Ein Staat im allgemeinen betrachtet, iſt eine

große Erziehungsanſtalt der Menſchen zur Geſelligkeit, ſein Zweck iſt Ausbildung ſeiner Bürger, Beförderung des wahren Civism. Dieſer Zweck kann in allen nur möglichen Staatsformen erreicht werden, wenn ſie nur nicht ausſchließend dem Ariſtokratism eine Sanction geben, und der Bildung zum Civism poſitive Schranken ſetzen. Wenn man aber die Staaten im allgemeinen als Erziehungsanſtalten der Menſchen zur Geſelligkeit betrachtet, ſo ſind die Staatsverfaſſungen und Formen eigentlich als die Mittel anzuſehen, welche ſie anwenden, um ihren Zweck zu erreichen. Aus dieſem Begriffe erhellt aber wieder, daß keine Verfaſſung oder Form in ihren Modifikationen unveränderlich ſeyn kann; ſie muß ſich vielmehr nach dem Grade der Bildung, welcher in ihr bewirkt iſt, modificiren, wenn ſie nicht in einzelnen Theilen zwecklos oder gar zweckwidrig werden will. — Es bedarf auch nur eines Blicks auf die beſtehenden Staatsverfaſſungen Europens, um zu ſehen, daß ſie alle dieſen Weg gehen, oder gegangen ſind. Alle waren anfangs auf Grundſätze des Ariſtokratism gegründet, oder nähern ſich den Grundſätzen des Civism, oder ſind, wie Preußen unter der glücklichen Regierung ſeiner weiſen Könige, ſchon ganz zu denſelben übergegangen, wie die Grundlage ſeines neuen Geſetzbuchs unumſtößlich beweiſt.

Wenn wir bei dieſer Vorausſetzung jene Frage, über den Vortheil oder Nachtheil ſchneller Staatsumwälzungen und Revoluzionen genauer betrachten; ſo können ſie uns in ihren Folgen nicht anders als verderblich und ſchädlich erſcheinen; denn offenbar ſtören ſie den Gang der Ausbildung und hemmen den Fortſchritt zum Civism. Bei dem ruhigen Gange der Staaten zu ihrem Zwecke, hat ſich nach und nach der Ariſtokratism an allen Orten, wo er hervorragte, durch die

zunehmende Kultur des geſelligen Lebens weggeſchliffen, und dem aufkeimenden Civism Platz gemacht. Bei jeder gewaltſamen Staatsveråndrung gehn alle dieſe Fortſchritte und alle dieſe Keime verloren, der Ariſtokratism gewinnt in der neuen Form der Dinge hundert neue Berührungspunkte, und der Staat muß den ſchon ſauer zurückgelegten Gang noch einmal durchlaufen.

Den Beweis zu dem hier geſagten, liefert die Geſchichte der in unſerm Zeitalter umgewälzten Staaten unwiderleglich. Mit der gröſten Evidenz ſieht man jetzt, daß die noch vor kurzem faſt allgemein herrſchende Meinung, daß das Glück der Staaten faſt gänzlich von ihrer Verfaſſung abhange, falſch iſt, ſondern daß es vorzüglich auf die Maximen und Grundſätze ankomme, nach welchen — gleichviel welche — Verfaſſung gehandhabt wird; daß man folglich, um das Wohl der Staaten zu befördern, nicht an einer Veränderung ihrer Form, ſondern an einer Veränderung der Geſinnungen ihrer Bürger arbeiten müſſe. Man betrachte die Geſchichte der Länder, welche in den jetzigen Unruhen umgeſchmolzen ſind. Ihre Verfaſſung hat ſich verändert, aber ihre Grundſätze ſind dieſelben geblieben. Faſt überall ſetzen einzelne Bürger, ja Adminiſtratoren der Verfaſſung ſelbſt ihr Privatwohl an die Stelle des öffentlichen Wohles, und die Bedrückungen des Volks ſchrekken es zur Empörung auf. Es wird eine lange Zeit erforderlich ſeyn, ehe ſich dieſe neuemporgeſchoſſenen Zweige des Ariſtokratism wegarbeiten laſſen, und in den Geſinnungen der Bürger eine Veränderung hervorgebracht wird, nach welcher Grundſätze das gewähren, was die veränderte Form nicht gewähren konnte.

Nach dieſem dringt ſich uns nun eine noch wichtigere

Frage auf. Wie ſoll und kann man bei der einmal anhebenden Kriſis dieſem verderblichen Revolutionsgeiſt entgegen wirken? — und die Antwort ergiebt ſich nach dem vorhingeſagten beinahe von ſelbſt. — Der Revolutionsgeiſt muß — wie es aus der Natur der Sache erhellt — um Ruhe und Glückſeligkeit der Völker wirklich zu befördern, und ſich nicht bloß durch den Schein derſelben täuſchen zu laſſen, nicht unterdrückt, d. h. die Aeußerung ſeiner Merkmahle nicht durch Furcht vor Strafe zurückgehalten, ſondern er muß durch thätige Beförderung des Civism vernichtet werden. Sein Grund iſt offenbar Mangel, entweder an richtigen Begriffen, dem man abhelfen muß, oder an uneigennützigen bürgerlichen Geſinnungen, welche man durch eine edlere Ausbildung des Geiſtes hervorbringen muß.

Eines der wirkſamſten Mittel zu dieſem Ende würde man in zweckmäßigen Erziehungsanſtalten für die Jugend finden.

Der erſte prüfende Blick, welchen wir in dieſer Rückſicht auf unſere Volksſchulen und Schulanſtalten — Erziehungsanſtalten treffen wir nirgends — werfen, iſt fähig, uns mit Schauder zu erfüllen. Es iſt, als ob man's in denſelben ſo eben darauf anlegte, die Menſchen zu wahren Egoiſten, d. i. zum eigentlichen Gegentheil guter Staatsbürger zu bilden. Man lehrt gewöhnlich — dem wahren Geiſte des Chriſtenthums zuwider — dem Kinde eine Moral, die ſich mehr auf Eigennutz als den Begriff der Pflicht gründet, lehrt es ſchreiben und rechnen, damit es ſich forthelfen könne, und damit iſt die Bildung vollendet. Der Knabe lernt dann ein Handwerk oder pflügt den Acker, damit er Brod verdiene; aber in allen Verhältniſſen hat er ſich bloß als Menſch kennen gelernt, und ſeine Verhältniſſe als Bürger ſind ihm

völlig ſo unbekannt, wie die hebräiſche Sprache. Deßwegen ſieht er alle Abgaben, alle Pflichtleiſtungen, welche der Staat von ihm fordert, als Laſten an, die er zu tragen gezwungen wird; deßwegen übertritt er jedes Staatsgeſetz ſo oft wie er kann, und freut ſich wenns ihm gelingt, die wohlthätigſten Verordnungen wenigſtens heimlich zu umgehen.

Dieß iſt indeß der einzige Grund, warum revolutionäre Geſinnungen ſich unter dem gemeinen Mann ſo ſchnell und gewaltig verbreiten. Sie finden in ihm einen völlig leeren Boden, finden Platz zu gedeihen, weil noch kein richtiger wahrer Begriff ſich eingewurzelt hat. Der Schein, die bis dahin mit Widerwillen getragene Laſt loszuwerden, macht ihn ſchwindlich, und der Augenblick, wo er ſich überhaupt zu Begriffen über ſeine bürgerlichen Verhältniſſe erhebt, iſt auch der Augenblick wo der Ariſtokratism in ihm erwacht, und er ſucht jede Gewalt zu ſtürzen, die ihn in dem eigennützigen Beſtreben, ſein Privatwohl zum Nachtheil des Ganzen zu vermehren, Grenzen vorſchreiben will.

Die Wahrheit dieſer Behauptungen iſt ſo in die Augen ſpringend, daß ich den Beweis erſparen kann, und die Sache ſelbſt ſo traurig, und die Nothwendigkeit einer Abhülfe ſo einleuchtend, daß jeder Menſchenfreund, jeder patriotiſche Bürger ſeine Wünſche in dieſer Rückſicht mit den meinigen vereinigen wird.

Unter den Mitteln dieſer Abhülfe ſteht nun offenbar eine gründliche Verbeſſerung der Volsſchulen oben an — das Buch, woraus der Knabe leſen lernte, müßte ihm ſchon einen richtigen Begriff von dem Staat und ſeiner Verfaſſung geben, in welchem er künftig leben, und deſſen Mitglied er werden ſoll. Er muß die Vorzüge deſſelben, ſeine Geſetze, Einrich-

tungen und die Nothwendigkeit und den Nutzen derſelben; alle ſeine künftigen Verhältniſſe als Bürger, ſeine Rechte und Pflichten kennen lernen; muß die lebendige Ueberzeugung erhalten, daß nur die Erhaltung und die Sorge für das Wohl des Ganzen, die einzige Bedingung iſt, unter welcher er ſein Privatwohl ſicher genießen kann, und daß er folglich, indem er zu der Erhaltung deſſelben mitwirkt, für ſich ſelbſt arbeitet.

Um dieſen Zweck in Schulen zu erreichen, fehlt es freilich noch an zweckmäßigen Büchern zum Unterricht, und an Lehrern, welche ſie gehörig benutzen könnten. Das erſtere wäre leichter, das zweite ſchwerer abzuhelfen, doch keinesweges dem Staate unmöglich, und die Nothwendigkeit wird über kurz oder lang dieſe Reform den Volksſchulen, ſowol in Rückſicht des Unterrichts als Beſoldungen der Lehrer, von ſelbſt herbeiführen.

Erſt wenn dieſer Grund zum Bürgerſinn gelegt iſt, unterrichte man den Knaben in der Religion, und präge ihm eine Moral ein, die ſich, ohne auf die Folgen Rückſicht zu nehmen, auf das Geſetz der Vernunft ſtützt, die reine Pflichtmäßigkeit lehrt, und zur Reſignation führt. — Nur unter dieſer Bedingung ſcheint es mir möglich, wahren Bürgerſinn zu verbreiten, Vaterlandsliebe zu wecken, und einen Patriotismus einzuflößen, an welchem der Revolutionsgeiſt ſcheitern muß.

Indeß haben alle Schul- und Erziehungsanſtalten, ſo zweckmäßig ſie auch immer eingerichtet ſein mögen, einen unabänderlichen Mangel. Nach unſerer bürgerlichen Einrichtung fällt es unmöglich die Kinder von den Eltern zu trennen; ſie gehen in die Schule und kehren aus den Stunden in das väterliche Haus zurück. Dem theoretiſchen Lehrer der Schule ſtehn dann nicht ſelten die Beiſpiele der Eltern entgegen, und wer weiß nicht, daß nach den allgemeinen Geſetzen der Sympathie

in der menſchlichen Natur, Beiſpiele zur Bildung des Charakters und der Geſinnungen wirkſamer ſind, als Lehren? Es würden daher faſt Generationen vergehen, ehe man die wohlthätigſte Reform der Schulen verſpüren könnte, und es ſcheint mir daher nothwendig, den Schulanſtalten für die Jugend, gewiſſe Bildungsanſtalten für die Erwachſenen an die Seite zu ſetzen.

Um dieſe Idee deutlich zu machen, erlauben Sie mir einen flüchtigen Blick auf die Geſchichte des Alterthums zu werfen. Die Alten hatten über Regierungskunſt und die Bildung der Völker zur Geſelligkeit tiefer nachgedacht, als man gewöhnlich glaubt. In den organiſirteſten Staaten des Alterthums ergriff man ſorgfältig alle Fäden, wodurch die Menſchen feſter an einander geknüpft werden konnten, als im bürgerlichen Leben durch das bloße Band des Bedürfniſſes möglich iſt. Ein großer Theil aller ihrer Religionsgebräuche und Volksfeſte, waren bloß auf dieſen Punkt kalkulirt.

Die geſellige Kultur überhaupt wird in eben dem Grade befördert da die Menſchen ſich näher an einander ketten. Um dies zu bewerkſtelligen, hat die Natur eine Menge Triebfedern und Motive in den Menſchen gelegt, von welchen die beiden allgemeinwirkſamſten Bedürfniß und Pflicht ſind. Mit dem erſten, das ſeiner Sinnlichkeit entſpricht, fängt der Menſch an, mit dem zweiten, das ein Reſultat ſeiner Vernunft iſt, muß er enden. Groß iſt indeß der Abſtand zwiſchen beiden, und ſchwer der Uebergang von einem zum andern, und doch gewinnt durch dieſen Uebergang der Menſch allein die Würde eines moraliſchen Weſens.

Es kömmt nun — wie bei der Erziehung des einzelnen Menſchen — bei der Erziehung der Völker darauf an, dieſen Uebergang zu erleichtern, und auf eine zweckmäßige Weiſe an

das Prinzip des Eigennutzes, den Begriff der Pflicht zu knüpfen. Es iſt erweislich, daß die Alten durch ihre Myſterien, welche offenbar, wenigſtens größtentheils Staatsanſtalten zur Bildung des Volks waren — vorzüglich dieſen Zweck zu erreichen ſuchten. Sie legten in dieſelben einen Zweck, welcher der Selbſtſucht ſchmeichelte, und ſtützten ihre Form auf ein Gelübd, das iſt, auf den Begriff der Pflicht.

Indem ſie auf dieſe Weiſe die beiden Hauptmotive des Menſchen mit einander zu verbinden ſuchten, gewöhnte ſich der Eingeweihte, indem er einem Triebe ſeiner Selbſtſucht folgte, an eine Handlungsweiſe nach dem Begriffe der Pflicht. Der Uebergang von einem zum andern ward ihm erleichtert; er fand, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von einem Ufer zum andern, über den Strohm der Bedürfniſſe hinweg eine Brücke gebaut, und ehe — in geſelliger Hinſicht — in ihm der Ariſtokratism herrſchend werden konnte, entwickelte ſich in ihm der Civism in ſeiner ſchönſten Form, nehmlich nach dem Begriffe der Pflichtmäßigkeit.

Es früge ſich nun noch, ob Bildungsinſtitute der Art noch auf unſere Zeiten anwendbar wären? und ich ſehe nicht ein wie man dieſe Frage verneinen könnte. Die Wirkſamkeit derſelben entſprang weder von Zeit noch Ort, ſondern war in der Natur des Menſchen ſelbſt gegründet, und kann ſich mithin nicht verlieren, ſo lange die Natur des Menſchen dieſelbe bleibt.

Eine nähere Entwickelung dieſer Ideen, wie überhaupt eine weitere Ausführung dieſes reichhaltigen Stoffs, die ich mir vorbehalte, würde mich indeß jetzt weit über die Grenze einer Rede hinausführen, bei welcher ich ſchon befürchten muß, ihre Geduld gemißbraucht zu haben.

J. G. Rhode.

II.

Bemerkungen über die politiſch- theologiſche Aufgabe in Betreff der Behandlung der jüdiſchen Täuflinge.

(Berlin. Archiv, Monat März 1799.)

Ich will es gerne glauben und herzlich annehmen: daß alle, oder — damit mein Glaube nicht das Anſehen eines gewöhnlichen Glaubens habe — doch die mehreſten jüdiſchen Täuflinge ſich aus echter Ueberzeugung gegen die Lehre worin ſie geboren und erzogen, zur Chriſtus Religion bekennen. Ich will keinesweges die reine Abſicht der jüdiſchen Täuflinge verdächtig machen, ſondern nur einiges gegen die politiſch- theologiſche Aufgabe über die Behandlung der jüdiſchen Täuflinge erinnern, und endlich auf das Reſultat zurückkommen: entweder man taufe wie bisher, oder prohibire das Taufen gänzlich.

Es muß doch wohl einmal eine Zeit geweſen ſein, wo man wirklich geglaubt, durch das Sakrament der Taufe das böſe Prinzip aus dem menſchlichen Weſen, dem es zu Theil ward, zu verſcheuchen. Die Vorfahren der zeitigen Chriſtenheit, die gewiß in Rückſicht politiſcher (kluger) Vorkehrungen weit gewandter waren als wir es ſein wollen, würden ſonſt keinesweges ſo großmüthiges Zutrauen zu einer Nation ſo verdorbener Geſchöpfe, als man in den Juden in unſerm Jahrzehend erkennen will, gehabt haben, und es auf ihre Laune — denn Grundſätze haben dergleichen Geſchöpfe gewiß in der Rückſicht ſo wenig als

die Wilden, Zahlen*) — haben können ankommen laſſen, durch den Schritt zur Taufe die ganze Chriſtenheit mit ihrer Bosheit zu verpeſten. Nein! So an Klugheit abgeſtumpft, ſo unpolitiſch waren die Vorfahren der zeitigen Chriſtenheit keinesweges.

In unſern Zeiten ſcheint man aber von dieſen Dingen zurückkommen zu wollen. Und vorzüglich ſind die Urheber jener theologiſch-politiſchen Aufgabe, ſo viel mir die deutſche Litteratur bekannt iſt, die erſten, die es öffentlich bekennen: daß die chriſtliche Taufe keinesweges eine jüdiſche Seele ſo zu amalgamiren vermag, um als neugeboren zu erſcheinen.

Geſteht man es ſich aber zu: daß durch das Taufen die Seele des Täuflings vielleicht ſeeliger, aber nicht beſſer wird, ſo muß natürlich die Frage entſtehen: wozu das Taufen? — Antwort: Um Menſchen der Seligkeit näher zu bringen. Allein, wenn die Würdigkeit ſelig zu ſein mit dem Verdienſte der Sittlichkeit in Verhältniß ſtehen muß; ſo ſagen die Verfaſſer jener Aufgabe ſehr richtig: daß da mit der Annahme der chriſtlichen Taufe der Genuß aller bürgerlichen Rechte bisher verknüpft war, man eine Prüfungszeit der Sittlichkeit bei jedem jüdiſchen Täuflinge nachfolgen laſſen ſollte, ehe man ihm alle Rechte der Art einräumt. — Hierüber mag ich einige Bemerkungen verlieren.

Erſtens käme hier das theologiſche Syſtem der Chriſtenheit mit der weltlichen Macht in Kolliſion. Denn es entſteht die Frage: Bildet das Chriſtenthum ſittlich-gute Menſchen, oder müſſen ſittlich-gute Menſchen auf das Chriſtenthum zurückkommen. Welcher Meinung man nun zu ſein wählt, exponirt

*) Einer meiner witzigen Freunde bemerkte beim Durchleſen: daß dieſe Parabel im poſitiven Verſtande genommen, vice versa Statt fände.

man ſich immer einem Streit, über welchen in unſern und vorigen Zeiten gewiß ein großer Theil von Schriften gewechſelt worden.

Nach den Verfaſſern jener Aufgabe würde es heißen: daß die Taufe allein nicht den ſittlich-guten Menſchen zu ſchaffen vermag, allein der welcher die höchſte Stufe der Vollkommenheit in ſeinen ſittlichen Grundſätzen erreicht, endlich Chriſt werden wird.

Ohne zu bemerken, daß dieſe Akkomodation die Anhänger des echten chriſtlichen Glaubens eben ſo wenig als die Bekenner der Moralreligion einräumen dürften, wollen wir annehmen: daß Staat und Kirche zweitens übereingekommen, den Grundſatz zu bekennen: daß, wer ſich taufen läßt, die Ausſicht zum wenigſten giebt, ein ſittlicher Menſch zu werden; ſo behaupte ich, daß wenn eine Prüfungszeit in dieſer Rückſicht eingeführt würde, ſelbige jener berühmten, welche Pythagoras ſeinen Schülern unterwarf, gewiß an Strenge — obgleich von anderer, aber fühlbarerer Art, übertreffen dürfte.

Die Beſorgniß der Verfaſſer jener Aufgabe mag vielleicht allzugegründet ſein: daß die mehrſten jüdiſchen Täuflinge nichts weniger als aus gewiſſen Rückſichten den Schritt zur Taufe thun. Ich will vorausſetzen, daß außer denen, welche um Chriſti Willen die Taufe anzunehmen ſich entſchließen, viele bald um des Genuſſes größerer Rechte theilhaftig zu werden, bald aus Leidenſchaft, oder mit der Ausſicht durch vortheilhafte Verbindungen Glück zu machen, ſich dazu verleiten laſſen; ſo frägt es ſich, wodurch ſoll der Religionslehrer, oder, gleichviel, der Staat, die lautern Abſichten ſeines Convertiten erforſchen können? Denn alle unter einen Titel zu werfen; glauben, daß kein Täufling ohne Nebenabſichten die Taufe annehme; dies kann und darf

das

Chriſtenthum nicht. Doch wir wollen annehmen, daß es nach andern Deutungen und unter gewiſſen Umſtänden, es kann, und in dieſem Falle ſoll für die jüdiſchen Täuflinge, eine Prüfungszeit der Erlangung aller bürgerlichen Rechte vorhergehen. Was wird aber nun geſchehen?

Unter den Täuflingen werden ſich entweder wirklich religiöſe oder mit Chriſto gutmeinende Seelen befinden, für dieſe wird und iſt die Prüfungszeit nicht eingeführt. Allein wie, wenn der Täufling einer von den Schlauen iſt, welcher die Kunſt der Verſtellung die Prüfungszeit hindurch auszuüben ſich zur Pflicht macht? — Doch der komme nicht in Chriſti Reich. — Aber wenn er einer von den Zagen iſt, welche aus Furcht ſich nicht ſtark halten, oder ſchwach gefunden zu werden fürchten, die Prüfungszeit zu beſtehen?

Von dem letztern Schlage glaube ich, und habe ich das Zutrauen zu der menſchlichen Natur, dürfte der größte Theil der jüdiſchen Täuflinge ſeyn. Wie? — wird ein ſolcher Täufling raiſonniren — ſetze ich nicht meine Ehre, die Liebe meiner Verwandten und vielleicht die Achtung eines großen Theils der Menſchen aufs Spiel, wenn ich die Prüfungszeit nicht beſtehen ſollte? Nein! das Wagſtück iſt zu groß. Ich weiß noch nicht, was das Chriſtenthum von Jedem ſeiner Bekenner fodert, weiß nicht ob das, was von mir ſo leicht geübt werden ſoll unter ſtrenger Aufſicht je von einem im Chriſtenthume gebohrnen beobachtet worden; kurz, ich würde von mir ſelbſt zu viel fodern, wenn ich vorerſt mehr als Täufling wäre.

Sehr ſelten wird nun bei einem ſolchen Skrupulöſen oder Zagen, der Gedanke zur Taufe, der ihm durch den Kopf ging, zur Thathandlung übergehen, wenn er die Prüfungszeit eingeführt fände, anſtatt daß jetzt vielleicht der größte Theil der jüdiſchen

Täuflinge, mit zaghaftem Herzen dennoch endlich zur Taufe ſchreiten.

Alſo für den vor der Taufe ſchon von Chriſti Lehren überzeugten jüdiſchen Convertiten bedarf es keiner Prüfungszeit nach derſelben. Für die vorſetzlichen Heuchler des Chriſtusglaubens, wird man nie einen ſolchen anzuwenden die Abſicht haben, für diejenigen aber, welche mit Bedachtſamkeit und Ueberlegung ſich zur Taufe entſchließen, dürfte dieſe Einrichtung gewiß ein großes Hinderniß ſein, und daher dem Zwecke der chriſtlichen Kirche, Seligkeit nach möglichſtem Umfange zu verbreiten, entgegen ſtehen.

Der Satz bleibt daher unverrückt wahr: iſt es Dogma der chriſtlichen Kirche, daß das Taufen dem Menſchen eine ſittliche Beſſerung bereitet, ſo iſt es Pflicht, jedem der dieſes Heils theilhaftig werden will, es auf ſein Wort zu glauben, daß er es aus reiner Abſicht will; iſt es recht, jedem ohne die mindeſte Einſchränkung das Sakrament der Taufe zu verleihen. Iſt aber die chriſtliche Kirche überhaupt von dem ſtrengen Sinn dieſes Dogma zurückgekommen; ſo behaupte ich geradezu: daß man das Taufen gänzlich unterlaſſen müſſe, und ſich nur an der Regel halten ſollte: Jeglicher lebe und ſterbe in dem Glauben, worin er gebohren.

Wenn ich dieſe Ideenreihe hier weiter verfolgte, würde ich aus dem Kreiſe jener theologiſch-politiſchen Aufgabe heraustreten. Ich breche daher hier ab, und behalte mir vor, dasjenige was hier nicht hergehört, doch aber noch in der Rückſicht geſagt werden kann, zu einer andern Zeit beſonders öffentlich mitzutheilen. Wollte man aber behaupten, daß ich hier den Knoten, anſtatt ihn zu löſen, zerſchneiden will, ſo erkläre ich hiermit, daß ich meine Bemerkungen gerne zurücknehmen werde, wenn eine genügende Beantwortung jener Aufgabe zum Beſten gegeben werden ſollte.

III.

Staatsmaximen aus den Zeiten der Minderjährigkeit Ludwigs XIV.

Richelieu gab der Staatskunſt, wie ſie ſeit ſeiner Zeit in der Ausübung iſt, die Prinzipien. Die Zeit der Regentſchaft und der Regierung Ludwigs XIV zeigt ſie zuerſt in ihrer Wirklichkeit Unwiderſtehlich für den Geiſt der großen Welt, wie alles was dieſer in Leben und Handlung vorgehalten wird, verbreitete ſie ſich, und unterjochte, herrſchſüchtiger und herrſchender, als ſelbſt Ludwigs XIV Waffen, ganz Europa, weil ſie den Grundſatz der Willkühr: Was du vermagſt, iſt recht! an die Spitze eines ſcheinbaren Syſtems ſtellte, und durch dieſe Macht, welche im Innerſten jedes Menſchen ſeinen Verbündeten antrift, nur allzuleicht den Geiſt aller politiſchen Geſchäftsmänner eroberte. Wie die rechtlichſten unter dieſen nach Richelieu's Geiſt ſich ihre Staatsmaximen gebildet hatten, und von welchen leitenden Begriffen alſo damals Wohl und Wehe der Völker abhing, darüber mögen folgende Proben aus den ſehr aufrichtigen Memoiren des Miniſters und erſten Staatsſecretairs der Regentin, Anna von Oeſtreich, Stoff zum Nachdenken geben. Dieſe *) Memoiren haben nicht nur durchaus das Gepräge der

*) Mémoires de Meſſire *Henri Auguſte de Lomenie*, *Comte de Brienne*, Miniſtre et premier Secrétaire d'État, contenant les événemens les plus remarquables *du règne du Louis XIII et de celui de Louis XIV*, *jusqu'à la mort du Cardinal Mazarin*. *Composés pour l'instruction de ses enfans*. Amſterd. 1719. 8. I. II. III. Tom.

Offenheit eines Vaters, welcher für ſeine Kinder ſchrieb; auch die Handlungsweiſe des Verfaſſers, als Staatsmann, trägt durchgängig den Charakter der Geradheit und der — möglichſten Vereinigung ſeiner Politik mit Rechtſchaffenheit. Und von welchen Ideen ward nun dieſer ungewöhnlich gut denkende Staatsmann in damaliger Zeit geleitet?

1.

Nach einer beſiegelten Declaration von 1648 hatte ſich der König verbindlich gemacht: jeden Beſchuldigten innerhalb vier und zwanzig Stunden zum Verhör bringen zu laſſen, und das Erkenntniß über Verbrechen künftig immer an die ordentlichen Richter zu verweiſen. Da nun das Parlament die Vollſtreckung dieſer feierlichen königlichen Erklärung verlangte, und von einigen Prinzen darin unterſtützt wurde, hält der Miniſter Br. ihnen (III. 15.) entgegen: ſie nahmen keine Rückſicht darauf, daß dieſe Artikel ganz der königlichen Auctorität entgegen ſtehe. Ja, er antwortete ausdrücklich ſo: Als ein Mann, welcher ſich von der Treue gegen ſeinen König nie entfernen könne, erkläre er, daß dieſes Geſetz ihm gerecht dünke; daß er wünſche, daſſelbe hätte unter den vorigen Regierungen bekannt gemacht werden können; aber daß ſich der König jetzt darauf einlaſſe, könne er nicht rathen. Er möchte eher einen Theil des Reichs aufopfern, als etwas der königlichen Auctorität ſo präjudizierliches thun.

Ein ſo wohlmeinender Staatsmann, wie Br., konnte alſo annehmen: ein würklich gerechtes Geſetz müſſe nicht, ſo bald als man es für gerecht erkennt, zur Ausübung kommen. Die ſchleunige Aufſtellung eines würklich gerechten Geſetzes könne der königlichen Auctorität in Wahrheit ſchaden; ſo ſehr

ſchaden, daß man einen Theil des Reichs dagegen aufopfern müßte. Ein ſo gutdenkender Staatsmann konnte ſich durch das Sophisma täuſchen: weil ein gewiſſes gerechtes Geſetz zu andern Zeiten (wo man nicht davon reden konnte, durfte oder wollte) nicht ungefordert gegeben ſei, ſo dürfe es auch jetzt, blos weil es gefordert worden ſei, nicht zugegeben werden. — Und gefordert war es doch hier gerade von dem einzigen damaligen Gerichtshof in Frankreich, welcher das zugeſtandene Recht einer permanenten Geſetzcommiſſion ausüben ſollte! — Brienne's Maxime giebt folgendes Dilemma: ein gerechtes Geſetz kommt entweder nicht zur Sprache, oder man beginnt es laut als Gerechtigkeit zu verlangen. In jenem Fall kommt es ohnehin nicht in die Geſetzgebung, im letztern auch nicht; alſo — nie! oder nur, wenn der König es blos aus eigener Auctorität dem Volke zur Gnade gewährt!

2.

Br. lobt an der Regentin (III, 20.) den Grundſatz: „der „Regent könne alles thun, zum Vortheil ſeines Volks, nicht „aber, um deſſelben Lage zu verſchlimmern.“ Das Gutgemeinte leuchtet durch. Aber was kann ſich Leidenſchaft nicht alles als Vortheil des Volks vorſpiegeln, wenn ſie dafür alles thun zu dürfen gelehrt wird! Welche Vormundſchaft über Nicht-unmündige wäre dadurch in die Hand z. B. einer Frau, wie Anne von Oeſtreich war, gelegt. O, ſeyd Väter der Völker; aber denkt, daß Ihr nicht allein mündig ſeid.

3.

Wäre ich einer Partheilichkeit fähig (capable de corruption), ſo ſollte dieſe, ſagt Br. III, 46. blos zum Profit meines Herrn ſeyn. Ich bin überzeugt,

daß, wenn ich dies wäre, Gott mir es viel eher vergeben würde, als wenn ich ſein Intereſſe andern aufopferte.“ An welchen Abgrund führt ein ſolches: „Dieu me le pardonneroit *bien plutôt.*“

4.

Wahr und ſchön ſagt Br. da bei einer andern Gelegenheit die königliche Auctorität durch eine Schikane, dem Volke halbjährige Parlementer zu geben, die ſich ſelbſt entgegenarbeiten würden, vermehrt werden ſoll, und Er als Einer gegen Zwei dawider ſpricht: Il faut peser les voix, et non pas les compter. (Wägen, nicht zählen muß man die Vota.). III, 51.

Vortreflich ſah zugleich hier Br. das Verderbliche des ſchnellen Wechſelns in allen Aemtern, welche durch einen gleichen Gang der Maximen und der Ausführung würken ſollen. Ehe man die vorher gebrauchten Mittel, die bis jetzt entdeckten Hinderniſſe, ſelbſt ehe man die vorhandenen Vorſchriften genau kennt, ſoll man abgehen, und doch will man auch etwas gethan haben. Mit dem beſten Willen thut man vieles, was des Vorgängers Anſtalten unnütz macht, und durch des Nachfolgers Verſuche wieder unnütz wird.

5.

Einſt ſtellte er dem Cardinal Mazarin die Fortdauer der „damals ſchon unerträglich hohen Auflagen“ als gewiſſe Urſache zum Bruch zwiſchen dem Volke und der Monarchie vor. III, 52 „Wie, antwortete der Cardinal, eine Laſt, die ſchon zwanzig Jahre her dauert, ſollte unerträglich ſeyn. Dies kann ich nicht glauben.“ Br. begriff es, und führt dieſes Mazariniſche incroyable als einen Beweis an, daß der Italiäner über Frankreichs Lage gar nicht im klaren geweſen ſey.

Zu ſolchen Dingen werden Männer, wie Brienne, ſpäter oder früher, nur allzuwahre Propheten!

6.

Br. hatte lange die Herausgabe einer Urkunde, welche die Erhöhung einiger Familien auf die Zurückſetzung anderer gründete, nun aber einmal als königlicher Wille gegeben war, ſelbſt dem Cardinal Mazarin verweigert. Aber auch in dieſem Fall erklärt er, III, 57, in Beziehung auf die Regentin: que sa Majesté étoit en droit de me commander, und bedauert, daß er Ihr nicht mit den Worten des Aeolus beim Virgil (freilich eines windigten Gottes!) habe antworten können:

Tuus, o Regina, quid optes
Explorare labor; mihi jussa capessere fas est.

7.

Einem Prinzen vom Geblüt hingegen, der ſeine wahren kriegeriſchen Verdienſte zu allzuhohen Forderungen an den Staat erhob, hatte Br. den Muth dreiſt zu antworten: Ich ſchätze Euer Hoheit Verdienſte höher, als es Ihnen ſelbſt die Beſcheidenheit zugibt. Aber da es dieſe Veranlaſſung gibt, halte ich mich für verpflichtet, Ihnen zu ſagen: daß nicht Ihr Glück des Staats Größe macht, daß vielmehr die königliche Macht es iſt, welche zu Ihrem Ruhm beitrug. Ein anderer Ihres Gleichen hätte die Heere des Königs anführen und eben ſo glücklich ſeyn können, als Eure Hoheit. Ehe Sie dem Staate beträchtliche Dienſte leiſteten, hätten andre das nämliche thun können. Hätte man aber alle ſo belohnen ſollen, wie Sie belohnt wurden, ſo hätte man die Monarchie zerſtückeln müſſen." Furchtſamkeit war es alſo nicht, auch nicht Eigennützigkeit, daß für Br. la puissance royale eine unbeſchränkte Gottheit war. Dieſer Grundſatz Richelieu's und aller allgebietenden Miniſter,

war Princip geworden: „Je ne suis pas accoutumé de blamer ce que *les Maitres* faisoient.“ III, 73. Selbſt Faktionen, jene verzehrende Erbkrankheit Frankreichs, fand man deswegen nothwendig, voyant bien, que *pour affermir l'autorité royale*, il falloit, qu'il y eut deux partis dans la Cour. “ III, 84. Konnte denn dies die ächte, durch den Staatszweck der allgemeinen Ruhe begründete Auctorität der Krone ſeyn, welche ſelbſt Unruhen gegen Unruhen weckte? welche ſich ſelbſt nur zur dritten Parthei im Staate machte? Konnte nicht einmal ein Mann, wie Br. dieſe Grundſätze denen Rathgebern laſſen, welche Ludwig XIII einblieſen: qu'il y a des occasions, où, pour son intérêt, il est permis (verſteht ſich: au Maître) de faire tort à sa réputation. III, 265

8.

Der nemliche Mann, welcher keinen Dank annehmen wollte, weil er an nichts als an die Gerechtigkeit und an den Dienſt des Königs gedacht habe „ayant la récompense, que j'en devois espérer par le seul plaisir d'avoir rempli mon devoir“ III, 100, bekennt ſich doch in eben dieſem Zuſammenhang zu der gefährlichſten Diſtinktion: daß ihm die Meinung, welcher er beitrete, zwar nicht die gerechte dünke, daß er aber doch, ſie zu unterſtützen, (durch Erwägung der Umſtände) ſich verbunden finde. „Non, que je le crusse juste, mais parce que je m'y trouvois obligé.“ III, 99. Dieſe glückliche Diſtinktion iſt es, was gewiſſe praktiſche Staatsmänner weit über den ehrlichen Pedanten erhebt, welcher meint: daß man zuerſt und vor allem gerecht zu ſeyn verbunden ſey. „Dies mag in der Theorie ſehr richtig ſeyn. Aber in der Praxis?!“ Wenn ein ſolcher ehrlicher Pedant etwa meint, daß man, was Rechtens ſey, den Juſtizcollegien zur ſtrengſten

Entſcheidung überlaſſen müſſe, ſo bricht Richelieu im Eifer aus: *Il ſeroit impoſſible d'empêcher la ruine de l'autorité royale,* si on ſuivoit les ſentimens de ceux, qui étant *auſſi ignorans dans la pratique du gouvernement des Etats, qu'ils préſument être ſavans dans la théorie de l'adminiſtration,* ne ſont ni capables de juger ſolidement de leur conduite, ni propres à donner des arrêts ſur *le cours des affaires publiques, qui excèdent leur portée.* Teſtament politique, p. 174.

Möchte ſich Br. ſelbſt immer deſſen erinnert haben, wovon er III, 130. ſo warm ſpricht: Mais il faut ſe ſouvenir, que les monarchies doivent être gouvernées par de *juſtes loix,* et comme *l'exemple eſt la dernière des raiſons, il n'établit jamais rien de ſoi et ne doit être propoſé que pour ſoutenir ce qui eſt juſte.*

9.

Die monarchiſche Staatskunſt vermuthete III, 242. daß die kaum von dem Joche Spaniens befreiten Niederländer, entweder dahin zurück oder unter die Herrſchaft von England kommen müßten. Répondit: *Il eſt ſans exemple qu'une République ſe ſoumette à un autre Etat.*

10.

Le commerce eſt l'idole, à laquelle ces Inſulaires (die Engländer) et les Hollandois ſacrifient. III. 244. zum Jahr 1660. Ein andermal ſetzt der Franzoſe hinzu: Il faut, que Votre Majeſté prenne garde . . de ne pas ſe liguer en faveur de l'Angleterre. Cette nation a beaucoup de venin ſous une belle apparence. III, 258.

11.

- - Comme il nait facilement du *soupçon dans l'esprit des Princes*, quelque confiancc qu'ils puiſſent avoir en leurs serviteurs - - III, 121.

12.

Il vaut mieux souffrir, que de rien hazarder mal-à-propos et se déshonorer. Anna von Oeſterreich. III, 97.

13.

Die edle Erhebung in den Adelſtand. „Si l'on venoit à s'élever par de belles actions, on recevoit le titre de chevalier, pour faire connoître que s'étant élevé par son courage (sa vertu) au-dessus de sa condition, l'on entroit dans une autre, où l'on ne seroit plus excusable, s'il arrivoit de commettre la moindre lacheté.“ III, 264.

14.

Der edle Fürſtendiener. „C'est manquer à la fidélité, que le service du Roi exige, si vous hésitez à déclarer avec une liberté respectueuse les doutes et les difficultés, que vous pouvez avoir dans les affaires, qui se rencontreront; car *quand la nécessité y oblige, nulle considération humaine ne peut ni ne doit dispenser un homme de bien de mettre dans tout son jour la vérité, dont il est persuadé.*“ Brienne III, 288.

15.

Auch das Wort der Bibel: es iſt keine Obrigkeit außer von Gott! war nicht ein Freibrief für die Macht, ſondern ein Wort für die Pflicht. Oder hört man lieber einen Staatsmann? „Quelque élevée et indépendante que soit l'autorité du Prince à l'égard des hommes, elle n'est pas moins *soumise à la loi de Dieu.* Que cette au-

torité lui doit être *d'autant plus assujettie, que le sceptre et la couronne du roi lui viennent de la main tout puissante de Dieu.* Br. III, 289.

16.

La plus grande gloire du Roi dépend de l'amour de ses peuples. Ebend.

17.

Die untheilbare Monarchie. Ce qui fait partie de la monarchie (française) ne peut être aliéné, ni cédé aux *étrangers.* Ebend.

18.

Franzöſiſcher Nationalſtolz. Nôtre ancienne constitution est plus juste et plus sainte, que celle des pays voisins, et la France ne sera jamais heureuse, tandis que des *étrangers* auront part au gouvernement. Und in dieſem Nationalprinzip ſcheinen die Franzoſen der Republik denen der Monarchie ſo gleich geblieben zu ſeyn, als in den Zügen, welche Brantone (Oeuvres T. IX.) von denen unter den Herzog von Alençon in die Niederlande eingedrungenen aufbewahrt hat: Voilà, ruft er, S. 146, *comment les françois se sont toujours comportés en toutes leurs conquêtes de longtems. Car ils ont voulu impérier trop superbement et avoir tout, jusqu'aux femmes. Tant ils sont insatiables.*

IV.

Die Korſen.

Jn Hinſicht auf Körper- und Geiſtes-Bildung, auf National-Charakter, Sitten, Gebräuche, Induſtrie, wiſſenſchaftliche Kultur und kriegeriſche Neigung.

Nichts iſt ſchwerer bei der Schilderung eines Landes: als ein wahres, unpartheiiſches Gemälde ſeiner Bewohner, ihres allgemeinen National-Charakters und der National-Eigenheiten; aber auch keine Unterſuchung lohnt die Mühe reichlicher und angenehmer als dieſe. Verſchiedene Reiſende, durch den Reiz dieſer Gegenſtände gefeſſelt, finden es freilich ſehr leicht, und beſtimmen öfters den Charakter und die Bildung ganzer Nationen, von denen ſie kaum einige Individua ſahen. Und wer weiß, ob nicht mancher meiner Gewährsmänner eben ſo ſchnell urtheilte. — Durch Zuſammenſtellung, Vergleichung der Nachrichten und ſtrenge Auswahl des Beſten und Glaubwürdigſten, will ich wenigſtens alles Schwankende und Unbeſtimmte von meiner Schilderung zu entfernen ſuchen. Meine Führer ſind: Feydel, Gerny, Gaudin, Lambert, Boswell und andere, von deren Werth und Unwerth ich im dritten Theil des Fabriſchen Magazins für Geographie und Geſchichte (Nürnberg 1797. 8. S. 125) geſprochen habe.

1. Körperbildung der Korſen.

Die körperliche Konſtitution der Korſen iſt, im Allgemeinen, ſtark und dauerhaft. Sie ſind gröſtentheils wohlgebildet und von mittler Gröſſe, ſo daß man mehr kleine und mittlere als groſſe Leute unter ihnen antrifft. Boswell verglich ſie mit den ſchottiſchen Hochländern. Dabei ſind ſie ſehr leicht und gewandt. Die häufigen militäriſchen Uebungen machen ſie hart und ſtark, nervigt und feſt, daß ſie die gröſten Fatiguen mit Gleichgültigkeit ertragen. Die Kinder haben oft eine ziemlich hübſche Farbe und recht angenehme Geſichtszüge, die aber bald durch zu frühes Arbeiten und durch den Rauch in ihren Wohnungen verdorben werden; denn dieſer überzieht alles mit einer dichten und unauslöſchlichen Schwärze und giebt dem gemeinen Mann das braune Kolorit des Beduinen-Arabers. Das ſchöne Geſchlecht zeichnet ſich durch ſeinen geraden Wuchs und feſten Gang vor vielen Ländern aus. Die Geſtalten ſind von Natur angenehm, und beſonders voll Ausdruck; aber frühzeitige und anhaltende Arbeiten entſtellen ſie zu ſchnell; und ein plumpes, faſt fürchterliches Koſtüm erſtickt ſie völlig. Der Wuchs und Buſen ſind durch eine ungeheure Laſt von Kleidungsſtücken ſo verſtellt und verſteckt, daß die Körper junger Mädchen davon zu Boden gedrückt werden, und niemals zu ihrer völligen Entwickelung gelangen. Schöne Augen und Zähne nimmt man faſt an jedermann gewahr. Ungeſtaltete und gebrechliche Körper ſind äuſſerſt ſelten. Vom Anſtande und der Gewandtheit der Korſen, werde ich in der Folge beim Tanz noch etwas ſagen.

2. Talente und Geiſtesbildung.

Der Korſe beſitzt, überhaupt genommen, einen guten, natürlichen und nicht ſelten durchdringenden Verſtand, viel Geiſt und jene Verſchiagenheit, die allen Italienern eigen iſt. Er hat Anlagen und Talente zur Erlernung aller Arten, ſogar der abſtrakteſten Wiſſenſchaften, und dies iſt nicht ein Vorzug der gebildetern Klaſſe; nein, ſelbſt die ärmſten und niedrigſten Hirten zeichnen ſich darin aus. Aber ſeine ſtets herumirrende Einbildungskraft iſt gewöhnlich der Beſtändigkeit ſeiner Ideen entgegen, ſo daß ausharrender Fleiß und anhaltendes Nachdenken ihm faſt unmöglich ſind. Da die Entwickelung dieſer Anlagen, bei der Sklaverei, worin ſie gehalten wurden, und der ſelbſt höchſt unwiſſenden Geiſtlichkeit, bisher nur langſam von Statten ging, ſo befindet ſich die Nation noch immer in einer gewiſſen Lähmung des Geiſtes, die ſelbſt in höhern Ständen nicht ganz unverkennbar iſt. Dieſe Unterdrückung des Geiſtes, der Mangel an Arbeitsliebe und Induſtrie ſind einzig ſchuld daran, daß dieſes gute Volk in der Aufklärung hinter ſeinen Nachbaren wenigſtens volle funfzig Jahre zurück iſt. Ihr lebhafter und durchdringender Geiſt macht, daß ſie die ſchwerſten Wiſſenſchaften ſogleich umfaſſen — aber nie ein Fach beſonders kultiviren und mit Mühſamkeit bearbeiten. Als Liebhaber treiben ſie vieles, aber alles oberflächlich. So lieben ſie die Dichtkunſt leidenſchaftlich — ohne einen Dichter von Rang hervorgebracht zu haben. Faſt alle beſitzen eine große Neigung zur Muſik und zum Geſang, und haben eine weit empfindlichere und ſubtilere Organiſation, als wir Abendländer. Eine Beredſamkeit von außerordentlicher Stärke, aber etwas wortreich, iſt allgemeiner Antheil des hohen und niedri-

gen Standes, und zugleich mit dem angemeſſenſten Anſtande und der gehörigen Würde verbunden. Mancher Politiker und engliſcher Sprecher würde hier von einem gemeinen Korſen lernen können, vorzüglich wenn es das Intereſſe ſeiner eigenen Nation betrifft. *) Ein Paoli, Gafforio und andere, ſind uns Beweiſe genug, daß die Nation große Köpfe liefern könne. Man mag mir immer einwenden, daß bürgerliche Uneinigkeiten, Kraftgenies und große Generale bei dem dümmſten Volke erzeugen können. Gelehrte und andere große Männer haben aber doch ſolchen Unruhen und Exaltationen ihre Exiſtenz nicht zu verdanken, und davon könnte ich eine ganze Gallerie liefern. Von beſonderer Stärke ſoll das Gedächtniß der Korſen ſeyn. Müret hat uns davon ein faſt unglaubliches Beiſpiel aufbewahrt: er verſichert, einſt einem Korſen mehr als 30,000 Wörter aus allen Sprachen, ohne irgend einen Zuſammenhang, vorgeſagt zu haben, und dieſe habe er, ohne ſie zu überſetzen, ſogleich vom erſten bis zum letzten wiederholt. **) Dies iſt ein Fall, von dem ſich aber gar nicht auf die ganze Nation ſchließen läßt. Ein anderer Vorzug, den ſie beſitzen, iſt ein gutes richtiges Augenmaaß. Sie meſſen, ohne Zirkel, die ungleichſten Diſtrikte aus, und verſchiedene ſind, bei allem Mangel des Unterrichts, ſehr gute Zeichner. Einen ſehr geringen Begriff von ihrer Aufklärung giebt uns aber ihr ungemeiner Hang zum Aberglauben. Ein Feh-

*) Dieſe politiſche Beredſamkeit ſcheint beſondees in revolutioniſtiſchen Zeiten ſich zu veebreiten, wo gewiſſe Ideen eine beſondeee Schwungkraft erhalten und ſelbſt gemeine Leute mit Witz und Scharfſinn über Gegenſtände der Politik räſonniren können. Der niedrigſte Sanskülotte und der verachteeſte Hirte im jetzigen Feankreich, mögen zum Beweis dienen.

**) Hiſtoire de Corſe. Berne. Tom. II. p. 230.

ler, der jedem Korſen eigen iſt. Er bezeichnet Aerme und mehrere Theile des Körpers mit Charakteren; läßt ſeine Waffen von Prieſtern bezaubern; *) glaubt mit gewiſſen Bannformeln die Feinde verjagen zu können, und bezeichnet mit myſtiſchen Zügen die Eingänge und Thüren. Doch, wozu ſoll ich noch mehrere Ungereimtheiten anführen. Von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und dem Kunſtfleiß der Inſulaner werde ich in der Folge noch beſonders etwas ſagen.

3. National-Charakter.

Man hat die Korſen faſt immer als ein wildes, rohes Volk geſchildert, zu allen Exceſſen und Räubereien geneigt, ohne Moralität, ohne Geſetze, ohne Menſchlichkeit. Unter allen bekannten Völkern gelten ſie für die rachſüchtigſten und feindſeeligſten Menſchen. Alle Schriftſteller reden von ihrer Treuloſigkeit, als wenn ſie ein Hauptbeſtandtheil ihres Charakters wäre; kurz, der Korſe iſt der empörendſten Handlungen fähig. — Ob aber alle dieſe Beſchuldigungen ſo ganz richtig, ob es Naturanlagen ſind — das verdient unterſucht zu werden Ich will keinesweges die Heftigkeit ihrer Leidenſchaften läugnen; es iſt wahr, ihre Sitten ſind roh, ihre Gewohnheiten wild und ihre Neigungen grauſam; ihnen aber dieſes zum Verbrechen zu machen iſt höchſt ungerecht. Ein jeder Menſchenkenner wird geſtehen, daß der Charakter einer Nation größtentheils von ihrer politiſchen und religiöſen Verfaſſung

*) Mit den Worten, aus dem Briefe an die Hebräer: (welche haben durch den Glauben) des Feuers Kraft ausgelöſchet, des Schwerdes Schärfe entronnen, ſind kräftig geworden aus der Schwachheit, ſind ſtark geworden im Streit, haben der Fremden Heer darnieder gelegt. Kap. 11, Vers 34.

Verfaſſung und der Lage ihres Landes abhängt. Wäre die Wahrheit dieſes Erfahrungsſatzes nicht längſt anerkannt, ſo könnte dieſe unglückliche Inſel ihm zu ſeiner Gültigkeit verhelfen. Man überſehe unpartheiiſch die Geſchichte und die Situationen dieſes Volks unter den Liguriern, Phoceern, den Tyrrheniern, den Hetruriern, den Karthagern, den Römern, den Gothen, den Sarazenen, den Päbſten, den Genueſern, den Piſanern, den Königen von Arragonien, von Sardinien, von Frankreich, von England und unter der Republik Frankreich, — kein Land in der bekannten Welt hat ſo oft ſeine Oberherren verändert, und wer weiß — wem es noch zu Theil werden wird, — und unſer Mitleiden, unſer Bedauern muß rege werden. Freiwillig unterwarfen ſie ſich dem Schutz und der Oberherrſchaft der mächtigen Genueſer, und wäre Korſika von ihnen mit Sanftmuth und Gelindigkeit behandelt, ſo würden die Einwohner bald zu ruhigen Arbeitern, thätigen Handelsleuten und fleißigen und nützlichen Landbebauern umgeſchaffen ſeyn, die in dieſen Beſchäftigungen ihr Vergnügen und ihr Glück gefunden haben würden. *) Aber Bedrückung und Despotismus ſollte ihnen den Beſitz dieſer Eroberung ſichern. — Man trug Sorge, Mißgunſt und Eiferſucht unter ſie zu bringen, ſie auf ihre gegenſeitigen Vorzüge aufmerkſam und neidiſch zu machen, ihren Zorn, ihren Haß, ihre Rache aufzuwecken, um die Vereinigung der Partheien zu verhindern. Zwieſpalt war das ganze Gebäude, worauf Genua ſeine Herrſchaft gründete. Unwiſſenheit ward abſichtlich unterhalten, und jede Aufklärung war von ihnen verbannt, da-

*) Nullum eſt imperium tutum, niſi benevolentia munitum. Nepos, — Dion. V.

mit ſie den Druck und die Tyrannei als ein nothwendiges Uebel betrachten möchten. Aber die Binde fiel ihnen von den Augen, und man machte — die Vertheidigung ihrer Rechte, ihrer Freiheiten ihnen zum Verbrechen. Dieſe unaufhörlichen Revolutionen, die gewaltſamen Anfälle auf ihr Eigenthum und ihre Freiheit, haben dazu beitragen müſſen, ihren Charakter zu verbittern. Der Zorn, der Haß und die Rache, deren erzwungene Ausübung ihnen gleichſam zur Pflicht ward, haben ſie oft hingeriſſen, und durch die Länge der Zeit einen dauernden Einfluß auf den Charakter gehabt. Alle heftige Leidenſchaften ſind bei ihnen Grundlage des National-Charakters geworden: denn ſelbſt die ſanftmüthigſten Völker können, wie neuere Beiſpiele dies beweiſen, durch Widerwärtigkeiten erbittert, aus ihrem Charakter heraustreten.

Was die Behandlungsart der Genueſer nicht bewirkte, das that das heiße Klima. Dieſes erzeugt leidenſchaftliche Temperamente, einen hohen Grad von Empfindlichkeit und Heftigkeit bei ganzen Nationen. Hätte aber eine ſanfte Regierung dieſen Eindruck des Klima's nicht mildern können? — Die meiſten ältern Reiſebeſchreiber haben die Leidenſchaften der Korſen mit zu ſtarken Farben geſchildert, neuere hingegen zum Theil ſehr gemildert, da man über die Quellen dieſer Charakterzüge nachgedacht, und uns dies Volk von mancher liebenswürdigen Seite kennen gelehrt hat.

Der Charakter der Korſen iſt, bei ihrem lebhaften und muntern Geiſt, heftig, dennoch mit ungemein ſanften Zügen vermiſcht, und nichts weniger als boshaft, ſo lange ſie nicht gereizt werden. Unerſchrockenheit und Muth, ſogar bis zur Verzweiflung, zeichnet beſonders ihren kriegeriſchen Geiſt aus. Sie fechten mit der Wuth eines Löwen, und ſind dem kaltblü-

tigſten Gegner furchtbar. Jedes Zeitalter hat ſtarke, große und edeldenkende Männer hervorgebracht, die Bewunderung gebieten und der Liſte der Tapfern in jedem Lande Ehre machen würden. Der eifrigſte und feurigſte Patriotismus iſt ein Hauptzug im Charakter der Nation, und zugleich die Quelle des heftigſten Partheigeiſtes und Familienhaſſes, weil jeder ſeiner Parthei die beſten Abſichten für das öffentliche Wohl beilegt. Die Nation iſt daher ſtets durch Familienhaß getrennt, von Leidenſchaften getrieben, die um ſo heftiger ſind, da ſie in einem Kreiſe zirkuliren. Dieſen Verwandſchaftsgeiſt ſuchten die Genueſer gefliſſentlich zu erhalten, um dadurch einer totalen ſchädlichen Vereinigung gegen die Republik vorzubeugen. Man wirft ihnen Leichtſinn und Unbeſtändigkeit vor — beſonders von Genueſiſcher Seite; — aber ſo lange man ihnen Verſprechungen hält, ſind ſie ihren Herren und Freunden treu, *) finden ſie ſich indeſſen hintergangen, ſo ſind ſie im Haß unverſöhnlich, und ihre Rachſucht kennt keine Gränzen. Da Eiferſucht ihnen vor andern Nationen eigen iſt, ſo giebt ſie oft Veranlaſſung zu den blutigſten Auftritten. Daher das Zuſammenhalten der Geſchlechter und Anverwandſchaften, weil darauf alle Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen beruhet. Verlaſſen iſt derjenige, der keine Verwandſchaft hat, und Schande und Ehrloſigkeit warten deſſen, der feig genug wäre, ſeine Blutsverwandten nicht zu vertheidigen. Eine Geſchändete muß ihren Verführer der Familie angeben oder ſterben. — Dieſer muß ſie entweder heirathen, oder einen

*) Treffend ſagt ein reiſender Franzoſe von ihnen: „Der Korſe kann nicht ohne Herren ſeyn, aber man erwiebt ſich ſeinen Haß, wenn man es iſt.“ Olla Potrida 1782. St. 3. S. 70.

ſeiner Anverwandten zu dem Ende ſtellen, oder ein ähnliches Schickſal erwartet ſeiner. Unterliegt der Bluträcher, ſo trifft die Rache den Nächſten in der Familie, ſo lange bis der Thäter erlegt wird. Dies gilt von Beleidigungen aller Art. Bei jeder derſelben geräth die ganze Familie in Bewegung, und der Friede kann, wie Feydel verſichert, durch nichts ſo gut wieder hergeſtellt werden, als durch eine gleiche Anzahl von Ermordeten auf beiden Seiten. Sogar das ſchöne Geſchlecht iſt von dieſer Blutrache nicht ganz ausgeſchloſſen. Doch ſoll dieſe Selbſtrache unter den Franzoſen ſeit der Errichtung beſtimmter Gerichtshöfe ſehr in Schranken gehalten worden ſeyn, ſeit der Revolution aber wieder weiter um ſich greifen. Sonderbar und unerklärlich iſt dagegen der Zug von Edelmuth, daß der öffentliche wie der geheime Feind keinen ſicherern Zufluchtsort finden kann, als die Wohnung ſeines erklärteſten Feindes. Er kann ſogar darauf rechnen, daß er daſelbſt Hülfe und Unterſtützung findet. Der Korſe vergißt unter dieſen Umſtänden ſeine Rache, vertheidigt ſeinen Feind gegen jeden Angriff, und geleitet ihn wohlbehalten und ſicher, wohin er verlangt, ohne die geringſte Belohnung. Demungeachtet bleibt der Untergang des Klienten, nach wie vor, unveränderlich beſchloſſen.

Der Korſe iſt ſehr genügſam Beim Beſitz der nothwendigſten Bedürfniſſe ſchätzt er ſich glücklich; er iſt reich ohne Güter, denn er bedarf wenig. Seine Gaſtfreiheit, Gefälligkeit, Gutherzigkeit und das zuvorkommende Weſen können die Reiſenden nicht genug rühmen. Wer ihm ſeine Milch, ſeinen Käſe und ſeine Kaſtanien bezahlen wollte, würde ſein Ehrgefühl beleidigen. Ein hoher Grad von Stolz, Ehrbegierde und Trotz iſt dem gemeinſten Korſen eigen, der aber bei vielen zu

einem gewiſſen edlen Selbſtgefühl, einer Art von Großmuth und Seelengröße gemildert wird. Daraus entſtehen bei ihnen die Begriffe von Gleichheit, und der unnachahmliche feſte zuverſichtliche Ton. Weder Rang noch Anſehen können ihn ſchüchtern oder furchtſam machen. Mit der größten Dreiſtigkeit redet der Hirte, der nie aus ſeinen Gebirgsthälern kam, den Großen an, ohne daß deſſen Gegenwart ihn aus der Faſſung brächte. Nichts iſt ihnen verhaßter als Sklaverei; ſie verabſcheuen alles, was nur einen Schein davon hat, und nur gegen ihre Geiſtlichen bezeigen ſie eine kriechende Unterwürfigkeit. Die ganze Nation hat in ihrer Gemüthsart etwas Trauriges und Niedergeſchlagenes. Man ſollte glauben, daß der Korſe, vom Lehnzwang befreiet, mit dem Druck des Unterſchiedes der Stände unbekannt, glücklich ſey; allein er iſt es nicht. Der Grund davon muß in ſeiner großen Unthätigkeit, in der wenigen Gemeinſchaft zwiſchen beiden Geſchlechtern, und dem Mangel an Tänzen und gemeinſchaftlichen Vergnügungen liegen. — Doch ich habe mich ſchon zu weit ausgedehnt, — wer Züge und Beiſpiele zur Charakteriſtik dieſes intereſſanten Volks zu leſen wünſcht, den verweiſe ich auf die Reiſebeſchreibung des Abbe Gaudin *).

4. Sittlicher Zuſtand.

Der National-Charakter, äußere Umſtände und die Kultur beſtimmen die Sitten eines Volks, und dieſe müſſen der Maasſtab ſeyn, wonach die Moralität einer Nation zu beurtheilen iſt. Die verdorbenen Sitten der Nationen, die Korſika ſo lange beherrſchten, die Sklaverei worin man dies arme Volk hielt,

*) Deutſche Ueberſetzung. S. 63 — 84.

und die Zuſammenhetzung der Partheien von den Genueſern mußte unfehlbar einen übeln Einfluß auf die Sittlichkeit der Korſen haben. Kein Wunder, wenn ſie wirklich ſo verdorben wären, wie ſie uns von Vielen geſchildert ſind. Wie kann man von einem Volke, das unter uns Europäern faſt auf der niedrigſten Stufe der Kultur ſteht, deſſen Aufklärung mit allem Fleiß hintertrieben ward, das wenig Umgang mit Ausländern hatte, und dieſe nie anders als mit den Waffen in der Hand gegen ſich auftreten ſah, wie kann man von dieſem jene Politur, jene Feinheit erwarten, die den übrigen Europäern eigen iſt? — Sie kennen alle die Höflichkeiten und Anſtändigkeiten, den künſtlichen Flitterſtaat unſers geſellſchaftlichen Umgangs nicht — die nur das Gefühl ſchwächen und erſticken. Dagegen beſitzen ſie jenes Zutrauen, Freundſchaftliche und Herzliche in ihrem Umgange, das unſern Vorfahren eigen war. Je unkultivirter eine Nation iſt, deſto ſimpler und natürlicher ſind ihre Sitten und Gebräuche. Doch kann man ſeit der Beſitznehmung der Franzoſen von dieſer Inſel eine große Reform in ihrer Kultur annehmen. Man lebt ſeitdem in den korſiſchen Städten auf franzöſiſchem Fuß, und die geſchmeidigen Korſen haben ſich die Manieren, die Gebräuche, die Moden und den Luxus jener Nation mit unglaublicher Leichtigkeit zu eigen gemacht. Den nationalen Korſen mit allen ſeinen Eigenheiten findet man nur noch in den von Städten abgelegenen Diſtrikten des innern Landes, und nur auf dieſen paſſen meine Schilderungen. Wenn daher manche Schriftſteller von der Unſittlichkeit und Grobheit der Inſulaner im Allgemeinen reden, ſo muß dies blos von den Gebirgsbewohnern verſtanden werden.

Die Sitten dieſer innern Land- und Gebirgs-Bewohner ſind im hohen Grade einfach und natürlich, und lange nicht

ſo roh und grob, wie ältere Reiſende ſie zum Theil geſchildert haben. Vieles muß man auf Rechnung ihrer Uebertreibungsſucht ſchreiben, wenn man auch zugiebt, daß ſie ehedem roher waren, und durch die Folge von ruhigen Jahren gemildert ſind. Sie leben, wie die Beduinen-Araber, als Hirten und Krieger ganz der Natur überlaſſen, und daher rührt die Stärke ihrer Leidenſchaften. Die Einfalt ziehen ſie allem vor, belachen fremde Sitten und Gebräuche und bleiben den ihrigen getreu. Zuvorkommend und treuherzig eilen ſie jedem Reiſenden entgegen, und wünſchen ſich Glück, wenn er von ihrer Milch, von ihren Kaſtanien genießt. Und wenn gleich der Ausdruck ihrer Freude und ihres Tons etwas Rauhes hat, ſo war doch allen bei dieſen einfachen Naturmenſchen wohl, und Gaudin glaubte ſich in die patriarchaliſchen Zeiten des grauen Alterthums verſetzt. Wie leicht könnten dieſe Härten, wenn von Seiten der Regierung gehörige Maaßregeln genommen würden, abgeſchliffen werden; wenn nur die Pfarrſtellen durch aufgeklärte Männer beſetzt und Schulen angelegt würden. Die Nation hat überhaupt viele gute Seiten, die man bei Völkern, welche mit ihnen auf gleicher Stufe der Kultur ſtehen, ſo ſelten antrift, z. B. die Mäßigkeit im Trunk und in allen übrigen Genüſſen. Ihr moraliſches Betragen iſt ſehr ſtrenge und ſittſam, und jede Ausſchweifung wird, bei ihren ſtrengen Begriffen von Ehre, wie wir oben geſehen haben, hart geahndet.

5) Gebräuche der Korſen.

In den Gebräuchen hat dieſe Nation viel Aehnlichkeit mit den Italiänern; da ſie aber doch in einigen Stücken von

ihnen abweicht, ſo will ich nur mit wenigen Worten ihre charakteriſtiſchen Eigenheiten angeben.

Verhältniſſe zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht.

Das männliche Geſchlecht auf Korſika ſcheint blos für den Krieg geſchaffen und ihn als ſeine einzige Beſtimmung anzuſehen. Den Ackerbau behandeln ſie als Nebenſache, überlaſſen ihn ſogar in vielen Gegenden Ausländern, und bringen die Zeit größtentheils in Müßiggang und Trägheit hin, weil ſie ſich keine Art von Beſchäftigung zu machen verſtehen. Die Jagden ſind ihre einzige Lieblings-Beſchäftigung. Sie begeben ſich ſehr früh in den Eheſtand, da ſie durch eine Frau ihres Unterhalts verſichert werden und Heirath ſie vor Mangel ſchützt. Es hält daher ſehr ſchwer in Korſika einen Bedienten zu erhalten; gewöhnlich beſetzen Ausländer dieſe Stellen. Ein unthätiges Leben zu führen, halten ſie für ihre größte Glückſeligkeit. — Das Anſehen des weiblichen Geſchlechts auf der Inſel iſt von äußerſt geringer Bedeutung. Gehorſam ſcheint ihr Loos zu ſeyn; denn als Verehlichte ſind ſie ihren Männern ſo unterthan, wie ſie es vorher ihren Vätern waren. Sie haben auf nichts Einfluß, die Geſetze ſchreiben ihnen eine ewige Minderjährigkeit vor. Sie bleiben beſtändig auf ihren Haushalt eingeſchränkt. Die Weiber ſind im Ganzen ſehr arbeitſam, ſie gehen gewöhnlich barfuß *), und übernehmen die ſchwerſten Arbeiten. Nicht ſelten müſſen ſie einen Theil von dem verrichten, was wir bei uns durch Thiere thun laſſen. Perny **) ſah oft den Mann, ſeine Pfeiſe rauchend, reiten,

*) Und dies nicht immer in der niedrigſten Klaſſe.

**) Canzlers lit. Arch. für 1791. in den Fragmenten S. 91.

und ſeine Frau, mit der Laſt auf dem Kopfe, neben ihm her traben. So übernehmen ſie z. B. in der Erndte den Transport des Getraides, und auf Reiſen die Fortſchaffung des Reiſegeräthes. Sie tragen die größten Laſten auf ihren Köpfen. Eine jede Frau iſt verbunden, die Haushaltung zu beſorgen, ihren Mann zu — ernähren und zu bedienen. Die ihren Mann nicht ernähren kann, iſt der größten Schande und dem allgemeinen Spott ausgeſetzt. Bei Vornehmern fallen nun zwar dieſe harten Arbeiten weg, aber die häuslichen Verrichtungen werden doch von ihnen verlangt. So ſah der Abbé Gaudin *) in manchen anſehnlichen Häuſern die Frauenzimmer das zum Gebrauch nöthige Waſſer und Holz auf ihren Köpfen herbeitragen, und ſelten leidet dies auf Dörfern eine Ausnahme. — Die feinen Arbeiten dieſes Geſchlechts in dem übrigen Europa ſind ihnen unbekannt, und kaum verſtehen ſie eine Nadel zu führen. Der Anblick ihrer Haushaltungen iſt oft abſchreckend, und von Einrichtung, Ordnung und Reinlichkeit haben ſie wenig Begriffe. Eben ſo ſorgfältig weiß man ſie vor Kenntniſſen zu bewahren; nur ſehr ſelten kann ein Frauenzimmer in den entlegenen Dörfern leſen und ſchreiben. Sie ſind von allem Umgang und Gaſtereien ausgeſchloſſen. Das Kirchengehen iſt ihre einzige Erholung und der einzige Ort, wo ſie ſich einander ſehen. Ganz die Sitte des Orients, wo Eiferſucht dem ſchönen Geſchlecht die nämlichen Feſſeln anlegt.

Noch nach dem Tode der Männer beherrſchen ſie drükkende Gewohnheiten Stirbt ein Mann durch Meuchelmord oder an einer Wunde, ſo begleitet die Wittwe ihn, in Geſell-

*) S. 43.

ſchaft mehrerer Frauenzimmer, zu Grabe, wo die Begleiterinnen, nach vorhergegangenem Wehklagen, über die Wittwe herfallen und ſie erbärmlich zerſchlagen und zerſetzen; dann führen ſie ſelbige, mit Blut bedeckt, nach Hauſe. Damit glaubt die Wittwe ihrem verſtorbenen Mann einen beſondern Beweis ihrer Liebe gegeben zu haben. Ehedem war dieſe grauſame Gewohnheit allgemein; jetzt findet man ſie nur noch in einigen Dörfern. Die allgemeine Zurückſetzung und Verachtung des ſchönen Geſchlechts ſcheint von dem Misbrauch der Stärke des Mannes und von gewiſſen militäriſchen Ideen herzurühren, die auf Korſika ſo lange ſchon herrſchend waren, und ſogar einer Mutter es zur Pflicht machten, ihrem Sohne, ſobald er als Vertheidiger des Vaterlandes auftreten konnte, bei Tiſche aufzuwarten. — Ob die von dem Grafen von Lamberg *) angeführte Sitte, daß der Mann ſich nach der Niederkunft ſeiner Frau ins Bette legt, je allgemein geweſen ſey, kann ich nicht ſagen. An dieſen Druck gewöhnt, fällt es dem Frauenzimmer nicht einmal ein, ſich darüber zu beklagen, und ſelten ſtören Zwiſtigkeiten den häuslichen Frieden. Liebe iſt bei ihnen Unterwürfigkeit. Und aller dieſer Sklaverei ungeachtet, beſitzen ſie doch ein warmes Gefühl für jedes Große und Edle. — Die Geſchichte der Inſel liefert ſo manche heroiſche Handlung von Gattinnen und Müttern, die uns die Erhabenheit des Geiſtes und die Seelengröße dieſer Weiber anſtaunen läßt.

Nationaltrachten.

Ihre Kleidung iſt eben ſo ſimpel, wie ihre Lebensart. Moden und Luxus ſind ihnen unbekannt. In den Städten,

*) Mémorial d'un Mondin. Tom. I. p. 60.

namentlich Baſtia, Kalvi u. ſ. w. herrſchen ſie aber eben ſo ſehr, wie in Frankreich ſelbſt. Hier iſt blos von den Landbewohnern die Rede. In ihrem Anzuge herrſcht viel Unreinlichkeit. Die meiſten Zeuge verfertigen die Frauenzimmer aus Ziegenhaaren mit Wolle vermiſcht. Dies iſt gewöhnlich ein grobes dunkelbraunes Zeug, das zu Jacken, Röcken und Beinkleidern gebraucht wird. Die Tracht der Mannsperſonen hat eine völlig militairiſche Form. Ein kurzer Rock von ſchlechtem dunkeln Tuche, das auf der Inſel gemacht wird, oder der lang-wollichte Pelz, ſo roh und ungegerbt, wie er von ihren Schaafen kömmt, eine Weſte und Beinkleider von dem nämlichen Zeuge, oder von franzöſiſchem und italieniſchem Tuch, vorzüglich von Scharlach, macht ſeinen ganzen Anzug aus *). Dazu tragen ſie ſchwarze lederne Kamaſchen. — Ihre Mützen ſind von ſchwarzem Tuch, mit rothem Frieß gefüttert, und ihre Stirnſeite mit einem Stück von fein geſticktem oder umnähtem Stoff geziert. Wenn die Aufſchläge dieſer Mütze von allen Seiten herunter gelaſſen werden, ſieht ſie einem Helm ähnlich Dieſe Art Mützen iſt eine ſehr alte korſiſche Tracht. Ein Gürtel, woran eine Patronentaſche, worin ein Dolch ſteckt, befeſtigt iſt, umgiebt ſeinen Leib. Auf der linken Seite ſteckt im Gürtel ſeine Piſtole, und queer über die Schultern hängt er ſein Gewehr. Bewaffnet geht jedermann. Wer keine Waffen führt, wird verachtet, und ſein Gruß wird nicht erwiedert. So ſind Reiche und Arme ohne Unterſchied gekleidet, und blos an der mehrern Feinheit der Zeuge erkennt man den Vornehmern. Dies iſt alles, was Boswell ſo unbe-

*) Dieſem ſcheint Lamberg S. 53 zu widerſprechen; denn er ſagt: Die Männer tragen Kapuchons, wie die Mönche. Vielleicht iſt dies aber nur in einzelnen Gegenden, oder im Winter der Fall.

ſtimmt von der Kleidung ſagt *). Leider hat keiner nach ihm das Geringſte davon erwähnt, um ihn berichtigen zu können. In Kriegszeiten blieb dieſer Anzug bei; denn zu Boswells Zeiten ward keine Uniform gegeben. Unter den Franzoſen hat ſich dieſes aber geändert. In Kriegeszeiten gehen die Korſen mit dem Gewehr auf der Schulter hinter dem Pfluge; — bewaffnet beſuchen ſie die Meſſe, die der Prieſter mit Piſtolen in dem Gürtel verrichtet.

Die Form der Frauenzimmer-Kleidung, die dem äußerlichen Anſehen des ſchönen Geſchlechts ſehr ſchadet, ſoll noch aus den Zeiten der Mauren abſtammen. Dem Abbé Gaudin ward verſichert, daß der Kopfaufſatz vor dieſem ein ächter Turban geweſen ſey; jetzt iſt er eine Veguine mit unzähligen Falten. Nach Lamberg ſalben ſie ihre Haare mit Oelen und tragen einen Kopfputz aus einer Kappe von Ziegenhaaren, oder einer Art von großem Tuch oder Schleier von Kattun, der Kopf und Schultern bedeckt und über den Rücken herabfällt **). Die übrigen Kleidungsſtücke beſtehen aus einem Hemde, das gerade unter dem Kinn zugeknöpft wird. Darüber ſchlagen ſie eine Decke oder Hülle von einem dicken, ſchweren Tuche, die, zu gleicher Zeit, Wamms und Rock von einem Stücke iſt, und bis auf die Ferſen geht. Die Mode will, daß ſie unten ſtark in Falten, die nicht gegen einander, ſondern alle nach einer Seite laufen, ſo daß man die Frauenzimmer immer von der Seite zu ſehen glaubt, geſchlagen ſeyn ſoll, wodurch das Unbequemliche dieſer Tracht noch ſehr vermehrt wird.

*) Seite 166.

**) Gaudins Reiſe von Paris nach Korſika. S. 149.

Vorn wird dieſe Decke unter dem Halſe zuſammen gehaket, und von da an bis unter den Magen bleibt ungefähr ein Fingerbreit offen ſtehen. Reiche und Vornehme beſetzen dieſen Theil mit einer ſchmalen Borte von Tuch, aber von einer davon abſtechenden Farbe, und dies iſt ihre einzige Auszeichnung, und faſt ihr ganzer Luxus. Ganz Arme tragen nur einen Rock, der ihnen auch ſtatt des Hemdes dient, und Faideta genannt wird. Die Farbe iſt kapuzinerartig, und Stoff und Koſtüm bleiben für alle Stände, Alter und Jahreszeiten die nämlichen. Den Veränderlichkeiten der Mode ſind ſie eben ſo wenig ausgeſetzt, als die Trachten der Mannsperſonen. Der Körper der jungen Mädchen wird unter dieſer ungeheuren Laſt faſt ganz erdrückt, und kann nie zur völligen Entwickelung kommen. Der ſchlanke gerade Wuchs wird verſtellt; der Buſen nicht allein verſteckt, ſondern verhindert, ſogar ihn nur zu ahnden. Kurz, es würde ſchwer fallen, eine Tracht auszuſinnen, welche der Lüſternheit und der Einbildungskraft weniger zu ſchaffen gäbe. Die Toiletten der korſiſchen Schönen ſind ſchlecht verſehen. Nicht ſelten muß ein Bach die Stelle des Spiegels vertreten, um ihre Haare und ihren Putz in Ordnung zu bringen. Ein Beweis, daß auch ſie, bei allem ihren Druck, von jener feinen weiblichen Eitelkeit nicht frei ſind, welche die Reize dieſes Geſchlechts ſo ſehr erhöhet.

Unterſchied der Stände.

Wenn man in ein Dorf kömmt, ſo bemerkt man anfänglich gar keinen Unterſchied unter den Einwohnern. Alle ſind überein gekleidet und wohnen auch faſt überein. Der ärmſte Mann im Dorfe wird ſich bei Tiſche oder öffentlichen Feier-

lichkeiten, ohne Umſtände, neben den Reichſten und Vornehmſten ſetzen. Wenn man die obrigkeitlichen Perſonen ausnimmt, die erſt ſeit der franzöſiſchen Oberherrſchaft exiſtiren, zeichnet, bei der Verſammlung der Gemeinen, nichts den Reichen und Armen aus. In den Kirchen werden keine Bänke und Sitze geduldet, damit niemand eine beſondere Auszeichnung genieße. An ihren großen Tänzen nimmt jeder, vom Hirten bis zum erſten Adel, Antheil. Mit einem Worte, man kennt die Entfernung der Stände von einander faſt gar nicht. Dieſe Begriffe von Gleichheit haben den feſten, zuverſichtlichen Ton hervorgebracht, der den Korſen vor jeder Nation auszeichnet. Der Korſe aus der niedrigſten Klaſſe verräth ein Betragen und ein zuverſichtliches Weſen, wie er es als Mann vom erſten Range nur haben könnte. Erhöhete ihn der Zufall plötzlich, ſo würde er nicht die geringſte Verlegenheit verrathen, daß dieſer Stand nicht für ihn ſey. Der Adel, der ſehr zahlreich iſt, iſt arm und ohne Stolz, ob er es gleich auf ſeine Ahnen und ſein Alter zum Theil ſein könnte *). Zu den Zeiten der Revolutionen ſtanden die Häuſer der Reichen und angeſehenen Familien dem Armen immer offen. Er holte da ſeine Bedürfniſſe, ohne zu irgend einer Art von Erkenntlichkeit ſich verbunden zu glauben, ohne die mindeſte Ungleichheit zwiſchen ſeinem Wohlthäter und ſich zu ahnden. Dies bewirkte die Macht der Privatperſonen und gründete Partheien, die Korſika ohne Aufhören zertheilten.

*) Zum Beiſpiel: die Herren della Rocca, Cinarca, d'Iſtria, d'Ornano, di Lecci, di Bonzi, ferner die Ceccaldi, Anfriani, Vincentelli, Arrigni, und mehrere Familien, deren Abſtammung vom Hugo Colonna, aus dem Neunten Jahrhundert, erwieſen iſt, und welche zum Theil ſehr anſehnliche Lehngüter beſitzen.

Bauart der Korſen.

Die Dörfer der Korſen ſind gewöhnlich auf den iſolirteſten und jäheſten Felſen angelegt. Die äußerſt ſchmalen und beſchwerlichen Zugänge machen ſie alle zu natürlichen Feſtungen. Boswell ſagt von ihnen — wohl etwas zu ſtark — daß man am Tage in den Ebenen kaum die Häuſer unterſcheiden könne, und nichts ſei angenehmer, als ihr Anblick bei Nacht und beim Schein der unzähligen Hirtenfeuer umher. Der kriegeriſche Geiſt, die ewigen Fehden der Einwohner, und ihr Vorurtheil, daß die Luft in den Thälern verpeſtet ſey, ſcheint dieſe Wahl der Lage ihrer Dörfer zu rechtfertigen. Die verſchiedenen eng mit einander verbundenen Häuſer ſcheinen in der Ferne nur ein einziges Gebäude auszumachen. Die Zugänge ſind ſchmal und gewunden, und oft noch mit Felſenſtücken angefüllt, um ſie recht beſchwerlich zu machen. Niolo iſt das einzige Ländchen, wo die Dörfer und Häuſer bequemer angelegt ſind. Die von den Franzoſen angelegten Straßen und Wege erreichen daher kein Dorf, und ehe die Korſen dieſe Hauptſtraßen mit ihren Dörfern durch Nebenwege nicht zu verbinden ſuchen, hat die Kommunikation im Innern des Landes wenig oder gar nichts dadurch gewonnen. Der einzige Vortheil, den die Lokalbeſchaffenheit ihrer Oerter mit ſich bringt, iſt die geſunde Luft und das friſche Waſſer, welches in Ueberfluß vorhanden iſt. Ihre Häuſer ſind, im Ganzen genommen, gut gebauet, zwei, zuweilen auch drei Geſchoß hoch, und oft geräumlich genug, um verſchiedene Miethbewohner aufnehmen zu können, die, wie in den Städten, auf einander gehäuft ſind. Uebrigens trift man nicht Eins an, das von dem Andern durch eine Einfaſſung getrennt wäre, einen Hof oder anſtoßenden Garten, oder andere häusliche Bequemlich-

keiten hätte, wie man ſie gewöhnlich auf dem Lande findet. Die krummen und von Felſenſpitzen eingeengten Gaſſen ſind höchſt ekelhaft unreinlich, da ſie des Nachts von Schweinen und andern Vieharten wimmeln, denen der Korſe kein Obdach giebt *). Reinlichkeit ſcheint überhaupt auf Korſika nicht zu Hauſe zu gehören.

Häusliche Einrichtung und Bedürfniſſe.

Die größten Bedürfniſſe der Korſen beſtehen in reiner Luft und friſchem Waſſer, welches ſie bei ihren hochliegenden Dörfern nicht müde werden zu preiſen. Ihre Lebensart iſt äußerſt einfach und frugal, ſowohl bei Armen als bei Reichen; doch war ſie's ehedem noch im höhern Grade, daher ſie auch gewöhnlich alt werden. Brod, das in einigen Pieven oder Diſtrikten blos von Kaſtanien gemacht wird, Milch, Käſe von Schaafen und Ziegen, Zwiebeln, Obſt, von dem ein Theil für den Winter getrocknet wird, ſelten Fleiſch, höchſtens Ziegen- und etwas geſalzenes Schweinefleiſch — dies iſt die Nahrung der Korſen. Vorzüglich mäßig ſind die Frauenzimmer. Auch werden ihnen von den Männern Weine und andere Nahrungsmittel unterſagt. Der Reiche zeichnet ſich blos durch den Ueberfluß und die Verſchwendung dieſer Arten von Speiſen aus — mehr verlangen ſie nicht. Die Kaſtanien ſind ihre Lieblingsfrucht; denn ſo lange ſie friſch ſind, eſſen ſie nichts als Kaſtanien, ſind ſie trocken geworden, ſo bereiten ſie daraus ein Mehl und backen Brodte davon, drei bis vier Zoll in der Runde groß und eine bis zwei Linien dick, welche ſie Peſtichini nennen. Sie bereiten alle Speiſen mit Oel, da ihnen

*) Gaudin, S. 14 und 36.

ihnen die Butter fehlt, und hierin machen ſelbſt Vornehme keine Ausnahme.

Ihre Arbeit ſchränkt ſich auf das ein, was ſie zur höchſten Nothdurft gebrauchen. Mehr bauet der Korſe von ſeinen liegenden Gründen nicht an, und wenige beſitzen auch mehr Land, als hinreichend iſt ſie zu ernähren. Tritt nun ein Mißjahr ein, ſo leidet er geduldig, weil er gewohnt iſt, ſich manches zu verſagen und ſeine Bedürfniſſe möglichſt einzuſchränken. Ihre Ziegen und Schaafe liefern ihnen ein grobes Zeug, und das Flachs Leinwand zur Kleidung. Die uns bekannten Verfeinerungen und Bequemlichkeiten des Lebens kennen ſie entweder nicht, oder verachten ſie. Aller Schimmer des Luxus macht keinen Eindruck auf ſie.

Die Möbeln der Dorfbewohner beſtehen in einem Tiſch, ein Paar Bänken, und einem ſehr ſchlechten Bette, in dem die ganze Familie, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, ganz nackt ſchläft. Gewöhnlich aber fehlt das Bette ganz. In ihrer Küche findet man nur eine große und ſo viel kleine irrdene Schüſſeln, als die Familie Köpfe hat, und einige Löffel und Gabeln von Holz. Das Feuer legen ſie entweder in der Mitte oder in einem Winkel der Hütte an, und die ganze Familie lagert ſich um daſſelbige herum, die Füße nach dem Feuer gekehrt. Schornſteine haben ſie nicht; ſie können daher vor Rauch kaum Athem holen, welcher ſie und ihr weniges Hausgeräth mit unauslöſchlicher Schwärze überzieht. Unreinlichkeit und Schmutz beherrſcht alles *). Wäſche ſieht man

*) Gerny verſichert uns: daß Unreinlichkeit und der, wenn gleich nur ſeltene, Genuß des geſalzenen Schweinefleiſches auf der Inſel die Krätze hervorgebracht habe. Manche Dörfer ſollen durchaus mit dieſer Krankheit behaftet ſeyn. Canzlers Archiv. S. 92.

ſehr wenig oder auch gar nicht. Ihr großer Hang zur Unthätigkeit macht es ihnen unmöglich, nur die nothwendigſten Sachen ſich zu verſchaffen; folglich iſt ihr armſeliger Zuſtand Folge ihrer Trägheit.

Gaſtfreiheit und Tafelſitten.

Alle Reiſende können nicht genug die ihnen erwieſene großmüthige Gaſtfreundſchaft, ſelbſt unter den Dächern der ſimpelſten Hirten, bewundern. Gaſtfreiheit iſt überall die Tugend armer Völker; aber vorzüglich der Korſen. Man kann kühn in den Gebirgsgegenden im erſten Dorfe um eine Herberge anſprechen; ein jeder wird mit der größten Herzlichkeit und Dienſtfertigkeit, und nicht ſelten mit einer Verſchwendung aufgenommen, welche die Kräfte ſeines Wirths überſteigt, ohne daß es ihm möglich wäre, dieſe Großmuth zu vergelten, weil jedes Anerbieten von der Art als eine Beleidigung angeſehen werden würde. Iſt es eine Perſon, die man erwartet hat, oder der man eine Ehre anthun will, ſo wird ihre Ankunft für das ganze Dorf zum Feſt. Freunde, Nachbaren und Verwandte verſammeln ſich bei dem Wirth des Gaſtes; jeder ſteuert freigebig bei, was er im Vermögen hat; jeder beeifert ſich, dem Gaſt ſeinen Aufenthalt ſo angenehm wie möglich zu machen. Nicht ohne Rührung kann man dieſen Wetteifer, die Heiterkeit der Geſichter, ihr treuherziges offenes Weſen mit anſehen. Man glaubt unter lauter Freunde und Bekannten verſetzt zu ſeyn, und lernt hierin dieſe Nation gewiß von der liebenswürdigſten Seite kennen.

Der Tiſch iſt überflüßig beſetzt. Der Wirth nimmt ſeinen Platz hinter dem Sitz der Perſon, die er vorzüglich ehren will, und bedient ſie mit der größten Sorgfalt. Die andern

Gäſte ſetzen ſich ohne Rückſicht auf Etikette, und ſo viele als die Tafel faſſen kann. Diejenigen, welche keinen Platz finden, bedienen die Sitzenden. Nach geendigter Mahlzeit werden neue Gerichte aufgetragen, und der Wirth ſetzt ſich mit denen, die noch nicht gegeſſen haben. Dieſe werden nun wieder von jenen bedient. Die Ungleichheit der Stände bewirkt eine allgemeine Fröhlichkeit, und hält alles Steife und Zurückhaltende, das unſere Geſellſchaften von Ton auszeichnet, entfernt. Ihre Freude iſt lärmend, aber ohne Tumult und Unordnung.

Die Gegenwart der Damen iſt das Einzige, was dieſen Feſten mangelt; denn ſie ſind von allen Gaſtereien und Zuſammenkünften ausgeſchloſſen. Gegen das Ende der Tafel zeigen ſie ſich einen Augenblick, um den Beifall für das Arrangement und ihre Kochkunſt einzuärndten, den man auch gern ihrem artigen Weſen und ihrer freien und naiven Grazie zollt. Kaum ſind dieſe Komplimente vorüber, ſo verſchwinden ſie wieder. Dies war auch Sitte im alten Griechenland. — Die Verbindlichkeiten, die der Korſe dem Fremden ſchuldig zu ſeyn glaubt, erſtrecken ſich noch weiter. Er hält es für Pflicht, noch für ihn an dem Ort zu ſorgen, wo er ſeine nächſte Station macht, und hat der Wirth keine Abhaltungen, ſo verfehlt er nicht, ſich in Perſon dort einzufinden.

Geſang und Muſik.

Die Korſen haben, wie alle Gebirgsbewohner, vorzügliche Anlagen zum Geſange und zur Muſik. Jedermann iſt hier gebohrner Muſiker. Ohne einen andern Lehrmeiſter, als ihr Ohr, beobachten ſchon die kleinſten Kinder, ſowohl in ihren Geſängen, als in ihren Tänzen, den genaueſten Takt. Der geringſte Laut eines Inſtruments macht ſie tanzen. Und den-

noch iſt dies Volk ſo traurig. — Bei ihren Feſten trifft man nicht ein Inſtrument, nicht ein Tänzchen, nicht einen Funken von Luſtigkeit an. Feſte ſind bei ihnen zwar häufig; aber es ſind nicht jene ländlichen Luſtbarkeiten, wo bei uns der Landmann ſeine Noth vergißt, und ſich von ſeiner Arbeit erholt, ſondern ſie ſcheinen mehr Verſammlungen der Andacht zu ſeyn. — Iſt des Sonntags der Gottesdienſt geendet, ſo trennt man ſich, und jeder hält traurig ſeine Mahlzeit für ſich unter einem Baum. Dies hat, bei ihrer einförmigen dunkeln Kleidung und ihrem traurigen, gravitätiſchen Weſen, mehr das Anſehen eines Leichenbegängniſſes, als das eines Feſtes. So bringen Sie den ganzen Sonntag hin, ſich in der Sonne oder im Schatten auszuſtrecken, und ein trauriges Geſpräch, faſt immer über politiſche und militäriſche Gegenſtände, zu führen, indeſſen ihre Weiber in den Häuſern bleiben, und die größte Langeweile haben.

Boswell ſah ſie oft mit wahrer Beredſamkeit, in Gruppen unterm Schatten liegend, die tapfern Thaten ihrer Landsleute erzählen, und harte Lieder und bittere Satyren auf die Genueſer ſingen. Von der Art beſitzen ſie viele Balladen und Stücke, die ſie mit vieler Grazie abſingen. Krieg und Liebe ſind gewöhnlich der Gegenſtand ihrer Lieder. Ihre Talente und ihre Neigung zur Muſik machen, daß faſt ein Jeder auf der Zither, einem alten mauriſchen Inſtrumente, ſpielen kann. Der Klang desſelben iſt angenehm, und macht, in Verbindung mit dem Geſang, einen guten Eindruck. Ihre vollſtändige Muſik aber hat etwas Wildes von rauher und plumper Harmonie. Die Töne ſind hart, aber nie disharmoniſch. Ihr muſikaliſches Inſtrument im Kriege iſt eine Seemuſchel, die am Ende durchſtochen iſt, und einen ſo durch-

dringenden und lauten Schall von ſich geben ſoll, daß man ihn in weiter Entfernung hören kann. Trommeln, Trompeten und andere kriegeriſche Inſtrumente fand man zu Boswells Zeiten gar nicht bei ihnen.

Nationaltänze und Stierhetzen.

Bei ihren muſikaliſchen Talenten iſt der Tanz eine ihrer Lieblingsvergnügungen. Man ſieht Kinder von ſieben bis acht Jahren den Takt mit einer ſolchen Richtigkeit ſchlagen, die man kaum in unſern Opern antrift. Dieſes Talent giebt ihren Tänzen eine Regelmäßigkeit, die alle Reiſenden einnimmt. Bei dieſen Luſtbarkeiten ſieht man eine Vermiſchung von Perſonen aus allen Ständen, vom Hirten bis zum erſten Adel des Landes. Vorzüglich charakteriſtiſch und originell iſt die Moreske oder der mauriſche Tanz, der uns an jene kriegeriſchen Tänze der alten Griechen erinnert. Der Abbé Gaudin hat eine ausführliche Schilderung davon geliefert *), die ich meinen Leſern in einem kurzen Auszuge mittheilen will. Die Moreske ſcheint im achten oder neunten Jahrhundert, da die Sarazenen dieſe Inſel beunruhigten, ihren Urſprung zu haben. In der Folge haben die kriegeriſchen Korſen dieſen Tanz beibehalten, theils um ihre Siege zu feiern, theils um die Erbitterung gegen den Feind höher zu ſpannen; denn in Fehden waren ſie beſtändig verwickelt. Der glückliche Feldzug des Hugo Colonna gegen die Sarazenen iſt der gewöhnliche Gegenſtand der Moreske. Es giebt faſt kein Dorf, das dieſe Begebenheit, während des Karnavals, nicht feiern ſollte. Soll der Tanz aber vollſtändig ſeyn, ſo muß ein ganzes Dorf oder wohl gar noch mehrere zuſammentreten, und dann wird es

*) Seite 48 bis 63.

ein Schauſpiel, das die Neugier eines ganzen Theils von Korſika rege macht.

Gaudin war der Zuſchauer eines Tanzes von 160 Perſonen, welche, in zwei gleiche Haufen vertheilt, die Heere der Chriſten und Mauren vorſtellten. Jeder Tänzer war theatermäßig, in kriegeriſchem Koſtüm eines römiſchen Soldaten, angezogen, und trug einen Harniſch und Helm. Dazu kam noch ein, vermittelſt einer Agraffe, auf der Schulter befeſtigter ſeidener Mantel, der in der Luft flatterte, und den Bewegungen des Tänzers mehr Grazie gab. Die Kleidung kömmt überein, und blos Farben machen die Verſchiedenheit der beiden Partheien kenntlich. Der Harniſch der Chriſten war ſilbern, der Harniſch der Mauren golden gemalt. Jene hatten blaue, dieſe gelbe Helme, und die Federbüſche waren ebenfalls verſchieden. Die ganze umliegende Gegend hatte den Putz zu dieſem wirklich glänzenden Feſte hergegeben. Jeder hatte zum Angriff nur zwei ſehr kurze Degen, die ziemlich einem Dolch glichen. Der Inhalt der Moreske war die Einnahme von Mariana durch den Hugo Colonna. Ein Dorf und Feſtungswerke, die einen Theil des Kampfplatzes einnahmen, ſtellten die Stadt vor. Ein Sterndeuter kam aus der Stadt, fing Beſchwörungen an, unterſuchte die Geſtirne, und entdeckte nichts als unglückliche Vorbedeutungen. Kaum iſt dieſer in die Stadt zurückgegangen, ſo erſcheint ein Maure mit der Nachricht der Einnahme der Städte Aleria und Corte. Der Gouverneur von Mariana und die ganze Beſatzung geloben ſich und ihre Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das chriſtliche Heer rückt an. Hugo und ſeine Offiziere reiten auf prächtig geputzten Pferden. Das Heer folgt ihnen zu Fuß. Man fängt an Zelte aufzuſchlagen.

Die Stadt wird aufgefordert, und auf ihre Weigerung, ſich zu ergeben, bereitet ſich alles zum Gefecht. Der mauriſche General thut einen Ausfall und ſtößt auf den Hugo. Jedes Heer folgt ſeinem Anführer, und in größter Ordnung, mit gekreuzten Waffen, und in trotziger drohender Stellung marſchiren ſie dem Feinde entgegen. Der Marſch richtet ſich nach dem Klang einer einzigen Geige, die, ſo wie ſich der Takt ändert, das Zeichen zum Angriff giebt. Dann werden die Bewegungen ſchneller und übereilter. Die Reihen und Glieder ſcheinen ſich zu vermiſchen; aber alles geſchieht mit ſolcher Ordnung, daß nie ein Irrthum vorfällt, obgleich die Streitenden jeden Augenblick ihren Gegner wechſeln und immer ein Maure mit einem Chriſten ficht. Das Gefecht beſteht darin: daß ſie mit den Degen in ihren Händen gegen die Degen ihrer Feinde ſchlagen. Dieſes Geklirre von beinahe 450 Degen iſt ſo taktmäßig, und die Berührung derſelben ſo richtig, daß, trotz der Schnelligkeit ihres Laufs und dem unaufhörlichen Wechſel ihrer Stellungen, nie ein Fehlſchlag gehört wird. Die Geige beſtimmt auch das Ende, und jedes Heer zieht ſich in gehöriger Ordnung taktmäßig zurück. Die Mauren in die Stadt; die Chriſten in's Lager.

Solcher Gefechte fallen zwölfe vor, deren Figuren aber alle abweichend und verſchieden ſind. Bei dem einen, Eſpagnolette genannt, haben die Stellungen etwas kriegeriſcheres und edleres, und der Lärm der Füße, der dabei das Klirren der Degen begleitet, läßt die Richtigkeit des Taktes noch beſſer wahrnehmen. Nichts iſt angenehmer, als die verſchiedenen Verſchlingungen ſich formiren zu ſehen, die unaufhörlich, ohne daß die Ordnung darunter litte, ihre Poſition und Form ändern. Der Zuſchauer begreift nicht, wie ſie, ſo verwickelt,

ſich wieder von einander ſondern wollen. Aber kaum iſt das Zeichen gegeben, ſo iſt alles wieder mit unglaublicher Leichtigkeit an ſeinem Platz. Vor jeder Schlacht geht gewöhnlich ein einzelner Kampf voraus. Ein Chriſt und ein Maure trennen ſich von ihrem Heere, ſtoßen auf einander, und preiſen ihre Tapferkeit in den ſchwülſtigſten und pomphafteſten Ausdrücken.

Nach dem ſechsten Gefechte wird ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Gewöhnlich wenden die Tänzer dieſe Pauſe zum Ausruhen und zu einer leichten Mahlzeit an. Bei dem letzten Gefechte, das den Namen Reſa führt, weil die überwundenen Mauren darin die Waffen ſtrecken, ſind die Figuren noch länger und verwickelter. Die Bewegungen dabei ſind ſchneller und der Takt lebhafter. Die Kreiſe der Tänzer ziehen ſich unmerklich immer enger zuſammen, ſo wie den Mauren Muth und Kraft entfällt Schon ſcheint das Zentrum überwunden, und man kämpft nur noch matt; aber plötzlich bemerkt man da, wo die Feldherrn ſich aufhalten, neuen Muth und neue Thätigkeit. Mauren und Chriſten ſind unaufhörlich in Aktion und verwechſeln jeden Augenblick ihren Poſten. Bald iſt die eine, bald die andere Parthei im Gedränge oder umringt. Nach und nach ſinkt den Mauren der Muth. Mitten unter den Waffen tönt das Klagegeſchrei der Ueberwundenen hervor, und das dumpfe, verzweiflungvolle Rufen des mauriſchen Feldherrn, um die Seinigen mit neuer Tapferkeit zu beleben. Die Täuſchung iſt vollkommen und die Seele aufs heftigſte bewegt. Man glaubt ein wirkliches Gefecht zu ſehen. Die Niederlage iſt allgemein und der mauriſche General überreicht dem Hugo ſeine Waffen. In dem nämlichen Augenblick ſtreckt ſein ganzes Heer gleichfalls, nach dem Takt, die Waffen Nun folgen die Beſiegten ihren Ueberwindern in der größten Ordnung. Ver-

zweiflung und Niedergeſchlagenheit mahlen ſich in allen Geberden, indeß die Chriſten ihre Gefangenen mit der lebhafteſten Freude im Triumph in Mariana einführen, das ihnen ſeine Thore öfnet. Und der Tanz iſt aus.

Der Eindruck, den dieſer militäriſche Tanz und die damit verbundene einfache Muſik auf die Zuſchauer machen, ſoll unbeſchreiblich ſeyn. Boswell ſah einen ähnlichen Tanz von vier Soldaten, der mit der ausdrucksvollſten Pantomime begleitet war, — eine Kunſt, die den Korſen, wie allen Italienern, vorzüglich eigen iſt, ſogar beim Converſationstone. Wahrſcheinlich war jenes ein Stück von der Moreske, deren ausführliche Schilderung uns noch keiner vor Gaudin geliefert hat

Eine andere Beluſtigung, die für die Korſen viele Reize hat, iſt das Stierhetzen mit ihren großen Hunden, wobei Boswell oft Zeuge ihrer unglaublichen Dreiſtigkeit und Herzhaftigkeit war; wenn ein Korſe oft mitten im Hetzen in die Schranken lief, die Hunde abhielt, und das halbraſende Thier bei den Hörnern wegführte. Außerdem beſitzen ſie noch viele eigenthümliche Spiele zur Unterhaltung; aber Schauſpiele, die andere Nationen leidenſchaftlich lieben, und Seiltänze haben für ſie wenig Intereſſe, weil ſie nicht jenen kriegeriſchen Geiſt athmen, den der Korſe in allen ſeinen Handlungen zeigt, und ſelbſt bei ſeinen Vergnügungen verlangt.

Bratring.

(Die Fortſetzung künftig.)

V.

Der Armſtuhl des Churfürſten von Bayern.

(Ein Beitrag zur Geſchichte der Hofetiquette aus dem ſpaniſchen Succeſſions-Kriege, von J. A. Mercy.

Die literariſche Welt hat dem gegenwärtigen franzöſiſchen Kriege vielleicht den einzigen, aber nicht unbedeutenden Vortheil zu verdanken, daß ſeit dem Ausbruche deſſelben das Studium der Geſchichte wieder auflebte, und mit immer mehr ſteigendem Intereſſe betrieben wird; denn auch der gleichgültigſte Zeitgenoſſe kann dem Reize nicht widerſtehen, die Vergleichungen des Anfanges mit dem Ende dieſes Jahrhunderts in ihren verſchiedenen Berührungspunkten, ſo viel möglich, durchzuführen. Mehr Leſer, als Geſchichtsforſcher, bleibe ich hier nur bei den Trümmern eines Armſtuhles des Churfürſten von Bayern ſtehen, und bewundere an dieſer erbärmlichen Kleinigkeit den großen Kontraſt unſrer Zeit mit der ehemaligen ſo ſtrengen Etiquette des franzöſiſchen Hofes, vorzüglich unter Ludwig XIV.

Unglück, und Erbitterung gegen das Haus Oeſtreich hatten den Churfürſten von Bayern noch inniger mit Frankreich verknüpft, und bei ihm den Wunſch rege gemacht, einen Winter in Paris zuzubringen, weil er mit den Verhältniſſen, worin er mit dem franzöſiſchen Miniſter, und den Anführern der Armee

ſtand, ſo wie überhaupt mit dem franzöſiſchen Kriegsſyſteme äußerſt unzufrieden war. Eine mündliche Unterredung mit Ludwig XIV, über dieſe Gegenſtände ſowohl, als über den Operationsplan des kommenden Feldzuges, ſchien ihm das einzige und beſte Mittel zu ſeyn, wodurch er ſein eignes und des Königs Intereſſe befördern könnte. Er wünſchte nicht blos, er war bald feſt entſchloſſen — zu reiſen; doch mußte er, als der Geringere, von dem Höhern ſchlechterdings vorher eingeladen ſeyn. Der König ſelbſt machte Miene, dem Churfürſten darin zuvorzukommen, und der Kriegesminiſter und ſeine Freunde zitterten ſchon heimlich vor einem Beſuche, welcher ihrem Herrn über Manches die Augen öffnen, und ihren Sturz befördern mögte. Die Reiſe mußte alſo hintertrieben werden, und daß es zu dieſem Ende nur eines leichten und einfachen Mittels bedurfte, iſt durch die traurige Erfahrung aller derjenigen ſchon erwieſen, die von den Stufen des Thrones zurückgeſtoßen wurden, weil Höflinge ihren mündlichen Vortrag zu befürchten hatten.

Unter Achſelzucken trugen ſie jetzt dem Könige vor, daß der Churfürſt von Bayern gewohnt ſei — auf einem Armſtuhle zu ſitzen. Mehr brauchte es nicht, Ludwig XIV, der ſo ſtreng auf Etiquette hielt, außer Faſſung zu bringen. Und in der That, ein Umſtand von der allergrößten Wichtigkeit! Die Verweigerung des Armſtuhles würde den Churfürſten kränken und beleidigen; die Bewilligung deſſelben aber ganz Europa in Erſtaunen ſetzen, daß der größte Monarch ſeiner Zeit ſich ſo ſehr vergeſſen, und gegen einen kleinen Fürſten des deutſchen Reichs herabwürdigen könnte. Es blieb demnach kein andrer Ausweg, als den ihm ſeine Kreaturen vorſchlugen, ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen, und die Einladung des Churfürſten zu unterlaſſen. Umſonſt drehte ſich dieſer in ſehnlicher Er-

wartung auf ſeinem Armſtuhle in München, und ſah nicht, was die Höflinge ihm hinter dem Rücken für einen Streich ſpielten; doch verſchmerzte er am Ende die vorgehabte pariſer Reiſe, wie ſo manches andre, auf ſeinem Sorgenſtuhle.

(Ein würdiges Nebenſtück zu einer Anekdote in der Olla Potrida, wo ein genannter Konig von Spanien, vor einem ſtark geſchürten Kaminfeuer auf einem Armſtuhle ſitzend, es kaum mehr aushalten, und doch nicht aufſtehen konnte, weil der Kammerherr des Tages gerade abweſend, und nur ein Kammerdiener gegenwärtig war, der ohne den ſtrafbarſten Verſtoß gegen die Etiquette, den Armſtuhl nicht wegrücken durfte. Der Kammerherr blieb länger aus, der König erhitzte ſich immer mehr an dem Kamin, und die Folge davon war — die Roſe am Fuß, woran er bald darauf, in der ſchönſten Blüthe ſeiner Jahre, ſterben mußte)

VI.

Ueber den Glauben der Väter.

Fragment eines Geſprächs zwiſchen einem Dorfſchulzen und ſeinem Prediger.

Der Schulze.

Herr Paſtor, Herr Paſtor! er ſoll uns keine neue Religion predigen! Bei dem Glauben unſrer Väter ſoll er uns laſſen, Hört er wohl, Herr Paſtor? bei dem Glauben unſrer Väter!

Der Prediger.

Nun ja, welche Väter meint ihr denn?

Der Schulze.

I, unſere Vorfahren, Herr Paſtor.

Der Prediger.

Unſere Vorfahren vor hundert Jahren waren Schwärmer, Pietiſten, Schwachköpfe, Schatzgräber und Geſpenſterſeher. Meint er dieſe?

Der Schulze.

Nein.

Der Prediger.

Gut! Vor dreihundert Jahren waren ſie Päbſtler und Götzendiener.

Der Schulze.

Die meinen wir nicht, Herr Paſtor.

Der Prediger.

Vor tauſend Jahren waren ſie blinde Heiden, welche erſt mit Feuer und Schwerd bekehrt werden mußten.

Der Schulze.

Auch die nicht! nur weiter hinaus, hinaus.

Der Prediger.

Vor zweitauſend Jahren waren ſie Juden, welche Chriſtum kreuzigten und darauf von Gott vertilgt wurden, und — vor viertauſend Jahren waren es gar Höllenbrande, von welchen Gott die Welt nicht andres befreien konnte, als durch eine Sündfluth. Nun, welche Väter meint ihr?

Der Schulze ſchlich ſich davon, als woll' er mit ſeiner Gemeinde Rückſprache halten, kam aber, wie man gewiß weiß, nicht wieder. Auch ſollen die Bauern, ſeit dieſer Zeit, ſich nicht mehr auf den Glauben ihrer Väter berufen, ſondern dies gewiſſen vornehmen Herren geiſtlichen und weltlichen Standes überlaſſen haben.

VII.

Deutſches Theater.

Zaire, Trauerſpiel in fünf Akten, nach Voltaire, von Eſchenburg.

Es iſt ein recht löblicher Gedanke, verſificirte Schauſpiele wieder auf die Bühne einzuführen, um das Talent und den Sinn für reine Deklamation zu erwecken und zu ſtärken. Aber es iſt leicht zu erachten, daß die Auswahl hier nicht wenig ſchwierig ſeyn muß, denn der verſificirten Stücke ſind wenige, und noch weniger eignen ſich dazu, um daran die Anfangsgründe der Deklamation zu lernen. Dies letztere kommt vorzüglich daher, daß unſere original verſificirten Stücke zu viel Pathos und zu viel Charakter haben, welches den Anfänger in der Deklamation immerfort in Verwirrung ſetzt, indem er nicht weiß, was er ausdrücken ſoll, die Leidenſchaft oder das Charakteriſtiſche, oder auch das allgemein Poetiſche. Für dieſen Zweck ſind daher die Produkte der franzöſiſchen tragiſchen Muſe, (denn dieſe Nation hat bekanntermaaßen ihre eignen eingebohrnen Muſen) recht zweckmäßig. Wem daran liegt, die Gründe davon zu wiſſen, ſehe unſere Anzeige der Merope, an welche ich das folgende unmittelbar knüpfe. Nun muß man aber nie vergeſſen, daß dieſe Art von Kunſt, durch welche eine Zaire, Merope u. ſ. w., gefallen kann, grade die unterſte Gattung iſt; und daß daher dieſe Stücke durchaus auf der

Bühne nicht häufig ſeyn dürfen, ohne tödtlich zu langweilen. Wenn man einmal Publikum und Schauſpieler erziehen wollte, ſo müßte man ſehr ſchnell den Uebergang zum eigentlichen Charakteriſtiſchen machen; und ſich ſorgfältig hüten, jene erſtere Gattung für etwas anders, als für eine Vorbereitung und Anleitung anzuſehen, die beſſern Sachen mit Anſtand und mit Grazie zu ſpielen. Man macht es dann freilich mit dem Publiko, wie gewiſſe Schriftſteller, welche ihre Auszüge und Vorbereitungen auf ein größeres Werk drucken und ſich bezahlen laſſen, aber unſere Bühnen ſind bis jetzt dies größere Werk ſchuldig geblieben. Denn um vom Grunde des Herzens zu ſprechen, auf einer Bühne, welche dieſen Namen verdient, müßte die franzöſiſche Tragödie jährlich etwa ſechs- bis ſiebenmal geſpielt werden, um überhaupt dem Publiko einen Begriff von der Gattung zu geben, und unter dieſen ſechsmalen Voltäre nur einmal. Ich weiß zwar, daß unſer Parterr Litteratoren zählt, welche die neueſte Geſchichte aus den Zeitungen, die neueſte Litteratur aus der allgemeinen deutſchen Bibliothek, und das Theater vor demſelben ſtudieren; und denen ein weſentlicher Dienſt damit geſchiehet, wenn ein Stück gegeben wird, über welches in der Leſſingſchen Dramaturgie geurtheilt iſt, weil ſie nicht Gelegenheit haben, es ſonſt kennen zu lernen, und ſie doch gar gern mitſprechen mögten; — aber auf dieſe Race iſt natürlich nicht zu achten. Wiederum giebt es andere. welchen die franzöſiſche Litteratur innig zuſagt; die Höflichkeit und Demuth, welche in allen Darſtellungen dieſer Nation herrſcht, dieſes ewige um Verzeihungbitten; daß man ſich herausnähme, zu ſchildern und darzuſtellen gefällt natürlich den Hof- und Weltleuten, welchen dieſe Eigenſchaften über alles gehen, und die ſich der Kunſt, wie eines Hundes bedienen, den man

auf's Sopha lockt, und nach Belieben wieder herabwirft. Aber bei einer eigentlichen Bühne iſt auch auf dieſe natürlich nicht zu ſehen. Letztlich und ſchließlich giebt es noch eine eigne Art Menſchen, welche der leidige Satan, wider ihren Willen, durch ihren Rang oder Stand hingeführt hat, daß ſie ſich mit der Kunſt befaſſen müſſen. Die armen Leute! ſie mögten ſo gerne nichts damit zu thun haben, eine gutgeordnete Mahlzeit, ein gut graduirtes Weingelag, und zur Beſchäftigung das auf ihre Intereſſen angewandte Einmaleins, und ſie wären glücklich. Aber Würde hat Bürde, ſie müſſen. Da gehören ſie entweder zu einer adlichen Familie, und leben am Hofe, wo Sereniſſimus ein Theater hat, und privatim zu ſeiner Bildung den Wachtelpeter lieſt, oder ſie ſtehen einer Akademie vor, oder ſie müſſen die Jugend weiden, oder was weiß ich. Was könnte ihnen willkommner ſeyn, als eine franzöſiſche Tragödie, ſo faßlich, ſo milde, ſo ruhig, ſo ungeſtöhrt geht da alles zu.

Auf alle dieſe Vertheidiger kommt es natürlich nicht an; das Höchſte, geſetzt, das es auch nur für wenige wäre, iſt das Ziel; und auf einem ordentlichen Theater müßte alles dahin zielen, Schauſpieler und Publikum zur Darſtellung, und gehörigen Aufnahme der Shakesſpearſchen Darſtellungen zu bilden, aller und unverändert. Es iſt dieſer Mann ſo übel nicht, nur verlangt er, wie alle wahrhaft große Menſchen, daß man, um ihn kennen zu lernen, es verdiene; und ſich um ihn Mühe gebe. Er will nicht zwiſchen der Mahlzeit und dem Kaffe geleſen ſeyn, und man ſoll nicht aufhören, ihn zu leſen, wenn man das Buch zugemacht. Er hat keine Familiengemählde, keine Abgänge, keine Knallſceuen u. ſ. w. Wer das Bedürfniß fühlt, mit Anſtand zu weinen, oder aus voller Kehle bravo zu rufen, der beliebe ihn gar nicht in

die Hand zu nehmen. Dagegen iſt jedes Stück von ihm eine Organiſation, in welcher Stoff und Form ſich ewig und unzerſcheidbar durchdringen; es iſt eine Schöpfung, von der der Dichter ſich losſagen kann, ohne daß ſie ſeiner erhaltenden Hand bedarf, und doch iſt ſeine ſchaffende, wie die Hand Gottes, in den kleinſten Zweigen und Schößlingen ſichtbar.

So viel von dem Zwecke und der Brauchbarkeit der franzöſiſchen Tragödie für die Bühne, nun zur Zaire ſelbſt. Es iſt ziemlich ſchwierig, die Gründe zu beſtimmen, welche uns grade dies Stück von den Voltairſchen haben zukommen laſſen, ein Stück von ſo ausgezeichneter Flachheit und lächerlicher Albernheit. Dieſer Orosmann, welch eine ſeltſame Miſchung von franzöſiſcher Galanterie und türkiſcher Beſtialität; dieſe Zaire, ohne alle Conſiſtenz und Wahrheit jeder Art, dieſer Vater, im Grunde die beſte Figur des Stücks, weil er der einfachſte und faſt ganz allegoriſch iſt, welcher in Epigrammen verflucht und in Tiraden beweint, welch ein langweiliges Chor bilden ſie mit ihrem Geſchleppe von Vertrauten, von denen jede der Hauptperſonen einen, wie ein Paar Handſchuh, bei ſich führt. Und das ganze! dieſe zum Behuf des ſchalen Ausganges erfundenen Eide für die Verſchwiegenheit, die Handlung ohne Ende, dieſes Schleppen jeder einzelnen Scene; wahrlich, die Merope iſt ein ſchlechtes Stück, allein ſie iſt um vieles beſſer, als Zaire, obgleich Leſſing die letztere weit glimpflicher behandelt. Und doch nimmt ſie ſich im franzöſiſchen noch weit beſſer aus, als in dieſer ungereimten Ueberſetzung, welche durch die nothwendige Vernachläſſigung der epigrammatiſchen Wortſtellung, den kümmerlichen Reiz des Originals faſt ganz nimmt.

Die mimiſche Darſtellung hat uns ſeltſam afficirt. Madam Unzelmann, als Zaire, leiſtete ſehr wenig von dem, was

wir erwartet hatten. Es iſt wahr, einzelne Stellen, beſonders die affektvollen, trug ſie ſehr ſchön vor, allein es fehlte viel, daß ſich alles hätte in eine Einheit knüpfen laſſen. Herr Fleck als Orosmann zeigte ebenfalls ſein Talent nur in der Einzelnheit, und lieferte durchaus kein Ganzes. Die Gründe von beiden Erſcheinungen fallen in die Augen. Das Talent beider Schauſpieler iſt zu groß für die ungereimten und engen Voltairiſchen Rollen, dazu kommt, daß ſich bei beiden alle Darſtellungen zum Charakteriſtiſchen neigen, und alſo das Schönſte ihrer Mimik durch ſeine Tiefe, die ängſtliche Flachheit und Plattheit der Darſtellung ſtört. Jene allgemeine Mimik und Deklamation, welche die Tragödie der Franzoſen erfordert, iſt ihnen, wie es auch der Wahrheit gemäß iſt, als eine niedrige Tendenz erſchienen, und daher haben ſie dieſe, als ſie ſich zu Schauſpielern bildeten, überſprungen; und jetzt iſt es ihnen natürlich unmöglich, ſie ſich zu erwerben. Da die Mimik von Herrn Iffland und ſeine Deklamation ebenfalls charakteriſtiſch iſt; ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß er den Forderungen der franzöſiſchen Bühne nicht hat genug thun können. Aber bei ihm zeigte ſich etwas Eigenthümliches, nämlich eine gewiſſe Künſtlichkeit in den Wendungen des Körpers und der Stimme, wodurch er ſich dem Ideal eines Lauſighan glücklichſt näherte. Am allermeiſten aber gefiel uns Herr Bettmann, nur hätten wir ſehr gewünſcht, daß er aufmerkſamer auf ſeine Deklamation geweſen wäre, und zum Theil auf die Haltung ſeines Körpers. Wir machen uns in Rückſicht des erſtern Punktes deutlich. In der Anzeige der Merope haben wir die Art angegeben, wie nach der Tendenz der franzöſiſchen Tragödie dieſelbe ſoll geſpielt werden, die Mimik ſoll Tanz ſeyn. Es war uns erfreulich zu bemerken, daß Herr Bett-

mann ſich demſelben näherte; und nur ſelten jene Converſationsgebehrden, z. B. das Reiben der Stirn ꝛc. auffaßte, ſondern daß er bloß das Pathos und den Ideengang durch ſeine Geſtus konſtruirte. Eine fortgeſetzte Uebung und eine ſorgfältige Kritik, kann allerdings bei ihm ſehr viel ausrichten, und ihn in dieſem ſehr eingeſchränkten Fache zu einem guten Schauſpieler ausbilden. Allein was den Ton der Stimme betrifft; ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß er dieſelbe mehr in ſeiner Gewalt behielte, und von der Monotonie befreite, welche ihr anhängt. — Man muß nämlich in der Schauſpielkunſt die Stimme nicht bloß als Medium anſehen, durch welches man ſich dem Zuſchauer mittheilt, ſondern ſie auch rein als Ton betrachten, und dann konſtituirt ihre ſorgfältige Bildung eine Muſik, welche als angenehmer Begleiter der Ideen dient, und ſo ſich unmittelbar den Weg zum Herzen bahnt. Nun wird man täglich die Bemerkung machen können, daß ein jeder Affekt ſeinen eigenen Ton und Gang habe, und dieſer rein und allgemein aufgefaßt und dargeſtellt, giebt offenbar eine Art Muſik. Es gehört nicht hierher, die Principien aufzuſuchen und darzuſtellen, welche dieſer Muſik und der mit ihr ſo eng verwandten Mimik zum Grunde liegen, es ſey genug zu bemerken, daß ſie durchaus dieſelben ſind, und nur nach dem verſchiedenen Medium verſchieden gebrochen und modificirt werden. Indeſſen folgt ſo viel daraus, daß der Schauſpieler nicht ſorgfältig genug mit ſeiner Stimme umgehen könne. Er lerne ihren Umfang, ihre Klarheit und Deutlichkeit ꝛc., ganz genau kennen, beſonders ſtudiere er die Abwechſelungen, welche er hervorbringen und durchführen kann, als ſo viel Tonarten, aus denen er zu ſpielen vermag, und er wird endlich dahin kommen, daß er durch den Gebrauch ſeiner Stimme

durch ein Stück hindurch eine Art Kunſtwerk liefert, mit Gradation, Licht und Schatten ꝛc. Wir räumen ein, daß dies etwas ſchwer ſey, aber leiſtet Iffland in einem gewiſſen Sinn und in ähnlichen Rollen nicht etwas ähnliches? Auch muß keiner glauben, daß ihm bei ſeiner Stimme dieſe Künſtlichkeit verſagt ſey, ſondern ein jedes Organ iſt ein Inſtrument, und aus demſelben läßt ſich wenigſtens eine vollkommne organiſirte Stimme bilden. Freilich iſt Mannigfaltigkeit hierin etwas ſehr ſchönes, allein ſo wie es nur wenig große Schauſpieler, Dichter ꝛc. giebt, und die meiſten nur auf einem kleinen Felde vortrefflich ſeyn können, ſo iſt es auch hier. Sich kennen lernen, iſt nicht blos moraliſche ſondern auch artiſtiſche Regel. — Die drei oder vier Vertraute in der Zaire, kommen gar nicht in Betrachtung.

Heimburg und Marie, Luſtſpiel in fünf Akten von Brezner.

Ein pöbelhaftes und abgeſchmacktes Stück, bei dem die Zeit zu bedauern iſt, welche die Schauſpieler angewandt haben, es zu lernen, und die Zuſchauer es zu ſehen. — Wenn irgend ein ächter Sinn für Darſtellung in dem Publiko wohnte; ſo hätte dies Produkt nicht zum zweitenmahle die Bühne entweihen müſſen; beſonders da die mimiſche Darſtellung nichts ausgezeichnetes hatte, ja vielmehr hie und da ins Gemeine fiel. — Indeſſen ſiegte der Beifall über die hörbar Tadelnden dennoch, welches wohl daher kam, weil jeder der Klatſchenden ein Paar Hände, aber nicht jeder deſſen feines Gefühl beleidigt war, einen Stock bei ſich hatte; und die Füße zu dieſem Endzweck nur unvollkommene Dienſte leiſten.

VIII.

Correſpondenz.

Brief aus Breslau.

Herr Carl Döbbelin auf dem Breslauer Theater, im Mai 1799.

Wenn das, was ich über den Auftritt des Herrn Döbbelin auf dem Breslauer Theater ſagen werde, der Zeit nach, vielleicht etwas zu ſpät kommt, ſo kann es für den Zweck, den ich dabei vor Augen habe — die richtige Beurtheilung eines Künſtlers, der hier, wie an mehreren Orten, viele Hände in Bewegung geſetzt und manche Kehle ermüdet hat — niemals zu ſpät kommen.

Herr Döbbelin iſt unter den neuern Erſcheinungen auf der hieſigen Bühne, die beinahe in ununterbrochener Reihe auf einander folgen, leicht eine der auffallenderen geworden. Die Erwartungen von ſeiner hier und da ſo geprieſenen Kunſt waren zum Theil in unſerm Publikum nicht gering; er war im vorigen Jahre zu Berlin in einer Rolle des Meiſters, wie es hieß, mit großem Beifall aufgetreten. Mehr bedurfte es nicht, um ihm hier Augen und Ohren willig zu öfnen.

Herr Döbbelin hat in Breslau Senſation erregt. Aber welche? und durch welche Mittel? — das verdient, wie ich glaube, eine etwas nähere Beleuchtung — um ſo mehr, da ſein Auftritt wegen gewiſſer begleitender Umſtände in der Geſchichte der hieſigen Bühne ſobald nicht vergeſſen werden wird.

Wie er den 1ſten Mai das erſtemal in der Oper: Oberon, auftrat, bewies der ſtarke Zulauf, der durch einige folgende Vorſtellungen anhielt, die gute Meinung der Mehrheit für ihn. Doch bereits in der vierten löſte ſich dieſe Frequenz in ein leeres Haus auf, und ſelbſt ſeine Benefizvorſtellung, eine ſo mächtige Aufforderung für die Bewunderer ſeiner — Größe, war bei weitem nicht ſo ergiebig, als die nachherige eines andern, ungleich kälter aufgenommenen, Gaſtes. — Eine gleiche Bewandniß hatte es mit dem Beifall, der, ſo lärmend er in den erſten Vorſtellungen war, in den nachherigen ſehr merklich nachließ; und in der letzten ſchien es in der That, als wollten ſich die Zuſchauer recht con amore von der Anſtrengung erholen, die ihnen das Händeklatſchen und Bravogeſchrei an den vorhergehenden Tagen gekoſtet hatte. So viel ich mich entſinne, hat Herr Döbbelin im Don Juan, worin er die luſtige Perſon ſpielte, kein einziges Mal ein hörbares Zeichen der Bewunderung erhalten, obgleich die Stimmung des Publikums gerade an dieſem Abend ſehr theilnehmend war, und der Beifall für einige unſerer Schauſpieler ſich mit vieler Wärme äußerte. Das Publikum ſchien in der That, je öfter er geſehen wurde, ſein Urtheil über den Werth ſeines Spiels immer mehr zu läutern. Schon als Amtmann Riemen, in der Ausſteuer, hatte er den Tag vorher nur ſehr wenig Eindruck gemacht; in dieſer Rolle wollte es ihm noch weit weniger gelingen.

Dieſes als Thatſache vorausgeſchickt, wird eine unbefangene Beantwortung der Frage: in wie fern dieſe Erſcheinung ſich aus dem Geiſte und Gehalt ſeiner Kunſt erklären läßt? — nicht überflüßig ſeyn. In Berlin, wo Herr Döbbelin nur ein vorüberfliegendes Meteor war, haben die Weiſen über ihn geſchwiegen oder nur angedeutet, was ſie dachten; hier, wo ihm mehr Gelegenheit vergönnt wurde, einen Schein hinter ſich zurückzulaſſen, wo er ſich uns auch von mehreren Seiten zu betrachten gab, und folglich ein ſichereres Urtheil begründete, wollen wir ihm die Achtung nicht

vorenthalten, die ſich darin offenbart, daß wir es der Mühe werth achten, ein Wort über ſeine Kunſt zu ſagen. —

Man müßte abſichtlich das Gute an Herrn Döbbelin verkennen wollen, wenn man ihm einen Theil der Anlagen abſprechen wollte, welche den Beruf des Schauſpielers beſtimmen. Die ſchimmernden Seiten ſeines Talents ſind bekannt, und er iſt unſtreitig in dem Beſitze von Eigenſchaften, die unter den Händen eines Künſtlers, der damit eine harmoniſche Ausbildung ſeiner geiſtigen Anlagen verbände, auf einen hohen Grad der Vortreflichkeit würden erhoben werden können.

Aber welchen Gebrauch weiß er davon zu machen? Weiß er ſie mit techniſcher Ausbildung, mit Studium und feinem Sinn für das Schöne und Schickliche dergeſtalt in Verbindung zu bringen, daß aus bloßen Naturanlagen ein wahres, ächtes Künſtlerverdienſt hervorgeht? —

Daß in dem Spiele des Herrn Döbbelin durchaus ſo wenig Zweck, Einheit, Oekonomie, ſo wenig Streben nach Veredlung der rohen Natur und überhaupt ſo wenig ächter Kunſtgeiſt ſichtbar wird, giebt einen ſichern Beweis, daß ihm jene Humanität, die den Charakter des wahren Künſtlers ausmacht, und die Georg Forſter ſo treffend und eindringend geſchildert hat, völlig fremd ſey, — jenes herrſchende und leitende Gefühl für die Würde der Kunſt und den Beruf des Künſtlers, das, gleich weit entfernt, nur durch unächte Mittel zu wirken und das Beifalljauchzen eines zahlreichen Haufens als das letzte Ziel alles Strebens anzuſehen, die Kunſt über alles ſchätzt und Beifall und Glanz nur in ſo weit für ſchmeichelhaft hält, als darin der Lohn für ein mit Mühe und Anſtrengung erworbenes Verdienſt enthalten iſt.

Eine nähere Charakteriſtik ſeiner Spielart wird dieſe Behauptung in ein helleres Licht ſetzen.

Durch einen ſorgfältigen Ueberblick des Ganzen ſich den Ton einer jeden Rolle gehörig zu beſtimmen und das Verhältniß der-

ſelben zu den übrigen in jedem Moment der fortſchreitenden Handlung zu beobachten, ſcheint ſchlechterdings die geringſte Sorge unſeres Roſcius zu ſeyn. Ohne im mindeſten auf jene wichtige Regel der dramatiſchen Darſtellung zu achten, daß nämlich der Schauſpieler ſeine einzelne Rolle in die Verbindung aller hineinſtudiren, die vom Dichter abgezielte Wirkung ſowohl des ganzen Stücks, als der einzelnen Situationen faſſen, und hieraus die wahre Haltung für ſeinen einzelnen Charakter finden, es ſich beſtimmen muß, welchen Grad des Ausdrucks er ſich erlauben, wie weit er ſich unter die Hauptperſonen hervorwagen dürfe, (ſ. Engels Mimik 2. Th. S. 186.), arbeitet er nur immer dahin, die Aufmerkſamkeit auf ſich allein zu ziehen, und macht immer nur iſolirt ſeine Künſte. Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß durch dieſes abſichtliche, gewaltſame Hervordrängen, durch dieſe Sucht, immer nur allein geſehen zu werden, der erſte Zweck eines jeden Kunſtwerkes, Einheit, Abſicht und Zuſammenhang, vernichtet werden müſſe.

So wie aber Herr Döbbelin den Grad des Antheils, den der Dichter ihm an der Handlung gegeben hat, ganz und gar nicht beachtet; eben ſo wenig ſcheint die richtige Beſtimmung der Gränzen und die Haltung ſeines einzelnen Charakters ſein Augenmerk zu ſeyn. Ich will hierbei die Inkonſequenzen, die er ſich als luſtige Perſon in der Oper überall zu Schulden kommen läßt, die Auswüchſe und Abſprünge, die er ſich hier erlaubt, weniger in Erwähnung bringen; denn die komiſche Freiheit reicht vielleicht noch weiter, als die poetiſche, obgleich nicht über die Gränzen der Sittlichkeit, des guten Geſchmacks und des geſunden Menſchenverſtandes hinaus. Auch ſein Spiel als Amtmann Riemen in der Ausſteuer übergehe ich, worüber ohnedies die Urtheile nicht eben ſehr günſtig ausgefallen ſind. Aber ſelbſt das beliebte und belobte Meiſterwerk, ſein Grundmann im Magnetismus, den, wie

man verſichert, die Freunde des Herrn Döbbelin für ſeinen Triumph ausgeben, entſpricht es wohl dem Begriffe einer vollendeten Darſtellung? verräth es wohl auch nur im mindeſten das Beſtreben, durch eine zweckmäßige ökonomiſche Benutzung der Hülfsmittel, die ihm allerdings dazu zu Gebote ſtehen, ein Kunſtwerk aufzuſtellen, das nicht nur ergötzend für den Haufen, ſondern auch zugleich befriedigend für den feinern Kenner werden kann? Niemand kann mehr als ich ſelbſt die wirklich originelle Figur bewundern, die Herr Döbbelin als Invalide macht. Demungeachtet iſt dieſes ächte Wachtſtubenſtück nichts mehr und nichts weniger, als die treue Kopie eines beſtimmten Individuums, durchaus kein vollkommenes Muſter der Gattung; es fehlt ihm die Allgemeinheit, das Idealiſche, welches das Genie des Künſtlers der Nachahmung erſt ertheilen muß. Und wie drängt ſich dieſe zwar ungemein glückliche, aber immer nur rohe Kopie überall hervor! wie will nur ſie allein immer geſehen und bewundert ſeyn! wie deutlich verräth ſie durchaus nur die Abſicht, ein ſchallendes Gelächter zu erregen! „Der komiſche Zweck wird dadurch erreicht," ruft man mir entgegen; „wir haben nicht aus dem Lachen kommen können." Dieſe Vertheidigung unterſchreibe ich von Herzen; aber ich kann nicht bergen, ich wünſchte, ich hätte weniger lachen müſſen, ſo wäre ich mehr befriedigt worden, und hätte den Totaleindruck des ganzen Stücks, den ich vom Schauſpiel erwarte und hier gänzlich vernichtet fand, nicht verlohren. — Auffallender noch iſt das Fehlerhafte der Darſtellung, da wo der Invalide in der Maske des Gelehrten erſcheint. Ich überſehe das Poſſenhafte in der Idee an und für ſich, die der Dichter ſchwerlich jetzt noch für ſein Werk erkennen dürfte. Aber wie ſehr wird dieſes unter den Händen des Schauſpielers verſtärkt! Es heißt, um mich des eigenen Ausdrucks Ifflands zu bedienen, Zucker auf Zucker ſtreuen, wenn man eine Poſſe, die an ſich ſchon grell genug iſt, noch obendrein mit

Poſſen überladet. Doch weniger allgemein, als die eben bemerkte Uebertreibung gefühlt wurde, möchte der Verſtoß wahrgenommen worden ſeyn, welchen Herr Döbbelin hier gegen das erſte Geſetz der Kunſt, gegen die Wahrheit, begeht. Da der Invalide nur gezwungen die Rolle des Profeſſors übernimmt, ſo ſieht man leicht, wie er ſich bei der ganzen Handlung wird benehmen müſſen, und daß er die Laune nicht haben könne, durch luſtige Schwänke „ſich bei der Geſellſchaft zu rekommandiren." Ich habe keinen ſo geringen Begriff von dem Verſtande des Herrn Döbbelin, daß ich annehmen könnte, es fehle ihm an der Faſſungskraft, dieſe ſo ſehr in die Augen fallende Bemerkung zu machen. Vielmehr nehme ich an, es fehle ihm an der Reſignation des wahren Künſtlers, etwas weniger Gelächter auf Koſten des reinern Vergnügens, welches aus dem Genuß einer vollkommenen Darſtellung entſpringt, zu erregen.

Wie ſehr ließen ſich die Beweiſe zu dem obigen Ausſpruch häufen, wenn es von Nutzen ſeyn könnte, eine Entwickelung aller Fehler und Eigenheiten ſeines Spiels im Detail zu geben! Wir haben Herrn Döbbelin in nicht mehr als ſechs Rollen geſehen, die hinreichend ſind, dieſes Urtheil über ſeine Kunſt vor jedem denkenden Zuſchauer zu rechtfertigen. Ich zweifle ſo ſehr, daß er durch mehrere Darſtellungen daſſelbe würde entkräftet haben, daß ich mich vielmehr überzeugt halte, eine jede folgende Rolle würde nur einen neuen Beweis dafür gegeben haben. Wir haben Herrn Döbbelin oft genug geſehen, um den Grad ſeines Verdienſtes würdigen zu können, zugleich aber auch um bedauern zu müſſen, daß die vortreflichen Naturanlagen, die Niemand an ihm verkennen wird, nicht mehr auf wahre Kunſt und Veredlung verwandt werden.

Infelix operis ſumma, quia ponere totum
Neſcit.

Horat.

Brief aus Wiesbaden.

Im Juni 1799.

Beſter Freund!

Seit acht Tagen befind' ich mich nun hier, und theile Dir itzt, meinem Verſprechen gemäß, einige Bemerkungen meinen hieſigen Aufenthalt betreffend, mit.

Wiesbaden liegt eine Stunde vom Rhein, und zwei Stunden von Mainz, in einer angenehmen Gegend. Gegen Norden gränzt es an den Fuß des Gebirges, das unter dem Namen Hairich hier ſeinen Anfang nimmt; von den übrigen Seiten aber wird es von einigen Anhöhen beherrſcht, ſo daß die Stadt gleichſam in einem Keſſel liegt. — Die Gegend um Wiesbaden iſt vortreflich; ſie erzeugt alle mögliche Producte, hauptſächlich Obſt im Ueberfluſſe; ſchade nur, daß man dieſer ſchönen Gegend zu wenig die Reize anderer Badeörter zu ertheilen ſich bemüht hat. Denn außer dem ſogenannten Herren-Garten, der bei ſeiner Anmuth nur zu dunkel und nicht groß genug iſt, und dem Wieſenbrunnen, der in einer Allee und einigen unter einer Gruppe von Bäumen angebrachten Bänken beſteht, findet man keine Promenade. Den Geisberg, der in einer auf einem Berge angebrachten Tabagie beſteht, wird niemand darunter rechnen.

Würde man mehr für das Vergnügen ſorgen, ſo glaub' ich gewiß, daß der Badeort ſehr gewinnen würde, da die Gegend vortreflich, und der Ort von mehreren beträchtlichen Städten, als Mainz, Frankfurt u. ſ. w. ſo wenig entfernt iſt. So aber trift man ſelten andere Gäſte, als wirkliche Kranke, die freilich, beim beſten Willen, nur wenig zum Vergnügen beitragen können. Im Sommer wird zwar öfters getanzt; allein wer findet bei gutem Wetter Gefallen daran, ſich in einem dunkeln Zimmer einzuſperren, wenn die ſchöne Gegend mehr Nahrung für die Freude darbietet? Ueberdies iſt Wiesbaden ſchlecht und zu enge in einander

gebauet, was natürlicher Weiſe den dicht zuſammen wohnenden Badegäſten, der vielen Ausdünſtungen wegen, nicht am geſundeſten ſeyn kann. Läge z. B. der Schützenhof *) in einer freien Gegend, ſo würden allerdings mehrere Gäſte bewogen werden, ihn zu bewohnen; ſo aber liegt er in einer engen und ungeſunden Straße. Dieſes gilt ebenfalls von den meiſten Badehäuſern, deren Wiesbaden viele hat, und die alle ihre eigene Benennungen nach den ausgehängten Schildern haben. Unter dieſen ſind, außer dem Schützenhof, der Adler, die Roſe, der Schwan und der Spiegel die beſten. Einige dieſer Badehäuſer halten table d'hôte, andere nicht: daher muß man ſich in dieſen letztern das Eſſen holen laſſen, wenn man die erſtern beſuchen will. — Alle dieſe Badehäuſer erhalten ihr Waſſer aus einigen Quellen, die hierzu mit Mauern eingefaßt ſind. Der Hauptbrunnen liegt mitten in der Straße vor dem Schwan; er hat 24 Fuß in der Länge, 17 in der Breite, 3 Fuß tief unter dem Horizont, und iſt 5 Fuß über demſelben mit einer Mauer eingefaßt. Die Hauptquelle kann 8 bis 10 Zoll im Durchmeſſer haben, und quillt ſo reichhaltig aus einem Felſen hervor, daß ſie, nebſt noch einigen andern Quellen, die meiſten Badehäuſer verſorgt, den Ueberfluß abgerechnet, den man ablaufen läßt.

Das Waſſer iſt ſo heiß, daß man füglich Fleiſch und Eier darin gar kochen kann. Die zweite Hauptquelle iſt im Adler, ſie iſt aber bei weitem nicht ſo beträchtlich, als die erſte, und ſo verhält es ſich auch mit noch einigen andern. Ob das Waſſer aus dem Felſen ſelbſt entſpringt, oder ob es aus den Eingeweiden der nahegelegenen Berge komme, iſt nicht beſtimmt; doch behaupten einige, daß das warme Bad zu Soden drei Stunden von Homburg an der Höhe, wie auch einige Sauerbrunnen und Salzquellen, hauptſächlich die zu Nauheim, ihren Urſprung da haben

*) Schützenhof, ein großes Badehaus von etlichen dreißig Fenſtern in der Front, dem nichts als eine ſchöne Ausſicht fehlt.

ſollten. — Dicht am Schützenhof findet man eine Quelle, deren Beſtandtheile denen der warmen Brunnen beinahe gleich kommen. Schade, daß alle dieſe Quellen nicht genau genug analyſirt ſind, was gewiß, wenn es geſchähe, vielen Nutzen gewähren würde, da die Quellen unter ſich, dem Inhalte nach, in etwas verſchieden ſind. Gewiß würde ſich finden, daß die eine Quelle bei manchen Krankheiten vor den andern Vorzüge hätte. Ein ſachverſtändiger Mann verſicherte mir aber, daß dieſes die Badewirthe nicht wünſchten, weil ſie ihre Badegäſte zu verlieren befürchteten. Es wird alſo dem Eigennutz die Geſundheit mancher Menſchen aufgeopfert. — Die bekannten Theile, die das Waſſer im Allgemeinen enthält, ſind: ein ſcharfes Mittelſatz (Sal enixus), einiger Schwefel, auch Ocker und nur wenig Eiſentheile, überdies eine ſeifenartige Subſtanz, die, wenn das Waſſer einige Zeit geſtanden hat, oben aufſchwimmt und dem Waſſer viel Geſchmeidigkeit giebt. Das Waſſer ſetzt am Rande der Brunnen oder Gefäße einen rothen Bimsſtein an, der wahrſcheinlich vom Ocker und von den Eiſentheilen entſteht. Die Wärme erhält es, meiner Meinung nach, von dem Schwefelkies, über den es fließt; denn man findet dieſen häufig und in der Regel fletſchenweiſe unter den Quellen. — Sonderbar iſt es, daß die Peſt, als ſie in Wiesbaden graßirte, bloß den obern Theil der Stadt angriff, den untern Theil aber, worin ſich die Brunnen befinden, nicht heimſuchte.

Herr Hofrath Ritter, der beim Fürſten von Uſingen Leibarzt iſt, verſpricht uns bald eine Beſchreibung von Wiesbaden, und ich hoffe, daß er uns über das bis jetzt noch Unbekannte einige Aufklärung geben wird, da er ſich dieſes Werk ſehr angelegen ſeyn läßt.

Sollte dieſer kleine Aufſatz Deinen Beifall haben, ſo könnte ich Dir künftig etwas über das alte Wiesbaden, oder dem damaligen Caſtrum Maguntiae der Römer ſagen, wovon man hier noch Ueberbleibſel findet. Dein Freund

v. M . . .

Aus einem Briefe von Paris.

Den 30. Meſſidor. 7.

Wie raſch, mein Lieber, hat ſich die Lage der Dinge umgeworfen, und wie anders hat ſich Paris, während meines Aufenthalts in Havre de Grace, geſtaltet! Noch ehe ich meine angefangene Auseinanderſetzung der Partheien, ihrer Rädelsführer und Abſichten zur Hälfte beenden konnte, war die Reaktion da, und iſt auf dem Punkte, einen vollſtändigen Sieg zu erlangen. Die politiſchen Propheten müſſen, wie ich bemerke, mit ihren Vorausſagungen eilen, damit ſie nicht von dem raſchen Gange der Ereigniſſe ereilt und überflügelt werden. Wahrlich, es fehlt der Nation jetzt an Energie, um eine Parthei lange zu tragen; ſie ſinkt bald unter ihr zuſammen; es fehlt den Faktioniſten an Energie und Talent, um ſich lange aufrecht zu erhalten.

Einer unſerer Journaliſten zeichnete die allgemeine Stimmung in Paris und in den Provinzen, vor dem 18ten Fructidor, ſehr glücklich durch ſeine ſogenannte grammatiſche Schilderung. Ich fürchte mich, du fürchteſt dich, er fürchtet ſich, wir fürchten uns, ihr fürchtet euch, ſie fürchten ſich, giebt Alles, was ſich über den jetzigen Status rerum der Republik ſagen und empfinden läßt. Aber zugleich dient dieſe durchgängige Spannung und Furcht zum Beweiſe: daß die Reaktion zwar da, aber noch nicht vollendet ſey, wie man wohl im Auslande glauben möchte, weil ſonſt jeder bereits ſeinen Standpunkt gefaßt, und ſein Intereſſe an die neue Form der Dinge würde angeſponnen haben.

Am 30ſten Prärial fielen die Sieger des Fruktidors nur der eigenen Schwere und Unbehülflichkeit; ſie fielen durch die Machinationen im Lüxembourg für das Lüxembourg. Wenn ſich die Parthei, deren man ſich von dort aus zum Mittel bediente, jetzt der Früchte des neuen Ereigniſſes bemeiſtern will, ſo wird es

dem Direktorio noch übrig bleiben, auch dieſe, wie die vorgegan=genen, nach dem Thermidor, Vendemiaire und Fructidor, durch neue energiſche Maaßregeln zu unterdrücken, und die allgemeine Stimmung (wenn es noch eine allgemeine Stimmung giebt und geben kann!) zu berichtigen. — Erſt wenn der Sieg einer Faktion über ihre Gegner vollſtändig iſt, können wir auf Siege und glänzende Fortſchritte im Auslande rechnen. Der Zuſtand der Dinge aber, wie er jezt iſt, iſt höchſt mißlich, und wir dürfen nicht wünſchen, daß der Staat lange in ihm bleibe; denn wenn gleich das Uebergewicht einer Parthei zerfallen könnte, die für Frankreichs Ruhe und Wohlfahrt nur bedenkliche Ausſichten darbietet, ſo iſt doch die fernere Exiſtenz der Franzöſiſchen Re=publik abermals durch die Fehler der eben geſtürzten Demagogie ſehr problematiſch geworden, und wir bedürfen einer neuen, die den gewichenen Geiſt des Ganzen hervorruft oder wieder er=ſchafft. Jede Parthei erzeugt ſich gleichſam ſelbſt die künfti=gen Reaktionen, denen ſie unterliegen wird. Das Direktorium hat ſo lange über Anarchiſten und Jakobiner geſchrieen, bis ſeine Gegner unter dieſer Form ſich gesammelt und zum Erſtaunen gelten gemacht haben. So lange noch jede geſtürzte Parthei andere Partheien gegen ſich vorausſetzt, und zu dieſen, ſelbſt ge=waltſam, Alles claſſifizirt, was ihrem Vortheile nicht entſpricht, ſo lange wird ſie jeder, auch noch ſo billigen Oppoſition, eine für ſie furchtbare Richtung geben, und die Zahl ihrer Feinde in eben dem Maaße vermehren, in dem ihr Verdacht und die mit ihm verbundenen Inconſequenzen ſteigen. Nie würden die Herren von der Reitbahn aufgekommen ſeyn, nie ſo kühne Schritte gethan haben, wenn nicht das Direktorium ſchon früher ihr Daſeyn vor=ausgeſetzt und aus dieſer Anſicht ſeine Handlungen ſo eingerichtet hätte, daß ſie ſchlechterdings entſtehen mußten.

So furchtbar indeß auch die Drouet, Augereau, Marbot, La=marque, Lepelletier, Deſtrem ꝛc., und die Apoſtel des Jacobinism,

Vatar,

Batar, Stevenotte und Comp. ſchreien und lärmen und in Animoſitäten gegen das geſtützte Triumvirat wetteifern mögen, ſo wenig kann ich mich überreden, daß an ihnen wirklich ſo viel ſeyn könne, als man im Innern und im Auslande annimmt. Wenn auch Antonelle zum Noteur, Barrere (der große, erhabene, freie Republikaner, der Märtyrer der Freiheit nach dem famöſen Journal des hommes libres) zum Generalſprecher im Klub ernannt würden; ſo ſind doch die Zeiten vorüber, in denen die Germain's, wenn ſie aus Cherburg und allen Feſtungen Frankreichs entlaſſen würden, durch ihre wilden Verzuckungen mehr, als jenes Erſtaunen und Entſetzen wieder erregen könnten, mit denen Paris ihre letzten Kämpfe unter Babeuf aufnahm. — Für den Terreur der Jakobiner iſt die Franzöſiſche Nation nicht mehr ſtark genug; die Kräfte ſind zu ſehr erſchlafft, um für eine große und lange Anſtrengung vorzuhalten. Mit Marat fiel die Möglichkeit einer conſequenten Fortexiſtenz des Schreckenſyſtems; denn Robespierre und Conſorten konnten ſich nach ſeinem Tode ſelbſt nicht aufrecht halten. Die Schreckensmänner, die wie die Trümmer einer ſchenßlichen Vergangenheit wieder an das Tageslicht kriechen, ſind wilde, unſchädliche Schreier, ſonſt wären ſie der Wachſamkeit Marats und der ſchwarzgalligen Furchtſamkeit Robespierres nicht entgangen. Sie würden im neuen Klub die Verwirrung, die Verachtung der Nation und die raſche Auflöſung des ganzen Gaukelſpiels vollenden.

Die Reitbahn iſt unter der Leitung des Rathes der Fünfhundert nichts mehr, als eine Vogelſcheuche gegen das Direktorium und die Nation, und indeß er mit jenem durch zu raſche Aeußerungen und das Beſtreben, ſelbſtſtändig zu handeln, zerfällt, ſchließt ſich das Direktorium an die Nation und ihren beſſern Repräſentanten, den Rath der Alten; mit ihm wird es ſich aufrecht halten. Der Rath der Fünfhundert ſowohl, als die Jakobiner, leben daneben in einer Täuſchung, als hätten ſie ſelbſt die Majorität im Direktorio. Kein Direktor kann es mit den Jakobinern gut

meinen, aber was that der Kardinal Montaldo nicht, bis er zum Pabſt Sixtus proklamirt wurde? — Der Rath der Jüngern, wenn er gleich die Wahl der Rhonemündung in der Annahme des wilden Faktioniſten Autonelle beſtätigte, den ominöſen Vorſchlag einer Modifikation der Eidesformel annahm und durchſetzte, und durch ſehr bedenkliche Aeußerungen ſeine Abſichten zu verrathen ſchien, iſt dennoch bis jetzt nichts weniger, als ein zweiter Jakobinerklub, oder wohl gar die Mutterloge der Klubs in Paris und den Provinzen, wenn ihn nicht etwa der Sieg der Jakobiner (der freilich, aber immer nicht recht abſichtlich, aus ſeiner Mitte hervorgehen kann) zur Annahme des Schreckenſyſtems zwingt, und ihn ſelbſt zum Convent umbildet. Bei Gott! man traut dem Rathe zu viele böſe Abſichtlichkeit zu; man treibe ihn nicht ſo weit, um endlich das zu müſſen, was er nie ernſtlich gewollt hat. Wird es nicht täglich augenſcheinlicher, daß ſich der Rath getäuſcht ſieht; daß er ſich von dem Joche loßzureißen ſucht, dem er freilich ſich ſelbſt unterzogen hat? Wer den Gang der Revolution, oder der Faktionen und Reaktionen beobachtet hat, wird in der gegebenen Lage der Dinge weder etwas Neues noch Auffallendes finden. Was dem Direktorio im Fructidor das Odeon war, um über die Räthe zu ſiegen, dies und mehr nicht ſollte die Reitbahn den Geſetzgebern zum vollſtändigen Siege über das Direktorium ſeyn, und nur Mangel an Energie und Spaltungen in den Räthen ſelbſt ſind die Hinderniſſe, daß der Jakobinerklub nicht eben ſo raſch wieder aufgehoben ward, als man damals die conſtitutionellen Cirkel im Salm und Odeon ſchloß.

Eben die Menſchen, deren man ſich am 10ten Auguſt zur Verhaftung des Königs bediente; die am 13ten Vendemiaire zum Siege für die Konſtitution vom J. 3 (gewiß wider ihren Willen) und der Zweidrittelsdekrete vom 5ten und 13ten Fructidor aus den Kerkern von Paris hervorgerufen wurden; die endlich zur Unterdrückung des Royalism am 18ten Fructidor unter Reubels, Barras

und Sieyes Leitung zuſammentraten — dieſe Menſchen ſind es, die die Reitbahn anfüllen und ſich zur Schutzmauer um ſie drängen. — Indeß gerade die Männer, die am 9ten Thermidor die Macht der Jakobiner zertrümmerten, ſie unabläßig bekämpften, dann ſich ihrer zum Mittel bedienten, das Pantheon und Odeon verſchloſſen, und noch jetzt gegen die Reitbahn kämpfen — befinden ſich eben darum jetzt in einer mißlichen Lage, weil — ihre Gegenparthei endlich einmal das Uebergewicht erhalten zu haben ſcheint. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, werden die Denunciationen ſo vieler und ſo wichtiger Männer minder auffallen; wird es leicht zu erklären ſeyn, wie man den vortreflichen (wenn gleich auch ſchwärmeriſchen und in gewiſſen Dingen abſprechenden) La Revelliere Lepeaux, den Bürger Trouvé und Taleyrand, mit Merlin, Treilhard, Scherer, Rapinat und Renbel in eine Klaſſe wirft, und beſonders gegen den letztern, und bereits auch gegen Barras und Sieyes losbricht. Denn jener drang auf die Verſchließung des Pantheons, und Barras ließ Baboeuf und mit ihm Germain, Banorotti u. a. m. verhaften, und lag im ewigen Kriege mit den Jakobinern, gegen die er am 9ten Thermidor die guten Bürger von Paris perſönlich anführte. Es läßt ſich erwarten, daß Barras u. a. m. klug genug ſeyn werden, um eine Parthei zu unterdrücken, von der es bekannt iſt, daß ſie in der Rache keine Mäßigung kenne.

Die Royaliſten, oder die Furcht vor den Royaliſten, hat in entſcheidenden Augenblicken gemeinhin zwei Partheien mit einander verbunden, und dieſe haben immer den Sieg davon getragen, indem ſie (wie im Vendemiaire und Fructidor) unter dem Namen der Patrioten gemeinſchaftlich handelten. Die Patrioten von der zweiten und von der dritten Konſtitution ſind überdies größtentheils nur durch Uebertreibung und grellen Egoismus von einander getrennt, und haben zuletzt ihren Streit über die Verfaſſung dem beiderſeitigen Intereſſe für die Erhaltung der Republik aufgeopfert.

Auch diesmal werden die Royaliſten, die ſich — wie immer — ſehr zur Unzeit regen, die erhitzten Gemüther dahin bringen, ihre gegenſeitigen Streitigkeiten zu ſuſpendiren, und in ihren Handlungen eine wirkſame Uebereinſtimmung herzuſtellen. Schon ſpricht man in den Räthen kräftiger; die Reitbahn wird verlegt; der Rath der Alten entwickelt ſich in ſeiner ganzen Energie; Barreres Zurückberufung geräth ins Stecken; Lucian Bonaparte, Talot kämpfen kräftiger für die Konſtitution vom J. 3, indeß Drouet, Lepelletier und Lamarque ſich um eben ſo viel in der Reitbahn hinabſchrauben. Vergebens hat man ſich bemüht, auch Lucian Bonaparte zu bewegen, in den Klub zu treten; der Bekämpfer des Direktoriums nimmt ſich mit einer Feſtigkeit, die ihm nur Wenige zutraueten. Vielleicht würde das Projekt, eine Menge conſtitutioneller Republikaner in die Reitbahn zu ſchicken, um dort die Majorität um eben ſo viel zu ſchwächen, der Wohlfahrt des Ganzen erſprießlich ſeyn. Einige der derbſten Schreier legen ſich zum Ziele, ſeit ſie in die Verwaltung des Staats gezogen; ſie kämpften nur gegen den Nepotismus des Triumvirats, weil ſie nicht zu den verſorgten Familien gehörten, oder als verwahrloſte Vettern vergebens an der Schwelle des Oheims um Brod und Unterkommen flehten. Marbot iſt weniger erbittert, ſondern von ſeinem Berufe zerſtreut, ſeit er zu einer Diviſion gekommen; und auch Vatar wird ſich nicht mehr ſo ungeſtüm zum Apoſtel der Freiheit aufdringen, wenn er immer mehr zu ſeinem Zwecke gelangen, d. h. ſich durch eine ungeſtüme Oppoſition ſo reſpektabel machen wird, daß man ihn durch etwas Namenhaftes zum Schweigen bringen muß. Mit Unrecht tadelt daher Poultier die Nachgiebigkeit der Staatsbeamten, wenn ſie Mitglieder aus der Reitbahn in ihr Bureau und zugleich in ihr Intereſſe ziehen; nur die Auswahl unter den Faktioniſten ſollte glücklicher ausfallen. — Das Direktorium geht unbemerkt, aber ſicher; raſch und plötzlich wird das Ungewitter über die Jakobiner loßbrechen und auffallende Erſcheinungen mit ſich führen. Schon ſucht man durch den Royalism die Anarchiſten zu ſchrecken; die alten Ideen werden wieder rege: daß die

Jakobiner nichts mehr als eine royaliſtiſche Faktion ſeyn, die auf dem Wege bizarrer Uebertreibung und der gänzlichen Auflöſung des Staates zum Königthume leiten wolle. Man ruft ſich die Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausſchuſſes zurück, und indeß dieſe über eine Orleanſche Faktion ſchreien, die zu Gunſten Ludwigs XVIII die Republikaner verfolgen ſolle; bringen die conſtitutionellen Republikaner Schwüre und Verſicherung: die Conſtitution vom Jahre 3 aufrecht zu erhalten, in den Räthen und im Klub an die Tagesordnung. Die Konſtitution vom J. 3 wird ſiegen! Weiß Gott, welche Kraft dieſem zweideutigen, ſchwankenden Syſteme beiwohnt! Sie hat die entſchiedenſten Triumphe davon getragen, und die Anhänglichkeit der Franzoſen an dieſelbe zeugt, wie ich glaube, dafür, daß die Nation im Durchſchnitt mehr Liebe für das Geſetz und Geſetzlichkeit beſitze, als man ihr wohl ſonſt zugeſtanden hat.

Aber wird das Uebergewicht der conſtitutionellen Republikaner der Republik neue Kräfte geben, um ſich mit Anſtand und Würde aus ihrer mißlichen Lage zu ziehen? — Werden unſere Generale wieder ſiegen und den Feind von der Gränze vertreiben? — So viel auch immer der ſchlechte Zuſtand der Finanzen und eine Unſumme von Betrügereien der Commiſſaire zum Nachtheile und den auffallenden Verluſten unſerer Heere mögen beigetragen haben, ſo können wir von dort aus doch nicht allein jedes Uebel herſchreiben. Es ſcheint vielmehr, als liege allen Unternehmungen unſerer Heere kein Plan zum Grunde, als ſey der Zuſammenhang unter ihren Operationen zerriſſen, als ſey jeder General um ſeine eigentliche Abſicht verlegen, und wiſſe höchſt unbeſtimmt, was er für ſich, aber gar nicht, was er als Theil eines Ganzen thun müſſe, um ſeine Maaßregeln mit den Bewegungen der andern Heere der Republik in Harmonie zu ſetzen. Unſere Armeen ſtehen, trotz der großen uns ſchwächenden Truppenketten, faſt alle iſolirt, und wenn auch die phyſiſche Combination unter ihnen nicht durchaus zerriſſen iſt, ſo iſt ſie

doch in den Plänen unterbrochen, und wir müſſen uns ſchon darum mehr auf den Vertheidigungskrieg einſchränken, in dem die Franzoſen minder glücklich ſind, als im Offenſivkriege. — Sollte uns Carnot wirklich fehlen? — Wir haben Generale im Direktorio und im Kriegesminiſterio, aber wenn ſie auch tapfere Diviſionsgenerale waren, ſo fehlt ihnen doch die Fertigkeit, kühne und neue Pläne zu ſchaffen und ſie auf glückliche Art nach den Konſtellationen am Himmel von Europens-Politik zuſammenzuſtellen und zu modifiziren. Der Terrorismus ſoll dem abhelfen, und, wie ehemals, aus Nichts durch gewaltſame Erſchütterungen Alles hervorheben; allein ſeine erſte Regierung hat bereits alle phyſiſchen und moraliſchen Kräfte der Nation für die Folgezeit erſchöpft. Wir ſehen die Möglichkeit wohl voraus, daß unſere Heere bis zu den Gränzen zurückgetrieben, unſere Alliirten für uns verlohren gehen, der Bund der Republiken und mit ihm nicht nur unſer Uebergewicht, ja ſelbſt Europa's Gleichgewicht zerſtört werden können; aber innerhalb unſrer Gränzen werden die Feinde ihr Grab finden, wenn der Terrorismus durch Ströme Bluts die Nation zum fürchterlichen Vertheidigungskriege anſpornen mußte. Eſchaſſeriaux motivirte jüngſt von neuem den alten Vorſchlag: das Franzöſiſche Volk zur bewafneten Nation zu proklamiren, und alle Klaſſen vom 16ten bis zum 50ſten Jahre an die Gränzen zu jagen. Wenn wir gleich im regelmäßigen Kriege, nach Lacuee's Bericht, nicht mehr als 540,000 Mann zum Widerſtande gegen die Alliirten bedürften, ſo konnte es dennoch eine Zeit geben, wo nur das entſcheidenſte Mittel bliebe, durch eine gewaltſame Maaßregel, durch die Maſſe, den kühnen Feind zu erdrücken. Dann — wehe! Frankreich und mit ihm dem Auslande!

Sie ſehen, mein Theurer, daß uns eine bedenkliche Kriſis bevorſteht, daß uns die ſchöne Ausſicht auf Frieden für lange Zeit durch den abſcheulichen Mißbrauch verlohren gegangen iſt. Die Nation muß die Fehler ihrer Repräſentanten ſehr theuer bezahlen, und nach zehn Jahren, in denen jeder Tag durch eigene groſſe blu-

tige Anſtrengungen bezeichnet iſt, ſind wir nicht nur nicht weiter gekommen, ſondern die Zahl unſerer Feinde multiplicirt ſich täglich um ſo viel, als unſere Kräfte zum Widerſtehen abnehmen. Die Republik iſt von neuem zum Problem geworden! — Aber nun gilt es auch den letzten Kampf um Leben und Tod; nahe am Ziele werden unſere Feinde mit uns entkräftet niederſinken, und nur die gegenſeitige Schwäche einen von beiden vor gänzlichem Untergange bewahren. In Sieyes beſitzt das Lüxembourg einen guten Staatsmann; allein wir ſind mit Gewalt von allem diplomatiſchen Verkehr abgeſchnitten, und ein guter General könnte uns im gegenwärtigen Falle vielleicht erſprießlichere Dienſte leiſten. Das Bedürfniß nach einem militairiſchen Genie wird durchgängig gefühlt, damit unſeren brauchbaren Feldherren, zum Siege, zur Rettung der Republik und Europens (deſſen Schickſal bereits zu genau mit dem unſrigen verwebt ward) der kürzeſte Weg gezeigt werde. Das Glück der Franzoſen, das zwar von ihnen weichen, ſie aber nie ganz verlaſſen wird; die Göttin Politik, die bereits den Saamen des Verdachtes und der Zwietracht unter die Alliirten ausgeſtreuet hat, können indeß leicht eine Diverſion machen, die plötzlich uns aus dem Labyrinth zum entſchiedenen Vortheil rückte. — Mein Urtheil über einzelne Männer, die ſich in der Geſchichte der Republik wichtig gemacht haben, bleibt auch jetzt noch ſtehen, und wenn ſie morgen vor dem hohen Nationalgerichte der frechſten Abſcheulichkeiten überführt würden. — Die Anſichten der Faktionen für das Individuum dürfen den Unbefangenen nicht aus ſeinem Standpunkte rücken, weil ſonſt für ihn Frankreich weder auch nur einen tugendhaften, noch einen laſterhaften, ſondern Menſchen hervorgebracht hätte, die beides im höchſten Grade und zu gleicher Zeit geweſen, und nicht geweſen ſind. — Das Weitere in meinem folgenden Schreiben, das raſcher nachkommen ſoll, als dieſes den vorhergehenden. — Leben ſie wohl.

IX.

Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten.
Am Ende des Auguſt 1799.

Italien gehört nun ganz den Alliirten; die letzte Feſtung in ihrem Rücken, Mantua, welches vor länger als zwei Jahren ſich ſo lange und brav gegen die Franzoſen hielt, obſchon die Lebensmittel ſo abgenommen hatten, daß man zum Pferdefleiſch ſeine Zuflucht nehmen mußte, iſt in einer ſehr kurzen Zeit erobert worden. Und auch während dieſer Zeit iſt die Belagerung nicht einmal ununterbrochen fortgeſetzt worden; denn als Macdonald mit ſeinem Corps aus dem untern Italien heraufrückte, und Suworow ihm entgegen ging, nahm er einen Theil des Belagerungscorps zu Hülfe. — Wenn man ſich erinnert, wie lange die öſtreichiſchen Commandanten und zuletzt Wurmſer, dieſe Feſtung gegen die Franzoſen vertheidigten, wenn man bedenkt, wie äußerſt wichtig dieſer feſte Platz für die Franzoſen war, da alle übrigen kleinern Feſten ſchon gefallen waren; wenn man ferner die zur Uebergabe dieſer Stadt gehörigen Aktenſtücke lieſt, und dabei der Geſchichte dieſer letzten Belagerung eingedenk bleibt, wo der Commandant nur wenige ſehr unbedeutende Ausfälle that, wo ſchon ganz früh von den Feinden für die Kranken unter der Beſatzung Citronen (nach der alten Mythologie die goldnen Aepfel der Heſperiden) erbeten und geſandt wurden; — ſo müſſen bedenkliche Vermuthungen entſtehen. Sollten vielleicht die lebhaften Franzoſen ſich ungern in Feſtungen einſchließen laſſen? Aber das kleine Corps, welches vor mehrern Jahren den Königſtein bei Frankfurth vertheidigte, zog erſt halb verhungert aus, und Manheim wurde ſehr gut, Mainz doch wenig-

ſtens länger und beſſer als Mantua vertheidigt. — Wenn es daher nicht in dem allgemeinen Charakter der Franzoſen zu ſuchen iſt, warum dieſe Feſte ſobald den Feinden überliefert ward, ſo liegt es wohl in dem Individuellen der Commandanten; denn weder Hunger noch Mangel an Medicin für die Kranken; neuern Nachrichten zufolge haben die Eroberer in der Apotheke einen Werth von 400000 Gulden, auch war Geſchütz und Munition in Menge da, und gleichwohl behaupten Sachverſtändige, und Wurmſer hat es bewieſen, daß Mantua nur durch Hunger zu überwinden ſey. So viel dem Schreiber dieſer Zeilen, als einen aufmerkſamen Beobachter der neuſten Vorfälle, immer gegenwärtig iſt, ward im Laufe der Begebenheit des Commandanten Foiſſac Latour nie mit Auszeichnung gedacht; in einer Zeit, wo ſo manche dunkle Namen plötzlich ſehr ehrenvoll hervorleuchteten, iſt der ſeine nur durch dieſe Capitulation bekannt geworden. Mit Dombrowsky, dem Commandanten der Citadelle, verhielt es ſich freilich anders.

Außerdem iſt noch merkwürdig, daß einer der Brigade-Chefs dieſe Capitulation nicht unterzeichnen wollte, und daß in derſelben dem Anführer von ſeinen Feinden Ehrenbezeigungen zugeſtanden worden, die unter ſolchen Umſtänden ſchwerlich ehrenvoll ſeyn können. Dahin gehört unter andern die Fahne. Wir geben zu, daß nach einer tapfern Gegenwehr, nach einer Vertheidigung auf Tod und Leben, wenn der unüberwindliche Muth der Belagerten dem Feinde ſelbſt Ehrfurcht abzwingt, der Sieger, der die Größe auch im Feinde und ſich eben darum ſelbſt um ſo mehr ehrt, dann geben wir zu, daß dergleichen Ehrenzeichen ehrenvoll ſind und ſcheinen. Aber Umſtände verändern die Sache.

Doch man ſehe die Aktenſtücke.

Brief des General Foiſſac-Latour.

General,

Nicht ich habe zu kapituliren verlangt; Sie ſind's geweſen, der in edeln Ausdrücken den Vorſchlag dazu gethan hat; einen Vorſchlag, der ſich auf die Rechenſchaft gründet, die ſowohl Sie, als ich unſern reſpektiven Staaten für das Blut ſchuldig ſind, welches wir vergießen werden. Wie laſſen ſich aber die Artigkeit Ihres Benehmens und die Vorſtellung, die Sie von der wahren Ehre haben, mit den harten Bedingungen reimen, die Sie mir vorſchlagen, und zwar in dem Augenblick, wo ich mich bereit zeige, unter anſtändigen Bedingungen nachzugeben? Wollen Sie denn, daß ich meine eigne Schande und Strafe unterzeichne? Wollen Sie, daß die Garniſon entehrt und in Bande gelegt werde? Was würden Sie von einem Franzöſiſchen General ſagen, der Sie in dem Grade verkennen und Ihnen ein ſolches Geſetz vorſchreiben würde? — „Es iſt beſſer, mit dem Degen in der Hand zu ſterben, und weil ihr bloß Blut und Trümmer wollt, ſo werden wir euch unſre Leichname hinterlaſſen, und unſer Ruhm ſoll den eurigen verdunkeln." — Eine ſolche Antwort würden Sie ertheilen, Herr General. Nun wohlan, dies iſt auch meine Antwort, es iſt die Antwort des Kriegsraths und meiner ganzen Garniſon. Glauben Sie mir auf mein Ehrenwort, wir beſitzen noch die Mittel, den Augenblick des traurigen Triumphs zu entfernen, nach welchem Ihre Soldaten dieſe ſchöne Stadt zerſtöhren und ſich in unſerm Blute baden werden; wir haben Verſchanzungen, in die wir uns zurückziehen können. Vermeiden Sie jene traurigen Exceſſe, die in ihrem Erfolge nichts Nützliches haben, die Ihre Eroberung ruiniren und Ihren Ruhm vermindern würden. Müſſen Sie Trophäen, müſſen Sie gefangene Mannſchaft haben, ſo erbiete ich Ihnen dazu meine Perſon und das ganze Officier-Corps. Wir wollen ihre Geiſeln ſeyn,

und zur Bürgſchaft dienen, daß der übrige Theil der Garni-ſon gegen den Kaiſer und deſſen Alliirten nicht fechten werde, unter der Bedingung, daß unſre Unterofficiers und Soldaten nach Frankreich geſchickt werden. Dieſer Mittelweg iſt mit der Menſchlichkeit und auch ganz mit dem politiſchen Intereſſe verträglich. Denn dieſes kann wahrlich nicht darin beſtehen, Mantua, deſſen Einwohner und deſſen herrliche Magazine zu ruiniren, deren Eroberung Sie ſich ſichern können. Unſtreitig werden Sie der Welt und beſonders dieſer Stadt keine trau-rige Erinnerungen zurücklaſſen, in einem Augenblick, da es bloß auf Sie ankommt, Ihren Namen durch billige und mäßige Bedingungen berühmt zu machen, wodurch Sie auch Ihrem Landesfürſten am beſten dienen werden. Nach dieſen Betrach-tungen ſchicke ich Ihnen das Capitulations-Project mit den-jenigen geringen Veränderungen zurück, die daſſelbe ohne Ge-fahr und Schande annehmlich machen können. Verwerfen Sie es, und ergreifen Sie die Waffen wieder, ſo ſind wir ent-ſchloſſen, das edle Beiſpiel von Kriegern zu geben, die den Tod der Schande vorzuziehen gewußt haben. In jenem Fall erſuche ich Sie, das Signal mit einem Kanonenſchuß geben zu laſſen. Empfangen Sie, Herr General, die Verſicherung meiner hohen Achtung.

(Unterzeichnet:) Der Diviſions-General Foiſſac-Latour.

Capitulation von Mantua.

1) Die Garniſon marſchirt aus am 12ten Thermidor (30ſten Julius) um die Mittagsſtunde, mit allen militäriſchen Ehren, und ſechs Kanonen an ihrer Spitze. Sie ergiebt ſich zu Kriegs-gefangenen: der General, der ſie kommandirt, und die übrigen unter ſeinen Befehlen ſtehenden Generale und Oberoffiziere wil-ligen ein, als Gefangene nach Deutſchland in die nächſtgelegenen kaiſerlich-königlichen Erblande ſich zu begeben, wo ſie als Gei-

ſeln für die Unteroffiziere und Soldaten der Garniſon, die auf dem nächſten Wege nach Frankreich eskortirt werden, und bis zu ihrer Auswechslung nicht gegen die Truppen Sr. Majeſtät und Dero Alliirten zu dienen, ſich verbindlich machen, verbleiben wollen. Dem zufolge ſtreckt die Garniſon auf dem Glacis der Zitadelle das Gewehr, die Offiziere behalten ihre Seitengewehre, ihre Equipagen, und die Zahl der Pferde, die ihnen nach ihrem Karakter gebühret; die Nichtſtreitenden (non combattans) werden gleichfalls nach Frankreich zurückgeſchickt; die Generale behalten ihre Sekretäre, und alle Offiziere ihre Bedienten. Dem Diviſionsgenerale Foiſſac Latour wird, in Anbetracht ſeiner lebhaften Vertheidigung der Feſtung, eine Fahne verwilliget. (Antwort. Zugeſtanden in ſeiner ganzen Ausdehnung, und wird dem noch beigeſetzt, daß in Rückſicht des guten Benehmens der Mantuaner Garniſon, dem Kommandanten, dem Generalſtab und den Offizieren verwilliget wird, nachdem ſie drei Monate in den Erblanden Sr. Majeſtät ſich aufgehalten haben, ſich auf ihr Ehrenwort, bis zu ihrer Auswechslung nicht zu dienen, in ihr Vaterland zurück zu begeben.) 2) Die ziſalpiniſchen, ſchweizeriſchen, polniſchen und piemonteſiſchen Soldaten werden in allem wie jene der franzöſiſchen Republik behandelt werden. (Zugeſtanden.) 3) Dem Kommandanten werden drei Wagen zur Fortbringung ſeiner Habſchaften, Papiere und andrer Gegenſtände, die ihm perſönlich angehören, bewilliget. (Zugeſtanden.) 4) Dem Chef des Generalſtabs und den Chefs der übrigen Departementer ſoll erlaubt ſeyn, die ihre Verwaltung betreffenden Schriften, ſo wie ihre eigenthümlichen Effekten, mit ſich zu nehmen; dagegen ſollen die Kommiſſäre dafür verantwortlich bleiben, daß nichts weggenommen wird, was ſeiner Natur nach der Feſtung angehört. (Zugeſtanden.) 5) Man empfiehlt der Redlichkeit und der Großmuth der öſtreichiſchen Regierung das Schickſal und die Ruhe der Einwohner, welche während der ziſalpiniſchen

Regierung zu Geſchäften ſich haben brauchen laſſen, ſo wie derjenigen, welche republikaniſche Geſinnungen geäußert hätten. (Antwort. Als Empfehlung und Unterwerfung an die Großmuth Sr. Majeſtät wird dieſer Artikel angenommen.) — (6 und 7 betreffen Nebenumſtände.) 8) Die Kranken und Bleſſirten, welche nicht transportirt werden können, verbleiben in der Feſtung, um aller Hülfe zu genießen, die zu ihrer Herſtellung erforderlich iſt; man wird ihnen zu dem Ende die nehmlichen franzöſiſchen Aerzte und Wundärzte, die ſie gegenwärtig behandeln, laſſen ꝛc. (Zugeſtanden.) 9) Von Seiten der kaiſerl. königl. Armee wird eine hinlängliche Bedeckung der Garniſon gegeben werden, um die Individuen derſelben vor aller Beſchimpfung und Mißhandlung des Volkes ſicher zu ſtellen, die Kommandanten dieſer Bedeckung werden dafür verantwortlich zu machen ſeyn. (Antw. Man wird der Garniſon während ihres Marſches alle Sicherheit zu verſchaffen wiſſen.) 10) Wenn über den Inhalt der gegenwärtigen Kapitulation Zweifel oder Anſtände ſich ergeben ſollten, ſo werden ſie zum Vortheil der Garniſon nach den Geſetzen der Billigkeit erkläret werden. (Antw. Allerdings wird man ſich hierüber nach Billigkeit einverſtehen. — (11 und 12 Nebenumſtände bei der Uebergabe.) 13) Milliaretto wird durch 1 Bataillon öſtreichiſcher Truppen beſetzt. Die beiden Corps d'Armée ſollen unter ſich keine Gemeinſchaft pflegen, ausgenommen die Chefs oder die, welche hiezu von den vorgeſetzten Generalen die Erlaubniß erhalten. (Einverſtanden.) 14) Der Kommiſſär der ausübenden Macht und der General-Inſpektor der Polizei von der ziſalpiniſchen Republik zu Mantua ſollen frei aus der Feſtung abziehen, und ſich hinbegeben können, wo ſie wollen. (Zugeſtanden.) — (15 und 16 Nebenumſtände.) 17) Die Generale und andere Offiziere, welche einen Theil ihrer Equipagen nach Frankreich ſchicken wollen, können ſie zugleich mit der Garniſon dahin abgehen laſſen, wenn anders der General Kray, der den wahren

militäriſchen Ruhm kennt, nicht etwa findet, die Generale und Offiziere ſelbſt auf ihr Ehrenwort zugleich mit der Garniſon nach Frankreich ziehen zu laſſen. (Antw. Dieſer Antrag iſt ſchon durch den erſten Artikel feſtgeſetzt.) Zuſatzartikel: Die öſtreichiſchen Deſerteure werden getreulich ihren Regimentern und Bataillonen ausgeliefert, der Kommandirende der Truppen Sr. Majeſtät verſpricht ihnen Nachlaß der Todesſtrafe.

Hauptquartier zu Caſtelluggio, am 28. Jul. 1799.

Baron Kray,
General-Feldzeugmeiſter.

Foiſſac-Latour,
Diviſionsgeneral.

Maubez,
Brigade-Chef und Kommandant vom Geniecorps.

Die Folgen der Eroberung von Mantua für die Alliirten, ſind nicht zu berechnen. Eine Armee von nahe an vierzigtauſend Mann kann nun entweder die Corps des General Suworow verſtärken, oder zum Erzherzog Karl nach der Schweiz gehen, oder den Weg in dem untern Italien, welches ihr nun ganz offen ſteht, fortſetzen. Der einzige feſte Punkt, an welchen ſich in Zukunft, bei einigem Glücke, die franzöſiſchen Unternehmungen in Italien anſchließen konnten, iſt für immer verloren: denn bei der Stärke der coaliſirten Mächte in Italien, würde eine ungeheure Macht dazu gehören, ſie zu ſchlagen, und dabei die Belagerung von Mantua wieder zu unternehmen.

Neapel iſt ebenfalls von dem Cardinal Ruffo erobert, und die Beſatzung von St. Elmo ſchon in Toulon angekommen. Die Franzoſen im Römiſchen beſitzen nur noch die Engelsburg, Civitavecchia und Ancona, ſo wie im Neapolitaniſchen Capua.

Joubert hat indeß die italiäniſche Armee übernommen, Moreau iſt nach der Schweizer-Armee abgegangen, und

Macdonald hat zur Herſtellung ſeiner Geſundheit die Kriegsdienſte auf einige Zeit verlaſſen.

In der Schweiz ſind nach einer langen Unthätigkeit von beiden Seiten wieder Angriffe am 14ten Auguſt vorgefallen, von denen man noch nicht ſichere Nachricht hat, die aber allem Anſchein nach für die Franzoſen vortheilhaft waren. Indeß ſind die ruſſiſchen Truppen ſchon in Schafhauſen, und Maſſena hat einen glücklichen Zeitpunkt verſtreichen laſſen. Man verzeiht ihm dies in Paris noch nicht, ohnerachtet einer ſeiner Officiere ihn vertheidigt hat, und es heißt, er würde das Commando dieſer Armee verlieren.

Sonderbar genug ſind die combinirten Flotten nach einem abentheuerlichen Kreuzzuge in das Mittelländiſche Meer, der ganz ohne Folgen geweſen iſt, wieder in Breſt eingelaufen. Sie hat erſt in Cadix wieder Lebensmittel eingenommen, ſo daß dies nicht die Urſach ihrer Rückkehr in den Hafen ſeyn kann, und ſie bleibt um deſto auffallender, da ſie zur Verhinderung der geheimen Expedition Englands nach dem feſten Lande ſtark hätte wirken können.

Dieſe geheime Expedition iſt übrigens in einem ſo hohen Grade geheim, daß der General Abercrombie, welcher die erſte Diviſion derſelben kommandirt, bereits Manifeſte in holländiſcher Sprache hat drucken laſſen, die er bei ſeiner Landung vertheilen will, und daß die Blätter des Tages verſichern, der Erbprinz von Oranien ſey nach Weſtphalen gegangen, um die Reſultate derſelben abzuwarten. — Die Engländer ſcheinen übrigens allein zur Herrſchaft auf dem Meere geboren zu ſeyn, als Landtruppen waren ſie nie ausgezeichnet glücklich. Man erinnere ſich an den Feldzug in Belgien, den ſie unter demſelben Oberanführer, dem Herzoge von York machten.

Vor kurzem noch wollte das Gerücht, welches überall verbreitete, das Kriegsfeuer würde ſich noch weiter ausdehnen, und die bis jetzt neutralen Mächte würden noch zur Coalition hinzutreten, durchaus Recht haben. Dännemark hat freilich ſeinen Bernſtorf nicht mehr, aber ſeine Grundſätze leben in dem Herzen des Kronprinzen, und was dem bedeutendſten Staat unter den neutralen, Preußen betrifft, ſo kennt man die Feſtigkeit des Charakters ſeines Regenten, und ſeine laut erklärte Liebe zum Frieden. Schweden allein müßte ſchwanken. Die vor einiger Zeit in Regensburg eingegebene Erklärung des Königs als Herzogs von Pommern, läßt freilich vermuthen, daß er auch als König von Schweden ſo denken und handeln mögte.

So ſehr ſich indeß die äußern Gefahren Frankreichs häufen, und ſo nahe ſie ihm an das Herz dringen, ſo iſt doch die Unruhe im Innern noch bei weitem gefährlicher. Bis jetzt iſt noch nichts ausgebrochen, alles iſt im Zuſtande der Fermentation, aber laut genug hebt der Royalismus in dem Weſten und Süden ſein Haupt empor, und die Engländer rechnen auf eben ſo ſichere Unterſtützung in Belgien als Batavien. In Paris wird im Stillen der Streit für und wider den Jacobinismus, der ſich in den Klubs wieder erhob, geführt, man fürchtet und ſchont ſich von beiden Seiten; weder die Regierung noch ihre Feinde haben volle Energie, wovon der Grund in nichts anderm, als in der allgemeinen Apathie des ganzen Volks zu ſuchen iſt. Die Nation ſcheint durchaus gleichgültig gegen die Form der Dinge, und wenn ſie ſich gegen die auswärtigen Feinde noch tapfer wehren ſollte, ſo wäre die Urſach daran Furcht von den mit einer Umänderung der Verfaſſung in die alte Form verbundenen

Stürmen und Gefahren, oder der Stolz auf erworbnen Ruhm, und auf das Recht ſich eine Verfaſſung ſelbſt zu geben, und nicht ſich aufdringen und vorſchreiben zu laſſen.

Die Entſcheidung des Proceſſes gegen die Exdirectoren und ihre Mitſchuldigen, geht langſam, und ſie finden Vertheidiger. Man ſcheint ein ſolches Beiſpiel zu geben nicht willens zu ſeyn. Auch Lucian Bonaparte hat für die Exdirektoren geſprochen. Er iſt einer von denen, die ſich thätig genug zeigen, um die Hoffnung zu einer Direktorſtelle nähren zu können.

Der ruſſiſche Kaiſer hat indeß durch folgende Erklärung Spanien den Krieg angekündigt:

Wir von Gottes Gnaden Paul der Erſte, Kaiſer und Selbſtbeherrſcher aller Reußen, ꝛc. ꝛc. ꝛc. thun allen unſern treuen Unterthanen kund: Wir und Unſre Bundesgenoſſen haben Uns entſchloſſen, die geſetzloſe, jetzt über Frankreich herrſchende Regierung niederzuſtürzen, und ſind deshalb mit aller Unſrer Macht gegen dieſelbe aufgeſtanden. Gott hat Unſre Waffen geſegnet, hat bis auf den heutigen Tag alle Unſre Unternehmungen mit Glück und Sieg bekrönt. Unter der kleinen Anzahl von Europäiſchen Mächten, die ihr äußerlich ergeben ſcheinen, in der That aber nur vor der Rache dieſer jetzt in den letzten Zügen liegenden, von Gott verworfenen Regierung bange ſind, hat mehr als alle Spanien ſeine Furcht oder ſeine Ergebenheit gegen Frankreich, zwar nicht durch wirkliche Hülfsleiſtung, doch aber durch Zurüſtungen zu derſelben an den Tag gelegt. Vergeblich wendeten Wir alle Mittel an, um dieſer Macht den wahren Weg zu Ehre und Ruhm zu zeigen, und in Vereinigung mit Uns zu eröffnen; ſie blieb halsſtarrig bei den für ſie oft verderblichen Maaßregeln und Verirrungen, und ſo ſahen wir Uns am Ende genöthigt, ihr Unſern Unwillen dadurch zu erkennen zu geben, daß Wir ihren an Unſerm Hofe ſtehenden Chargé d'Affai-

res Onix zurückſendeten. Da Wir jetzt aber in Erfahrung bringen, daß auch Unſer Chargé d'Affaires, der Rath Bützow, gezwungen worden, ſich binnen einem ihm geſetzten Termine aus den Staaten des Königs von Spanien zu entfernen, ſo nehmen Wir dies allerdings für eine Beleidigung Unſrer Majeſtät auf, und erklären ihm hiedurch den Krieg; wobei Wir befehlen, alle in allen Unſern Häfen vorhandenen Spaniſchen Kauffahrteiſchiffe mit Sequeſter zu belegen und zu confiſciren, und allen Anführern Unſrer Land- und Unſrer Seemacht die Ordre zuzuſenden, überall und gegen alle Unterthanen des Königs von Spanien feindlich zu verfahren. Gegeben zu Petershof, am 15. Julius a. St. im Jahre der Geburt Chriſti 1799 Unſrer Regierung im 3ten.

Im Original von Sr. Kaiſerl. Majeſtät höchſteigenhändig gezeichnet: Paul.

Eben derſelbe läßt immer neue Truppen vordringen; an den Gränzen Galliziens ſollen ſich 60,000 Mann ſammlen, und monatlich noch 5000 Mann zur Completirung der Armee nachrücken.

Die Nachrichten über Bonaparte haben noch immer das Anſehn von Legenden, und klingen aus demſelben Tone.

In Oſtindien iſt der Krieg gegen Typpo Saib ausgebrochen, und die Engländer ſollen einen Sieg davon getragen haben.

Ein eigenes Zeichen der Zeit iſt noch, daß man dieſelbe Modetracht, welche man in Brüſſel als royaliſtiſch verbietet, in Mailand als revolutionär dadurch ehrlos machen läßt, daß der Scharfrichter und ſeine Frau ſie tragen, und ſo ſich zur Schau ſtellen müſſen. Man hätte im Jahre 1799 wohl erwarten können, daß man ſie lieber an den Schandpfahl hängen würde. Berlin, den 25ſten Auguſt 1799.

R . . . . .

Berliniſches
Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.

Herausgegeben
von
Rambach und Feßler.

October 1799.

I.

Ein Paar Blätter
aus dem noch ungedruckten litterariſchen Nachlaß
der
Marie Mnioch geb. Schmidt *).

I.

Schiller.

I.

Wem, o Schiller, vergleich ich
Deinen prächtig erhabnen Geſang!
Ungewittern bei hellem Sonnenſchein? —
Mitten in Deines tiefen Gefühles
Düſtrer Nacht
Steht die Sonne!
Der Himmel iſt ſchwarz — und Sterne daran!

*) Auf Veranlaſſung öffentlicher Urtheile, und nach den Wünſchen mehrerer achtungswerthen Leſer, wird der Buchhändler Anton in Gör=

Kläre Dich auf, erhabner Geiſt!
Werde mildes Blau,
Du Himmel voller Sterne!
Daß auch unſer ſcheues Aug' und Herz,
Unwiderſtehlich zu Dir hingezogen,
Nicht das Entzücken mit Schauder theile.

2.

Aber Du geheſt Deinen ernſten Gang!
Auf ſymphoniſchen Stürmen wandelſt Du!
Ich ſteh' am Fenſter meiner Hütte
Und ſchaue Dir nach in die weite Ferne,
Wo Du auf Deinen düſtern Wolken,
Strahlen um's Lilien-Haupt, verſchwindeſt! —
Doch mag ich nicht hinaus
In die Lüfte der hohen Geiſter-Nacht!
Und freue mich, daß ich ruhig wohne,
Und fürchte, zu träumen von Dir,
Und will hinweg mit dem Auge,
Und blicke ſehnend nach Oſten: ob es nicht Morgen werde!

3.

(Ein Fragment.)

Es tritt mein Geiſt auf Deines Liedes Schwellen
Mit heil'gem Ernſt; — ich geh' zum Tempel ein!

---

lit, eine für ſich beſtehende und vollſtändige Ausgabe aller des Druckswerthen Aufſätze der zu früh verſtorbnen jungen Dichterin (unter dem Titel: Zerſtreute Blätter, beſchrieben von Marie Mnioch, ein Geſchenk für Frauen und Jungfrauen eines edeln weiblichen und häuslichen Sinnes) gegen künftiges Neujahr in empfehlender Geſtalt erſcheinen laſſen. Einige Fragmente über das Leben und den Charakter der Verfaſſerin werden der Sammlung angeſchloſſen ſeyn.

Der Einſender.

Des unſichtbaren Gottes Sprüche hör' ich;
Die Menſchheit kniet vor ihm! — Er hat geſprochen
Und ſie erhebt ſich! Würdevoll beginnt
Ein Chorgeſang dem unſichtbaren Gott:
Zur Antwort! Ihr dort auf dem Hochgeländer,
Habt ihr den Gott geſehen, deſſen Stimme
Vom Altar tönte? Die Gemeinde hier,
Den Fuß auf Leichenſteinen, ſchauet gläubig
Hinauf in's Tempels düſtre Wölbungen! —
Die Altar-Lichter löſchen aus; die Kirche
Iſt nun geendet! — — —

II.

Mignon,

das wunderbare Kind in Wilhelm Meiſters Lehrjahren *).

Aus der dunkeln Felſenhöle ſchimmert
Uns ein Flämmchen. Sind es Zauberſtrahlen?
Iſt's ein Irrlicht? Nein, die Flamme ſcheint
Darum nur ſo zauberhaft und ſchaurig,
Weil ſie tief im Dunſt der Höle brennt.
Es iſt rein und heilig Opferfeuer
Auf dem Altar einer weltgeſcheuchten,
Jungen Eremiten-Seele! —
    Stiller, tiefer, dunkler Geiſt voll Flammen,
Heil'ge, wilde Eremiten-Seele,
Wer verſteht Dich, ach, und führt Dich liebend
Aus der Düſternheit in's helle Leben,

*) Die Verfaſſerin hatte den vierten Theil dieſes Romans noch nicht geleſen.

Daß Du ſelbſt Dich kenneſt und verſteheſt;
Daß den Himmel, dem die Flamme brennt
Du in ſeiner Freundlichkeit erblickeſt,
Und Dir Sonn' und Sterne liebend ſagen:
Deine Opfer ſind mit Huld empfangen,
Und Du biſt den guten Göttern lieb!
Oft umſchwebten ſie Dein heilig Feuer
Dir unſichtbar; ſie verſtanden Dich
Früher als Du ſelbſt, — und jetzt erſcheinen
In Geſtalten ſie, die Du geahnet,
Dich zu ſegnen mit dem ſchönſten Gute,
Mit der Gegenliebe des Geliebten! —
Oder ſollſt auch Du geopfert werden,
Stille, dunkle, heil'ge, wilde Jungfrau!
Sollſt die unbekannten hohen Götter
Dann erſt ſchaun in ihrer Freundlichkeit,
Wenn Du ſelbſt aus deiner eignen Flamme
Auf zu ihnen ſteigſt? — — —

Ach, ſo gingen hinweg ſchon viele der ſchönen Gebilde
Deines Künſtlers! Dort liegt Werther in einſamer Gruft,
Margarethe verzweifelt, Mariens *) verſchmachtende Seele
Hebet ein kühlender West, darauf zerbricht ſie der Sturm!
Doch Du wäreſt vor Allen die heilige Märterin! Niemand
Klaget Dein Schickſal an, wenn die Natur Dich zerſtöhrt! —

*) In Clavigo.

III.

Phantaſien.

1.

Frühlingsabend.

1794.

Schöner Himmel, haſt Du keine Freude
An der ſchönen Frühlings-Erde!
Schau ſie an, mit Deinen tauſend Augen,
Schau ſie an, und lächle!
Jede Blume
Duftet lieblich
Zu Dir auf.
So viel Sterne droben,
So viel Blumen hier!
Jede Blum' iſt eine Braut,
Jeder Stern ein Bräutigam.
Schöner Himmel, nimm die finſtern Wolken
Vom Geſicht!
Du, o holder Brautgefährte,
Treuer Hausfreund unſrer Erde,
Leucht', o Mond, mit hellem Glanze
Deine Freundin an und ihre Kinder!
Ha, ich fühl es, — die Erde
Hebt ſich entgegen dem Himmel,
Und die Blumen — den Sternen!
Nieder ſchwebet der Wolkenvorhang,

Freudig blicken ſich an die Geliebten.
Und des Thaues Tröpfchen auf den Blumen
Glänzen wie der Liebe Thränen,
Und des Himmels ſanfte Strahlen
Küſſen zärtlich die Thränen auf.
Schöner Himmel, haſt Du keine Freude
An der ſchönen Frühlings-Erde!
Schau ſie an, mit Deinen tauſend Augen,
Schau ſie an, und lächle!

2.

Morgenlied.

1791 *).

Meinem Fenſter gegenüber
Steigt die Morgenſonn' empor;
Immer neu iſt mir das Schauſpiel,
Sah' ich's gleich von Kindheit auf.

Leiſer Wind bewegt die Wogen. —
Auf des Meeres dunkelm Blau
Sind Aurorens Purpurroſen,
Wie am Himmel ausgeſtreut.

*) Die Verfaſſerin war, als ſie dies Lied ſchrieb vierzehn Jahr alt. Sie lebte in Neufahrwaſſer. Die Wohnung ihrer Eltern war nahe an der Küſte der Oſtſee.

Sieh', da kömmt die goldne Sonne,
Und der Schmuck, der ihrer harrt,
Iſt verſchwunden vor dem Glanze
Ihres Strahlenaugeſichts.

Fürſtin unter den Geſtirnen
Die erleuchten unſre Welt,
Dich verehren alle Zonen,
Alles was da blüht und lebt.

Wie Du einſt gebohren wurdeſt
Weiß das Chor der Sterne nur;
Niemand ſah Dich in der Wiege,
Niemand ſieht Dich einſt im Grab.

Dein Geſchäft iſt groß und herrlich. —
Allbeſchäftigt ſchreiteſt Du
Deinen hohen Weg, und ſpendeſt
Allen Landen Segen aus.

Dennoch, Königinn des Himmels,
Biſt Du nicht vor Hoheit ſtolz,
Freundlich giebſt Du Deine Gaben,
Freundlich kömmſt und geheſt Du.

Auch in dieſe Kammer blickſt Du
Hold und traulich zu mir her,
Und beſcheinſt mit mildem Lichte
Meine Arbeit, mein Geräth.

Und mir wird die Arbeit lieber,
Und ſie geht mir leicht von Hand,
Dieſer reine Strahl der Frühe
Macht mich heiter für den Tag.

Wann ich längſt hier nicht mehr weile,
Und hier Alles anders iſt,
Wann ſo Manches mich verlaſſen,
Was mir lieb und theuer war;

Ich dann einſam meine Wege
Unter fremden Menſchen geh;
Soll das Bild von dieſem Morgen
Mich erquicken und erfreun.

Wo ich dann Dich wiederſehe,
Grüß ich Jugendfreundin Dich!
Klage Dir geheimen Kummer,
Und verkünde Dir mein Glück.

Und Du denkſt der Morgenſtunden
Da Du mich als Kind beſucht,
Und Dein Strahl wird mich begleiten
Freundlich bis ans dunkle Grab.

II.

Zur Ehrenrettung des weiblichen Geſchlechts.

Das Archiv der Zeit liefert uns in den erſt verfloſſenen Monathen einen Aufſatz über die politiſche Würde der Weiber, als Gegenſtück zu Hippels Verſuch über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieſen Aufſatz einem Verfaſſer zuſchreibe, welcher ſchon in verſchiedenen Werken dem Publikum ſeine ſchriftſtelleriſchen Gaben bekannt gemacht hat. Der Geiſt, der in ſeinen Schriften lebet und webet, herrſcht auch in dieſem Aufſatze.

Ich bedaure den Verfaſſer, der in ſeinem Leben nie das Glück muß genoſſen haben, ein edles und aus Grundſätzen rechtſchaffenes Weib kennen zu lernen. Das Zeitalter, in dem wir leben, iſt nicht ſo arm an dergleichen Perſonen. Die Vorſicht theilte zu allen Zeiten ſo ziemlich gleich aus; und die Menſchen ſind unter verſchiedenen Modifikationen ſich immer ähnlich geblieben.

Grundſätze entſtehen freilich nur aus vernünftigen Ueberlegungen; und Vernunft wird ſchlechterdings dem weiblichen Geſchlechte nicht zugegeben; bloßes Gefühl oder Geſchmack, wie man es nennen will, läßt ihnen der Verfaſſer zu; ein Beweis, daß er die Weiber nicht kennt.

Es iſt nicht zu leugnen, das Verderbniß des ſogenannten ſchönen Geſchlechts iſt ſchon auf einen ſehr hohen Grad geſtiegen. Nicht allein in großen Städten, und in höheren Cirkeln jagt man unaufhörlich nach Vergnügen und Eitelkeit; dieſer Hang verbreitet ſich auch bis in die kleinen Oerter, und auf die niedern Stände. Die Hausmutter, die ſonſt im Kreiſe ihrer Kinder und ihres Hausweſens volle Beſchäftigung fand, ſehnt ſich jetzt, nicht in einigen Wochen Einmal — ſondern täglich Beſuche zu geben und anzunehmen. Ein ſittenverderbender Luxus ſchleicht wie die Peſt von Palläſten bis zu den kleinſten Hütten; und wenn die Männer nicht einen gänzlichen Abſcheu vor dem andern Geſchlechte erhalten ſollen, ſo müſſen Mittel ausfindig gemacht werden, dieſe den Staatskörper entnervende Krankheit zu heilen.

Dem allen ungeachtet aber finden wir ſo manche Perſonen eben dieſes Geſchlechts, die nur gezwungen dem Strome der Zeit nachgeben, die lange ſchon eine Verbeſſerung wünſchten, und im Stillen, ohne das geringſte Aufſehn zu machen, an ſich ſelbſt arbeiteten, Ausnahme zu machen.

In den höhern Ständen habe ich ſelbſt ſchon manche, in den mittlern viele, und in den niedrigſten die mehreſten gefunden, die ihre Pflichten als Gattinnen und Mütter treu zu erfüllen ſuchten. Bloßes Gefühl kann uns unmöglich zu unſerer Pflicht führen, eine vernünftige Ueberlegung von Recht und Billigkeit muß hier der ſtärkſte Bewegungsgrund ſeyn. Wenn auch zuweilen das Intereſſe mitwirkt, ſo giebt es aber doch Pflichten, von denen auch in der größten Ferne kein Gewinn zu hoffen iſt, die nur reine Sittlichkeit zur Quelle haben, die aber doch von Weibern ausgeübt wurden, und noch werden.

Mit welcher Aufmerkſamkeit und mit welcher Theilnahme mag der Verfaſſer die vielen in der Geſchichte vorkommenden Beiſpiele von Tugend- und Geiſtesgröße der Weiber geleſen haben? Männer ſelbſt haben ſie der Nachwelt aufbewahrt. Sollten ſie erdichtet oder vergrößert ſeyn? Könnte man nicht daſſelbe von den Heldentugenden der Männer denken?

Plutarch, einer der glaubwürdigſten von den alten Schriftſtellern, hat in einer eigenen Abhandlung in ſeinen moraliſchen Schriften uns ſo viele Beiſpiele dargeſtellt; und er ſagt ausdrücklich, daß die Tugenden der Männer und der Weiber aus einer und derſelben Quelle fließen.

Gehn wir höher hinauf in die Geſchichte der Menſchen, ſo finden wir mehrere Beiſpiele; ſelbſt die heiligen Bücher geben uns ſo manchen Beweis davon.

Auch Plato fragt in ſeiner Republik: ſollte das Geſchlecht, welches wir auf unbemerkte und häusliche Beſchäftigungen einſchränken, nicht zu edlern und erhabnern beſtimmt ſeyn? Hat es nicht unzähligemal Muth, Weisheit, Beiſpiele von allen Tugenden, Fortſchritte in allen Künſten gezeigt? Er ſagt, die Natur verleihe kein Talent, daß es unbenutzt bleibe; und die große Kunſt eines Geſetzgebers beſtehe darin, alle Triebfedern, welche ſie darbeut, in Bewegung zu ſetzen. Er läßt ſogar die Gattinnen der Krieger an der Sorge für die Sicherheit der Stadt Antheil nehmen u. ſ. w.

Ein neuerer Schriftſteller, Home *), ſagt in ſeiner Geſchichte des Menſchen; daß Manns- und Weibsperſonen ſich in Anſehung der Grundlinien, ſowohl der innerlichen als äußerlichen Geſtalt nach, vollkommen gleich ſind. Warum ſucht

*) Verſuch 6.

man die Weiber zu einem Mitteldinge zwiſchen Menſch und Thier zu erniedrigen?

Die Denkart einer Mutter hat während ihrer Schwangerſchaft ſo vielen Einfluß auf ihr Kind; wie kommt es, daß von einer Mutter Söhne gebohren werden, die ſich in die höhern Regionen der Sittlichkeit verlieren können, wenn die Töchter von eben dieſer Mutter in den Sümpfen der Eitelkeit ſtecken bleiben? Geſchieht etwan bei jeder Geburt eines Knaben ein Wunder? oder ſoll es nur blos den Namen nicht haben, daß die Weiber ſich zu reiner Sittlichkeit erheben können? denn es wird geſagt, daß die Weiber es wären und blieben, welche die Männer beim Verſteigen in die höhern Regionen zu erwecken ſuchten, daß ſie nicht in einen Abgrund herabſtürzten. Wie mag dieſes zu verſtehen ſeyn? wenn ich jemanden auf einer gewiſſen Höhe wecken ſoll, ſo muß ich ihm natürlicherweiſe nachzuſteigen gewußt haben.

Der Verfaſſer läßt ſeiner Galle in Anſehung der gelehrten Weiber vollen Lauf. Es iſt ja ſchon lange anerkannt, daß dergleichen Perſonen unter die Thörinnen ihres Geſchlechts gehören, wenn ſie beſonders bei jeder Gelegenheit ihr Wiſſen auszukramen bemüht ſind. Man lache über ſie, wie man über den Mann lacht, der in der häuslichen Wirthſchaft um jede Kleinigkeit wiſſen, und ſeine Hand dabei haben muß.

Jedes Weib, die ſich ſelbſt als eine Gelehrte deklarirt, wäre werth, daß man ihr ins Geſicht lachte, ſtatt deſſen aber ſchwärmen die Männer um ſie herum; und eben dieſe Innhaber der Sittlichkeit machen ſie vollends zur Närrin.

Aber auch jedes Weib ſucht man mit dem Namen einer Gelehrten zu brandmarken, die nur begierig iſt, durch Kenntniſſe aller Art ihren Verſtand aufzuklären, und ihr Herz zu

beſſern. Wenn ein Weib die Pflichten in ihrem häuslichen Cirkel erfüllt hat; ſo ſehe ich nicht ab, warum es ihr nicht erlaubt ſeyn ſollte, die Stunden ihrer Muße dazu anzuwenden, ſich in dieſer oder jener Wiſſenſchaft, wohin ihre Neigung auch fallen mag, zu belehren. Warum ſollten allein dem Weibe nicht die Fragen von der Zukunft einfallen, die wir alle ſo gern beantwortet hätten?

Man laſſe die eitlen Geſchöpfe hingehen, und ſich täglich an neuen Spielen beluſtigen. Giebt es nicht Männer derſelben Art? und ſind nicht die letztern allein Schuld, da ſchon das Mädchen zu keiner ſoliden Beſchäftigung geleitet wird?

Ich hatte einſt einen Freund, der in ſeinen litterariſchen Verſuchen auch vielleicht mit dergleichen zur bürgerlichen Verbeſſerung der Weiber hervorgetreten ſeyn würde, wenn ihn nicht der Tod überraſcht hätte. Er meint, es ließe ſich als zweifelhaft fragen, ob dem weiblichen Geſchlechte jemahls im Ganzen Gerechtigkeit wiederfahren wäre? Er ſagt, die Weiber ſind in jedem Hauſe entweder alles oder nichts. So wäre es auch in Anſehung des ganzen Geſchlechts. Entweder an der Sklavenkette, oder an der Spitze des Deſpotismus; entweder erniedrigt bis zu Laſtthieren, oder auf dem Olymp, und Altären. Alle Geſetzgeber, ſagt er, hätten nur einſeitige Blicke auf dieſes Geſchlecht geworfen, das neue Preußiſche Geſetzbuch nicht ausgenommen. Die Seelenkräfte des Weibes giebt er in ihren Grundlagen mit denen der Männer gleich an; und räth nur bei der Erziehung, ihre Weichheit mit männlicher Feſtigkeit zu ſtählen; und ihnen überhaupt von Jugend an ernſthafte Beſchäftigungen anzuweiſen. Er führt die Thätigkeit der Weiber auf der Inſel Nantukel an, wo die Seereiſen der Männer oft halbe Jahre dauern; wo unter-

deſſen das Weib die ganzen Geſchäfte und Rechnungen des Mannes nebſt ihrem Hausweſen führt; wo ſie mit den Fremden unterhandelt, und überhaupt an Geſelligkeit, Verſtand, und Weltkenntniß vortreflich iſt. Er führt die deutſche Nation zum Beweiſe auf, wo die Weiber ſelbſt an Staatsgeſchäften Theil nahmen; wo ſie die Sorgen des gemeinen Weſens fühlten, und für deſſen Vortheil wachſam waren. Vor wenigen Jahrhunderten ſollen noch Urkunden von Wichtigkeit den Rath und Beitritt der Weiber erweiſen; ja, es ſoll Gegenden geben, wo die Frau, wenn der Mann ſeine Wirthſchaft veräußern will, ſich zum Widerſpruch berechtigt glaubt.

Auch ich führe den Ausdruck an, den Moſes dem Vater der Menſchen in den Mund legt: ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn (den Mann) ſey. Dieſen Namen halte ich für die rechte Benennung des Weibes. Dazu eigentlich ſollten ſie erzogen werden; man braucht ſie weder einzuſperren und wie Goldfaſane zu füttern; noch darf man denen, die es nicht tragen können, in wichtigen Angelegenheiten ſo viel Spielraum geben, daß Chaos daraus vorbereitet würde. Man verweiſe ſie aber auch nicht blos auf die Pflege des phyſiſchen Theils des Menſchen; man laſſe ihnen bei der Verweſung der Sittlichkeit auch ihren Antheil. Man bilde ihren Verſtand, damit ſie vernünftigen Vorſtellungen Gehör geben und ſolche wieder ihren Untergebenen ertheilen können; man führe ſie zur Tugend, und lehre ſie Selbſtüberwindung und Genügſamkeit; ſo werden ſie den beſten Grund bei der Erziehung ihrer Kinder legen können, und ferne Generationen würden in der Welt wie in einem Paradieſe leben.

So lange der Verſtand der mehreſten Weiber ohne Cultur bleibt, und ſie über ihre wahre Beſtimmung, Gehülfin-

nen der Männer zu ſeyn, nicht gehörig belehrt werden, ſo lange ſich das Mädchen nur nach einem Manne ſehnt, um als Frau zu glänzen, eben ſo lange wird ein Theil von ihnen ohne andere vernünftige Beſchäftigung mit Kleinigkeiten fortſpielen, und ein andrer wird ſich mit leerem Prunk von Wiſſen brüſten, wenn der dritte in ſeiner häuslichen Sphäre oft mit wahren Verdienſten und Kenntniſſen geſchmückt, ſich in den Schleyer der Beſcheidenheit und Verborgenheit hüllt.

O ſanfter, wohlmeinender, fein beobachtender und tiefdenkender Hippel! wie wahr ſind deine Reſultate, die du aus der Geſchichte des Menſchengeſchlechts geſammelt haſt! Ich frage mit dir, wann wird Thätigkeit aus ſelbſt eigener Wahl aufhören, der königliche Vorzug der Männer zu ſeyn? wann werden Weiber zu dem Menſchenrechte gelangen, Geſchäfte nicht fürs Brod, nicht auf den Kauf, ſondern mit Luſt und Liebe treiben zu können! o! wann? — —

Leitender Genius des weiſen Sokrates umſchwebe mich jetzt! führe mich auf die Spitze des hohen Felſen, von welchem ich das kommende Jahrhundert überſchauen kann! Sage mir, ob von unſerm verehrungswürdigen Monarchen, der mit warmen Eifer und mit redlicher Treue Menſchen zu beglücken ſucht — ſage mir, ob in kommenden ruhigen Zeiten die Vorſchläge eines Hippels von ihm geprüſt werden ſollen? — Wie würde die Hälfte ſeiner Unterthanen Ihn ſeegnen! wenn auch für jetzt nur ſo viel Veränderung erfolgte, daß das weibliche Geſchlecht an dem Unterrichte des männlichen uneingeſchränkten Antheil nehmen dürfte? Keine Stoa und kein Prytaneum ſey dann künftig verſchloſſen, die ihren Verſtand erhellen wollen; man gebe künftig Weiber, die nach vollbrachten Pflichten einer Hausmutter ihren Geiſt durch Wiſſen-

ſchaften zur höchſten Würde zu erheben ſuchen, nicht mehr dem Gelächter der Menge preis; man zeichne ſie vielmehr durch Achtung aus, welche die übrigen anfeuern wird, ihnen nachzufolgen. Es werden ſo viele Vorſchläge faſt in allen Fächern zu Verbeſſerungen gemacht, warum vergißt man das weibliche Geſchlecht, deſſen ganze Verfaſſung es ſo ſehr bedarf? Man mache es zu Preisfragen, wie und auf welche Weiſe denen Uebeln, unter welchen dieſes Geſchlecht ſeufzt, am erſten abgeholfen werden könne. Es giebt noch Männer, welche die Menſchenwürde im Weibe anerkennen, und die es für keine Schande halten würden, mit einem Weibe im Wettkampfe ihre Verſtandeskräfte zu üben. Die Verbeſſerungs-Vorſchläge aber von einem Manne zu fordern, der im Stande wäre, ein Gegenſtück zu Hippels Verſuch zur bürgerlichen Verbeſſerung der Weiber zu ſchreiben, wäre freilich nicht rathſam.

Glückliche Väter kleiner ſanfter weiblicher Geſchöpfe! ich führe euch in die Hallen des Heiligthums der kommenden Jahre; ich zeige euch eure erwachſenen Töchter, voll Ernſt und Würde. Sie nahmen an dem Unterrichte ihrer Brüder Theil, und indeß dieſe ſich mit kriegeriſchen Uebungen beſchäftigten, wurden jenen die häuslichen Sorgen übertragen; damit ſie einſt dem zurückkehrenden Manne mit ſanfter Hand und lächelnder Miene den Schweis an der Stirne trocknen konnten. Eure Töchter werden einſt nebſt ihren Kindern nicht dem Mangel und der Zurückſetzung preisgegeben werden, wenn der Tod ihre dem Staate dienende Männer wegraft; das unterrichtete, gebildete, und ſchon in der Mitarbeitung geübte Weib wird die Stelle ihres Mannes einnehmen können; ſo wie jetzt das Weib des Profeſſioniſten und Kaufmanns ihre Handthierung und ihre Handlung fortſetzt.

Ihr unter der Despotie trauernden weiblichen Geſchöpfe! faſſet Muth! auch eure Menſchenrechte werden in dem großen Parlamente der Herrn der Schöpfung zur Sprache kommen; und vielleicht erlebt ihr ſelbſt noch das für euch überwiegende Stimmenrecht.

Wie dankbar wird das ganze weibliche Geſchlecht gegen die Männer ſeyn! wie viel wird ſich ihre ihnen ſchon angebohrne Hochachtung gegen dieſelben noch vermehren!

Mit den Rechten der Weiber erweitern ſich auch ihre Pflichten; jede, die Anlage zum Leichtſinn und zur Eitelkeit hatte, wird zum Ernſt und Nachdenken gezwungen, wenn man ihr ſagt; daß durch Verabſäumung dieſer Pflichten ſie ihren Schweſtern an Achtung nachſtehen müſſe.

Der Saum der Morgenröthe erſcheint; wenn etwas einmahl zur Sprache kommt, ſo werden mehrere Köpfe erweckt, darüber zu denken, und das dafür und dawider zu überlegen. Möchte Themis, die nebſt allen Tugenden ſelbſt in Weibesgeſtalt erſcheinet, hier die Herzen lenken; und möchte der volle Glanz des verkündenden Tages bald anbrechen.

Geſchrieben im Anfang September 1799.

— E. —

Nachſchrift. Eben erſcheint ein Vorſchlag zu einer Kleiderordnung für das weibliche Geſinde. Warum wollen wir dieſe Klaſſe von Menſchen gegen uns aufbringen? Sind nicht die Herrſchaften an ihrem Luxus ſchuld? warum fangen wir nicht an, uns einzuſchränken? das Geſinde wird von ſelbſt nachfolgen.

III.

Scenen aus Alfreds früherem Leben.

Ethelwolf, Britanniens geliebter Herrſcher, war hinübergegangen zu ſeinen ſchlummernden Vätern; mit ihm ſeine älteren Söhne. Alfred, der jüngſte von ihnen, betrat itzt, ein zweiundzwanzigjähriger Prinz, den brittiſchen Thron. Der Tag ſeiner Krönung war ein Jubelfeſt der Nation. Die ſüßeſten Hofnungen, die kühnſten Wünſche ſchwellten die Bruſt jedes Unterthanen. — Alfreds Thaten übertrafen ſie beide. Größer an Muth als Ethelwolf, ſein Vater, und reinern Herzens, als ſeine Brüder, ſuchte er ſein Volk durch Edelmuth und Tapferkeit an ſich zu feſſeln.

Schon nach Egberts Tode, des Muthigen und Weiſen, war England mehrmalen durch Normänner und Dänen beunruhigt worden. Auch Alfred erfuhr bald ihre Feindſeeligkeit. Nur traurig für den blühenden Herrſcher, daß ſein Kriegesmuth ſo oft der Ueberlegenheit weichen mußte. Und dennoch ſah er in einem Jahre den Siegeslorbeer achtmal um ſeine Schläfe wehen. Wo ſein Arm nicht hinreichte, da wirkte ſein Geiſt noch Rieſenthaten. Aber auch ſeine Kräfte waren nur die eines Endlichen, und die treueſte Unterſtützung ſeiner enthuſiaſtiſchen Unterthanen mußte endlich erſchöpft werden. Einige Jahre hindurch hatte die Nation alle ihre Kräfte auf die Wegräumung der Feinde verwandt; ſie glaubte itzt am Ziele zu ſeyn, weil ihr Aufwand es war — allein die Getäuſchten! Ein friſches Heer von Dänen landete und ſetzte die Räubereien der verfloſſenen Jahre fort. Itzt verlohr der

Britte den Muth. Alfreds Hinweiſung auf beſſere Zeiten war vergebens. Nach ſo langem Elende, ſo vieler fruchtloſen Tapferkeit, hatte die Nation alle Empfänglichkeit für Hofnung verlohren. Der muthloſere Theil unterwarf ſich den Dänen; ein anderer floh ſein bedrücktes Vaterland.

Alfred, von ſeinen Unterthanen und ſelbſt von der karg- ſten Hofnung verlaſſen, verlies die Hauptſtadt, und eilte als Ebentheurer in die Waldungen von Eſſex. Bei ſinkender Sonne entdeckte er in der gröſten Tiefe des Waldes eine einſame Moosbütte. Er eilte auf ſie zu. Ein kryſtallener Quell ſprudelte ihr zur Seite aus einem hohen Felſen hervor. Ein Greis ſtand gebückt daneben und ſchöpfte Waſſer aus ihr; Alfreds Geräuſch hieß ihn emporſehen. Der Alte ſtand lange verwundrungsvoll, dann brach er aus: „Darf ich meinen Augen trauen? Oder iſt es eine Erſcheinung?"

„Keine Erſcheinung, guter Greis! Ich bin ein Verirrter. Die Nacht überraſcht mich. Könnt ihr mich in eure Hütte herbergen, bis es tagt?"

Der Alte hörte nichts von dem. Mit großem Auge ſtarrt' er ihn an und rief dann:

„Beim Himmel! ihr ſeyd Alfred, oder ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. — Ja, ihr ſeyd's, ihr ſeyd's! Iſt euch euer alter Winfried ſo ganz unkenntlich worden?"

Wie? Du? — Mein Freund, mein Lehrer! Und nun lagen ſie einander in den Armen.

Winfried war des Königs Jugendlehrer geweſen. Der Prinz ſollte, nach damaliger Sitte, auch nach Rom gehen, um dort den letzten Unterricht zu erhalten. Der brave Winfried ſperrte ſich lange dagegen, und ging endlich aus Ueberdruß der Welt in dieſe Einöde und lebte als Eremit. Dieſe

Lebensart war damals noch neu, und hatte noch ſo ſehr allen Reiz der Heiligkeit, daß man ſich nicht wundern darf, wie ſelbſt dieſer trefliche Mann durch ihn ſo falſch geleitet ward.

Seine Hütte war einfach und zweckmäßig. Die Natur hatte hier der Kunſt faſt nichts zu danken. Genügſamkeit und ſtille Ruhe ſchienen friedlich neben einander zu wohnen. Alfred betrat ſie, und eine ſanfte Kühlung goß ſich über ſeine Wangen hin. Der Eintritt war wie der Uebergang ins beßre Leben. Alfreds Seele, die vorher von tauſend Gefühlen durchkreuzt wurde, fühlte itzt eine ſtille, beglückende Ruhe durch ſich hinſtrömen; ihre trüben Bilder ſtarben, und die Zukunft ging wieder roſenwangig ſeinem Blick vorüber.

Er geſtand dem Greiſe dieſe Empfindung, und der Alte begann in einem vollen Strome von Beredſamkeit ſeine einſame Lebensart zu preiſen. Alfred mußte ihm manches zugeben; doch glaubte er, daß Thätigkeit der eigentliche Zweck unſers Daſeyns, mithin unſre erſte Pflicht ſey; daß der Einſiedler, gleich einem Selbſtmörder, ſich und ſeine Fähigkeiten der Welt auf eine ungerechte Art entzöge; bewies ihm, daß keinem dieſer Stand erlaubt ſeyn könnte, dem Jünglinge und Manne nicht, denn dieſe müßten wirken; dem abgelebten Greiſe nicht, denn dieſer wäre ſich die Pflege ſeines Alters ſchuldig; kurz er beredete ſeinen alten Lehrer ſo weit, daß er ihm verſprach, ſobald England wieder Ruhe hätte, ſeinem König als treuer Rath zu dienen. Man ging zur Ruhe.

Am folgenden Morgen fand Alfred den Eremiten ſchon aufgeſtanden und auf dem Hügel vor ſeiner Hütte mit gefaltenen Händen betend.

„Mein König,“ wandt' er ſich zu ihm, „ein Gedanke vom Himmel zu eurer Rettung! Habt Muth und Hofnung!

Alles wird gut gehn! Ich habe ein Mittel ausgefunden, wie ihr euch vor euren Feinden bergen und ſie doch heimlich beobachten könnt.“

Sag' an, mein alter Vater!

„Nicht weit von hier, dort, wo ſich der Bach hinter den Fichten fortſchleicht, deren Wipfel itzt die Sonne ſo herrlich vergoldet, iſt ein Ausgang auf eine große Wieſe, die aber rings von Waldung umgeben iſt. Hier wohnt ein alter Hirte. Er iſt mein guter Freund, ich bin der Lehrer ſeiner beiden Knaben, und er reicht mir dafür den nöthigen Unterhalt. Er wird euch gerne aufnehmen, und ſo lange Gott ſeinen Zorn über England ausgießt, könnt ihr hier verborgen leben.“

Allein der Feind wird auch hieher kommen?

„Nein, mein König, der Wald iſt groß, beim erſten Anblick unermeßlich. Keiner wagt ſich kaum hinein, weil man ihn voll wilder Thiere glaubt. Ueberdieß geht eine Sage, daß in dieſem Walde die Geiſter der alten Cimmerier hauſen. Des Nachts will man ſchreckliches Schildgeraſſel und Kriegslerm gehört haben. Mein Nachbar, der Hirte, und ich, ſchlagen ein heiliges Kreuz vor Bruſt und Stirne — und nichts erſchreckt uns.“

Alfred. (raſch) Kennt der Feind dieſe Sage?

„Sehr wahrſcheinlich!

Alfreds Wange glühte hoch auf, ſeine Bruſt ſchwoll. Ein Gedanke ſchien ſeine Seele zu durchkreuzen, groß und kühn — aber dunkel und unentwickelt.

Führe mich hin zu dieſem Hirten!

Nein, mein König! Beſſer wir erwarten ihn. Er pflegt mich oft am Morgen zu beſuchen. Seine alte Hausfrau, die Knaben — es möchte nicht gut ſeyn, wenn dieſe um die Entdeckung wüßten.

Wohl, ich bleibe! Wie weit liegt D.... von hier?

Etwa ſechs kleine Meilen.

Vortreflich! Mein alter Robert und der löwenmüthige Harald erwarten hier die erſte Nachricht von mir. Sie ziehen unter der Hand Truppen zuſammen. Es kann noch alles gut werden. Mein Vaterland wird ſiegen: meine Britten wieder von edlem Eifer glühen, und ich werde der glücklichſte König seyn!

Indeß Alfred ſo in Empfindung einer hofnungsreichen Zukunft ſich labte, und der Eremit mit emporgehobenen Händen und Augen neben ihm ſtand, als wollt' er dieſe Wünſche zur Würklichkeit beten, kam der alte Warwick, ſo hieß der Hirte, hinter den Fichten herausgeſchlendert; Winfried machte ihn mit dem Fremden bekannt. Wie er den Namen: Alfred, hörte, ſprang er auf den König zu.

Ihr Alfred? — Guter Gott, wer mir geſagt hätte, daß ich die Freude noch erleben ſollte. Unſer großer, allgeliebter Alfred! — Aber nicht wahr, es geht euch übel? Die Dänen haben euch geſchlagen?

Freilich! Ich ſuche deswegen Schutz bei euch. Laßt mich als Hirte unter euch leben. Gebt mir ein Hirtenkleid. Als König will ich einſt dafür dankbar werden.

Alles, alles was ihr haben wollt! Frau und Kinder werden vor Freuden an die Decke ſpringen.

Nein, guter Warwick, das iſt eben, was ich nicht wünſche. Ihr führt mich bei den Eurigen unter einen fremden Namen ein, nennt mich etwa — Wolf.

Auch das! Wie ihr befehlt. Ich laſſe mein Leben für euch.

Warwick lief davon, und kam mit einem Hirtenkleide zurück. Der große Alfred warf ſein Gewand lächelnd ab, und zog das Schäferkleid an. Sein ſchönes Geſicht überzog er mit

einer Art von Röthel — ſeine Schönheit verlohr dadurch, allein die herrlichen Züge von Mannſinn und Edelmuth blieben unverwiſchbar.

Nun ging's zur Wohnung des Hirten. Ein Paar herrliche Knaben ſprangen ihm entgegen und ein älterndes Mütterchen kam bis in die Oeſnung der Thüre. Warwick ſagte, er bringe da einen dienſtloſen Landmann mit, den er in ſein Brod nehmen wollte. Die mistrauiſche Alte meinte, er hätte vorſichtiger ſeyn ſollen. In den zweideutigen Zeiten könne der leicht ein Spion ſeyn.

Nun, Mutter, gab Warwick zur Antwort, was er bei uns ausſpioniren kann, das mag er immerhin.

Alfred fand ſich bald in die Geſchäfte der alten Patriarchen. Mit der Morgenröthe zog er, in Begleitung der beiden Knaben, auf die Weide, und hatte ſein herzliches Vergnügen an der naiven Unterhaltung der beiden Naturſöhne. In müßigen Stunden erzählte er ihnen die Thaten ihrer Voreltern, ſang ihnen angelſächſiſche Gedichte, die er von der Königinn, ſeiner Mutter, erlernt hatte, und munterte ſie auf zum Edelmuth und jeder kriegeriſchen Tugend. Horſt, der älteſte Sohn, freute ſich darauf, wenn er einmal eine Rüſtung würde anziehen können: und erfocht im Geiſte ſchon lorbeerreiche Siege für ſeinen König.

Eines Tages war der alte Warwick mit Aufträgen von Alfred nach D. gegangen. Es ward Abend, und noch war er nicht zurück. Die Hausfrau, der kleine Tom und Alfred ſaßen in der Stube! Plötzlich hörte man nahe bei der Hütte ein lautes Gezänke und endlich Säbelgeklirre. Alfred horchte lange — endlich ergriff er, was ihm zunächſt war, einen Knotenſtock, und ſtürzte ſo bewaffnet hervor. Himmel! was ent-

deckte ſein Auge. Der arme Horſt über und über blutend, lag da zu Boden geworfen. Zwei Geharniſchte mit gezogenen Schwerdtern, die fürchterlich im ſchwachen Mondſtrahl blitzten, ſtanden über ihm. Iſt dieß Warwicks Hütte? riefen ſie. Ja, war die Antwort. Herbergt bei euch ein gewiſſer Wolf?

Der bin ich ſelbſt? Und nun, was wollt ihr?

Alfred, Alfred, ſeid ihr's, riefen beide, und ſtürzten in ſeine Arme. Kennſt du Robert, kennſt du deinen Harald nicht mehr?

Seyd willkommen, Freunde! Aber, Gott! dieſer unſchuldige Knabe?

Laßt uns ihn hineintragen; dann ſollt ihr alles hören.

Wie ſie ins Zimmer traten, ſprang die zitternde Mutter auf ihren Horſt zu, und ſank vor Schrecken zu Boden. Man wuſch den Verwundeten mit ſtärkenden Waſſern, ſtillte mit heilenden Kräutern das Blut, und legte ihn aufs Bette. Die Wunde war keinesweges gefährlich, nur der ſtarke Blutverluſt hatte ihn entkräftet. Bald kam Warwick auch darüber zu, winſelte über ſeinen Horſt, und trug ihn zur Kammer. Der alte Robert, der in der ganzen Gegend bekannt war, tröſtete die Eltern, und verſicherte ihnen auf ſein ritterliches Wort, daß der Jüngling am folgenden Morgen geſund und munter ſeyn würde. Sie ließen ſich nach und nach beruhigen.

Jetzt erzählte Warwick, wie er die Herren im Walde verirrt gefunden, und ſie mit nach Hauſe genommen hätte. Eigentlich waren ſie gleich auf Warwicks Nachricht der Wohnung des Alten zugeeilt.

Aber den armen Horſt, rief die Mutter, fandet ihr ihn unter den Mördern und rettetet ihn?

Robert und Harald ſahen ſich verlegen an; endlich brach der erſte das Stillſchweigen.

Ich will euch reine Wahrheit ſagen. Euer Horſt iſt ein trefflicher Bube, werth ein ganzes Heer Gewapneter gegen die Dänen zu führen! Ein trefflicher Bube!! — Hört einmal! Dort links hinauf, wo der Wald ſich ſchließt, und die Wieſe anhebt, ſtanden wir, die Hütte im Auge. Unſer Warwick fand dort einiges Kienholz, das er zuſammenleſen und mitnehmen wollte. Wir gingen unterdeß der Hütte zu. Hier vor der Hütte fanden wir euren Horſt Sträuche und dürre Reiſer zuſammenſchnüren. Unſere Kleidung mochte ihm verdächtig ſeyn (ſie gingen aus Vorſicht däniſch). Was wollt ihr, wen ſucht ihr? rief er uns entgegen.

Hauſet bei euch ein gewiſſer Wolf? Was kümmerts euch? gab er zur Antwort. Bube, ſei nicht naſeweis, ſagte ich drohend. Noch einmal, kennſt du den Namen? — Ihr ſeid abgeſchickte Spione, rief er. Aber ehe ihr dem redlichen Wolf ein Haar krümmt, eh ſollt ihr — und nun führte er mit ſeiner Keule einen ſo derben Schlag auf mich, daß ich zu taumeln anfing. Der hitzige Harald zog ſein Schwerdt und hieb ihm damit in das Weiche des Armes.

Alfred ſtürzten die Thränen aus den Augen; ſtillſchweigend ging er der Kammer zu, wo Horſt ruhte, und badete ſein Geſicht mit Zähren der Rührung.

Die beiden Alten, Warwick und ſeine Frau gingen indeß zur Ruhe.

Jetzt wankte Alfred wieder aus der Kammer hervor, fiel Haralden an die Bruſt, und ſagte: Künftig ſei er dein! dir übergeb' ich ihn. Zieh ihn zum großen Manne, zum Helden ſeines Vaterlandes! O Freunde, indem er ſie bei der Hand faßte, wenn ich ſolcher Horſte nur funfzig zählen könnte? Nicht wahr, wir würden Rieſenthaten thun? Itzt, wie ſteht's um England?

Robert. Ganz nach Wunſche, huldreicher König! der Feind überläßt ſich einer ſorgenloſen Ruhe: Wolluſt und Schwelgerei zehren von ſeinem Marke. In der Gegend von Kent ſoll eine ſchädliche Seuche unter ihm ausgebrochen ſeyn, die bei Hunderten wegrafft.

Alfred. Und meine Britten?

Harald. Ein herrliches, treffliches Volk: hier und dort ziehn ſich große Haufen wieder zuſammen. In den Waldungen von Eaſtcheab haben ſich gegen dreitauſend wackere Bauren vereinigt und warten nur auf den Wink eines klugen Anführers. Robert und ich haben gegen zweitauſend wackere Krieger verſammlet, die auf deinen Befehl gegen die Hölle ankämpfen.

Alfred (blickte dankend gen Himmel. Sein großes Auge ſchwamm in ſeelenvoller Rührung.) O Freunde! Harald, Robert! (indem er ihnen wechſelſeitig die Hände drückte) ich bin der glücklichſte König! Neuer, inniger Muth, von Gott mir herabgeſandt, fließt wieder durch meine Adern! Itzt ſchnell zum Werke! Gleich morgen zieht eure Reiſigen zuſammen, wir wollen einen Ausfall aus dieſer Waldung wagen, und den Feind hinterrücks anfallen!

Sie verabredeten ſich noch weiter. Der erfahrne Robert ſchlug vor, die Schwäche des Feindes vorher genau zu erkunden, die Krieger in der Waldung zu zerſtreuen, und den Feind durch einige Gauckeleien zu erſchrecken. Denn die Sage von den Geiſtererſcheinungen dieſer Gegend war allgemein.

Dies ward genehmigt. Gleich am folgenden Morgen ſchieden die beiden Anführer. Nach drei Tagen kehrten ſie mit einer Anzahl Gewafneter zurück. Warwick, der von allem unterrichtet war, hatte ſich ſo gut als möglich auf ihre Anzahl eingerichtet. Am Abend ſollte der erſte Ausfall geſchehen.

Horſt, der wieder geſundet war, bat dringend, daß man ihm eine Waffe geben ſollte. Alfred reichte ihm ſeine eigenen, die er in der Hütte des Einſiedlers verborgen hatte.

Sobald es Abend war, zerſtreute man ſich im Walde. Nach und nach begannen die Britten hinter den vorgehaltenen Schilden ein klägliches Geheul, klirten mit ihren Lanzen und Schwerdtern gegen einander, daß der Wiederhall tauſendfach nachdonnerte. Endlich brachen ſie mit ſchrecklichem Geraſſel und Wehegeheul aus der Waldung hervor, auf den Feind hinein, der ſich nichts weniger vermuthen war, hieben nieder, was ſich widerſetzte, und jagten die andern in die Flucht. Man machte eine glänzende Beute an Geld und Waffen. — Der junge Horſt kehrte ſiegprangend mit einem ſilbernen Helme zurück, den er einem fliehenden Anführer mit dem Schwerdte abgerungen hatte.

Dieſer glückliche Ausgang machte unſern Britten Muth. Allein Alfred ſah leicht ein, daß die Dänen jetzt mißtrauiſcher gegen die Geiſter des Waldes und mehr auf ihre Sicherheit bedacht ſeyn würden. Er rieth daher, am folgenden Morgen aufzubrechen, um bei ſinkender Nacht den Feind in einer ganz andern Gegend anfallen zu können. Er theilte die Krieger in drei Haufen, unter Harald, Robert und ſich. Der muthige Horſt wollte unter keinem andern als ſeinem Wolf fechten. Der Feind ſollte von dreien Seiten zugleich angegriffen werden, ſo daß, wenn er auf einer entfliehen wollte, er den andern in die Schwerdter liefe.

Der Abend kam, mit ihm das Gefecht. Der Feind war umringt. Jetzt galt es Sieg oder Tod. Die Dänen fochten mit unerhörtem Muthe. Alfreds Haufe war der letzte, der anrückte. Auf ihn ſtürzte alles los. Harald fachte noch ein-

mal den Muth ſeiner Krieger an, und drang mit Ingrimm in die Schaaren der Feinde. Jezt ſtieg der Kampf zur höchſten Flamme. Alfred, der ſchon von fünf Wunden blutete, focht noch mit unerſchütterter Tapferkeit und erhizte dadurch ſeine Mitſtreiter. Jezt flog eine feindliche Streitaxt auf ſeinen Helm zu, um ihm den Kopf zu zerſchmettern — als keuchend der gewandte Horſt unter Alfreds Arm hervorſtürzte. Die Feinde mußten fliehen. Die Britten behielten den Sieg. Alfred ſank erſchöpft von ſeinen Wunden in die Arme ſeiner löwenmüthigen Krieger. Der alte Robert, der innig um ſeinen König beſorgt war, hatte den glücklichen Gedanken, ihn nach einer nahgelegenen Burg, zu einem ſeiner alten Freunde dem Grafen von Gadshill zu bringen.

Willig nahm ihn dieſer Biedermann auf. Robert entdeckte ihm den hohen Stand des Verwundeten, und mahnte ihn auf, alles, was er vermögte, zur Befreiung Englands zu thun. Der Graf war gerne dazu bereit, entſchloß ſich ſogleich mit den beiden Feldherren heimlich auf ſeine Güter zu gehen, und dort Truppen aus eigenen Leuten zuſammen zu ziehen. Alfred, der von allem dieſen unterrichtet wurde, blieb unterdeß auf dem gräflichen Schloſſe, unter der Wartung eines Hausarztes und der ſchönen Alſwita, der Tochter des Grafen, zurück. Horſt, der ebenfalls an einigen Wunden litt, bat, man möchte ihn unter den Augen ſeines geliebten Wolf laſſen.

Mit der zärtlichſten Sorgfalt war man um den Verwundeten beſchäftigt. Alſwita's zarte Hand pflückte ſelbſt die heilenden Kräuter, und legte ſie auf ſeine Wunden. Ein ſanftes, jugendliches Geſchöpf, kaum ſechszehn holden Frühllngen entflohn. Ihre Seele war mild und ſchön, wie je eine aus der

Hand des Schöpfers kam, die Erde zum Paradieſe umzuſchaffen. Sie kannte die Hoheit ihres Geiſtes, die Würde ihrer Tugend nicht. Aus dem feuchten blauen Auge ſchmachtete eine ſtille Seeligkeit, bei der man die eignen Leiden vergaß, und nur der lohnenden Zukunft dachte. Sie wandelte unter den Bewohnern des Schloſſes umher, wie ein friedlicher Engel, der ſeine Seeligkeit mit in ihre Tage hinabgebracht hatte. Wenn ſie jugendlich beſorgt des Verwundeten pflegte, ihn mit dem Tone der innigſten Seelengüte fragte: Wird es euch beſſer, lieber Wolf? dann ſchien es ihm, als göſſen ſich unſichtbare Heilkräfte in ſeine Wunden, und er war glücklich, wie ein Vollendeter.

Nicht ſelten nahm ſie ihren Spinnwocken, ſetzte ſich unbefangen an das Bette des Kranken und erzählte mit dem eigenen Tone der Unſchuld mancherlei Geſchichten, Sagen der Vorzeit, oder kleine Vorfälle aus ihrer eigenen Erfahrung. Vorzüglich gerne gedachte ſie ihrer verſtorbenen Mutter, die ſie ſo innig geliebt hatte, und nun ſchon ſeit einem Jahre betrauern mußte. Alfred war dann immer wie im Himmel. Eine ſüße Wehmuth, die Tochter jenes tiefen Wonnegefühls, das zu erhaben für jeden Ausdruck iſt, lächelte in ſeinen wonnefeuchten Augen. Sie hatte es gerne, wenn er ihr ſo aufmerkſam zuhörte: und ihm ging nichts über die Unterhaltung ſeiner geliebten Pflegerinn. Am Schluſſe der erſten Woche machte der Arzt unſerm Kranken die Hoffnung, daß er längſtens in ſechs Tagen wieder hergeſtellt ſeyn würde. Alſwita hörte das und wurde ungewöhnlich niedergeſchlagen. Auch Alfreden wurde nicht ſo wohl, als eine ſo unerwartete Hoffnung ihn billig hätte machen ſollen. Doch ſchob er dieß auf körperliche Urſachen. Seine treue Wärterinn ſetzte ſich wieder

zu ſeinem Bette, aber ihr Frohſinn war merklich herunter⸗geſtimmt.

Ich weiß nicht, wie mir heute iſt, hob ſie an. Ich bin wohl recht eine Thörinn, ich ſollte mich freuen, daß ihr ge⸗neſet — und doch kann ich mich der Thränen kaum erwähren. Ihr müßt nicht zürnen, lieber Wolf! Ich bin euch ſo innig gut!

Seyd ihr das, edles Fräulein. O das freut mich ſo herz⸗lich! Ihr ſeyd aber auch ſo gut, ſo liebevoll; ich hab' in euch eine zweite Mutter gefunden. Wie werd' ich das jemals vergelten können?

Wißt ihr was, lieber Wolf! ihr müßt uns recht oft be⸗ſuchen, wenn ihr nun wieder geſund ſeyd. Ich bin ſo gerne um euch! Ach, wie wird es mir vorkommen, wenn ihr wie⸗der weg ſeyd! Die Thränen ſtürzten in Strömen über ihre Wangen. Alfred konnte nur mit einem ſeelenvollen Blicke auf die holde Trauerrede antworten. In dieſem Augenblicke ward es ihm ſelbſt helle, welches Gefühl ſo unwiderſtehlich ſeine Seele an die ihrige zog. Das ſanfte Mädchen ahndete nichts. Die reine, himmelhelle Empfindung der Liebe, die jetzt in ihrem Buſen aufflammte, kannte ſie nicht. Sie glaubte blos, Alfreden durch ihre Schwermuth zu kränken, und ging deswegen in ihr einſames Gemach.

Jetzt lag er ſich ſelbſt überlaſſen da. Alle gehabten Auf⸗tritte mit der Holden ſchwebten ſeiner Seele vorüber; in al⸗len erſchien ſie, wie ein guter Engel, der alles um ſich her erheitert, in allen liebevoll und herzlich. Er fragte ſich ſelbſt über die Abſchiedsſtunde bei dem ſanften Geſchöpfe — und eine bange Wehmuth ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen und milde Thränen befeuchteten ſein Auge. „Sie liebt, ja ſie

„liebt dich die Holde! rief er, liebt dich, ohne es ſelbſt zu „ahnen. Der unbedeutende Wolf, ohne Titel, ohne Na„men rührt ihr Herz!" — Er ſank in eine wohlthätige Schwärmerei, deren ſanfte Folgen ſich bald offenbarten.

Am folgenden Tage durfte er auſſer Bette ſeyn. Alſwita freute ſich jetzt herzlich, an der Seite des freundlichen Wolf im Garten luſtwandeln zu können. Hier zeigte ſie ihm alle ihre kleinen Seltenheiten und freute ſich, daß Alfred an allen ſo innigen Antheil nahm.

Zwei Tage vor ſeiner Abreiſe gingen ſie auch im Garten. Es war ein heiterer, mondheller Abend. Sie kamen zu einer alten Trümmergrotte, die mit Reben und Immergrün umkränzt war. Hier ſetzten ſie ſich.

Singt mir doch noch einmal das Lied, fing Alfred an, vom unglücklichen Mädchen, das ſich Roſen zum Sarge pflücken wollte, und wie ſie kaum einen Haufen geſammelt hatte, ohnmächtig in ſie hinabſank.

Nein, lieber Wolf, das Lied macht nur traurig. Wenn ihr weg ſeyd und ich einſam bin, dann will ich es mir ſingen. Ich mag nicht wieder weinen, ihr mögtet böſe werden.

Alfred. O Gott! Nein, nein! Wer könnte auf Dich zürnen, himmelvolle, ſanfte Alſwita? O, wenn Du wüßteſt, wie ſo innig ich Dich liebe. —

Alſwita. Biſt Du mir wirklich gut, lieber Wolf? So wirſt Du ja wohl recht oft an mich zurückdenken?

Alfred. Immer, immer, unaufhörlich!

Alſwita. Thu das! — ich will es auch thun! Aber nenne mich auch immer Du — und Alſwita, nicht Fräulein — hörſt Du, lieber Wolf?

Alfred. O recht gerne! Wenn es ſich anders ſchickt, daß der ſchlechte Rittersmann das gräfliche Fräulein mit dieſem Namen grüßt.

Alſwita. (verlegen) Ja! — Es iſt wahr! — Keiner nennt mich ſo wie mein Vater — aber, es wird ja doch nichts Böſes ſeyn, daß Du mich auch ſo nennſt? — Ich hätte es ſo gerne! —

Alfred. (im ſüßeſten Affecte) Holde Alſwita! (ihr herzlich ins Auge blickend) Biſt Du mir auch recht gut?

Alſwita. O, von Grund meiner Seele!

Alfred. Willſt Du es auch immer bleiben, wenn ich ferne von Dir bin?

Alſwita. Immer, immer!

Alfred. Und wenn ich nun einſt wiederkäme, Dich mir zum Weibe wünſchte, würdeſt Du mit mir ziehn in meine Burg?

Alſwita. (bedenklich) Mit Dir? Von meinem alten Vater weg, der könnte ohne ſeiner Tochter Pflege ſterben, und — das wäre doch hart! — Sonſt, o ja, gerne, recht gerne!

Alfred. (der mit dem ſeeligſten Gefühl im Auge auf ſie hinſtarrt, hält ſich itzt nicht länger und drückt einen feurigen Kuß auf ihre Lippen.)

Alſwita. Weh! was machſt Du! Der Vater hat mir das aufs ſchärfſte verboten. Ich ſoll keinen Fremden küſſen.

Alfred. O, Alſwita! Aber mich, mich! Ich bin ja kein Fremder. Ich bin dein, dein auf ewig!

In reiner, heiliger Umarmung hingen ſie itzt ſprachlos einander am Buſen. Ihr Auge ſchwamm, ihre Lippen bebten zu reden, aber, welche Sprache hätte ihre Seligkeit gefaßt!

Weile hier, ſanftes Mädchen, gefühlvoller Jüngling! Heiliges Schweigen ruht über den Liebenden. Horch, es liſpelt

kein

kein Lüftchen! Blick auf, es ſchwebet kein Wölkchen. Es iſt die Feier der Liebe!

Als vorübergegangen waren die erſten Schauer; als milder ihre Augen glühten; ihre Lippen zu reden vermogten, da begann Alfred:

Itzt ſey ſtandhaft, meine Alſwita; übermorgen ſcheid' ich von Dir: aber bei dieſem heiligen Bilde der Mutter Gottes, das Dir am keuſchen Buſen hängt, ich verlaſſe Dich nicht. Es kömmt der Tag, wo Du feierlich die meine heiſſen wirſt: Bis dahin, vergiß mich nicht! Was die Einwilligung Deines Vaters betrift, ſo ſorge Du gar nicht! — Doch itzt noch eine Bitte: Gieb mir ein Andenken von Dir mit, daß ich es Dir vorzeige, wenn ich wiederkehre.

Alſwita. Wozu das? Glaubſt Du, ich könnte Dich vergeſſen?

Alfred. Das nicht. Aber nicht wieder erkennen.

Alſwita. Seltſamer Schwärmer! Du traueſt meiner Liebe nicht. Doch iſt dafür ſchon geſorgt. Du erhältſt eine Feldbinde von mir, worin mein Name gewirkt ſteht. Auch hab' ich Deinem lieben Horſt, der mir recht gut iſt, eingeſchärft, recht oft mit Dir von Alſwita zu plaudern. Biſt Du zufrieden?

Du machſt mich zum glücklichſten der Männer! rief Alfred, und wiederholte ſeine Liebkoſungen, die ſie itzt williger erwiederte.

Am andern Tage kehrte der alte Ritter mit dreitauſend Reiſigen zurück. Er brachte dem Könige die Nachricht, daß Robert und Harald einige glückliche Treffen erfochten hätten. Alfred entſchloß ſich unter der Verkleidung eines Harfners das feindliche Heer ſelbſt auszukundſchaften, um dann deſto ſicherer das Haupttreffen liefern zu können. Ehe er von den gaſtfreundlichen Gadſhil Abſchied nahm, entdeckte er ihm das Verſtändniß

mit Alſwiten. Natürlich, daß der alte Kriegsmann ſich höchlich darüber erfreute. Indeß bat Alfred, gegen Alſwita nichts von ſeiner hohen Würde entfallen zu laſſen. Angethan mit einem langen Rocke, verſtellt durch einen langen weiſſen Bart, eine Harfe in der Hand, ſchied Alfred von dem unvergeßlichen Bergſchloſſe. Alſwita verhehlte ihren Schmerz kaum dem Auge des Vaters, der ſich ganz arglos gegen ſie benahm. Horſt, der auf dem Schloſſe zurückgeblieben war, wurde itzt ihr Geſellſchafter. Tagelang mußte er ihr von dem freundlichen Wolf erzählen.

Der König kam unentdeckt in das Lager der Feinde, die ohngeachtet der manchen Ausfälle der Eingebohrnen, noch immer in ſtolzer Sicherheit ſchwelgten. Die Lieder des trauten Harfners waren ihnen ein Schmaus für ihre Ohren. Oft mußte er bei ihren ſchwelgeriſchen Mahlen ſpielen. Dann nahm er ſeinen Zeitpunkt wahr, und entlockte den trunkenen Köpfen manch wichtiges Kriegsgeheimniß. Robert und Harald erhielten von allem heimliche Winke. Wie Alfred genug zu wiſſen glaubte, nahm er Abſchied von ſeinem Gaſtwirthe, unter dem Vorwande itzt nach Schottland, der Heimath der Oſſiane, zu wandern.

Unterdeß hatten die Britten wieder Muth gefaßt, ſich hier und dort zuſammen gezogen, und warteten itzt nur auf ihren guten König. Alfred ließ alle zu einem Heer verſammeln, erſchien in aller königlichen Pracht an ihrer Spitze. Ein lauter Jubelruf bewillkommte den geliebten Herrſcher. Er rühmte ihre großen, vaterländiſchen Geſinnungen, erzählte ihnen, was er um ſein Land ſeitdem gethan, welchen Gefahren er ſich ausgeſetzt hätte, und ermahnte itzt alle bei ihrer gewohnten heldenmüthigen Tapferkeit für Freiheit und Vaterland zu ſiegen oder

zu ſterben. Das wollen wir, riefen alle, führe du uns Alfred: Wir folgen dir in den Tod!

Eine einzige große Schlacht entſchied. Die Dänen wurden geſchlagen, mußten ſchimpflich zu ihren Schiffen fliehen und ſchnell über die Wogen in ihr beſtürztes Vaterland eilen. Jtzt war lauter Jubel in Albion. Triumphirend ward Alfred zur Hauptſtadt geführt, und noch einmal von ſeinen gerührten Unterthanen gehuldigt. Feſte folgten Feſten. Zum Schluſſe ward ein großes Ritterſpiel gegeben, wo den Siegern, wie nachmals in den Thurnieren, allerhand Geſchenke von der Gemahlinn des Kampfausſtellers auf damaſtenen Kiſſen dargereicht wurden. Alfred lies ſein ganzes Land zu dieſem Feſte laden. Am Ende der Schranken war in einer prächtigen Tribune ein zweiſitziger goldener Thron aufgeführt. Alfred ließ ſich auf dieſen nieder. Die Belohnungen wurden zur Seite von zwölf Edelknaben emporgehalten. Als der Kampf geendet war, blickte jedes Auge auf den König, welche unter den vielen Ritterdamen und Fräulen von ihm zur Preisaustheilerinn würde gewählt werden. Er erhob ſich von ſeinem Throne — alles ſtarrte aufmerkſamer — ging zu einer Tribune gerade der ſeinigen über, reichte Alſwilten die Hand und führte ſie zu ſeinem Throne. Beſtürzt und ſprachlos folgte dieſe.

Alſwita, willſt Du mir halten, was Du Deinem Wolf verſprachſt. Sieh hier den Retter meines Lebens, den treuen Horſt, der Dir, ſo wie ich, ſeine Geneſung verdankt; und hier die Feldbinde mit Deinem Namen. Sagt ich es nicht, Du würdeſt mich verkennen?

Sprachlos vor Entzücken ſank ſie an ſeine Bruſt. Es war ein Schauſpiel, woran kranke Engel erlaben konnten. Und

nun, meine Britten! ſprach er zur verſammelten Menge, wollt ihr ſie zu eurer Königinn?

Ein lauter Jubelruf gab ihm die Antwort. Heil Alfred und Alſwita! riefen andre; Heil unſerm großen König und ſeiner Gattinn!

Alſwita theilte itzt die Kampfpreiſe aus. — In einigen Wochen war die Vermählung.

Winfried kehrte in die Welt zurück und ward erſter Rathgeber des Königs. Warwick erhielt lebenslängliche Verſorgung, und Horſt trat bald in die Feldherrnſtelle des abgelebten Vaters.

Alfred und Alſwita lebten Tage der Seeligen. Späte Enkel ſegneten ihr Gedächtniß. Die Annalen der Menſchheit nennen ihn: den edelſten Herrſcher; und Alſwita: die liebenswürdigſte Gemahlinn, die je einen Sterblichen beglückte!

IV.

Die Koloniſtenfamilie.

In einer unberühmten Gegend, weit ab von der Landſtraße, hatte ein Menſch als Koloniſt ſich angeſiedelt. Ein Stück Feld, das er allenfalls noch umgehen konnte, wenn ſeine Eveline ſchon den Tiſch unter den Eichen gedeckt hatte, war, nebſt einer Wieſe mit vielen gelben Blumen, ſein ganzes Eigenthum. Rund um das Eigenthum her lief ein feſter Zaun, und im Mittelpunkt ſtand unter hohen Eichen ein kleines Meiergehöfte. Er nannte das ganze Koloniſtengut ſeinen Garten, und er konnte es ſo nennen, denn er hatte die vier Himmelsgegenden mit Obſtalleen bezeichnet, und manches zu einem Blumenſtück ſeinen Kornbeeten abgebrochen. Mitten durch den Garten floß ein ſchattiger Bach, an welchem mehr Bänke waren, als die Familie Perſonen hatte. Er konnte den Garten ſeine Welt nennen; denn wirklich war das nächſte Dorf ſo weit, daß er nicht bei jedem Winde die Abendglocke hören konnte, und oft ſah er, außer ſeiner Eveline, ſeinem jährigen Töchterchen, ſeinem alten Knecht, Gehülfen und Freund, und einem Mädchen, die man gewöhnlich für ſeine Schweſter hielt, in einer ganzen Woche keinen Menſchen.

Immer aber gegen den erſten jedes Monats machte er oder ſein alter Knecht die halbe Tagereiſe nach der Hauptſtadt, um da die Stickereien zu verkaufen, die ſein Weib verfertigt hatte, während ihre Konkordia ſchlief, oder vor ihr im Graſe mit den Angerblumen ſpielte. So ſorgte das fleißige Weib mit ihrer

künſtlichen Hand für die Bedürfniſſe, die ſie aus der Hauptſtadt kaufen mußten; der Mann aber, den man in der Gegend den Holländer nannte, beſorgte mit dem alten Freunde den Anbau des Gartens, und die angebliche Schweſter, die der Holländer, weil er den Namen Urſula nicht leiden mochte, Johanne getauft hatte, wartete der beiden Kühe und der häuslichen Wirthſchaft. Nicht ſelten aber ſah man das Mädchen hinlaufen, ſich die Hände waſchen, und dann wiederkommen, um die Blumen fertig zu ſticken, über welche der fleißigen Hausfrau dies liebe Töchterlein aufgewacht war. Oft ſtand auch der Mann neben der Stickerei als Rathgeber, und ſelbſt der alte Walter, ſo hieß der Knecht, blieb zuweilen ſtehn und bewunderte die Künſtlichkeit der Menſchenhände. Ja, wenigſtens ſchreiben hätt' ich lernen mögen, ſetzte er dann gewöhnlich hinzu, ohnerachtet ihm in ſeiner Lage die Schreibekunſt ſehr entbehrlich war.

Der alte Walter ſtand immer zuerſt auf, oft lange vor Aufgang der Sonne, um dem Mädchen Feuer anzufachen, und erſt wenn das Waſſer kochte, dann weckte er mit leiſem Klopfen ſeine Johanne, die auch bald mit halboffnen Augen zum Vorſchein kam, und ſich jedesmal bei dem alten Walter für das Feuer und das kochende Waſſer bedankte, indeß der ehrliche Alte ſich jedesmal inniglich ſeiner erwieſenen Liebe freute. Beide aber freueten ſich dann wieder von neuem, wenn ſie das Frühſtück ſchon fertig hatten, eh' der Holländer mit ſeinem Weibe aufgeſtanden war, und ſie nun ihre Lieben wecken konnten zu dem freundlichen Frühſtück. Bei dem Frühſtück fragte der gutmüthige Holländer gern, wer heute zuerſt aufgeſtanden ſei, um dem Alten eine Freude zu machen; denn das Mädchen lobte dann jedesmal den Dienſtfertigen. Dafür

wußte aber auch der Alte, wenn er nach der Stadt ging, immer ein kleines Bedürfniß, das er Johannen abgelauſcht hatte, deſſen Einkauf er dann dem Holländer ſo dringend vorſtellte, daß ſelbſt manche unnütze Dinge gekauft wurden, weil der Holländer unmöglich das Herz des Alten gegen das Mädchen zurückweiſen konnte. Unſer Alter aber war, was weiblichen Anzug betraf, ſehr unbeleſen und ununterrichtet, und ſo brachte er denn oft für vieles Geld eine ſolche Sünde gegen den guten Geſchmack aus der Hauptſtadt, daß nicht ſelten, wenn nun der Alte bei der Rückkehr auskramte, weder der Holländer, noch Eveline das laute Lachen zurückhalten konnten; nur das Mädchen lachte nie über den Einkauf, ſondern fiel oft, wenn die andern lachten, dem Alten mit vielen Thränen um den Hals, ihm ſeine treue Liebe zu danken, und band, ohne Scheu, das hochrothe dunkelblau geſtreifte Tuch um die weiße Bruſt. Der Alte meinte wunder, wie ſchön das ſtünde, und freute ſich jedesmal, ſo oft er ſeinen erbetenen Einkauf an dem Mädchen gewahr ward. Wenn der Holländer ſelber nach der Stadt ging, ſo ſagte der Alte immer beim Abſchiede: Meine Johanne nicht zu vergeſſen! auch Evelinen und das Kindlein nicht! ſetzte er wohl noch hinzu; denn auch für dieſe beide hätte er ſein Leben gelaſſen: doch hatte er, was die Hausfrau betraf, mehr Ehrfurcht für ſie, aber Johannen war er mit väterlicher und mütterlicher Liebe zugethan; der Holländer ſelbſt war ihm das Unübertreffbare menſchlicher Tugend. Seine Worte waren ſein Evangelium, ſelbſt ſeine reinere Sprache ſuchte der Alte ſich anzugewöhnen; aber er miſchte oft Altes und Neues wunderlich unter einander, und brachte nicht ſelten einen Ausdruck ſo verkehrt an, daß man kaum wußte, was er wollte.

Die Landleute in der Gegend konnten nie aus der vornehmen Holländerfamilie klug werden. Anfangs ſprachen ſie viel von den neuen Koloniſten, bis ſie ſich zuletzt an die Nachbaren gewöhnten; und da unſere Einſiedler ſelten in die umliegenden Dörfer kamen und auf keiner Ofenbank trätſchten, und von den benachbarten Wieſen auch keinen Grashalm pflückten; da ihre Armuth keinen Neid erweckte, und ihr Anzug wohl oft den Landleuten als ſeltſam, aber nie als prächtig in die Augen fiel; da ſie gegen Jeden höflich waren, und Manchem nach ihrer Armuth Gutes thaten ohne Wortaufwand und ohne Leuchten: ſo erhielten ſich unſere Koloniſten einen ununterbrochenen Frieden. Daß ſie ſelten in die benachbarte Kirche kamen, verargte ihnen Niemand; denn man hielt ſie gleich anfangs für reformirt, und ſie ſelber ſagten nichts über ihren Glauben. Hauptſächlich aber ſchützte ſie ihre Namenloſigkeit vor allen denen, die da ſchwarze, oder rothe, oder blaue Röcke tragen; denn ohne dieſe Namenloſigkeit iſt auch der Harmloſeſte nicht ſicher vor Anfechtung. Eveline hatte ein ſchönes Auge und eine melodiſche Stimme zu einem vollen Wuchs; Johanne aber, die ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, war ein lebendiger Abdruck von tauſend freundlichen Gefühlen: aber weder Eveline noch Johanne war eine blendende Schönheit. Der Holländer ſelbſt war ohnſtreitig der ſchönſte in der Familie. Alſo auch weibliche Schönheit, dieſe lieblichſte Blume der Schöpfung, konnte in dieſe Hütte keine giftigen Fliegen von ferne locken.

Drei Jahre waren nun unſern Koloniſten in dieſem Garten ſo ſanft hingefloſſen, daß Konkordia die einzige Neuigkeit dieſer Jahre war. Der März ſchmolz jetzt den Dezemberſchnee, und die beiden Männer machten ſich bereit, die Pläne,

die ſie in den langen Winterabenden zur Reiſe gebracht hatten, mit ihren Grabſcheiten auszuführen. Es war gerade der erſte wärmere Sonnentag, und die ganze Familie muſterte eben die ſchwellenden Kirſchenknoſpen und die auftreibenden Märzbecher, und eben kam Johanne den mittelſten Steig herauf gerannt, um die Entdeckung einer Schneeglocke zu verkündigen, als der Schulze des benachbarten Saarfelde dem Holländer mit großer Wichtigkeit einen Brief übergab. Etwas erſchrocken nahm der Holländer den Brief, ſah mit merklicher Unruhe nach der Aufſchrift, und unterhielt ſich mit erzwungener Gleichmüthigkeit noch eine lange Weile mit dem neugierigen Landmann, der ſo gern den Inhalt des Briefes gewußt hätte, und einmal über das andre ſagte: Nun, ſo leſen Sie doch, was in dem Briefe ſteht. Eveline aber ging mit blaſſem Angeſicht zu ihrem Kinde zurück, wo Johanne ſich zu ihr ſetzte, und mit ihr um den Inhalt des Briefes ſorgte. Endlich ſahen ſie den Schulzen gehn, und nun lauſchten ſie ängſtlich auf das Eintreten des Hausvaters. So ſtill und ungeſtört war das Leben dieſer Menſchen geweſen, daß ſchon ein Brief eine Erſcheinung war, welche ſie beſtürzt machen konnte. Endlich traten die Weiber an das Fenſter; aber ihr Athem wurde noch ſchwerer, als ſie hier ſahn, wie der Hausvater, den Brief in der Hand, ſehr unruhig und unſchlüßig mit ſich ſelber kämpfte. Johanne wollte jetzt hinaus und fragen; aber die beſcheidene Eveline hielt ſie zurück. Endlich kam Ludwig, ſo hieß er in ſeiner Familie, doch nicht ohne die ſichtlichen Spuren bekämpfter Unruhe, und vor ihm ſtanden die Weiber, drückten ängſtlich ſeine Hände, und ſuchten in ſeinen Augen zu leſen.

Doch nicht vom Kloſter? fragten ſie jetzt Beide.

Ludwig. Nein. Aengſtet euch nicht. Man hat ſich hier nur ſo an die Stille gewöhnt, daß eine jede Nachricht aus der unruhigen Welt aufſchreckt. Seht, Kinder, ich will's euch kurz ſagen: der Brief iſt von deinem Bruder, Eveline.

Lebt Pierre? riefen ſie zugleich.

Ludwig. Er hat ja geſchrieben. Aber er iſt ausgewandert.

Eveline. So? O laß ihn doch zu uns kommen, meinen Bruder, der mich aus dem Kloſter rettete, der mich — — du ſaßeſt da wie ein Bild des Grames, und auf einmal flammte dein Angeſicht ſo roth; und weißt du noch, wie du über mich herſtürzteſt? und wie der treue Pierre ſo fröhlich über uns hinrief: Da haſt du meinen Liebling! O Ludwig, wenn ich ſeine Stimme noch einmal hörte, mit der er das: Da haſt du meinen Liebling! ausrief, und das blaue Auge wiederſähe, das mir jetzt nur in meinen Träumen erſcheint!

Weinend hing ſo das Weib in den Armen des bewegten Mannes. Es war eine Wiederholung der Szene in der Elſaßer Schenke, wo Pierre in ſo hoher Freude ob dem gelungenen Werke mit Johannen an der Thüre ſtand, und Ludwig die entführte Novize in den Armen hielt. Nur Pierre fehlte, und die tumultuariſche Freude fehlte, die damals Ludwigs Herz überwältigte. Schon als Ludwig den Brief in die Hand nahm, war das erſte, was ihm in die Augen fiel, das rothgeſchriebene Koblenz oben über der Adreſſe, und er wußte nun ſchon das ganze Elend, eh' er den Brief noch aufgebrochen. Das rothe Koblenz rief laut: Pierre iſt ausgewandert! Im Briefe ſelbſt aber ſchrieb Pierre die noch weit traurigere Nachricht, daß er entſchloſſen ſei, ein Schwert gegen ſein Vaterland zu nehmen. Die Hofnung alſo, die das Herz der guten Eveline

ſo raſch emporhob, konnte unter ſolchen Umſtänden Ludwigs Herz nicht heben, vielmehr ſah er ſchon im Geiſte den treuen Pierre, noch fern von den Gränzen des Vaterlandes, auf einem verlaſſenen Felde, das freundliche Angeſicht in den rothen Sand gedrückt, und ſelbſt der Gedanke: Vaterland bekriegen, miſchte ſeine unangenehmen Gefühle dazu.

Deine Wünſche ſind ſchön, hub Ludwig an, und ſtreichelte dem Weibe die glühende Wange; aber . . .

Eveline. Nun aber? — O gieb mir nur den Brief her, ich will meinem Bruder antworten, und er ſoll auf mein Geheiß ſchon kommen.

Ludwig. Und wo würde dein Brief ihn treffen? auf welchem Schlachtfelde?

Schlachtfeld? wiederholte das Weib ſehr ernſt. — Iſt Pierre Soldat worden? fragte Johanne.

Will es werden, ſagte der Mann, der eigentlich dieſen Punkt noch verſchweigen wollte, jetzt aber das Wort Schlachtfeld nicht wieder zurücknehmen konnte.

Pierre Soldat? Evelinens Freude war dahin, wie ein ausgelöſchtes Licht. Was wirſt du denn thun, Ludwig?

Was ich thun muß, Eveline? Ich wünſchte nur deine Einwilligung.

O du haſt meinen Segen. Nur meinen Pierre, meinen einzigen Bruder, meinen Retter! — Ludwig! wenn du ihn wieder retten könnteſt. Ich habe dich geliebt, Gott weiß es! — aber dann, dann, wenn du den Retter wieder retteteſt!

Sieh, Weib! da ſteh' ich, viele Tagereiſen von ihm entfernt, arm und ohnmächtig. Sprich, was iſt das Einzige, was ich Koloniſtenbauer für Pierre thun könnte?

Ihn ſelber zu uns bringen, antwortete ſchnell das Weib, und fuhr erſchrocken in ſich zurück, als hätte ſie ſich ſelbſt das Todesurtheil geſprochen.

Ja, ſagte raſch der Mann, eh' Eveline noch Zeit zum Weiterdenken gewann, das iſt das Einzige, und dazu war ich ſchon vorher entſchloſſen.

Eveline. Geh! ich heiße meine tägliche Freude gehen, und mir wird ſeyn, als hätte man mich wieder ins Kloſter geſperrt; aber — du retteſt vielleicht meinen Pierre vom Tode, und wenn ihr wieder kommt, nicht Einer, ihr Beide, mein Pierre an deiner Hand, an meiner Bruſt, und Pierre bei uns bleibt. —

Ludwig. Du kannſt darauf vertrauen, du treue Schweſter, ich werd' ihn finden; und wenn ich ihn bewegen, wenn ich ihm das Schwerdt entwinden kann — ſoll er an deiner Bruſt liegen, und bei uns bleiben. Aber ich muß heute noch fort.

Eveline. Heute noch? Nun ja!

Und Eveline ſuchte die ſorgfältig verborgene Kleidung ehemaliger Zeiten hervor, und ſegnete ſie mit thränenvollen Küſſen; denn es war derſelbe Rock, den Ludwig in der Elſaßer Schenke trug, und Eveline konnte an dem Rock die Stelle noch aufweiſen, wo das Haupt der jungen Nonne ruhte. Bald war alles reiſefertig; und als nun dem Alten, der am betrübteſten war, weil er neben der Traurigkeit keine Hoffnung hatte, feierlichſt die Regentſchaft über das grünende Winterkorn und über das ganze kleine Reich anvertrauet war, und der Holländer oft genug es wiederholet hatte, daß Walter nie ohne die dringendſte Noth über die Gränze gehen, auch ſo lang' als möglich den Nachbaren die Abweſenheit des Haus-

herrn verheimlichen ſollte, ſo war man endlich ſo weit gekommen, daß Eveline fragte: Und wann ſeh' ich dich wieder? In vier Wochen, war die Antwort; doch ſollt' ich länger ausbleiben, ſo mußt du nicht ſorgen, denn ich kann ja nicht wiſſen — — aber ich ſchreibe dir, wenn's möglich iſt.

Und ſo lief noch wol eine Stunde über den Abſchied hin, bei dem Eveline ſehr ſtandhaft und Johanne ſehr ſtill und nachdenklich war; der Alte aber weinte bitterlich, und in ſeiner Schwachheit hub er von Tod und nicht mehr Wiederſehen an, daß der Holländer ſchnell ſeine Lieben umhalſte, ſchnell ſein Kind zerküßte, und gewaltſam ſich losriß, um die Klage des Alten abzubrechen.

An der Pforte ſtand Johanne. In ihren Händen zitterte ein Tuch. Der Holländer meinte: ſie ſtehe noch da, um den Abſchied zu verlängern, und küßte ſie und wollte nun ſchnell hinauseilen. Schon gieng er, da rief Johanne ihn wieder.

Was will denn meine Johanne noch? Man muß ja das Herz ſich nicht brechen.

Er ſah nicht das Tuch in den Händen des Mädchens, und er wäre zum zweitenmal gegangen, und Johanne hätte ihn vielleicht zum zweitenmal zurückgerufen, wäre nicht doch endlich noch ſein Blick auf die Hand gefallen, die immer das Tuch hinhielt, und nun, da der Holländer fragte: Soll ich das Tuch noch mitnehmen, geſtand denn das Mädchen, das liebliche Geſicht in ſeine Bruſt verbergend: Gieb das Tuch Pierre. Ich hatte mein Tuch im Kloſter vergeſſen, und da hatte Er mir's geborgt. Ich ſchicke es ihm zu einem Zeichen wieder, und es hat keinen Schaden genommen, denn ich hab' es ſorgſam aufgehoben.

Johanne! ſprach der Holländer bedeutend, indem er das Tuch nahm und den Kopf des Mädchens aufhob, und etwas verwundert aber freudig in die ſprechenden Augen der Unſchuld ſah. Und grüß' ihn von mir, flüſterte das Mädchen noch, aber der Geſandte hörte den Auftrag nicht mehr.

Der Abend war trauriger, als die Abſchiedsſtunde. Einmüthig ſaßen ſie bei einander. Der Alte legte ſtill einen Span nach dem andern auf das helle Kaminfeuer, Eveline ſang mit ihren traurigſten Weiſen ihr Kindlein in den Schlaf, und Johanne ſpann in tiefen Gedanken, daß der Faden einmal nach dem andern riß. Am folgenden Morgen waren ſie alle zugleich am Feuerheerde, und Walter war diesmal um ſeinen täglichen Dank. Wie weit mag er jetzt ſeyn? das war die beſtändige Frage, die Niemand beantworten konnte, und wenn er nur kein Unglück hat, das war dann der beſtändige Refrain. Der Alte ließ ſich's ſehr angelegen ſeyn, die Traurigen zu zerſtreuen, und erzählte, wenn er ſich irgend abmüßigen konnte, den Weibern mancherlei Geſchichtchen, aber ſeine Geſchichtchen klangen ſelten, und immer kam darin etwas von Krieg vor, und da dachten dann die Weiber immer wieder an Pierre und Ludwig, und dann wurde Pierres Brief wieder auseinander geſchlagen, und die Herzen wurden wieder warm und der Alte ſah keine Früchte von den Anſtrengungen ſeines grauen Hauptes. Rührender aber war ſeine verdoppelte Dienſtbefliſſenheit. Er hätte nicht mögen ſchlafen gehen, um ja immer bei der Hand zu ſeyn, und wenn er am ämſigſten grub, ſo ließ er wol plötzlich das Grabſcheit, um einmal wieder zum Hauſe zu gehn, ob man etwa ſein bedürfte. Am rührendſten aber war der gute luſtige Muth,

den der Alte zu zeigen ſuchte, obwohl ihm ſelbſt vielleicht am bängſten unter allen war.

So giengen vierzehn Tage hin, langſam, ungenoſſen. Die Schneeglocken und die Kornelkirſchen blühten ungeſehen ab, und der Holländer hatte noch kein Wörtlein geſchrieben. Die böſen Ahndungen vervielfältigten ſich und erſtickten die zarten Hofnungen. Am funfzehnten Tage ſtand Johanne am Fenſter. Pierre! ſchrie ſie, und war ſtarr wie eine Bildſäule. Eveline ſprang erſchrocken auf; aber es war eine andere Figur, die leichtſinnig vor ſich hinklatſchte und von Zeit zu Zeit die glatten Stiefelchen beſah.

Was iſt das? Die Weiber ſtanden ſehr verlegen mitten in der Stube, und hörten die Hausthür aufklinken, und jetzt trat unangemeldet die ſchöngeſtiefelte Figur herein.

Guten Tag! ihr Leute, war das erſte Wort. Wohnt hier der Koloniſt Herrmann? und zwei zügelloſe Augen liefen vornehm über die beiden weiblichen Geſtalten hin.

Ja, ſagte Eveline, indem ſie ſtill zu ihm hintrat. Wollten ſie ihn ſprechen?

Iſt ſie die Frau oder die Tochter des Koloniſten? erwiederten ſeine Gnaden.

Die Frau.

Und ich bin der Grundherr von Saarfelde. — Sie ſetzten ſich ſehr vornehm nieder.

Ich werde meinen Vater rufen, vielleicht können ſie mit dem beſſer ſprechen, ſagte Eveline, und ihre Blicke ſchlugen den ungezogenen Junker.

Laß ſie nur. Ich bin recht gern allein mit einem rothen Geſichte. Nun komm' doch auch näher! beliebte er jetzt zu Johannen zu ſagen. Wer biſt du denn, du kleine Trulle?

damit ſprang er auf, um Johannen nach ſeiner Weiſe zu handhaben, als der Alte, der die Gefahr von ferne geſehen hatte, ſehr athemlos dazu kam.

Nicht ungütig zu nehmen! Was ſteht zu Dienſten? Geht doch hinaus, Kinder! — und ſein Blick bat den Weibern die nothgedrungene Vertraulichkeit ab — der Herr wird ein Wort mit mir allein zu ſprechen haben.

Wer biſt du? fragte der ungnädige Junker.

Sehn ſie ihn als meinen Vater an, ſagte Eveline noch, indem ſie mit Johannen in die anſtoßende Kammer gieng.

Laß die Weibsleute wieder zurückkommen, Graukopf, denn ich habe mit dir nichts zu ſprechen. Du kannſt immer wieder an deine Arbeit gehn.

Der Alte aber blieb muthig ſtehn, und als jezt der Junker ſelbſt nach der Kammer gieng, und dem Alten ſchon die Galle überlief, trat Eveline wieder herein.

Ich hör, Sie wollen meinen Vater nicht ſprechen, ſo muß ich denn wol die unangenehme Audienz geben. Alſo kürzlich: Grundherr von Saarfelde, was ſteht zu Ihrem Befehl?

Nun? Sie wird doch, ſo hübſch ſie iſt, ſich nicht erdreiſten wollen, einem Kavalier Sottiſen zu ſagen.

Sottiſen? — hatte Eveline ſchon vorher ihre Bauerhaube vergeſſen, ſo vergaß ſie dieſe jezt noch mehr. — Wenn ich ihnen Sottiſen geſagt habe, ſo bitte ich mir ſelbſt meine eigene Rede ab, denn, wiſſen ſie, dem, der geradehin beleidigt, ſagen wir Weiber nie Sottiſen, dem wenden wir den Rücken, und laſſen ihn ſtehn. Ich dächte alſo, ſie kämen mir zuvor, vorzüglich, da ſie blos meinen Mann ſprechen wollen, der diesmal nicht zu Hauſe iſt.

Der

Der Junker fühlte doch, bei der Würde, mit der das Weib ſprach, ſeine Nichtigkeit; er wurde wider ſeinen Willen kleinlaut.

Ich ſoll doch nicht um Verzeihung bitten, daß ich ſo familiär bin, und ſelber den Briefträger mache? Warlich viel — ſein Stolz erhob ſich wieder, denn Eveline machte bei dem Worte Briefträger eine gütigere Bewegung — warlich viel von einem Koloniſtenweibe, wenn ſie gleich artig iſt.

Sie hätten einen Brief an mich? unterbrach ihn Eveline; einen Brief?! rief Johanne, die auch aus der Kammer kam. Der Alte aber trat dicht auf ihn zu und ſagte nur: Geben ſie den Brief her, wenn ſie einen Brief haben.

Ja. Nun tritt mir nur nicht auf die Füße, du Graukopf. Der Brief aber, — ſetzte der Junker tückiſch hinzu, weil er die Wichtigkeit, die man auf den Brief legte, gewahr wurde, — iſt an keinen hier in der Stube, iſt an den Koloniſten Herrmann, wie ſie, wenn ſie leſen kann, ſich davon ſelbſt überzeugen mag, — er hielt Evelinen den Brief hin, und zog dann den Brief wieder zurück — und dem Koloniſten Herrmann werd' ich den Brief zu ſeiner Zeit aushändigen laſſen.

Eveline. Er iſt von meinem Mann; es iſt meines Ludwigs Hand. Ich bitte ſehr, mir den Brief zu geben, denn er enthält für mich wichtige Dinge.

Johanne. Wir machen ſie verantwortlich, wenn ſie den Brief uns vorenthalten.

Der Junker kitzelte ſich über die bittenden und drohenden Weiber, zeigte den Brief wieder und meinte dann endlich, wenn er von beiden mit Küſſen bezahlt würde u. ſ. w. Walter

aber ſtand ſchon lange mit verbiſſenem Grimme da, und da der Junker jetzt ſeine Johanne wieder antaſten wollte, ſo brach ihm die Geduld, und, ohne zu fragen, riß er dem Junker den Brief aus der Hand, und ſchob ihn behend unter ſein Bruſttuch.

Halunke, ſchrie der Junker, und ſchlug dem Alten mit der Reitgerte ins Angeſicht; der Alte aber fiel ihm ſchnell in den Rücken, umklammerte ihn, trug ihn, wie eine Mumie, ſchweigend zur Thüre hinaus, ſchob die Thüre hinter ihm zu und wiſchte, als er wieder in die Stube trat, ſich die Thränen aus dem flammenden Auge. „Der Dieb der, mich einen Halunken zu heißen, und noch obendrein zu ſchlagen. Ob mir's nicht aufläuft, als wenn mich eine Weſpe geſtochen hätte. Wie die böſe Weſpe nur zu dem Briefe gekommen ſeyn mag?"

Du ſollſt den Dieb mir mit deinen Knochen bezahlen, du alter Hund, ſchrie der Junker noch ins Fenſter, außer ſich vor Wuth.

Der Alte aber reichte fröhlich Evelinen den Brief hin. Die beiden Weiber hätten den braven Alten küſſen mögen, und über die Begierde, den Brief zu leſen, ward leicht der Schreck vergeſſen, und an die Folgen des Vorgangs ward gar nicht gedacht. —

Der Brief war aus Magdeburg, das der Holländer ſchon am vierten Tage erreicht hatte, und ſchloß mit den Worten: ich denke noch in meinem Garten die erſte Nachtigall zu hören Da war denn viel Freude, und nachdem jeder den Brief beinahe auswendig wußte, ſo kam man doch wieder auf den böſen Junker zurück, und unſre Koloniſten ſannen nun darüber, wie wol der Junker zu dem Brief gekom-

men ſey. Bald darauf nahm man obendrein den Junker in den gegründeten Verdacht, daß er den Brief lange bei ſich getragen hätte, denn nach dem Tage des Briefes mußte er ſchon vor einer Woche ankommen. Und wirklich war dem ſo. Schon vor acht Tagen war der Junker, der ſich einmal auf ſein Gut verdahlt hatte, ausgeritten, und hatte unterweges einen Jungen mit einem Briefe begegnet, hatte ihn vornehm ausgefragt: Woher? und wohin? hatte dann den Brief ſich geben laſſen, und in nichtsdenkendem Muth das Siegel beſchaut Dann hatte er ſo hin den Jungen gefragt, wo der Koloniſt wohnte? und was das für Leute wären? und als er nun gehört: der Koloniſt hätte ein ſchmuckes Weib und eine ſchmucke Schweſter, und die Leute lebten, wie die Vornehmen, ganz abſonderlich; ſo meinte der Gnädige dann: er würde den Brief ſelbſt abgeben und hieß den Jungen weiter gehen. Er hatte aber nachher noch eine Reiſe in die Hauptſtadt gemacht, und erſt, als er wieder zurückkam, und ſeinen grünen Jagdrock anzog, da fiel ihm der Brief wieder in die Hände. Der Fuchs hatte fünf Tage geſtanden, und es war langweilig in Saarfelde. So lief denn der Junker dem alten Walter in die Arme.

Aber der Handel ſchlug dem Alten übel aus. Man ſchwatzte noch, bald von dem fatalen Junker, bald von der fröhlichen Hofnung, als ein neues Geräuſch entſtand, und der Schulze von Saarfelde mit einem Gerichtsmann in die Stube trat, dem Alten anzukündigen, daß ſie Befehl hätten, ihn zu verhaften. Der Alte wollte wohl darüber lachen, aber ihm ward ſehr ernſthaft zu Muthe, als er auf die erblaſſenden Weiber ſah, und ihm nun beifiel: Wenn der Junker dich nun einſperrt, ſo ſind ſie allein, und es iſt dann keiner da,

der den Junker zur Thür hinaus ſetzt. Johanne wollte bitten, und Eveline verbürgte ihre ganze Habe, daß der Alte zu jedem Verhör erſcheinen ſollte; beide ſtellten vor, daß der Hausherr ferne ſei, und ſie ohne den Alten gänzlich verlaſſen wären; ſelbſt der Alte machte Vorſtellungen nach ſeiner Art: nicht um meinetwillen, aber man kann doch Wittwen und Waiſen nicht verlaſſen. Allein der Schulze bedauerte; übrigens blieb er dabei: er könnte nicht anders. Auch das gab der Schulze zu, daß der Junker kein Recht hätte, den Alten zu verhaften, da der Alte ihm nicht unterthänig ſey; aber immer ſchützte er den Befehl des geſtrengen Junkers vor, und obendrein kam jetzt noch der verſchwiegene Theil des jungherrlichen Befehls zum Vorſchein, der nämlich: daß der Schulze ſogleich den Alten in den Stock werfen ſollte. Das empörte die beiden Weiber. Sie umarmten den Alten, ſie ſtreichelten ihm die Wangen, ſie hingen an ihm, als an einem Vater. Der Alte aber war freudig. Und wenn der Junker, ſagte er, mehr als einen Stock hätte, und er käme, und wäre wieder ſo ein ſtößiger Bock, ich ſetzte ihn doch, ſo ich das Leben hätte, wieder ins Freie hinaus.

Eveline rathſchlagte noch heimlich mit dem Alten, bis der Alte endlich ausrief: Wenn die Nachtigall doch bald ſchlagen wollte! und mit naſſen Augen Abſchied nahm, und eilig hinaus gieng, um den Muth nicht ganz zu verlieren. Den Schulzen aber bat Eveline noch, einen kleinen Zettel, den ſie in der größten Eile ſchrieb, augenblicklich an den Oberamtmann in Reichthal zu beſtellen, der als ein braver und menſchenfreundlicher Greis in der ganzen Gegend bekannt war. Der Schulze freute ſich doch, daß er den Verlaſſenen einen Liebesdienſt erweiſen konnte.

Dieſer Oberamtmann war dem bedrängten Weibe, das überall nach Schutz ſich umſah, wie eine Eingebung, in die Seele gekommen. Sie faßte große Hofnungen zu dieſem Greiſe, und kannte ihn nicht einmal. Sie stützte ihre Hofnungen auf den Satz: Gute Menſchen verlaſſen einander nicht. Darauf hin packten die Weiber ängſtlich ein, alle Thüren feſt verriegelt; denn ſie fürchteten den Junker. Stiller wurd' es jetzt in den Herzen, und mit der eintretenden Herzensſtille legten ſich auch die luftigen Hofnungen. Sie unterſuchten ruhiger ihre Hofnungen, und immer wurden die Hofnungen kleiner: denn die lieben Hofnungen pflegen keine Unterſuchung auszuhalten. Was lag auch ihren Hofnungen auf den unbekannten Oberamtmann zum Grunde? Nichts, als der Glaube an Menſchlichkeit, in welchem ſchon mancher irre wurde. Zudem, der Mann konnte ja abweſend, konnte krank ſeyn, konnte viele Gründe haben ſein Herz zu unterdrücken, und mit der Sache ſich gar nicht zu befaſſen. Sie hatten am Ende keine einzige Hofnung mehr, und wollten ſchon die Hütte zuſchließen, und für ſich allein einen Weg nach der Hauptſtadt ſuchen; denn in der Kolonie hielten ſie ſich vor den Anfällen des Junkers nicht ſicher.

Da kam der gänzlich Bezweifelte. Er hatte ſich keinen Augenblick bedacht, und war herbeigeeilt, wie zu einer Feuersbrunſt, wo man auch nicht frägt: Iſts ein Bekannter oder ein Fremder? Wie man eine gute Gottheit empfangen würde, die herbergen wollte, ſo empfingen ihn die Verlaſſenen. Der Greis billigte Evelinens Plan, nach der Hauptſtadt zu gehn, nahm ihr eine kleine Vollmacht ab, und bot mit unbeſchreiblicher Güte noch unter der Hausthüre der kleinen Konkordia

ſeinen Geldbeutel an, und ward böſe, als Eveline hochroth das Geld zurückgeben wollte. „Man ſtößt kein freundliches Herz von ſich, und ich möchte gern als Vater handeln.“ Nachdem er noch vielen thränenvollen Dank angenommen, ſo fuhr auf des Amtmanns Wagen das verlaſſene Kleeblatt davon. Der Greis aber blieb in der Thüre ſtehn, und ſah ihnen fröhlich nach. Gott auf den Weg! rief er noch, und ſchlug ſich eine Pfeife an. Wer ihn geſehen hätte, der müßte ihn für den vieljährigen Eigenthümer der Kolonie gehalten haben; ſo eingewohnt ſtand er da, und ſo zwanglos lüpfte er nur ein wenig die Mütze, als bald darauf der Junker von Saarfelde vor ihm ſtand, und den Alten ſehr betroffen angaffte.

Iſt Er der Koloniſt Herrmann? ſtotterte der Junker.

Nein; aber der Amtmann von Reichthal bin ich, und hier in Garniſon eingerückt, um derweile, daß die Weiberchen abweſend ſind, das Haus vor Schelmen zu hüten.

Und nun lüpfte er wieder die Mütze, und wollte hineingehen; doch kehrte er noch einmal um, dem Junker zu ſagen: Wegen des frommen Knechts werd' ich mich an Ihren würdigen Vater wenden, wenn er nicht noch heute ungefährdet wiederkömmt. Nun, antworten Sie nicht? Um ſo beſſer, murmelte der Greis, und ging ruhig in die Stube zurück, wo er auch nicht einmal durch die Fenſterſcheibe dem Junker nachſah, der, wenn auch nicht beſchämt, doch ſehr verwirrt, wieder auf ſein Pferd ſtieg.

Jetzt kam Hans, der Agent des Oberamtmanns, mit dem er aufgewachſen war, und den er nie lange mißte, den ſchickte er eilends nach Saarfelde. „Geh' in den Krug, und ſieh, ob du dem armen Knecht Gutes thun kannſt, und ſey kein

Knicker. Ein gutes Wort findet eine gute Stätte, und Geld und Geldes werth macht freundliche Herzen. Und morgen um Acht bring mir einen Wagen her, dann ſollſt du hier das Kommando haben, ich aber will eine kleine Luſtreiſe machen." Noch wurde durch den Agenten, Steffen beordert, Betten für den Greis herauszuſchleppen, und Liſe ſollte Lebensmittel bringen und die Rettige nicht vergeſſen. Und, wiederholte der Oberamtmann noch zum drittenmal, als Hans wegging, wenn du nach Hauſe kömmſt, thu' meinen Gäſten wohl, den Haſen, und den Wein in der kleinen Flaſche!

So war der Oberamtmann in Ordnung, und ſorgenloſen Gemüths ſchlenderte er nun mit der langen Pfeife in den Garten. Es freute ſich der Greis über die Ordnung, den mühſamen Fleiß und den erfinderiſchen Witz. Als er Steffen ſah, war ſeine erſte Frage:

Nun, was ſagten ſie?

Sie wollten wohl erſt nicht; aber da ich und die Liſe ihnen zuredeten, da thaten ſie's doch. Und wir haben ſie oben in die Gaſtſtube gebettet, und ſie thun ihnen wie Amtfrauen, ſo wiſſen ſie ſich in das Vornehme zu ſchicken. Doch ich hab' ja ein Zetttelchen, das die Frau mir gegeben hat.

Der Greis las:

Guter Vater, wie hat mich das überraſcht, daß Sie Ihre eigene Wohnung zur Herberge der Verlaſſenen gemacht haben! Mein Dank wäre ein Scherflein, einem Reichen gegeben. Aber, würdiger Vater, da mein Plan, derweile nach der Hauptſtadt zu gehn, ſo angenehm vereitelt iſt, was fang' ich denn nun mit dem Geldbeutel an, den ich Ihnen nicht zurückzugeben wage? Wohlan, das Geld ſey meines Kindes, der Beutel aber ſoll mein

ſeyn, und unter den Reliquien derer, die ich liebe, obenan liegen. Eveline.

Auch ich muß mich unterſchreiben:

Johanne.

Wie ſchön das ſchreibt, und wie liebherzig! ſagte der fröhliche Greis; wahrlich, nicht für eine Koloniſtenhütte erzogen! Der Brief gefiel ihm ſo, daß er ihn noch einmal las. Dann aber hielt er ihn an das Licht, „daß man demüthig bleibe,“ und zündete über ſeine Zahl noch eine Pfeiſe an, und jagte vergnügt den Rauch der untergehenden Sonne nach. Er ſchlief in der fremden Herberge, wie man nach gethaner Arbeit ſchläft.

Um Acht war Hans mit dem Wagen vor der Thür. Alles war wohl. Hans war noch an dieſem Morgen zum zweitenmal in Saarfelde geweſen, nach dem alten Walter zu ſehn, der unerſchöpflich in Segnungen über den guten Herrn ſich ergoſſen hatte. Es war ihm durch die Veranſtaltung des Agenten ſehr träglich ergangen. Er hatte die Nacht ruhig und frei geſchlafen, und ſeine Wächter hatten ihn lieb.

Nun, ich denke, ſagte der Greis, ich will den getreuen Knecht heut' erlöſen, und fuhr gerade nach Langenfeld, wo des Junkers Vater, der Landrath, wohnte. Hans aber blieb in der Kolonie. Eveline und Johanne wollten ſich eben zu Tiſche ſetzen, als ihr Wirth ſehr fröhlich von Langenfeld zurückkam.

Nun, Töchterchen, habt ihr noch Raum für einen Gaſt? Wie habt ihr denn geſchlafen? und gefällt's denn auch meiner — wie heißt das Kind? — meiner Konkordia hier?

Und dann ſaß der glückliche Greis unter den liebkoſenden Weibern, das Kind auf dem Arme. Er tändelte mit dem Kinde, bis ihm die Thränen in die Augen traten. Das Kind

aber ſpielte mit den Fingern an den weinenden Augen des Greiſes.

Korde, ſoll ich nicht weinen? Aber ſieh, du biſt meiner Marie, und meiner Jakobe ſo ähnlich, haſt die Augen meiner Marie, und biſt wie meine Jakobe lieb und freundlich. Ach ich kann, da ich ſo verlaſſen bin und nun alt werde, kein Kind ſehen, daß mich nicht eine Sehnſucht anwandelte. Meine Kinder ſind all' aus dem Neſte gefallen, ehe ſie flügge wurden, und auch mein treues Weib iſt lange dahin; da mögt ihr's glauben, Töchterchen, das Neſt hier iſt mir doch zuweilen ſehr leer. Aber was will ich wol? hab' ich jetzt nicht Kinder um meinen Tiſch? und du Korde, biſt du meine Enkeltochter? — Wollt ihr meine Töchter ſeyn? Seht, ich habe euch lieb gewonnen. Ihr bedürft einen Vater, und ich bedarf noch viel nöthiger der Kinder. Wollt ihr meine Kinder ſeyn? Ihr ſollt auch nie über den Vater klagen können.

Eveline und Johanne antworteten nur durch ein ſtilles Anſchmiegen an den weinenden Greis, und durch ſanfte Küſſe auf ſeine freundliche Stirn. — Aber du, Kordia, willſt du mich auch zum Grosvater haben? Tate, rief das Kind, wie es immer zu thun pflegte, wenn es das Wort Vater hörte. — Ja? ob das Kind mir nicht antwortet. Ja, ich will euer Vater ſeyn, und du Kordia, bei deinen unſchuldigen Augen will ich's verantworten, wenn ich mich nicht an euch allen als ein Vater bezeige.

Die kindliche Szene hätte noch länger gewährt, und das Eſſen wäre ganz vergeſſen worden, hätte der Greis ſich nicht zuletzt ſanft den Armen ſeiner neuen Töchter entwunden.

Die Suppe, lieben Kinder, wird kalt. Wir wollen bei dem Eſſen weiter plaudern, und ich hoffe, wir wollen noch einen frölichen Nachmittag haben.

Eveline und Johanne nahmen das Weinglas und riefen: der Vater ſoll leben! und der Greis erwiederte: und meine Töchter ſollen mir die Augen zudrücken! und meine Kordia möcht' ich, ſo Gott will, noch zum Brautaltare führen! —

Dann kam die ängſtliche Frage: Was macht der arme Walter? und nachdem der Greis ſie darüber beruhigt und mit guter Hofnung getröſtet hatte, ſo lief dann ruhig das Geſpräch in häuslichen Erläuterungen hin.

Ja, meinte Eveline, nun ſie, Vater, ſo gütig ſind und uns eine Schutzwache geben, könnten wir da nicht heute ſchon unſere Kolonie wieder beziehen?

Hum, ſchüttelte der Greis den Kopf, meine älteſte Tochter will mich wieder verlaſſen. Ihr könnt ja hier bleiben bis mein neuer Schwiegerſohn nach Hauſe kömmt; und wenn ſchön Wetter iſt, ſo fahren wir auf einige Stunden hinüber, um wieder nach der Wirthſchaft zu ſehn. Aber bei dem Vater müßt ihr derweile ſchon wohnen bleiben. Und auf meine Liſe und meinen Hans kannſt du dich, liebe Tochter Eveline — wie wohl mir das thut, liebe Tochter! — auf die kannſt du dich verlaſſen.

Vater, ſie müſſen das Herz ihrer Töchter nie in Verdacht haben. Aber wenn mein Mann und vielleicht auch mein Bruder zu Hauſe kämen?

Da laßt mich machen. Ich werde euch nichts verderben.

Aber von Zeit zu Zeit ſah der Greis bei aller ſeiner Frölichkeit etwas unruhig nach dem Fenſter, als wartete er

noch auf wen, der immer noch nicht kommen wollte. Nun! rief er endlich, und eilte zur Thüre hinaus, und kam etwas verdrießlich zurück.

Kinder, meine Hoffnung iſt mir fehlgeſchlagen. Euer Walter ſollte noch heut hier ſein Mittagbrod eſſen. Ich war heut bei dem Vater des Junkers geweſen, der zu allen meinen geſtorbenen Kindern Pathe iſt. Der hatte mir einen nachdrücklichen Brief an ſeinen Sohn gegeben, und ich dachte gewiß, euren alten Getreuen heut auf freien Füßen zu haben; da hat aber der unnütze Menſch, weil mir geſtern ein Wort entfuhr, den Alten ſchon heut früh nach der Hauptſtadt führen laſſen. Aber ſeyd unbekümmert. Euer Walter iſt auch da nicht aus der Welt, und da beſſer aufgehoben, als in dem vorigen Gewahrſam. Laßt mich nur ſorgen. Es iſt nur, daß ich für heut um die Freude bin, ſonſt will ich's ſchon gegen den Junker aushalten. Heute noch ſchreib' ich wieder an ſeinen Vater, und nach der Stadt an den Regierungsrath, der bei mir ſchon ſeit zehn Jahren in jedem Junius den Brunnen trinkt. Ich meine, Walter ſoll nicht verlaſſen ſeyn.

(Den Beſchluß künftig.)

V.

Ueber die franzöſiſche Nation und die Franzoſen.

Von dem Geh. Secretair J. A. Mercy.

Die deutſchen Journale gaben uns bisher wenig oder gar keinen Aufſchluß über den Charakter der franzöſiſchen Nation; alles, was wir hören und leſen, ſind bloß Reſultate der Erfahrung, die aber dem Philoſophen und Menſchenkenner nicht genügen, weil ihn nur die Beweiſe befriedigen, welche unmittelbar aus dem Herzen und Geiſte eines Volkes genommen ſind. Was die Franzoſen von jeher waren, und was ſie ſeit ihrer merkwürdigſten Epoche neuerdings wurden, iſt der ganzen Welt bekannt; wie ſie aber das werden konnten? dieſe Frage haben unſre deutſchen Schriftſteller noch zu wenig berührt, und viel weniger a priori auseinandergeſetzt. Leider ſind wir zu ſehr gewohnt, dieſe unſre Nachbarn nach ihrem Privatleben, und nicht als Nation im Ganzen zu betrachten und zu beurtheilen; erſt ſeit der Revolution gehen wir von dieſer Gewohnheit etwas ab, da wir mehr die ganze Nation, als nur einzelne Individuen handeln ſehen, jedoch ohne zu bedenken, daß die Züge eines kriegführenden, und immer mehr kriegeriſch werdenden Volkes größtentheils Auswüchſe und Abarten ſeines National-Charakters ſind. Wenn wir alſo richtig urtheilen wollen, ſo kann die gegenwärtige Epoche unmöglich

der eigentliche und wahre Zeitpunkt unſrer Kritik und Entſcheidung ſeyn; ſondern wir müſſen die Nation im Schooße des Friedens und ihrer vorigen Ruhe ſo viel möglich, in ihrem urſprünglichen, und nachherigen ungeſtörten Zuſtande überraſchen, prüfen, und durchſchauen. Oder wem könnte es wohl in den Sinn kommen, auch nur den einzelnen Menſchen, vielweniger eine ganze Geſellſchaft, mitten in dem Ausbruche der heftigſten Leidenſchaften, in der Total- und oft letzten Anſtrengung phyſiſcher und moraliſcher Kräfte, zu kopiren, und dieſe Kopie für ein Originalgemälde des Menſchen auszukramen??

Nach dieſer Vorausſetzung würden wir uns zu weit von dem Ziele der Unterſuchung entfernen, wenn wir in die Zeiten der Vor- und Stammeltern der franzöſiſchen Nation zurückkehren wollten; denn wir fänden dieſelben auch unter den Waffen, und das bekannte, nullum bellum sine milite Gallo —, zöge uns gleich von einer Charakteriſtik ab, welcher ſchlechterdings ein allgemeiner Friede des zu charakteriſirenden Volkes vorangehen muß. Wir können alſo ſicher in der Mitte zwiſchen beiden Extremen ſtehen bleiben, und mit dem patriotiſchen Weltbürger das angenehme Schauſpiel theilen, eine Nation, nach der Ebbe und Fluth ihrer Verhältniſſe mit innern und äußern Feinden, in dem Schatten einer — wenigſtens ſcheinbar — dauerhaften Ruhe zu betrachten.

In dieſem friedlichen Zuſtande war Frankreich vielleicht die einzige Nation der Welt, auf welche alle andre Nationen ihr Augenmerk gerichtet hatten. Die Ausländer ſchienen ſich bloß mit dem zu beſchäftigen, was Frankreich betraf, was Frankreich that; was Frankreich ſich auch nur einbildete, und in allen Gattungen erfand Die geringſten Kleinigkeiten in der Kunſt, in der Litteratur, auf dem Theater, in der Mode,

und in der Geſellſchaft der Franzoſen waren Neuigkeiten von der größten Bedeutung für Menſchen, welche vier oder fünfhundert Meilen von Frankreich entfernt lebten. Turin, Neapel, Rom, Madrid, Liſſabon, Dresden, Wien, Berlin, Stockholm, Koppenhagen, Petersburg, Haag, ſogar London, waren dem franzöſiſchen Geſchmacke und den franzöſiſchen Ideen gleichſam zinsbar. Nur Ein Band ſchien alle andre Völker an Frankreich zu knüpfen, und zwar zu einer Zeit, wo jedes Band andrer Art aufgelöſet war. Das franzöſiſche Genie ſetzte alle Geiſter Europens in Bewegung, indem es ihre Nacheiferung und Neugierde zu wecken, und ſters aufzumuntern wußte. Daher entſtand die litterariſche Verbindung, welche ſo viele auswärtige Souveraine und einzelne Unterhanen mit der Hauptſtadt in Frankreich unterhielten. Es war ein neuer Zweig von Commerz, der ſeine beſonderen Handlungsverwalter und Bevollmächtigte hatte, eine Art litterariſchen Aufgeldes (Agiot), in welches ſich tauſend Perſonen beiderlei Geſchlechts und jedes Standes theilten. Die einen ſuchten bloß ihr Vergnügen darin, die andern machten förmlich ein Geſchäfte daraus, die meiſten fanden ihren Gewinn dabei, und der Staat verlor nichts dadurch.

Und was war die Urſache dieſer ſchnellen und großen Wirkungen? — Keine andere, als die Kunſt, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, welches die Franzoſen von jeher ſo meiſterhaft verſtanden. Sie haben dieſe, ihnen als Menſchen angebohrne Eigenſchaft gleichſam durch einen geheimen Zauber in die Kultur der Künſte und Wiſſenſchaften übertragen, und dadurch die ganze gelehrte Welt unwiderſtehlich an ſich gezogen. Wenn ſich auch manchmal eine gewiſſe Charlatanerie darunter einſchlich, und der Nation mehr

Mißkredit, als Ehre und Reichthum einbrachte, ſo war dieſes das gemeinſchaftliche Schickſal aller andern Geſchäfte in der Welt, und folglich auch des litterariſchen Handels und Wandels. Daran kehrten ſich ſelbſt die Ausländer wenig oder gar nicht; man ſchrie zwar und ſchrieb öfters von blinder Vorliebe, von Vorurtheil und Nachahmungsſucht, und dennoch entfernte man ſich nicht einen Schritt weit von dem getadelten Originale, und kopirte immer fort bis ins Unendliche. Wir Deutſchen waren die zahlreichſten und emſigſten Nachahmer der Franzoſen in jeder Rückſicht; überall von franzöſiſchen Tanzmeiſtern, von franzöſiſchen Schneidern, Köchen und Friſeurs umgeben, ſteckten wir unter Bergen von franzöſiſcher Litteratur, ſchmierten und ſtohlen aus franzöſiſchen Büchern, überſetzten franzöſiſche Encyklopädien und Dictionaire, Madrigale, Sonneten und Epigramme; fabrizirten Flugſchriften, Almanache, Romane, Luſt- und Trauerſpiele, und Taſchenbücher von allen Farben, ſogar von Berlinerblau *) im franzöſiſchen Geſchmacke. Unterdeſſen hielt ſich Frankreich allenthalben, vorzüglich aber in unſerm deutſchen Vaterlande, ſeine Emiſſairs, die dieſen litterariſchen Fanatism beförderten, wie es ſpäterhin bei Gelegenheit des politiſchen der Fall war; gleich dem alten Rom, hatte es überall Colonien von Gelehrten und Künſtlern in jedem Fache, welche ſelbſt von deutſchen Fürſten mit offnen Armen aufgenommen und gepflegt wurden. Der Einfluß dieſer Fremdlinge wuchs um ſo ſtärker, als die deutſche Sprache an den deutſchen Höfen durch die ihrige bei ihrer Ankunft ſchon verbannt war, und ſie ſich in dieſer Hinſicht gleich-

*) Berliner Blau und Roth, eine periodiſche Volksſchrift, hiſtoriſch, politiſch, litterariſch, moraliſch und ſatiriſch gezeichnet. Berlin, 1795.

ſam wie zu Hauſe befanden. In kurzer Zeit war keine Gegend, kein Ort von einiger Bedeutung mehr, wo ſich nicht franzöſiſche Künſtler niedergelaſſen hatten; man ſehe nur Petersburg, Kopenhagen, Berlin, Dresden, Wien, Rom, Madrid, Haag, ſelbſt London, und ſo viele andere Städte; man verſchrieb ſie ſo häufig als ihre Waaren, und ſie würden Europa ohne Vergleich mehr überſchwemmt haben, wenn ſie nicht aus Vorliebe für ihre Heimath und für das Wohlleben, welches ihnen Frankreich gewährte, die dringendſten Auffoderungen von ſich abgelehnt hätten. Was war wohl natürlicher, als daß unter dieſen Umſtänden der einheimiſche Kunſtfleiß und Eifer erkaltete, und beinahe ganz erloſch? Die Franzoſen hatten ſchon den großen Vorſprung und Vortheil durch ihre Sprache, womit ſie ſich den Großen Deutſchlands verſtändlich machen und ſich einſchmeicheln konnten, indeß der zurückgeſetzte deutſche Künſtler und Gelehrte mit der ganzen Fülle ſeiner Mutterſprache nicht einmal zu Wort kommen durfte. Eben ſo natürlich mußten Neid und Eiferſucht erwachen, welchen Verläumdung die Hand both — allein vergebens! — die Franzoſen hatten ſchon allenthalben zu feſten Fuß gefaßt, und ſelbſt der Widerſpruch kam ihnen zu ſtatten, womit man ſchon vorher alle ihre Produkte und Kunſtwerke vergöttert, ausposaunt, und nachzuahmen geſucht hatte; ſie brachten ſelbſt den größten aller Vorwürfe — den Vorwurf von Frivolität — zum Stillſchweigen, da nicht bloß die ſchönen Künſte für ſie ſprachen, ſondern auch in dem mühſamern Gebiete der Philoſophie und Geſetzgebung ein Sully, ein Descartes, ein Bayle und Montesquieu als Lichter und Beiſpiele vom erſten Range für ſie auftraten, nach welchen ſich ſogar in der Folge der größte philoſophiſche König und Geſetzgeber, Friedrich II, bildete.

Bei

Bei dem allen war das ehrenvolleſte Denkmal der franzöſiſchen Litteratur die Correſpondenz zwiſchen den franzöſiſchen Gelehrten und den Potentaten ihres Jahrhunderts, deren Inhalt noch bei der ſpäten Nachkommenſchaft von den Talenten der erſtern und von der Billigkeit der letztern zeugen wird. Das gröſte und ſchönſte Beiſpiel davon liegt uns zu nahe, als daß ich es mehr zu beleuchten brauchte, nachdem der Philoſoph von Sansſouci in ſeinen unſterblichen Werken genug Licht darüber verbreitet hat. Ein zweites, eben ſo feſtes Band, welches fremde Länder mehr an Frankreich, als dieſes an jene kettete, war die Einführung der franzöſiſchen Sprache an allen Höfen und in allen Cabinetten von Europa; dadurch wurden die Regenten ſowohl, als die Regierungen fremder Nationen, mit dem Geiſte des franzöſiſchen Hofes, welcher ſich in abſteigender Linie von dem Throne herunter der ganzen Nation mittheilte, bekannter, und unvermerkt mehr eingeweiht — zu geſchweigen, daß politiſche Verhältniſſe und die ehemalige Furchtbarkeit des franzöſiſchen Uebergewichts, die Annahme dieſer Sprache äußerſt nothwendig machten. Ich gehe noch weiter, und finde ſogar in dem, durch politiſchen Zwang — nicht aber, wie viele irrig glauben, bloß durch den Zwang der Mode und der herrſchenden Sitte — eingeführten Gebrauch der franzöſiſchen Sprache die nämliche Politik, und das nämliche Intereſſe von Seiten Frankreichs, welches bei der päbſtlichen Hierarchie zum Grunde lag; als ſie allen Konſiſtorien, allen Gelehrten und Ungelehrten ihrer Kirche, mit einem Worte, der ganzen katholiſchen Welt, die lateiniſche Sprache aufdrang, bis endlich auch die Franzoſen den Urquell dieſer Sprache vom Kapitol aus, und an dem Stuhl Petri zu verſtopfen drohten. Einfluß, Gröſe und Uebermacht, kurz, ein gewiſſer unleugbarer Deſpotism waren die

Lehrerinnen beider Sprachen für mehr oder weniger entfernte Nationen.

Dieſer Deſpotism iſt keinesweges denkbar und möglich, ohne daß Frankreich, als eine ſich rüſtende, oder wirklich kriegführende, oder aus dem Kriege zurückkommende Macht, ein Uebergewicht vor andern Nationen gehabt hätte. Und darüber iſt in der Geſchichte nur Eine Stimme — zur Ehre der Franzoſen. Einzelne Unglücksfälle beweiſen nichts gegen die Kriegeskunſt, gegen die Macht, Bravour und ausharrende Kraft der Verunglückten; ohne Pfaffen und Maitreſſen, welche den Franzoſen ſo oft das Spiel verdorben, oder ſie verkauft haben, würden ihre Lorbern, wie die Lilien auf ihren Münzen, vervielfältigt worden ſeyn. Wenn ſie auch nicht ſelbſt in unſern Tagen ihre Ehre von neuem gerettet hätten, ſo wären doch Roßbach und Franzoſe keine gleich verbundenen Ideen mehr in den Köpfen der Deutſchen, welchen die Zeit den wahren Aufſchluß über ihre Niederlage und Flucht bei Roßbach, und über die ſchändlichen Beſtechungen ihrer Anführer gegeben hat. Wir dürfen nicht bloß bei den gegenwärtigen Zeiten ſtehen bleiben, um uns zu überzeugen, daß Muth und Tapferkeit in ihrem Charakter liegen; daß ſie die große Kunſt beſitzen, unter dem freien Himmel alles zu entbehren, was ſie ſich zu Hauſe aus Weichlichkeit ſonſt angewöhnt hatten, und daß ſich die hervorſtechenden Unterſcheidungszeichen ihrer Nation, als der geſittetſten von allen, auch im Felde nicht verwiſchen, nämlich die Großmuth, die Sanftheit und Schonung, welche ſie, vermöge ihres Naturels, um ſo weniger verleugnen können, als ſich ſelbſt bei ganz ungeſitteten, rohen Völkern, unverkennbare Spuren davon mitten im Kriege finden. Nur der kurzſichtige und leichtgläubige Pöbel konnte die erſten Beweiſe ihrer perſönlichen Tapferkeit im Anfange

des Revolutionskrieges für Wirkungen ſtarker Getränke halten; allein wir, wir ſahen näher durch die buntgefärbten Gläſer der politiſchen Kannengießerei, und entdeckten ganz andre Ingredienzien, die von dem Nationalcharakter zuſammengeſetzt waren. Wenn das Gefühl der Knechtſchaft und die Liebe zur Freiheit das Zeichen zum Angrif gab, ſo bedurfte es wohl nicht der Verzögerung eines Marlboroughs, der dem ihn antreibenden Prinzen Eugen zurief: J'attends les Brandeviniers, ils ne tarderont pas; und wenn dieſes doppelte Gefühl ſolche Wunder der Tapferkeit erzeugte, ſo konnten ſie unmöglich das Werk eines Augenblickes ſeyn, ſondern die Fähigkeit dazu mußte ſchlechterdings ſchon in dem Charakter der Nation ihren erſten Grund gehabt haben.

Doch ich verliere mich zu ſehr in dem koloſſaliſchen Bilde der Franzoſen, als Nation betrachtet, und ich werde mehr ins Detail gehen müſſen, in ſofern es Stoff zur Charakteriſirung des Ganzen geben kann.

Wenn uns oft ſelbſt unſre geſchwornen Feinde Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo iſt das Lob um ſo weniger verdächtig, und die Wahrheit des zugeſtandenen Verdienſtes deſto mehr außer allem Zweifel geſetzt. Troß des Nationalhaſſes der Engländer gegen die Franzoſen, finden wir doch die einfachſte und treffendſte Schilderung der Letztern in der Prüfung der Engliſchen Sitten von dem Doktor Brown: „Ihrem Ehrgefühle," behauptet er, „haben die Franzoſen „die Hochachtung zu verdanken, welche man ihrem Charakter, „ungeachtet ſeiner Widerſprüche, nicht verſagen kann; denn „darin liegt ihre Kunſt, beide Extreme zu berühren. Tugenden und Laſter, Schwachheit und Stärke, welche ſonſt, gleich „den Elementen, in einem ewigen Kampfe gegen einander be-

„griffen ſind, vereinigen ſich bei ihnen zu gleicher Zeit. Sie „ſind weichlich, aber brav; nichts weniger als aufrichtig, aber „voller Ehrgefühl; dem Ausländer zugethan, aber ohne ihm „wohl zu wollen; eitel, aber einnehmend und auf ihrer Hut; „prachtliebend ohne Freigebigkeit; kriegeriſch ohne Rohheit; „ſie beſitzen mehr Anſtand als Tugend; ſind zum Handel ge„neigt, jedoch ohne ſchmutzig zu ſeyn; ernſthaft in Kleinig„keiten; aufgeweckt bis zur Vollführung der ſchwerſten Dinge; „Weiber an der Toilette, und Helden in dem Felde; im „Grund verdorben, aber anſtändig in ihrem Betragen; in „ihren Empfindungen getheilt, aber übereinſtimmend, ſobald es „Zeit iſt thätig zu ſeyn. Man könnte in Verſuchung gerathen „ſie zu verachten, wenn man ſie nach ihrem Privatleben „beurtheilte; und doch zeigen ſie ſich furchtbar — als Nation."

Wer erkennt in dieſem ſo gedrängten, als vollſtändigen Bilde, nicht den Franzoſen, und wer bringt, wenn er dieſe einzelnen Züge in den großen Schmelztiegel der Nation legt, nicht den Extrakt hervor, welchen die neueſte franzöſiſche Staatsrevolution augenſcheinlich darſtellt? Ich meines Theils finde die Franzoſen, ſo wie ich ſie in allen drei Ständen perſönlich zu ſehen und zu beobachten Gelegenheit hatte, in dieſem Brownſchen Bilde, nach einem langen Zwiſchenraume von Jahren, wieder leibhaft und unverkennbar. So ſehr ſich der iſolirte Menſch von dem Menſchen in der Geſellſchaft, und in Verbindung mit andern ſonſt unterſcheidet, ſo gleich bleibt ſich im Durchſchnitt der Franzoſe unter den Franzoſen. Daß aber im Allgemeinen nur die Rede von dem Franzoſen in ſeinen geſetztern Jahren ſeyn könne, wird jedem von ſelbſt einleuchten, wenn er den raſchern Lauf des Blutes und den gleichſam angebohrnen Leichtſinn deſſelben berechnet. Nicht

umſonſt hat der herannahende Tod ſelbſt von Mirabeau das Geſtändniß erpreßt, daß er wenigſtens noch zwei Jahre brauchen würde, um die Unmoralität ſeiner Jugendjahre auszuſöhnen, worüber der einſichtsvolle deutſche Richter der Franzoſen, Archenholz, in ſeiner Minerva, mit philoſophiſcher Schonung erkläret, jener ſey mehr durch glühende Leidenſchaft und durch die Gewalt der Umſtände, als durch eine laſterhafte Gemüthsart dazu verleitet worden. Wir müſſen alſo den Franzoſen ſorgfältig von dem Menſchen unterſcheiden, und jenem nicht zur Laſt legen, was dieſer begeht. Nur zu ſpät wird ſelbſt Frankreich erfahren, was für Menſchen es in ſeinem Buſen hegte; die Verſchwendung der höhern Gewalten und die Raubſucht ihrer Agenten wird die verblendete Mutter tiefer verwunden, als alle Feinde von der neueſten Coalition; in der zunehmenden Unſittlichkeit aller Stände, in dem empörenden Luxus der erſt ſeit geſtern reich gewordenen Glücksritter, und in der immer mehr drohenden Verarmung des Volkes läuft ſie Gefahr das Grab zu finden, welches ihr Menſchen in Frankreich, nicht aber die Franzoſen bereiten.

Ob ich gleich zuvor behauptete, man könne nur von den Franzoſen in ihrem reifern Alter Züge zur Charakteriſirung der ganzen Nation entlehnen, ſo wollte ich doch damit keineswegs den Blick von ihrer Wiege und von ihren Jugendjahren abhalten: ich eile vielmehr mit verdoppelten Schritten auf dieſen Standpunkt, wo die erſte Ausſaat geſchieht, von welcher der Franzoſe ſeinen bleibenden individuellen, und die ganze Nation ihren eigenthümlichen Charakter einerndtet. Beſſere Erziehung und Unterricht, deren ſich der Franzoſe von jeher erfreuen und rühmen konnte, haben ihn auch, wo nicht zum beſſern, doch brauchbarern Menſchen, Geſellſchafter und

Staatsbürger gemacht. Er hatte nicht nöthig, erſt durch den Umgang gebildet zu werden; er trat ſchon gebildet, und ausgerüſtet mit mannigfaltigen Kenntniſſen, in der Geſellſchaft auf. Mein theures deutſches Vaterland möge es mir verzeihen — ich darf ihm auf Koſten der Wahrheit kein Opfer bringen — Frankreich iſt und war, was Erziehung und Bildung betrift, ohne Vergleich mehr. Ich will zugeben, daß wir ſo reich, oder noch reicher ſind, an Stubengelehrſamkeit; was iſt aber die ganze Schulphiloſophie ohne Kenntniß der Welt, und ohne die angenehme Lebensweisheit, mit deren Waffen die Franzoſen ſo große und allgemeine Eroberung machten? So wenig man uns, und mehrern andern Nationen, Anlage, Fähigkeit, Fleiß, Verſtand und Hülfsmittel abſprechen kann, ſo iſt es doch nicht zu leugnen, daß wir ohne die Schätze der franzöſiſchen Litteratur auch weniger Geſchmack beſäßen? Die griechiſchen und römiſchen Urquellen liegen zu entfernt, und ſind nur wenig Auserwählten zugänglich; allein die franzöſiſchen fließen in der Nähe, dem größern Theile genießbarer und mehr gleichzeitig.

Doch kehren wir zu den nothwendigſten und gemeinnützigern Wiſſenſchaften zurück, und die Franzoſen werden uns eine geraume Strecke hinter ſich laſſen. Man muß ſelbſt unter ihnen gelebt und beobachtet haben, um es nicht übertrieben zu finden, daß, wenn wir die Parallel zwiſchen ihnen und uns ziehen, im Durchſchnitt der geringere Stand ſtuffenweiſe die Kenntniſſe und Bildung des vornehmern unter uns beſitzt. So hat der gemeine franzöſiſche Soldat den Schulunterricht des deutſchen Lieutenants von der unterrichteten Klaſſe, der franzöſiſche Lieutenant die Kenntniſſe des deutſchen Hauptmannes u. ſ. w. Daß der militäriſche Rang von dem wiſſenſchaftlichen ſehr oft Einſchub oder gar Vorſprung leiden muß, verſteht ſich, wie die

tägliche Erfahrung auch unter uns zeigt, von ſelbſt. Die nehmliche Gradation findet auch in dem bürgerlichen Stande bei den Franzoſen ſtatt; der franzöſiſche Bürger weiß beſſer Beſcheid in der Geographie, Geſchichte, Statiſtik ꝛc. als unſre ſogenannten Schul- und Halbgelehrten von Profeſſion.

Und da ihre theoretiſche Erziehung ſo ausgezeichnet gut iſt, was wundern wir uns über die Anwendung in dem praktiſchen Leben? Es ſei mir vergönnt, unter andern nur Ein Beiſpiel anzuführen, welches mir die ſeligſte Rückerinnerung meiner in Frankreich durchlebten Tage ſo oft erneuert. Unzählige mal ergötzte ich mich, die halbe Nacht im Fenſter liegend, an den erbaulichſten Volksliedern der franzöſiſchen gemeinen Soldaten auf der Wache. — Welche Feinheit in der Auswahl! welche Empfindung im Vortrag! — und welcher Kontraſt, welch empörendes Gefühl hingegen hier in Deutſchland, wo Unwille und Ekel mich oft vom Fenſter jagten, weil ich unmöglich länger ein Ohrenzeuge von Zoten und Gemeinheiten ſeyn konnte.

Auf die theils angeführten, theils mit Stillſchweigen übergangenen Eigenſchaften und Vorzüge der Franzoſen gründet ſich der ſogenannte Egoism, den man ihnen zum Vorwurf macht, der aber im Grunde nichts weiter iſt, als Anerkennung des eigenen Werthes, und Vertrauen auf eigene Kräfte. Wenn es darauf ankömmt ſeinen Werth geltend zu machen, und Ehre und Nutzen daraus zu ſchöpfen, ſo iſt Beſcheidenheit am unrechten Orte, und zur unrechten Zeit angewandt; dieſes gilt nicht nur von einzelnen Menſchen, ſondern auch von ganzen Nationen unter ſich. Am allerwenigſten würde es den Franzoſen zu verargen ſeyn, wenn dieſes Selbſtgefühl ihrer Verdienſte in eine gewiſſe Anmaßung ausartete, da ſie ſich überall, und von allen in allem bewundert und nachgeahmt ſahen. Andere aber deſ-

halb geringzuſchätzen, oder gar zu verachten, dazu iſt der Franzoſe viel zu galant.

Ich will nicht länger den Reflexionen kompetenter Richter hierin vorgreifen, ſondern mich mit der Hoffnung begnügen, daß dieſer mein oberflächlicher Verſuch vielleicht die erwünſchte Veranlaſſung geben werde, in dieſer periodiſchen Schrift bald das Reſultat tieferer Unterſuchungen hierüber aufzuſtellen. Wie ein urſprünglich kriegeriſches Volk die Waffen niederlegen, ſich ganz dem Genuſſe des Friedens überlaſſen, und dabei bis zur höchſt möglichen Vollkommenheit gedeihen könne, dieſes iſt ſo faßlich, als das Hauptbeſtreben des einzelnen Menſchen nach Ruhe und Zufriedenheit. Allein über dem Uebergange zu einem ganz entgegengeſetzten Extreme ſchwebt noch zu viel Dunkel, und nur der Nationalcharakter eines Volkes kann uns den Schlüſſel geben, dieſes mühſame Räthſel aufzulöſen. Da wir übrigens im gemeinen Leben uns ſo gern an die Folge halten, und nur a posteriori belehren laſſen, ſo mag uns das Beiſpiel des franzöſiſchen Krieges zur Aufmunterung dienen, den halb erloſchenen Gemeingeiſt wieder anzufachen, und mit vereinigten Kräften ein beſſeres Ziel zu erreichen, als ſich in unſern Tagen andere von ihrer vormaligen Höhe herabgeſtürzte Nationen über Millionen von Leichen, und unter allen Gräueln des Krieges, ausgeſteckt haben. Während andere irregeführte Völker kaum mit Wahrſcheinlichkeit folgende Generationen auf die Früchte ihrer Bemühung anweiſen und vertröſten können, haben wir, wir ſelbſt ſchon, uns derſelben im ruhigſten Genuſſe zu erfreuen, da eine weiſe, friedliebende Regierung uns vorarbeitet, und auch für den Untergang unſrer Sonne noch einen heitern Abend ſichert, wenn lange ſchon dicke Finſterniß die Gräber des Aufruhrs deckt, und weinende Enkel die Sünden ihrer Väter büßen werden.

VI.

Deutſches Theater.

Weiberliſt, Oper in zwei Aufzügen von Giovanni Bertati, bearbeitet von Herklots, Muſik von Cimaroſa.

Wir ſollten freilich nicht bloß von dieſem Stücke, ſondern auch von zwei andern in dieſem Monat aufgeführten ſprechen. Allein ſie haben beide ihre theatraliſche Laufbahn ſehr ſchnell vollendet; der Scheintodte hat ſich in einen wirklichen verwandelt, und ein ähnliches Schickſal hat die Aehnlichkeit erfahren. Ja ſelbſt die Weiberliſt war nicht ſchlau genug, ſich dem Gericht zu entziehen, welches etwas unverdienter Weiſe über ſie erging.

Das Stück iſt eine italiäniſche Operette, und es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß in demſelben kein beſonderer Ueberfluß von Poeſie, Erfindung, Charakteriſtik ꝛc. befindlich ſeyn wird, ja daß man ſehr zufrieden ſeyn muß, wenn dem geſunden Menſchenverſtande nicht auffallend unhöflich begegnet wird. Denn man würde ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß die modernen Italiäner die Worte als weſentlich zur Oper und Operette anſähen, und nicht vielmehr als ein nothwendiges Uebel, als ein Medium, eine Form, an welcher und durch welche die Muſik ſich äußern könnte. Man bemerkt vielmehr ganz deutlich, daß der Text dem Componiſten nur als Veranlaſſung dient, ſeine Kunſt zu üben, und daß ihm daher derjenige am willkommenſten

iſt, der ihm den weiteſten Spielraum dazu darbietet. Wenn nun eine Nation einmahl dahin übereingekommen iſt, in dieſem Falle das Drama aufzugeben und die Muſik herrſchen zu laſſen: ſo ſehe ich in der That nicht ein, was die Kritik daran ausſetzen könnte; wenn ſie nicht etwa im allgemeinen das Recht leugnet, ein ſolches Uebereinkommen zu treffen; und es durch die Worte lokal, national und temporell herabſetzt. Immer aber dünkt mich würde die Kritik noch beſſer thun, wenn ſie die Forderungen der Poeſie und der Muſik in dem gegebenen Falle prüfte; und auf Veranlaſſung dieſes Faktums, die Theorie der Operette zu entwickeln ſuchte. Denn ſehr unwahrſcheinlich iſt es, daß ein einzelner Menſch oder eine ganze Nation auf einen Irrthum gerathen ſey, ohne eine Wahrheit geahndet zu haben. Denn das Ewige und Große der menſchlichen Natur beſteht ja eben darin, daß ſie genau genommen nicht irren kann. Jeder Irrthum entſteht nur dadurch, daß man die Wahrheit auf dem falſchen Wege ſucht, und daher iſt der Irrthum gleichſam nur verkleidete Wahrheit; es kommt nur auf den Blick an, und auf eine genaue Analyſis deſſen, was der Menſch geahndet und inſtinktmäßig geſucht hat, um etwas Vortreffliches zu entdecken. Wir dürfen wohl die Anwendung auf die Operette nicht lange erſt machen. — Wir finden dieſe Gattung trotz allen Critiquen und Spöttereien geliebt und bewundert, ja das Anziehende derſelben ſcheint mit dem Grade der Abſurdität in dem genauſten Zuſammenhange zu ſtehn. Keine Oper hat wohl in Deutſchland ſolch ein allgemeines Aufſehen gemacht, als die Zauberflöte; und die neuen Arkadier wetteifern mit den rührendſten Familiengemählden. Was iſt es denn nun, was dieſen Reiz, dieſen Zauber hervorbringt und ihnen vor den vernünftigen Opern

mit einem derben Zuſammenhange den Vorzug giebt. Sieht man auf dasjenige, was man gemeiniglich als zweckmäßig für die Muſik anerkennt; ſo iſt bei den meiſten daran gar nicht zu denken; die Verſe ſind holpricht, die Poeſie iſt platt und trivial; kurz, das Einzelne ſcheint durchaus nicht die Requiſite eines muſikaliſchen Stücks zu haben. — Im Ganzen und der Quaſi-Conſtruktion derſelben muß es alſo liegen; und zwar wenn wir die Erfahrung befragen, in eben dieſem ſcheinbar-abſurden. Und ſo iſt es in der That gerade dieſe Trivialität des einzelnen; gerade dieſe Abentheuerlichkeiten ohne Zuſammenhang, ſind nur verfehlte Tendenzen: man ſetze nur das an die Stelle, wovon ſie die Zeichen ſind, und man wird ein vortreffliches Produkt vor ſich haben.

Wir machen uns deutlicher. Für die Muſik ſoll die Operette beſtimmt ſeyn. Dies iſt nun auf keine Weiſe möglich, als wenn ſie ſoviel als möglich Muſik wird, wenn ſie das, was ſie werden ſoll, ſchon in ſich repräſentirt; und ſich ihn ſo viel möglich nähert. Betrachten wir nun die Muſik als Zeichen, ſo finden wir zuerſt in derſelben eine große Allgemeinheit; dies ſchließt, wenigſtens in dem muſikaliſchen Theile des Produkts, alle Individualität aus, folglich alle Charakteriſtik ſchärferer Art; nur die bloßen Umriſſe brauchen angegeben zu werden, ferner alle Details, als Beſchreibungen und Schilderungen, ſo fern ſie nicht lyriſch aufgefaßt werden können. Verfehlt wird nun dieſe Allgemeinheit des Textes, Trivialität; allein jene kann recht gut mit der Poeſie beſtehen, wie zum Beiſpiel alle gute Masquenrollen und die Tragödien der Alten beweiſen. Aus dem eben Geſagten aber folgt nun auch ganz unmittelbar, daß der Stoff lyriſch gearbeitet ſeyn müſſe, das heißt eine Reihe angedeuteter Empfindungen ſeyn;

und daß dieſe zu verdeutlichen, darzuſtellen, und den Charakteren Individualität zu geben, das eigentliche Geſchäft der Muſik ſeyn müſſe. Ferner durch dieſe Allgemeinheit ihrer Zeichen erhält die Muſik zu gleicher Zeit eine Unbeſtimmtheit in ſich; es bleibt der Imagination des Zuhörers ein unendliches Feld übrig, welches ſie ausfüllen kann: die Muſik iſt in ſich etwas romantiſches. Dies im Texte dargeſtellt, giebt das Bunte, welches ohne Kunſtſinn in das Leer⸗Abentheuerliche ausartet, ſo wie das verfehlte Lyriſche, Mangel an Handlung, Phraſe und Dünnheit des Stoffes veranlaßt.

Hieraus wird nun klar, warum ſo manche Componiſten ſich in der Wahl ihres Stoffes ſo auffallend vergreifen, warum ihnen der ſchlechteſte Stoff oft der liebſte zu ſeyn ſcheint. Es iſt ein Inſtinkt, welcher ihnen grade hier Befriedigung für ihre Darſtellungskunſt verſpricht. Man erzählt von Mozart, daß er ſich mit dem höchſten Vergnügen an Don Juan und die Zauberflöte gemacht und namentlich von der letztern geäußert habe, ſie ſey ihm noch nicht toll genug. — Aus dem Vorhergehenden erhellt, welche Ideen dieſem Ausſpruche zum Grunde lagen. Eine weitere Ausführung des angegebenen reichhaltigen Themas wäre hier unnütz; wir wenden uns zur gegenwärtigen Oper. — Sie iſt von der trivialen Gattung, grade ſo wie ein Componiſt von der Munterkeit und Leichtigkeit ſie wählen mußte, um ſein Talent und ſeine Kunſt zu zeigen. Die Charakteriſtik iſt durchaus flach, die Handlung ſchleppt, und iſt ohne Leben; die Verſe ſind im höchſten Grade rauh und unharmoniſch, und drohen beim Sprechen und Singen die Kehle zu ſprengen. Dieſe letzten Eigenſchaften ſind doch wohl Schuld des Ueberſetzers. — Cimaroſa hat dennoch ein ſehr niedliches muſikaliſches Produkt daraus ge⸗

ſchaffen, er hat die Charaktere muſikaliſch-ſchärfer geſondert, da wo das Stück durchaus leer war, liebliche einſchmeichelnde Melodien erfunden; kurz, er hat gethan, was er konnte, um ein Paar Stunden angenehm zu verkürzen.

Wollte Gott man könnte dies von dem Spiele ebenfalls ſagen. Man kann es nicht genug wiederhohlen: jedes Stück, welches mißfällt, mißfällt nur durch Schuld der Schauſpieler. Der Schauſpieler braucht nicht auf gute Stücke zu warten: er muß ſie ſchaffen; er muß mit dem ſchlechten umgehen, wie oben der Componiſt mit dem Texte umgieng. Dies Stück diene zum Beiſpiel. So flach, ſo abgedroſchen es iſt; ſo muß es doch dem Schauſpieler möglich ſeyn, Individualität zu produciren. Der Schauſpieler, der dies nicht kann, iſt nicht einmahl ein Handwerker in ſeiner Kunſt, nicht einmahl ein Künſtling, viel weniger ein Künſtler. Das Mitleid kommt einem an, und der Jammer tritt einem an die Seele, wenn man ſieht, wie die edlen Worte Kunſt und Künſtler verdorben werden. Kunſt iſt reines Können, iſt unbedingtes Schaffen; ein Schaffen in und durch ſich ſelbſt. Es iſt die edelſte Beſtimmung des Menſchen, ſey er praktiſch oder ſpekulativ, etwas außer ſich hinzuſtellen, was durch ſich ſteht, ſich in ſich hält. Wo dies Criterium fehlt, iſt nie Kunſt zu ſuchen oder zu erwarten; alles andere iſt Verirrung, welche wohl intereſſiren kann, aber durchaus nichts Organiſches iſt, höchſtens den Schein davon hat. — Am meiſten aber iſt das Wort Kunſt von den Schauſpielern entweiht. Die Schauſpielkunſt greifft mit ihren Zeichen, das Drama in ſeiner Darſtellung, ſo tief in das triviale Leben ein, daß man kaum davon eine Ahndung hat, daß Deklamation und Mimik Künſte ſind; und daß die meiſten Schauſpieler, wenn man

ihnen, von Gradation und Degradation, Schatten und Licht, edler Gemeinheit und ſo weiter ſpricht, in ſchwindelndes Erſtaunen gerathen; und nicht glauben, daß einer ſo etwas wollen ſolle und ſo etwas verlangen müſſe.

Die meiſten, mit einem guten Organ verſehen, nicht ohne Gefühl für manche Verhältniſſe des Lebens, die ſie daher in der Poeſie wieder anerkennen, überlaſſen ſich ihrem Inſtinkt; und der alberne Haufe, dem nie der Gedanke an Kunſt in die Seele tritt, pocht und klatſcht, je nachdem es ihm behagt. Nun kommt der Schauſpieler in Verwirrung, er nimmt nun den Effekt auf den Pöbel für ſeine höchſte Tendenz an, und glaubt die Kunſt zu ſtudieren, indem er ſich nur mit dem Pöbel gemein macht. Einige Jahre vergehen, und Talent, Organ und alle Anlagen zur Kunſt ſind dahin, und eine Carrikatur fertig, die allemal beklatſcht wird, ſo oft ſie ſich pro pane lucrando auf dem Theater torquirt.

Das gegenwärtige Stück alſo hätte mit fingirter Individualität und mit dem innern poetiſchen Leben, welches jeder Italiäner in ſich trägt und darſtellt, geſpielt werden müſſen. — Die Poſſe, denn dies Stück iſt eigentlich eine, muß poſſenhaft geſpielt werden, und dies Poſſenhafte muß einem von Herzen gehen, oder man muß ſich ganz davon halten. Nicht in Verdrehungen der Arme und Beine, nicht im Springen und Hüpfen beſteht die komiſche Kraft — iſt dies nicht charakteriſtiſch, wird es nicht mit Maaß gebraucht; iſt es nicht Zeichen, nicht Conſtruktion der Seele: ſo wird es ekelhaft und platt. Eben der Mangel an Individualität, das Schwerfällige der Darſtellung war es, was den Sturz des Stückes veranlaßte, und wenn es auch nicht ganz von der Bühne verdrängt iſt, wenigſtens dem Beifalle großen Schaden gethan hat.

VII.

C o r r e ſ p o n d e n z.

Ueber Privatbühnen.

Man kann, ohne ungerecht zu ſeyn, ſagen und behaupten, die Privatbühnen gründen ſich, wie manches in dieſer beſten Welt, auf Eitelkeit, und ſind dem Zeitvertreibe oder Zeitverderbe untergeordnet. Hier und da iſt man noch weiter gegangen — man hat das Intereſſe damit verknüpft, und ſo den Gegnern eine Rechtswaffe ertheilt, dagegen anzukämpfen. Wir wollen uns nichts verheelen, und unbefangen von der Sache ſprechen. — Was iſt die Abſicht und der Zweck der mehrſten Privattheater-Anſtalten? Ein Zirkel von Menſchen, der Langeweile fühlt, tritt zuſammen, und etablirt eine Privatbühne. — Eigentlich ſollte nun wohl niemand, der auf geſunde Vernunft Anſpruch macht, an der Langeweile kränkeln; (Beaumarchais bemerkt, ſie mache nur die Narren fett,) doch wer will mit den Menſchen über die Krankheiten der Einbildung rechten? Sich einen Wunſch verſagen zu müſſen, iſt ein Schmerz — iſt der Wunſch einer Privatbühne ein Gedanke, ſo bleibt die Ausführung nicht fern. Die Mitſpielenden oder Intereſſenten halten ſich entweder für entſetzlich aufgeklärt und geſchickt, oder ſie ſehnen ſich nach öffentlichen Triumphen und Huldigungen. Daß Demoiſelle B. mitſpielt, geſchieht bloß, um ihre allerliebſte Perſon beziehender präſentiren zu können. — Herr D. würde auf keine Art eine Rolle übernehmen, wenn er nicht dadurch Gelegenheit fände, mit Perſonen von Stande in Geſellſchaft zu kommen. Die Geſellſchaft in pleno hat nicht den leiſeſten Begrif vom

Weſen der Darſtellung, und doch wählt ſie die vollendeten Meiſterſtücke unſrer Dichter. Eine Gelegenheit wird gehaſcht, um eine Vorſtellung analog zu machen — man kommt mehrere Wochen zuſammen, verſäumt ſeine Amts- und Brodgeſchäfte, divertirt ſich auf den Proben, ſpinnt kleine affaires d'amours an, und geſteht, man habe ſich herrlich amuſirt. Acht Tage lang ſpricht der Zirkel vom göttlichen Spiel der Dame C., von ihrem junoniſchen Wuchſe und Augen, vom Signor X., vom Fräulein Y. Jede Modehändlerin erzählt ihren Kunden und den Göttinnen des Tages, wie guſtuös die Dame Tz. angezogen war. Eine Bühne bezieht den Ort, und jener Zirkel giebt den Ton an, das heißt, er entſcheidet nach dem Maasſtabe ſeiner Eitelkeit über Natur und Kunſt. — Es fällt niemand bei, daß man traurig geſpielt habe; aber das fühlt jeder Intereſſent, daß die ſogenannten Schauſpieler vom Metier gar keine Vergleichung aushalten. So entſchieden auch dieſe Dame und jener Herr ehemals perſiflirt wurden, und den Stoff zu Läſterzirkeln liehen, jetzt iſt Alles vergeſſen! Mit gemeinſchaftlicher Wuth attakirt man die armen Schauſpieler, die es wagen, das ehemals gegebene Stück darzuſtellen. Wird zum Aerger der Geſamtheit im Parterr Partheiſucht, Haſchen nach Kleinigkeiten ꝛc. angetroffen, ſo ſind die Glieder der Privatbühnen gewiß an der Spitze, und leiten das Geſchäft der hämiſchen Kritik. Die ſogenannten ſcharmanten Leute oder Männer von Ton, das heißt, jene Menſchen, die weiter kein Geſchäft haben, als zu leben und ſich zu amüſiren, ſind in Deutſchland gewöhnlich die Entrepreneurs der Privatbühnen. Nun kommt es gar ſehr auf die Manier und Gewandheit an, um als Mann von Ton, Geiſt und Geſchmack zu gelten; man kann äußerſt flach und ſchwachköpfig ſeyn, und doch das Prädikat gratis erhalten. Jeder ſelbſt mittelmäßige Ort hat eine Anzahl müßiger Leute; es kommt nur darauf an, daß der Müßigſte unter ihnen die Manier kennt, die Uebrigen zur Bildung eines Privattheaters zu beſchwätzen. Genau und

ſtrenge

ſtrenge erwogen, ſtehn ſolche Anſtalten nicht zu billigen, und es iſt weder einem braven Vater, noch einer beſorgten Mutter zu verdenken, wenn die junge Schöne das Verbot erhält, nicht mitzuſpielen. Da der Geſchmack noch ſo äußerſt precär iſt; da wir über den wahren Geiſt der Darſtellung noch ſo ſehr im Finſtern tappen: ſo läßt ſich eher ein phyſiſcher Gewinn als ein moraliſcher hoffen — wenigſtens erfordert der Zutritt die äußerſte Vorſicht und Prüfung; denn hier gilt ein ſchleichendes geheimes Uebel — nur ſehr unterrichtete Menſchen ſcheitern nicht an dieſer Klippe. Auf den Unternehmer einer ſolchen Anſtalt, auf die mitſpielende Geſellſchaft ꝛc. hefte der Hausvater ja ſeine Blicke. Geprüfte Rechtſchaffenheit — entſchiedener guter Ruf — muß gelten, oder die Erlaubniß mitzuſpielen, iſt eine Erlaubniß mit zu — ſündigen. Was ſich die Blödigkeit oder der Unterſchied und Entfernung der Stände nie erlaubt haben würde und könnte — darüber ſpricht Herr A. als Leander zur Fräulein H. als Cäcilia. Blut, Leidenſchaft, geheimer Wille — gemiſcht mit ſtetem Anſchauen u. ſ. w. hilft mit reden, und ſiehe da! man beſchließt — wie in der Comödie. — So lange die Privatbühnen keinen andern Zweck haben, als müßigen Leuten die Gelegenheit zu leihen, ſich öffentlich lobpreiſen zu hören, oder der Eitelkeit Weihrauch zu ſtreuen, ſind ſie ſehr verwerflich. Geſellt ſich nun auch die Thorheit hinzu, die ſo häufig angetroffen wird, daß wir die Privatſchauſpieler jene vom Metier auffallend verachten und verfolgen ſehen: ſo können wir nicht umhin zu geſtehen, die Privatbühnen haben gar keinen moraliſchen Zweck; denn ſie werfen ſich den Fortſchritten der Kunſt in Weg, und berichtigen noch mehr die Entfernung der Gemüther. (Der Beobachter findet die Exiſtenz des Haſſes nicht nur von den beſſern Privattheater-Zirkeln ausgehend, ſogar die Barbier- und Friſeur-Geſellen, Livreebedienten ꝛc., die unter ſich Privattheater haben, fröhnen einer lächerlichen Verfolgung und Kritik im Schauſpielhauſe — man kann den faſt übertriebnen Haß und Verachtung

der Schauſpieler in allen Ständeu den Privatbühnen gröſstentheils mit anrechnen). Auffallend iſt es, daſs gerade die Erſcheinungen, welche auf der Privatbühne eine Art Senſation erregten, die geſchickteſten Schauſpieler am ſtärkſten kritiſiren und verfolgen. — Iſt denn die Sache ſo verwerflich, oder ſpielt hier bloſs Eitelkeit und Neid eine Rolle? Doch verdienen die Privatbühnen Achtung und Würdigung — wohl zu merken, wie ſich der Mann von Ehre und Kopf dieſe Anſtalten denkt. Unter allen Unterrichts-Bildungs-Anſtalten behauptet das Theater, wie es ſeyn ſoll, den erſten Rang, das iſt nicht zu leugnen! Nicht unſre öffentlichen Erziehungsinſtitute und Schulexercitien, ja ſelbſt unſre vollendeten Philantropine, gewähren ein Tauſendtheil jener mannichfaltigen Bildung, welche die Bühne ſpielend gewährt. Nur — geiſt- und ſeelenvolle Menſchen, ſchöne Geſtalten, glückliche Organiſationen ꝛc. gehören zu der Verrichtung und zur Bildung der weniger glücklich Ausgeſteuerten. Sinn fürs Schöne, und Kenntniſſe des Schönen müſſen ſie mitbringen, oder — Alles iſt Zeitverderb. Männern im Amt und Pflicht, Hausmüttern ꝛc. iſt die Verrichtung nur unter Einſchränkungen erlaubt. Menſchen, die dem Staate ihre Stunden vereidigt haben, können dieſem Geſchäft nicht obliegen; es zerſtreut zu ſehr, und macht das Hauptgeſchäft zum Spielwerk und Nebenſache. Aber die junge Welt, die Rentenmänner und Weiber, die Gelehrten, die nicht vom miſslichen Einkommen der Feder leben dürfen, kurz — jene glückliche unabhängige Menſchen ſind eigentlich zu Gliedern einer Privatbühne gebildet. Allen Domeſtiken, Haarkräuslern, Schneidern und Kunſtarbeitern der zweiten Klaſſe, ſollte von Obrigkeits wegen aufs ſtrengſte verboten werden, eine Privatbühne zu errichten; denn das Beginnen raubt dem Staat nützliche Arbeiter und Bürger, und bereichert die Bühne mit Müſsiggängern und Stümpern.

Man ſuche in dieſer Bemerkung kein Vorurtheil oder die Behauptung, daſs in niedern Ständen und Volksklaſſen keine merkwürdigen Erſcheinungen angetroffen würden. Die Geſchichte aller

Seiten verwirft dieſen Grundſatz, je beſtimmter ſie voll von Beiſpielen iſt, daß die Geburt nicht alles ausmacht. Aber trauernd und ſchweigend weilt der Blick des Beobachters bei der Anſicht unſrer Bürger- und Volksſchulen, ſo wie bei der Erziehung überhaupt. Er überzeugt ſich, daß Talente zwar gebohren werden, aber durch Erziehung ihre Veredlung und Richtung empfangen müſſen. — Die untern Volksklaſſen treten noch zu roh, unwiſſend und wild ins jugendliche Alter und in die wirkliche Welt, um einer Privatbühne zu fröhnen. — Sie bringen für die feinen Spiele des Witzes und der Liebe überredende Geſchwätze, keine Sinne mit; daher läßt ſich die Urſache finden, warum ſelbſt die glücklichen Anlagen und Talente bloß zur Darſtellung des Spaßes und der Poſſen beſtimmt werden. Wenn dieſe Menſchenklaſſe ein Schauſpiel errichtet, ſo geſchieht es bloß aus wildem Triebe ſich feſſellos zu ergötzen, und aus übelangebrachtem Stolz, es den Vornehmern gleich zu thun. Hier mangeln nun vollends alle Wegweiſer. Die Quelle, woraus geſchöpft wird, ſpringt in die Augen; man kann die Wahrheit nicht genug wiederholen — kein Erziehungsinſtitut vermag die Cultur zu verbreiten, die hier ſpielend gelehrt wird, wenn die Tugend aus dem Munde gebildeter Menſchen ſpricht. Doch ein Mann von Seele und Kopf gehört zum Vorſteher der Anſtalt! Hierher rufe man denn unſre Jünglinge und Jungfrauen, damit ſie die Gleichheit lernen, die in verwandten Seelen liegt! Hier erſcheine der blöde Schäfer, dem ſein Tanzmeiſter kein Compliment beibringen kann — hier die ſchüchterne Jungfrau, die bei der geringſten Anrede erröthet, zittert, zuſammenfährt, oder wohl gar vor Angſt — weint! Laßt ſie die Meiſterſtücke unſrer Dichter darſtellen, und haltet bei den Proben moraliſche Vorleſungen über die Wiſſenſchaften. Kleine Geſchenke von Eltern, Verwandten, oder vom Vorſteher der Anſtalt, werden denen, die am beſten geſpielt haben, und ungeheucheltes Lob, bürgerliche Huldigung dem, der nur nach dem Beifall ſeiner Mitbürger zu ringen nöthig hat.

Digitized by Google

Wie viele trefliche Anlagen und Geiſteseigenſchaften ließen ſich hier entwickeln! wie unvermerkt erzöge ſich die Nation ein denkendes Publikum! O beim Himmel! die Menſchen wiſſen ſich nicht zu divertiren! Sie gehen immer ſeitab von dem Wege, der am nächſten liegt und am zweckmäßigſten iſt, und füttern ſich mit Seifenblaſen. Jenes reine Vergnügen, was die Kunſt gewährt, will ſtudiert ſeyn, eh' es genoſſen wird — doch das vergißt man ſo leicht, weil man das wahre Vergnügen noch gar nicht kennt. Hätt' ich auf den Plätzen, wo kein Schauſpiel, wohl aber eine Privattheater-Anſtalt exiſtirt, eine Stimme, ſo würd' ich als Grund oder Fundamentalgeſetz verordnen:

Verſchreibt euch einen Veteran der Bühne von Kopf und Herz, und ſtellt ihn als Rektor eurer Privatanſtalt an. —

Unterwerft euch ſeinen Weiſungen und befolgt ſeine Winke, indeß ihr euch vorbehaltet, über alles, was ſich auf das Täuſchungs- und Darſtellungsgeſchäft bezieht, eure Meinungen und Eindrücke verlautbaren zu können.

Privatbühnen ſollten und müßten als Erneuerungsquellen der graugewordenen Schauſpieler gelten; dadurch würde ein doppelter Zweck erreicht. Was auch die gebildeten Menſchen eines Privattheaters für Kenntniſſe mitbringen — die wirkliche Darſtellung erfordert einen mit den Wiſſenſchaften vertrauten Lehrer, einen ſorgfältigen Unterricht. Es iſt nicht genug von der plaſtiſchen und mechaniſchen Natur zu ſchwatzen, ſondern ſie auch zu begreifen — es iſt nicht hinlänglich, jene feinen Unterſcheidungen der glücklichen und künſtlichen Momente anzuerkennen, ſondern auch ihr Verhältniß zu ſtudieren, und die Grenzlinie, auf der ſich Natur und Kunſt trennt, nie zu überflügeln. Nur der wiſſenſchaftliche Schauſpieler vermag zu lehren, was in keiner Schule gelehrt, oder in jeder vergeſſen wird. Wer fühlt nicht die Schwere dieſes Geſchäfts! und doch — Dank ſey es dem deutſchen Fleiße, mangelt es uns nicht an ſolchen Männern; ſuchet ſie nur, und ihr werdet ſie finden. Nur unter ſorgfältiger Obhut

und Pflege wird ein brauchbarer Schauſpieler gebildet, der vollendete aber gewiß nie angetroffen. Behielten die Privatbühnen den edeln Zweck im Auge, die alten Schauſpieler durch ſolche Lehrerſtellen gleichſam zu verſorgen, ſo würde erſtens das Geſchrei aufhören, daß wir dieſe Opfer des Vergnügens ſo kalt und gleichgültig verhungern ließen; — zweitens, müßten die Stümper, die keine ſolche Verſoraung fänden, ſchweigen, und einſehen lernen, daß ſie ihr ganzes Leben hindurch Stümper waren. Nicht nur die Theorie der Darſtellung, ſondern auch der Mechanismus der Bühne will ſtudiert ſeyn. Mancher lernt ſein ganzes Leben hindurch, Nichts zu wiſſen! Menſchen, die über Darſtellung und damit verbundene Wiſſenſchaften keine oder nur oberflächliche Kenntniſſe beſitzen, erſcheinen als Verweſer einer Privatbühne ſehr lächerlich. Das Privattheater hätte — wenn es wäre, wie es ſeyn ſollte, grade den rechten Zweck der Bühne — es iſt zum bilden und vergnügen geſchaffen. Doch es muß ſich auf kein Intereſſe ſtützen und nicht für Geld darſtellen. Sonach gilt der wahre Begriff eines Schauſpiels der Nation und jene moraliſche Verſittlichung, die unmittelbar vom Schauſpiel ausgeht. Verſittlicht und verbeſſert werden die Menſchen durch theatraliſche Darſtellungen aufs beſtimmteſte, ſo lange das Geſchäft nicht auf Eitelkeit oder einſeitiges Intereſſe geſtützt iſt. Mehrere Familien und Individuen müſſen zuſammentreten, einen mäßigen jährlichen Beitrag zahlen, um die Koſten zu beſtreiten. Aus dieſer Kaſſe müſſen eine Menge Requiſiten angeſchafft werden, die der Mechanismus der Bühne fordert. So wird mit Bällen, Concerts, Oratorien und Schauſpielen gewechſelt — und die Zeit genoſſen, die zum Stubenſitzen gebildet iſt. So erheitert man ſelbſt im Winter ſeine Seele, und freut ſich noch im Sommer, beim Genuß des ſchönern Schauſpiels der Natur der Vergangenheit und Zukunft. Die Privatbühne zu * * exiſtirte zwei Jahr. — Herr U. war der ſteiffſte Patron von der Welt, wie er von der Univerſität kam, und ſich als Mitglied

aufnehmen ließ — Jetzt iſt der junge Mann der degagirteſte, ſo⸗lideſte Stutzer! Er heirathet die liebenswürdige Mademoiſelle L. — Alles frägt ſich — wie iſt das gekommen? wie iſt es zugegan⸗gen? Ein ſo reiches und ſchönes Mädchen, und Herr U., der noch keine Beſtallung hat! Sie lernten ſich — ſagt ein dritter, ſo beim Agiren einander kennen, und Mademoiſelle L. ſoll Cha⸗rakterſeiten an ihm erkannt haben, die ihn ihrer Hand würdig machten. Aber das bemerkt niemand ſo leicht, daß eigentlich die Bühne und ihr ſanfter Zauber Herrn U — s ſchlummernde Ge⸗fühle weckte, und ſeine Fähigkeiten entwickelte — daß die Bühne als die nützlichſte Repetition der gehörten und oft nur halbver⸗ſtandnen Vorleſungen erſchien — daß er ſich mit Wiſſenſchaften vertraut machte, die ihm als liebenswürdige Gefährten bisher fremd waren! Herr U. heurathete die ſchöne L. und erſchien plötz⸗lich als Beſitzer eines Amtes, dem er Ehre macht, und als wür⸗diger Gatte! Eingezogenheit und Selbſtbeſchäftigung iſt oft heil⸗ſam, doch nie muß der Menſch die Menſchen und die Geſelligkeit fliehen. Nur im Umgange mit Menſchen lernt der Menſch den Werth des Lebens fühlen — nur hier pflückt er die Blumen der Gnügſamkeit und Freude und lernt ſich überzeugen, daß es noch Tugend in der Welt giebt. Vergebens ſuchen wir einen Zirkel, in dem die Geſelligkeit einheimiſcher wäre, als bei der Privat⸗bühne. Hier — wo man zuſammen kommt, ſich über die inter⸗eſſanteſten Angelegenheiten des Lebens, nehmlich über Cultur und Verſittlichung, zu beſprechen, wo ſchöne Gefühle geweckt, und der Sinnlichkeit ihr herrliches Gebiet geöffnet wird — hier lacht jedem Alter und Geſchlecht eine frohe Stunde. Wenn unſre Büh⸗nen von Metier noch vom Staat mit Kälte behandelt werden — wenn der Plebejer ſie noch ungeſtraft wählen und als Aſyl be⸗trachten darf ꝛc., ſo einigen ſich hier nur fein fühlende ſittliche Menſchen unter Aufſicht ihres Verweſers, um eine Anſtalt zu bil⸗den, die den höchſten Reiz des Lebens, und den wahren Begriff des Glücks — das Vergnügen nährt und pflegt. Die Gegner der

Privatbühnen haben ſämmtlich den Vorwurf, daß dieſe Anſtalten Gelegenheit geben, zur Bühne von Metier zu treten, daß manches Mädchen von Geiſt und Schönheit, mancher Jüngling von Kopf und Talent, das Schauſpieler-Metier wählt ꝛc. Ich bin ſo ungläubig oder ſo ſchwach, dieſe Wahrheit nicht zu begreifen — im Gegentheil hat ſich mir ſtets die Bemerkung aufgedrungen, daß Menſchen, die die Bühne und ihre Schwierigkeiten kennen lernten, ungleich weniger zur Bühne treten, als die Nichtkenner. Dazu geſellt ſich noch der Hauptumſtand, daß die Glieder guter Privatbühnen den auffallenden Abſtand ſolcher Anſtalten gegen die gewöhnlichen reiſenden Horden kennen lernten, und in jedem Sinn Vergleichungen anſtellen konnten. — Es iſt überdieß eine gemeine Erfahrung, daß ſittliche, fein fühlende Menſchen weder den Gegenſtand einer Kunſt beleidigen, noch ſich unter unſittliche Menſchen miſchen können. Geſetzt aber, jener Vorwurf wäre dennoch wahr, ſo würde dieſe Wahrheit mehr erfreuen als betrüben, denn die Bühne wird ſich nicht eher zu dem Begriff ihrer Würde erheben — wir werden nicht eher Geſchmack und geſchmackvolle Parterre's antreffen, bis ſich nur ſittliche und kultivirte Menſchen dem Geſchäft der Darſtellung unterordnen. — Von den Menſchen gar zu viel fordern, heißt die idealiſche Welt für die wirkliche eintauſchen. — Alſo — ich verzeihe unſern Schauſpielern ihre kleinen Sünden und Schwächen, nur müſſen ſie immer mehr und mehr kleiner, ſtiller und heilſamer figuriren — der Weg uns immer reiner — nicht geſperrter werden. Was ich aber unbedingt fordere, wenn ich mir einen Schauſpieler denke, iſt — Wiſſenſchaft, Erziehung, Abgeſchliffenheit und edeln Stolz! Nie vermiſſe oder verſcheuche er die ſchönſte Begleiterin und Zierde des Künſtlers, die Beſcheidenheit, ſo wird ſein Bewußtſeyn der ſtreugſte Richter und der Sporn zur Thätigkeit bleiben — ſo kann er lebendige Biographien, Kupferſtiche und kritiſche Beleuchtungen aus der Imaginations-Welt entbehren!

S. B.

VIII.

Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Septembers 1799.

Die beiden wichtigſten Begebenheiten dieſes Monats ſind die Schlacht bei Novi am 15ten Auguſt und die Landung der Engländer in Nordholland.

Beide ſind bis auf dieſen Augenblick ohne bedeutende Folgen geweſen.

Was die Schlacht bei Novi betrifft, ſo war ſie das erſte größte und zugleich das letzte Werk des wackern Joubert. Dieſe große Unternehmung ſollte das Monument des jungen Helden werden. Kaum bei der italieniſchen Armee, deren Hauptkommando ihm anvertraut war, angelangt, wollte er ſogleich einen entſcheidenden Schlag wagen, aber ſein Schickſal ſchon ahnend bat er ſeinen Freund Moreau ihn und ſeine Armee noch nicht zu verlaſſen, ſondern die Ehre und Gefahr des Tages zu theilen. Er blieb, um nach Jouberts Fall, der ſehr zeitig erfolgte, der Retter einer Armee zu werden, die ſonſt ohne Führer geweſen wäre.

Freund und Feind geſtehen einander gegenſeitig die größte Anſtrengung an dieſem Tage zu, und es iſt wohl nicht zu

leugnen, daß wenn das Belagerungskorps von Mantua nicht zu der coaliſirten Armee geſtoßen wäre, wenn die Franzoſen nicht eine zu große Uebermacht zu bekämpfen gehabt hätten, der Sieg für ſie würde entſchieden haben. Dreimal wurden die Ruſſiſchen Colonnen zurückgeworfen, und nur der deutſche Muth der Oeſtreicher, von Melas angeführt, rettete die Mitſtreiter. Suwarow ſelbſt umarmte Melas, als den Retter ſeiner Schaaren, auf dem Schlachtfelde.

Obſchon auch mit dieſem Siege es noch nicht ſo ganz klar iſt.

Wenn wir annehmen dürfen, daß es für die coaliſirte Armee jetzt keinen mächtigern Schritt giebt, als die Eroberung von Genua, die ihr die Hülfe der Engländer an Truppen und Vorrath verſpricht, ſo ſcheint es, ſie habe die nächſte Folge eines Sieges bei Novi ſeyn müſſen, wenn dieſer Sieg anders vollſtändig war. Die Schlacht war vollſtändig: ſie hat auf beiden Seiten gegen 20,000 Menſchen gekoſtet. — Statt aber auf Genua loszugehen, ſtatt die Bocchetta zu beſetzen, hat ſich Suwarow mehr nordweſtlich über Aſti hinaufgezogen, um hier, wie es heißt, dem General Championet zu begegnen Wenn die Siege der Franzoſen in Wallis und den kleinen Cantonen nicht die Urſach dieſer Bewegung ſind, ſo liegt die Quelle derſelben wahrſcheinlich in der Erſchlaffung der Armee nach einem ſo blutigen Tage, als der bei Novi war. Daß an Genua viel gelegen iſt, zeigen die Angriffe, die öſtreichiſche Generale, obſchon mit kleinen Corps, von der Oſtküſte her gegen dieſe Stadt machen. So oft auch das Gerücht ſchon ſagte, daß ſie erobert ſey, ſo iſt es bis heute doch noch nicht geſchehen; eben ſo wenig iſt Rom in der Gewalt der Alliirten.

Wenn man bedenkt, mit welcher Kunſt und Ausdauer Moreau, dem ein höchſt inſubordinirtes Corps zufiel, ſich gegen den mächtigen Andrang immer erfriſchter Heere, die ſelbſt von den Landeseinwohnern unterſtützt werden, an einer Küſte hält, wo es ihm bald an Geld, bald an Nahrung, und oft auch an Truppen fehlte, ſo muß man mit wahrer Achtung für die Talente dieſes Feldherrn, der ſich ſchon durch ſeinen Rückzug durch Deutſchland ſo rühmlich bekannt machte, erfüllt werden. Zumal wenn man nicht vergißt, daß er eine Armee von Franzoſen führt, die kühn im Glücke, höchſt verzagt im Unglücke ſind. Wie groß muß das Vertrauen der Krieger auf dieſen Feldherrn ſeyn?

Seit der Schlacht bei Novi haben die Franzoſen noch immer ihre alte Poſition. Sie werden durch Conſcribirte verſtärkt, aber am Gelde ſcheint es ſehr zu fehlen, da St. Cyr einen Transport von 500,000 Franken geradezu angehalten hat, weil es ſeiner Armee ſchon lange am Solde fehlte.

Am 12ten dieſes Monats haben indeß die Oeſtreicher Beſitz von der Feſtung Tortona genommen, nachdem mit dem Commandanten die Uebereinkunft geſchloſſen war, daß wenn an dieſem Tage nicht Entſatz eingetroffen wäre, er ſie überliefern wolle. Dieſe Feſtung iſt von allen, welche die Franzoſen in Italien beſaßen, am beſten vertheidigt worden.

Um die Reihe der Kriegsbegebenheiten nicht zu unterbrechen, mag hier ſogleich bemerkt werden, daß die Franzoſen unter Lecourbe im Süden der Schweiz mit Glück gefochten, und ihre Feinde aus Wallis und den kleinen Cantonen bis über Glarus hinaus getrieben haben. Faſt zu gleicher Zeit ward nemlich die Schlacht bei Novi geliefert, griff Maſſena in der Schweiz an, und giengen die Franzoſen bei Manheim

und Mainz über den Rhein. So pflegten immer ihre Unternehmungen combinirt zu ſeyn. — Der Uebergang über den Rhein auch bei Kehl, hatte übrigens die Folge, daß Erzherzog Karl die Armee in der Schweiz mit einem Theil ſeiner Truppen verließ, und nach Schwaben aufbrach. Dieſe Truppen ſind durch Ruſſen erſetzt, die unter dem General Rimskoi Korſakow daſelbſt, von den Oeſtreichern, die unter Hotze den linken Flügel gegen Graubündten und Tyrol bilden, ganz abgeſondert fechten. Dieſe Abſonderung ſcheint ein Mißverſtändniß zwiſchen den Heeren oder ihren Führern vorauszuſetzen, welches freilich bei combinirten Truppen nichts ſeltenes wäre. — Den neueſten Nachrichten zufolge ſoll der Erzherzog mit ſeinen Truppen bereits Manheim genommen haben. In dieſem Augenblicke läßt ſich aber noch daran zweifeln.

Der Uebergang bei Mainz hat auch einen Mainzer Landſturm zur Folge gehabt, der unter dem Freiherrn Albini ſteht. Dieſe Landſtürme müſſen zumal in der Folge ſehr unglücklichen Einfluß auf unſer Vaterland haben, indem ſie den rohen Geiſt des Krieges bis in die Familien bringen, und alle Häuslichkeit, allen Fleiß und Ordnung verdrängen. Man will darüber traurige Erfahrungen an den Speſſarter Bauern gemacht haben; denn es iſt nicht ſo leicht, den Händen dieſer Leute die Waffen zu nehmen, als es war, ſie ihnen zu geben. Merkwürdig iſt, daß, als dieſer Landſturm kaum aufgeſtanden war, ſich ſogleich das Gerücht verbreitete, England würde ihn in den Sold nehmen. Was man nicht alles in Sold nimmt, und was ſich doch in den Sold nehmen läßt!

Bedeutender ſcheint die Truppenbewegung, welche die Preußiſchen Armeen, die zur Demarkationslinie gehören, gemacht haben. Ihre Abſicht iſt noch unbekannt; doch kann man

daraus keinen Zweifel gegen die männliche Neutralität des deutſchen Nordens und ſeines großen Führers hernehmen. Wahrſcheinlich ſind ſie nur beſtimmt, die Preußiſchen Länder jenſeit des Rheins, zu deren Rückgabe ſich die Franzoſen ſchon in dem Vertrage von Campo Formio bereit erklärten, zu beſetzen.

Man darf wenigſtens den Aufenthalt des Erbprinzen von Oranien in Weſtphalen um ſo weniger damit in Verbindung ſtellen, wenn es wahr iſt, daß dieſer bereits nach dem Helder abgegangen iſt.

Auf dem Helder ſind nämlich die Engländer gelandet, und die Bataviſche Flotte unter Story hat ſich ohne Schuß an den Engliſchen Admiral Mitchel ergeben. Der Bataviſche Admiral mag ſelbſt dieſen Vorfall erzählen.

Schreiben des Contre-Admirals Story an den Seeminiſter der Bataviſchen Republik. Waſhington, vor Anker unter de Vlieter, den 31 Auguſt.

Noch voll von dem drückenden Gefühl von Verzweiflung und Verachtung ergreiſe ich die Feder, Ihnen von der fatalſten Begebenheit, die einſt in den Annalen der Geſchichte erſcheinen wird, Bericht abzuſtatten. In meinem Schreiben vom 27ſten dieſes meldete ich Ihnen, daß die Räumung des Helders und der Batterien deſſelben mich in die Nothwendigkeit ſetzte, die letzte Retraite, die mir noch übrig blieb, und die mir auch in Ihrem Schreiben vom 23ſten angegeben ward, zu bewirken. Nicht eher, als bis ſich die Engländer bereits auf den Revolutions- und Unions-Batterien zeigten, ließ ich das Signal geben, die Anker zu lichten und unter Seegel zu gehen, welches am 28ſten des Morgens um 8 Uhr ins Werk gerichtet ward. In dieſem Augenblick wehete die ſogenannte Prinzen- und Oranien Flagge ſchon von allen Thürmen des Texels, des Helders und von den Batterien. Dieſer beſondere Umſtand machte auf verſchiedenen Schiffen eine ſehr bedenkliche Senſation; die Retraite ward indeſſen ins Werk geſetzt, und wir kamen des Morgens um 11 Uhr voran in dem Vlieter vor Anker, weil uns

der Wind verhinderte, in ſelbigen hinein zu ſeegeln, und die vorher feſtgeſetzte Poſition zu nehmen. Den 29ſten früh bei anbrechendem Tage entdeckten wir, daß bereits ein großer Theil der feindlichen Fregatten und Transportſchiffe auf der Rhede des Texels vor Anker gekommen waren; der Wind war damals nördlich, und hieraus konnte ich ſchließen, daß das Gros der feindlichen Kriegsſchiffe noch keine Gelegenheit haben werde, das Gat des Texels hinauf zu ſeegeln. Ich beſchloß deshalb, mit meiner ganzen Macht abermals nach der Rhede des Texels zu ſeegeln, um die Schiffe, die ich daſelbſt finden möchte, zu vertreiben oder zu zernichten; aber auch dieſer Entſchluß ward durch den ſtarken, immer heftiger werdenden Nordwind unausführbar, als welcher mich verhinderte, in die Enge des Fahrwaſſers zu laviren; ich ließ deshalb wieder die Anker fallen, mit dem Vorſatz, mit der folgenden Ebbe nach der Rhede abzugehen. Indeſſen ſchon an dem Abend eben dieſes Tages fing der Geiſt der Inſubordination und Revolte an, ſich unter der Equipage verſchiedener Schiffe zu zeigen. Um 9 Uhr ward mir Nachricht gegeben, daß ein großer Theil des Volks des Waſhington ſich in Maſſe weigere, nach der Cajüte zu gehen, unter dem Vorgeben, daß es wiſſe, man werde das Schiff in dieſer Nacht in die Luft ſprengen. Einige Aufrührer bemächtigten ſich, mit Piſtolen und Säbeln bewaffnet, der Thüre der Pulverkammer, und erlaubten nicht, daß ſich jemand derſelben nähere. Andre verhinderten die wenigen noch Wohldenkenden, in die Cajüte zu gehen. Der Capitain van de Capelle ging ſogleich mit allen ſeinen Officieren zwiſchen den Verdecken, und ſuchte die Aufrührer durch eine herzhafte Contenance und mit guten Worten zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Indeſſen ließ ich alle Unterofficiere zu mir kommen, und erinnerte ſie an ihre Pflicht und den der Republik geſchwornen Eid. Sie verſicherten alle, daß ſie die Urſache der herrſchenden Revolte nicht kenneten, aber auch keine Möglichkeit ſähen, ſich ſelbiger zu widerſetzen. Der Capitain van de Capelle brachte es zwiſchen den Verdecken dahin, daß ſich die ganze Equipage nach der Cajüte begab, diejenigen ausgenommen, welche die Wache bei der Pulverkammer behielten. In dieſem Augenblick würde ich gewiß die äußerſte Gewalt gebraucht haben, wäre ich nicht ſchon zu ſicher überzeugt geweſen, daß ich mich der

ganzen Maſſe vergebens widerſetzen würde. Auch noch denſelben Mittag erhielt ich verſchiedene Berichte, daß auf den meiſten und größten Schiffen unruhige Bewegungen entſtanden wären. Die Capitaine van Braam und de Yong bezeugten mir, daß ſich der Geiſt ihrer Equipagen ſeit einigen Stunden ſo ungünſtig gezeigt habe, daß man von ſelbigen, wenn es zu einem Gefecht käme, wenig oder nichts zu erwarten haben würde. Auf dem Schiffe de Ruiter ſah es eben ſo aus. Der Capitain Huis hatte ſich bereits gezwungen geſehen, zwei ſeiner Quartiermeiſter wegen aufrühreriſcher Geſpräche in die Boeyn zu ſchließen. Der Capitain Kolf erklärte uns frei heraus, daß ſeine Eqnipage ſo indiſponirt ſey, daß man von ſeinem Schiffe nicht einen Schuß zu erwarten habe. So ging der Tag und die Nacht vom 29ſten zu Ende. Den 30ſten des Morgens um 7 Uhr ſahen wir die Engländer auf der Rhede des Texels erſcheinen, die zum Theil ihren Cours nach dem Blieter richteten. Dieſer Theil beſtand aus 11 Linienſchiffen, 5 bis 6 großen Fregatten und 4 Corvetten. Sie führten alle die ſogenannte Prinzen-Flagge, und unten folgt die genaue Liſte derſelben. Bei der Annäherung dieſer Flotte entſtanden auf dem Waſhington, und wie ich nachher erfuhr, auch auf vielen andern Schiffen aufrühreriſche Bewegungen. Dieſer Augenblick war der ſchmerzhafteſte, den ich jemals erlebte. Eine feindliche Flotte, die beinahe **noch einmal ſo ſtark** war, als die meinige, ſeegelte mit dem Winde auf mich zu, und dieſes in einem Augenblick, da ich nicht gewiß war, ob von allen meinen Schiffen auch nur ein einziger Schuß gethan werden würde. Gezwungen durch dieſen unangenehmen Zuſtand, nahm ich den Entſchluß, die Capitains van de Capelle und de Yong mit einer Parlamentair-Schaluppe dem zu ſehr ſich nähernden Engliſchen Admiral entgegen zu ſchicken, mit dem Auftrage, demſelben in Subſtanz vorzuſtellen, daß wir uns jetzt in unſerer letzten Retraite befänden, und beſchloſſen hätten, unſere Schiffe bis aufs äußerſte zu vertheidigen; daß er deßhalb durch ſeinen Angriff nichts gewinnen würde, als eine Flotte zu zernichten, die er ſelbſt nach ſeiner eigenen Erklärung ſchonen und freundſchaftlich behandeln wolle; daß man ihm alſo vorſchlage, auf eine hinlängliche Diſtanz von uns vor Anker zu gehen, und auf dieſe Weiſe die näheren Diſpoſitionen meines Gouvernements über meine gegen-

wärtige Poſition abzuwarten. Natürlich hatte ich mit dieſer wenig beſtimmten Botſchaft bloß den Zweck, Zeit zu gewinnen. Indeſſen gab ich unſern Schiffen das Signal, ſich zu dem Gefecht fertig zu machen. Doch dieſer Augenblick zeigte vollkommen, was ich zu erwarten hatte. Denn als auf dem Waſhington Lärm geſchlagen ward, kam die ganze Equipage, die Officiers und wenig Mannſchaft ausgenommen, anſtatt ſich zu den Kanonen zu begeben, auf den Back, die Laufplanke und das halbe Verdeck, und erklärte mit einem betäubenden Geſchrei, daß niemand von ihnen gewillet ſey, einen Augenblick zu fechten oder einige Zurüſtungen dazu zu machen. Ich begab mich mit dem Capitaiu van Braam, der ſich zu dieſer Zeit am Bord des Waſhington befand, nach dem halben Verdeck. Wir verlangten erſt mit guten Worten, hernach mit den heftigſten Drohungen, daß ſich die Aufrührer zu den Batterien begeben, und ihre Pflicht thun ſollten. Aber vergebens Mit einmal liefen ſie unter einem unaufhörlichen Geſchel von Hoſee ꝛc. ꝛc zu den Kanonen, holten die Kugeln aus ſelbigen heraus, und warfen ſie mit einer Anzahl Patronen über Bord. Einige brave Mannſchaft, welche zwei Kanonen in der Höhle beſetzt hatte, wurde mit Gewalt davon vertrieben, und es ward ihr unter deu ſtärkſten Drohuugen verboten, irgend etwas zur Vertheidigung zu unternehmen. Von einigen der andern Schiffe hörte ich von Zeit zu Zeit ein Geſchrei des Aufruhrs. In dieſem Augenblick hatten ſich die Capitains van de Capellen und de Yong der Engliſchen Flotte genähert, die auf einen kleinen Abſtand vor Anker kam. Bei ihrer Zurückkunft brachten mir die beiden Capitains einen Brief des Engliſchen Admirals:

Am Bord der Iſis, den 30. Auguſt.

„Mein Herr! Ich erſuche Sie, unverzüglich die Flagge Sr. Durchlaucht des Prinzen von Oranien aufzuziehen. Thun Sie dies, ſo werden Sie ſogleich als Freunde des Königs von Großbritannien angeſehn werden. Sonſt kommen die Folgen auf Sie. Das Blutvergießen, welches erfolgen dürfte, würde mir ſehr unangenehm ſeyn; allein die Schuld davon kommt über Ihr Haupt u ſ. w. Mitchell."

und berichteten mir zugleich, daß ſie für mich nur mit Mühe eine Stunde Zeit zur Berathſchlagung erhalten, und daß ſie zwei Eng-

liſche Officiers bei ſich hätten, welche meine Antwort empfangen ſollten. Ich hatte ſchon im voraus alle commandirende Officiers der Schiffe zu mir an Bord kommen laſſen, und ließ ſelbige nun über unſere Lage und über das, was wir thun müßten, berathſchlagen. Von dem Waſhington, dies muß ich bezeugen, war kein Schuß zu erwarten. Der Capitain Kolf erklärte eben dieſes in Betreff des Schiffes Utrecht. Die Capitains van Braam und de Yong erklärten, daß ſich ihr Volk zu fechten weigere. Die übrigen Capitains hatten alle, der eine mehrere, der andere wenigere Beſchwerden, ausgenommen den Capitain van Senden, der mir berichtete, daß ſeine Equipage bis dieſen Augenblick in Ordnung ſey, er aber dennoch nichts von ſelbiger erwarten könne, wenn das Admiralsſchiff ſich nicht vertheidigen würde. Der Bataver, das Schiff, welches er commandirte, lag neben dem Admiralsſchiffe hinten im Vlieter. Da nun die Umſtände ſo beſchaffen, und wir überdies noch überzeugt waren, daß wir gegen eine doppelte Uebermacht nichts, als aufs höchſte einige wenige Kanonenſchüſſe von unſrer ganzen Flotte würden thun können; ſo beſtimmte dieſes ſchleunig die Parthei, welche uns zu wählen übrig blieb. Es ward deshalb einſtimmig beſchloſſen, die Bataviſche Flagge herunter zu laſſen, und mich nebſt meinen Officiers zu Kriegsgefangenen zu erklären, ohne daß wir uns in einige Details über die uns vorher geſchehenen Freundſchaftsbezeugungen einließen, oder zu dem Aufziehen einer andern Flagge überzugehen. Hierauf ſandte ich dem Engliſchen Admiral eine Antwort:

Am Bord des Waſhington, den 30. Auguſt.

„Admiral! Weder Ihre Ueberlegenheit an Macht, noch Ihre Drohung, daß die Verantwortlichkeit wegen des Blutvergießens über mich kommen werde, würden mich abgehalten haben, bis zum letzten Augenblick zu zeigen, was ich unter andern Umſtänden im Stande geweſen wäre, für meine Ehre und meinen Souverän zu thun, den ich in keiner andern Perſon, als in dem Bataviſchen Volke und deſſen Repräſentanten anerkenne. Aber Ihre Prinz-Oraniens-Partiſane haben dem entſprochen, was man von denſelben zu erwarten hatte. Die Verräther, die ich zu kommandiren das große Unglück gehabt, haben ſich geweigert zu fechten, und mir und meinen braven

Officieren

Officieren bleibt nichts übrig, als eine hoffnungsloſe Quaal der ſchrecklichen Empfindungen unſerer jetzigen Lage. Ich übergebe Ihnen die Flotte, die ich nicht länger kommandiren kann, und von dieſem Augenblick an ſind Sie verpflichtet, für meine Sicherheit und für die der wenigen Braven zu ſorgen, die ſich am Bord der Bataviſchen Flotte befinden. Denn ich erkläre und betrachte mich und meine Officiers als Kriegesgefangene.

Story."

Die beiden Engliſchen Officiers, welche mit den Capitains van de Capellen und de Yong mitgekommen waren, blieben von dieſem Augenblick bis auf heute am Bord des Waſhington. Des Abends ward auf ihr Andringen die ehemalige Prinzenflagge aufgezogen. Sie verlangten, daß ſelbige heute von uns mit einigen Schüſſen ſalutirt werden möchte, welches ich aber abſchlug, mit der Erklärung, daß wir nicht anders als Kriegsgefangene angeſehen werden, und alſo zu keinen Dienſten verpflichtet werden könnten. — Was mit dieſer ſonderbaren Manier, Krieg zu führen und Schiffe zu nehmen, aus uns werden ſoll, begreife ich bis dieſen Augenblick nicht. Wir werden dieſes, ſo wie den Ausgang der ganzen Sache, abwarten müſſen. Indeſſen können Sie ſich keine Vorſtellung von der verdrießlichen Lage machen, in welcher ſich alle meine Officiers, und beſonders ich, befinden. Der Geiſt des Aufruhrs auf den Schiffen iſt noch nicht gedämpft. Heute früh ward mir unter andern von der Fregatte Embuſcade berichtet, daß die Equipage derſelben zu den beiſpielloſeſten Unordnungen übergegangen ſey, ſo daß ſie ſich nicht geſchämt habe, die barbariſche Bosheit zu begehen, und einen Mann, den ſie als einen Vertheidiger der Sache der Freiheit erkannte, über Bord zu werfen und ertrinken zu laſſen, ohne daß es den Officiers möglich geweſen, etwas zur Rettung dieſes Unglücklichen zu unternehmen. Noch einmal, urtheilen Sie aus dieſem allen, was ich mit dieſen verrätheriſchen und unmenſchlichen Haufen ausrichten konnte; urtheilen Sie, wie mein gegenwärtiger Zuſtand beſchaffen ſeyn müſſe! Ich werde alles anwenden, um Ihnen noch nähere Berichte geben zu können Heil und Achtung.

Der Contre-Admiral S. Story.

Die Engliſche Flotte beſtand aus folgenden Schiffen: Iſis von 50 Kanonen, Admiral Mitchell; Ralbizan, von 68 Kanonen; Mon-

mouth von 64; Ardent von 64; Veteran von 64; Belliqueux von 64; Ruſſel von 64; Amerika von 64; Oberyſſel von 54; Glatton von 54; Romney von 50. Fregatten: Latona von 38 Kanonen; Melpomene von 38, Juline von 32, Juno von 32, Hannon von 32, Batel von 28. Corvetten: Viktor, Dart, Tiſiphone, Pilades und Arron, jede von 16 Kanonen.

Als die Uebergabe der Flotte im Rath der Fünfhundert angezeigt wurde, ſagte Briot, ſie ſey ein Gegenſtück zur Uebergabe von Mantua, und fragte ſehr ſarkaſtiſch: ob Story keine Pulverkammer auf ſeinem Schiffe gehabt? — Die Bataviſchen Schiffe ſind unter Engliſcher Eskorte nach der Nore gebracht, weil man einen Aufſtand unter den Matroſen befürchtete. Seitdem ſind auch die Truppen der zweiten Expedition gelandet; auch ſind Ruſſen daſelbſt angekommen. Am 20ſten war ein unentſchiedenes Gefecht zwiſchen beiden Armeen. Einige Bataviſche Kolonnen ſollen ihre Pflicht in demſelben nicht beobachtet haben; allein da man mit geſetzlicher Strenge gegen ſie verfahren, ſo hat ſich die Energie wieder hergeſtellt. Es iſt daran nicht zu zweifeln, da die Franzöſiſch-Bataviſche Armee einen Sieg über die Ruſſen erfochten hat, wo gegen 2000 Mann geblieben, und eben ſo viele gefangen ſeyn ſollen, unter welchen letztern ſich der Ruſſiſche General en Chef Herrmann ſelbſt befindet.

In England wird, der neuen Milizakte wegen, das Parlament bald wieder zuſammentreten. Herr Pitt hat immer das Glück, gegen die Zeit einer neuen Parlamentseröfnung frohe Nachrichten als eine Herzſtärkung zu erhalten. Tippo Saibs Hauptſtadt, Seringapatnam, iſt erobert, Tippo ſelbſt geblieben, ſeine Söhne haben ſich unterworfen, und Myſore iſt nun auch im Beſitz der oſtindiſchen Kompagnie. Dieſe Kaufleute beſitzen in jenen Gegenden Reiche, denen kein europäiſches gleich

kommt; 13 Millionen Pf. Sterl. beträgt die in Seringapatnam gemachte Beute.

Endlich haben wir auch von Buonaparte eine Nachricht, die nicht geradezu den Stempel der Falſchheit trägt. Von Conſtantinopel ſelbſt wird geſchrieben, daß er Abukir wieder erobert habe, und daß von dem 12000 Mann ſtarken Corps der Türken nur wenige davon gekommen wären. Der Paſcha ſelbſt ſey gefangen. Buonaparte muß doch alſo nicht mit einigen hundert Mann von Acre ſich geflüchtet haben, und der Hunger, auf den man ſo ſicher rechnete, hat ihm auch nichts anhaben können.

Im Neapolitaniſchen ſollen die Lazaroni und die Armee Ruffo's mit unerhörter Zügelloſigkeit wüten. Das ganze Land ſoll mit Brandſtätten und Leichen bedeckt ſeyn. Man hat die Jakobiner, die man gefangen hat, zu Hunderten auf Engliſchen Schiffen erhänkt; allein es ſcheint noch weit zu fehlen, ehe Ordnung und Geſetzlichkeit wieder hergeſtellt ſind. Der König hat es noch nicht gerathen gefunden, nach Neapel zurückzukehren; er iſt noch in Palermo.

Zu Valence iſt Pius der Sechſte, 82 Jahr alt, ungewiß an welchem Tage, geſtorben. Die ſonderbaren Schickſale dieſes Greiſes verfolgen ihn noch nach ſeinem Tode. Man ſpricht nämlich, ſeine Leiche ſey entführt worden. Nach andern Nachrichten ſoll dem Spaniſchen Hofe die Bitte, ſie balſamiren zu laſſen, abgeſchlagen ſeyn, und man ſoll die Leiche mit Kalk beſchüttet haben.

Frankreich ſelbſt leidet noch ſehr am Partheigeiſt, der alle Quellen der Nationalkraft verſtopft, und eben ſo laut in den geſetzgebenden Verſammlungen tobt, als er ſich ſchrecklich in einzelnen Reden und im Aufſtande mißvergnügter und verhaſ-

neter Horden zeigt. Die Finanzen liegen noch ganz darnieder, die gezwungene Anleihe ſchafft kein Geld, und auf freiwillige Beiträge iſt nicht zu rechnen. Indeß eilen die Konſkribirten doch zu den Armeen, und es bedarf vielleicht nur einiger glücklichen Ereigniſſe, um den Gemeingeiſt plötzlich zu beleben, indem die Hoffnung erweckt wird, an deren Stelle jetzt Apathie und Verzweiflung herrſchen. Man dringt auf die Beſtrafung der Exdirektoren, über die man den Schleier der Vergeſſenheit wollte fallen laſſen, und Jourdan forderte ſogar neulich auf, das Vaterland in Gefahr zu erklären. — Die Flotte von Breſt liegt noch immer im Hafen. Sonderbar klang es, daß der Capudan Paſcha ſich ſcheue, die Dardanellen zu verlaſſen, weil er die Breſter Flotte fürchte.

In Holland ſcheint indeß nur ein Geiſt zu herrſchen, da die Gefahr zu nahe an das Herz dringt.

Der Ruſſiſche Kaiſer hat den Däniſchen Schiffen den Eingang in ſeine Staaten verboten, weil in Dännemark Klubs geduldet würden, die ähnliche Grundſätze hätten, als die, wodurch Frankreichs Monarchie geſtürzt worden.

Suworow iſt vom Kaiſer zum Fürſten Italskoi ernannt. So haben wir nun zwei Italiker, ihn und Buonaparte.

Berlin, den 27ſten September 1799.

R . . . . .

Berliniſches
Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.

Herausgegeben
von
Rambach und Feßler.

November 1799.

I.

Der ächt bürgerliche Sinn.

Wie Bürger eines Staates geſinnt ſeyn müſſen, zuweilen in Erinnerung zu bringen, kann nicht ſchaden, beſonders wenn dieſe Geſinnungen durch die Länge der Zeit in Vergeſſenheit zu kommen ſcheinen. In neuen Verfaſſungen bekommen dieſe Geſinnungen, durch die Neuheit aller Verhältniſſe ein neues Leben: in alten werden ſie, wie alles Alte, durch die Länge der Zeit in Vergeſſenheit gebracht, und bedürfen daher von Zeit zu Zeit einer neuen Belebung. Auch müſſen ſie von Zeit zu Zeit, wenn mehrere Erweiterung oder Berichtigung der moraliſchen Wiſſenſchaften, neue Begriffe herbei geführt haben, aus neuen Geſichtspunkten dargeſtellt werden, um durch neue Antriebe näher ans Herz gelegt zu werden.

Der ächt bürgerliche Sinn iſt zuſammengeſetzt aus der ächt menſchlichen, und der ſtaatsbürgerlichen Geſinnung, weil wir eher Menſchen als Bürger, und im bürgerlichen Stande ſtets Menſchen ſind. Er ſetzt zu der wahrhaft menſchlichen Geſinnung neue Beſtimmungen, und neue, aus den beſondern und

engern Verhältniſſen der Menſchen im Staate hergenommene Triebfedern hinzu.

Der ächt menſchliche Sinn iſt, nicht ſich allein, ſondern ſtets auch ſeinen Mitmenſchen zu leben; alſo nicht eigennützig, oder ſelbſtſüchtig; ſondern gemeinnützig zu denken, zu empfinden, und zu handeln. So will es die durch Sympathie aufs engſte mit einander verknüpfte Menſchlichkeit aller Einzelnen. Vermöge dieſer Sympathie können wir nicht umhin an andrer Wohl oder Weh den herzlichſten Antheil zu nehmen, mit dem Frohen uns zu freuen, wie mit dem Traurigen uns zu betrüben. Vermöge dieſer Sympathie können wir nicht umhin, dem Frohen ſeine Freude, durch Theilnahme zweifach zurück zu geben, wie dem Traurigen die Laſt ſeines Kummers, durch Mitleid abzunehmen. Vermöge dieſer Sympathie können wir nicht umhin, den Frohen durch unſer Bemühen noch froher, wie den Traurigen durch Unterſtützung weniger traurig zu machen. Das geſchieht ohne alle Reflexion auf fernere Folgen und ohne weitere Abſichten, durch die Macht des natürlichen Geſetzes menſchlicher Gefühle. Dies haben alle die überſehen, die den Menſchen zu einem blos eigennützigen Geſchöpfe gemacht haben, und durch dieſe Sympathie werden ihre Syſteme auf das kräftigſte widerlegt. Je mehr das Mitgefühl ausgebildet iſt, deſto weniger ſind die Menſchen eigennützig, deſto mehr leben ſie in andern, und für andere.

Ihrem ſüßen Rufe zu folgen, gebietet auch das Geſetz der Sitten: denn es heißt uns, wahre Glückſeligkeit zu ſuchen, und zu vermehren; durch Befolgung jenes ſanften Zuges aber, der zu unſers Gleichen uns hinzieht, befördern wir eigene Zufriedenheit, indem wir andre glücklich machen; empfangen wir wahres hohes Glück, indem wir es andern geben. Hier ſind

wir alſo ohne allen Eigennutz wohlthätig: denn wir begehren für uns keinen Vortheil, wir wollen keinen Gewinn; wir wollen blos durch fremdes Wohlſeyn uns ſelbſt Zufriedenheit verſchaffen. Hier üben wir Menſchenliebe um ihrer ſelbſt willen; denn wir begehren von ihr nichts als was ſie ſelbſt iſt und giebt, nichts außer ihr befindliches. Oder meint ihr nicht, daß derjenige Wohlthätigkeit um ihrer ſelbſt willen übt, dem Wohlthun an ſich hohe Wonne verſchaft? daß derjenige uneigennützig Andern Gutes thut, der nichts will als die Freude es gethan zu haben?

Von einer andern Seite iſt auch die menſchliche Natur ſo eingerichtet, daß ſie ohne alle Geſellſchaft ſich nicht ausbilden, noch zu einigem Grade von Vollkommenheit erheben kann; ſo eingerichtet auch, daß ſie nach höherer Ausbildung, wie alle Pflanzen und Gewächſe nach Erreichung ihrer völligen Größe, unwiderſtehlich ſtrebt. Seht nur kleine Kinder, wie ſie unabläßig in mancherlei Spielen, durch Laufen, Springen, und Ringen, ihre Körper-Kräfte; wie ſie durch Necken, Erzählen, Räthſel, ihre Geiſtes-Kräfte erhöhen! Seht nur das ganze Menſchengeſchlecht in ſeiner mehrtauſendjährigen Geſchichte an, wie immer eine Nation nach der andern aus der Rohheit und Barbarei ſich zu einem geſitteten, vernünftigen Leben hervorarbeitet; wie erſt die Griechen, dann die Römer, darauf die Gallier, Spanier, und Deutſchen, lange nachher die Pohlen und Ruſſen, jetzt auch allmählig die Tatariſchen Nomaden, durch höhere Cultur aus der Dunkelheit emporſteigen! Auch die Ausbildung alſo macht es zur Nothwendigkeit, daß der Menſch nicht ſich allein, ſondern auch ſeinen Mitmenſchen lebe.

Das nemliche gebietet auch die Pflicht. Sich ausbilden, oder ſich vervollkommnen ſoll jeder Menſch, ſo viel er kann;

mit ſeines Gleichen leben, und ſeinen Mitbrüdern, ſo viel er vermag, Vollkommenheit zutheilen, ſoll er alſo ebenfalls.

Das gebietet auch der wahre Vortheil eines Jeden, und wer blos vor ſich allein aus groben Eigennutze ſorgt, kennt ſein größtes Intereſſe nicht. Ohne menſchliche Geſellſchaft und Beihülſe, was wärſt du für ein armes, ſelbſt an ſinnlicher Freude leeres Thier! Hätteſt du ohne ſie die mancherlei Künſte und Handwerke, die für deine Bequemlichkeit arbeiten? Kennteſt du die ſchönen bequemen Wohnungen, in welchen dir ſo wohl iſt? die zierlichen, reichen, warmen Kleider, mit welchen du Eitelkeit und Weichlichkeit befriedigſt? die mancherlei Produkte der Natur in einer endloſen Abwechslung von Speiſen und Getränken, durch die du deinen Gaumen kitzelſt? Richte den Blick auf die armen Peſſeräh's und Eskimaux, und ſehe wie elend, wie kümmerlich ſie leben! Ein Hunger mehrerer Tage quält ſie nicht ſelten; Kälte, Regen, Schnee, oder übermäßige Hitze brennen ihren beinahe nackenden Körper; Rauch, Schmutz, Ungeziefer, freſſen ihre Augen und ihre Haut; Angſt und Furcht vor den Ueberfällen ihrer Feinde martern ihr Herz; kurz ſie entbehren alle die Annehmlichkeiten des Lebens, und faſt alle die körperlichen Vergnügen, ohne die du kaum einen Tag hinzubringen vermöchteſt. Wer alſo auch den gröbſten Eigennutz zu ſeinem Götzen aufgerichtet hätte, müßte doch ſeinen Nebenmenſchen ſo viel er nur könnte Gutes erzeigen, und durch Beiſtand, Unterricht und Unterſtützung ſich um ſie verdient machen, damit ſie im Stande wären ihm hinwiederum in ſeinen Vergnügungen zu dienen. Je mehr andern um uns herum wohl iſt, je mehr ſie an Geiſt und Körper ausgebildet ſind, deſto beſſer iſt auch für jedes Einzelnen Wohlſeyn und Intereſſe geſorgt.

Digitized by Google

So wollte es der große und weiſe Urheber der Natur, daß das Menſchengeſchlecht ein großer innigſt verbundner Körper, eine unermeßliche, über die ganze Erdfläche verbreitete Familie ſeyn ſollte, worin jeder Einzelne dem Glücke, der Veredlung, und dem Intereſſe aller leben ſollte. Ein Ungeheuer iſt alſo der, welcher dies Band mit frevelnder Hand zerreißt; ein Unmenſch der, welcher ſich ſelbſt von allen ſeinen Mitbrüdern trennt, zwiſchen ſich und ihnen eine Scheidewand errichtet, und verlangt, nur ſich allein zu leben. Der ächt menſchliche Sinn will, daß keiner auf ſich allein ſehe, keiner ſich zum Mittelpunkte aller ſeiner Bemühungen ſetze; er will, daß jeder für alle, und alle für jeden leben, und daß jeder bei allen ſeinen Verrichtungen, auf das wahre Wohl Aller Rückſicht nehme.

In der bürgerlichen Geſellſchaft ſind die einzelnen Mitglieder noch enger, als in der allgemeinen menſchlichen an einander geknüpft. Hier haben mehrere ſich vereinigt, einander vorzüglich beizuſtehen und in gegenſeitiger Vertheidigung ihrer Perſonen, ihres Eigenthums, und aller ihrer Rechte, zeitlebens nicht nur, ſondern auch auf ihre ganze Nachkommenſchaft, bei einander zu verbleiben. Allen Einfluß alſo, den der Menſch auf den Menſchen haben kann, hat der Bürger in höherem Grade, weil ein Bürger dem andern nicht blos durch körperliche Gegenwart näher, ſondern auch durch gegenſeitige Hülfsleiſtung in allen den Fällen, wo Rechte angegriffen werden, durch Verknüpfung der Herzen genauer mit ihm vereinigt iſt. Durch die Verbindung zu bürgerlicher Geſellſchaft werden die Menſchen-Pflichten nicht nur nicht aufgehoben, ſondern vielmehr verſtärkt, ſo daß man dem Bürger eher, und in höherm Maaße leiſten muß, was man dem Menſchen zu leiſten ſchuldig iſt. Die

Gründe warum man dem Mitbürger das nemliche leiſten muß ſind wahrlich nicht blos noch die nemlichen, welche bei dem Menſchen auch vorhanden waren, ſondern ſie ſind auch durch den bürgerlichen Verein noch verſtärkt und vermehrt worden. Wer iſt wol zur höhern Ausbildung jedem unentbehrlicher, als der, durch deſſen Beiſtand ſeine Rechte und ſein Eigenthum gegen ungerechte Angriffe geſichert ſind, ohne welche Sicherung keine Ruhe, keine Muße, kein Ueberfluß in dem Maaße ſeyn könnte, als nöthig iſt, den Geiſt von der Befriedigung der gebieteriſchen Forderungen körperlicher Bedürfniſſe auf Befriedigung feinrer Bedürfniſſe des Denkens und Empfindens hinüberzulenken? Wer iſt wol mehr im Stande durch Mittheilung ſeiner Ideen unſere zu wecken und zu berichtigen, durch Mittheilung ſeiner Erfahrungen die unſrigen zu vermehren, als der Mitbürger, den nicht nur die Nachbarſchaft uns zum Geſellſchafter und Theilnehmer unſrer Kenntniſſe darbietet, ſondern der auch das gemeinſame Intereſſe gegenſeitiger Beſchützung, und mancher andern Dienſte, zu einer ſolchen Mittheilung unaufhörlich auffordert? Wer iſt wol mehr bereit und begierig mit ſeinen Beobachtungen, Ideen und Rathſchlägen uns zu dienen, als der Mitbürger, den gemeinſames Intereſſe, längere Bekanntſchaft, gemeinſchaftliche Sitten und Gebräuche gegen uns zutraulicher, freundſchaftlicher, offener gemacht haben? Im bürgerlichen Leben werden die Zwecke der Menſchheit, Erhöhung ihrer denkenden Kräfte, Verfeinerung der Gefühle und des Geſchmacks, Ausbildung der ſittlichen Grundſätze und Fertigkeiten, am vorzüglichſten, und zwar nach gegenwärtiger Beſchaffenheit menſchlicher Denkart, einzig und allein erreicht. Ohne das ſind die Menſchen durch gegenſeitiges Mißtrauen, Neigung zu gegenſeitiger Beleidigung aus Intereſſe, und die Herrſchaft der durch

keine Geſetze und keine Obermacht der Regierung gezügelten Sinnlichkeit zu ſehr von einander getrennt, als daß ſie durch die ächte Geſinnung der Menſchlichkeit allein mit einander ein beiebendes und offenes Verkehr errichten ſollten. Noch wenigſtens hat man auf unſerm Erdenrunde das nirgends gefunden, was nach einigen Philoſophen der eigentliche Zweck aller Staaten ſeyn ſollte, die Entbehrlichkeit der Staaten; noch hat man nie Menſchen ohne allen bürgerlichen Verein, und alle bürgerliche Organiſation, in beſtändiger, ruhiger, friedlicher Nachbarſchaft, wie arkadiſche Hirten der Idylle, leben ſehen.

In dem bürgerlichen Vereine haben ſich Menſchen anheiſchig gemacht, ihre Rechte gegenſeitig zu beſchirmen, alſo ſich auf keine Weiſe einander daran Abbruch zu thun. Der Bürger ſoll folglich, mehr noch als der Menſch, dahin ſehen, daß er in keiner ſeiner Unternehmungen in die Rechte ſeiner Mitbürger Eingriffe wage; ſoll aller Anſchläge, ſelbſt aller Gedanken, wodurch Unrecht eingeführt werden könnte, ſich ſorgfältig entſchlagen; ſoll keinen Privat-Nutzen, ſey er noch ſo groß, auf Koſten des Rechts ſuchen; ja ſoll feſt überzeugt ſeyn, daß jeder Vortheil, den er durch Unrecht gegen ſeinen Mitbürger erlangt, kein wahrer, ſondern ein blos ſcheinbarer Vortheil iſt. Er ſoll alles, wodurch der bloßen Willkühr, den thieriſchen Gelüſten, der despotiſchen Gewalt, der Sieg über das Recht verſchafft wird, auf das gefliſſentlichſte meiden; ſoll alle Trennung zwiſchen eigenem Intereſſe und dem allgemeinen Rechte mehr als die Peſt ſelbſt verabſcheuen und meiden. Je größer unter den Bürgern das gegenſeitige Zutrauen, die gegenſeitige Zuneigung, das allgemeine Wohlwollen iſt; je friedlicher und freundſchaftlicher ſie unter einander leben, deſto größer iſt unfehlbar die allgemeine und beſondere Glückſeeligkeit eines Jeden. Welches höhere Erdenglück

könnte man wünſchen, als in einem Staate zu leben, wo alle Mitbürger zutraulich, heiter, und zuthätig gegen einander, wie die Glieder einer wohlgeſitteten Familie mit einander lebten? Wo von keinem Streite, keinen Zank, keinem Prozeſſe, keinem Betruge, keiner Ueberliſtung gehört würde? Welche Menſchen könnten und müßten ſich mehr ausbilden, und an Herz und Geiſt mehr hervorragen, als die, welche in dem tiefſten Frieden, und in der vollkommenſten Eintracht, einander ihre Kenntniſſe, Erfahrungen und Geſinnungen mittheilten, und nur darin mit einander wetteiferten, wer der Beſſere und Edlere ſeyn ſollte? Dies hohe Glück, dieſe lautere Quelle aller Menſchen-Bildung, zerſtört jede heimliche Ungerechtigkeit, jede Vervortheilung, jede Trennung eigenen Nutzens von dem Rechte und dem weſentlichen Vortheile der Mitbürger. Dadurch kommen Neid, Haß, Feindſchaft, Verläumdung, Argliſt, Mißtrauen, mit ihrem ganzen zahlloſen Gefolge von Unruhen, Aengſten, Sorgen und Kummer in die menſchliche Geſellſchaft; und nun frage ich, kann irgend ein Vortheil ſo groß ſeyn, daß er dies alles überwiege? Iſt alſo irgend ein Nutzen, wäre er auch wichtiger, als alle Schätze Hindoſtans, groß genug, gegen dieſen Verluſt noch als wahrer Vortheil angeſehn zu werden? Iſt es alſo nicht Thorheit, handgreifliche Verblendung thieriſcher Begierden, wenn Bürger um eines ſchnöden Gewinnes, einer eiteln Ehre oder ſchimmernden Ehrenſtelle halber, alle dieſe hohe Glückſeeligkeit verſcherzen, und durch Unrechtthun ſich und ihren Mitbürgern ein ganzes kummervolles Leben bereiten?

Ich kann, ſagſt du, zu großer Ehre gelangen, kann gar Miniſter werden, wenn ich meinem Nebenbuhler ein Bein unterſchlage? die Gelegenheit kommt ſo günſtig nie wieder; man wird meine Kunſtgriffe nicht bemerken; ich kann vor kein Ge-

richt gezogen werden, ſo fein lege ich alles an; warum ſollte ich nicht die Umſtände benutzen? Freund, wenn du dein wahres, dauerhaftes Wohl beherzigen willſt: ſo thue es nicht. Daß du unredlich verfahren haſt wird nicht verborgen bleiben; du wirſt dir alſo den Haß, und die Feindſchaft aller derer aufladen, die des geſtürzten Freunde waren; du wirſt dir auch den Abſcheu aller Rechtſchaffenen und aller ächt bürgerlich geſinnten unausbleiblich zuziehen. Der erſtere wird dir keine ruhige Stunde gönnen, weil du unaufhörlich befürchten mußt, durch deine eigene Kunſtgriffe von ihm wieder geſtürzt zu werden; ſtets beſorgen, daß der geringſte Fehler welchen du begeheſt, mit bitteren Hohnlachen wird ausposaunt, und mit boshaften Zuſätzen wird vergrößert werden; daß von ihm alle deine Tritte genau werden beobachtet, alle deine guten Eigenſchaften und Handlungen in ein nachtheiliges Licht werden geſtellt werden. Der letztere wird dich überall verhaßt und verachtet machen, wird dir das Zutrauen aller Redlichen rauben, wird allgemeinen Verdacht in deine öffentlichen Anordnungen bringen, und deinen beſten Abſichten einen Anſtrich von Eigennutz geben. Hiedurch wirſt du gegen deine Mitbürger mißtrauiſch, feindſeelig geſinnt werden, und die ganze Heiterkeit und Ruhe deines Herzens wird verſchwinden. Geſchieht es am Ende, welches faſt nicht fehlen kann, und an Höfen, wo Cabalen herrſchend ſind, niemals fehlt, daß ein Liſtigerer dich wieder zu Boden wirft: ſo darfſt du dich nicht einmal laut darüber beklagen, weil du immer beſorgen mußt, an den Herzen derer, welchen du Mitleid einflößen, oder von welchen du Troſt einhohlen wollteſt, möge das Echo erſchallen, dir ſei dein Recht geſchehen, und du verdieneſt nicht im mindeſten bedauert zu werden. Alſo, Freund, wenn dein wahres Wohl

dir am Herzen liegt, ſo überlege genau, ob alle dieſe, dein ganzes Leben hindurch dich folternde Unruhe, die Ehre, den Glanz, und die Macht einer Miniſterſtelle aufwiegen? Sage aufrichtig, ob es nicht unendlich mehr werth iſt, ruhigen, frohen, menſchenfreundlichen Herzens durch das Leben zu wallen, als auf wenige Jahre mit einem von Unruhen durchfreſſenen Herzen im Miniſterglanze zu prunken?

Aber, ſagſt du, hier zu Lande ſteigt man nicht anders als durch Cabalen empor; an dieſem Hofe ſucht jeder dem andern ein Bein unterzuſchlagen, was ſchadet es groß, wenn auch ich dieſes Mittels mich bediene? Ländlich ſittlich! Mißtrauen, Verſtellung, Heuchelei herrſchen doch unter uns Leuten vom Hofe! Das ſchadet es, daß auch du dich in die Lage bringſt gegen alle andere mißtrauiſch, feindſeelig, und angſtvoll geſinnt zu ſeyn; welches du, ſo lange du auf dem Wege der Rechtſchaffenheit wandelteſt, nicht nöthig hatteſt. Da könnteſt du zwar mißtrauiſche, feindſeelig geſinnte höchſtens bedauren, könnteſt ihren krummen Wegen mit Gelaſſenheit und mit erhabener Würde zuſchauen; könnteſt im Bewußtſein deines edlen, großen Herzens ihre Künſte verachten. Das ſchadet es, daß heimlicher Trug auch durch dich unterhalten, fortgepflanzt und der Nachkommenſchaft überliefert wird; ſtatt daß dein beſſeres Beiſpiel ſonſt manchen auf beſſere Wege geleitet, und dir ein ehrenvolles Andenken bereitet hätte. Das ſchadet es, daß Hinterliſt und Cabale auch durch dich verewigt werden. Wenn alle ſo denken wollten, wie wäre da eine Beſſerung je möglich? Soll nicht einer den erſten Anfang eines edlern Verfahrens machen? Nicht einer ſich zuerſt zum erhabenen Muſter der Nachahmung aufſtellen? Das ſchadet es, daß auch du als ein ſchlechter Menſch, und mit dem Bewußtſein das

allgemeine Verderben nicht gehemmt zu haben, von hinnen ſcheideſt.

Das iſt alſo der ächt bürgerliche Sinn, eignen Nutzen nie von dem was recht iſt zu trennen, um ſein Glück auf Unrecht gegen ſeine Mitbürger zu bauen. Noch mehr, geſetzt dein perſönlicher Vortheil ſei ſo ſicher, oder werde durch ein ſeltenes Glück ſo geſichert, daß dich nie ein Nachtheil träfe; ſo ſollſt du ihn doch durch Unrecht gegen deine Mitbürger nicht erkaufen. In der engen Verbindung zwiſchen Bürgern eines Staates, wirken Handlungen eines Einzelen auf ſeine Mitbürger unausbleiblich, und bei der, einem Staate eigenen Beſtändigkeit des Vereines, erſtrecken ſich dieſe Wirkungen auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft hinaus. Es gelinge dir alſo auch, deinen durch Unrecht erſchlichenen Miniſterpoſten zu behalten ſo lange du lebſt; es werde dir ſelbſt auch keine der nachtheiligen Folgen der Ungerechtigkeit, außer deinem eigenen Bewußtſein der Schlechtigkeit, zu Theil: ſo werden doch deine Kinder, deine Verwandten, ſie in der Folge unfehlbar erfahren. Dein Beiſpiel hat andere gelehrt deinen Pfad zu betreten; und da der ſchlechten Menſchen immer mehr als der braven ſind, viele zur Nachahmung gereizt. Noch ſchlechtere als du, haben die Hinterliſt noch höher getrieben, und da nichts ſich ſchneller vergrößert, als das Laſter, wie nichts geſchwinder wächſt, als das Unkraut: ſo haſt du die folgenden Generationen in noch größeres Verderben geſtürzt. Die Cabalen ſind durch dich herrſchend geworden, und haben zuletzt alle Redlichkeit gänzlich verdrängt; die Folgen davon werden deine Nachkommen unfehlbar, werden ſie mit ſchwerer Laſt treffen, und ihre Verwünſchungen werden auf ihre Vorfahren, werden auf dich zurückfallen. Möchteſt du wol, Freund,

um irgend einer Miniſterſtelle willen, wenn auch dich ſelbſt keine Rache der Nemeſis erreichte, dich als den Stifter des Unglücks und Verderbens der ſpäteſten Nachkommen denken? dich als den Gegenſtand ihrer Flüche betrachten?

Eben ſo wenig darf ein Staatsbürger im ganzen Sinne dieſes Wortes zu einiger Gewaltthätigkeit, willkührlicher Ausübung der Macht, und deſpotiſchem Verfahren der Regierung die Hände bieten, ſo groß auch die Vortheile ſeyn mögen, die er dadurch für ſich erlangen, und ſo ſehr er auch ſeine Perſon vor allem Nachtheile ſichern könnte. Hat der Regierende, er ſei Monarch, oder Senat, oder das Volk ſelbſt, einmahl die Feſtigkeit willkührlichen Gebrauches ſeiner Gewalt geſchmeckt; ſo wird er dadurch, wie das Krokodil durch den erſten Genuß des Menſchenblutes, zum Würgen, zu weiterem und öfterem Gebrauche unausbleiblich, und unwiederſtehlich gereizt. Hat einmal ein Bürger das Beiſpiel einer Nachgiebigkeit gegeben, und durch Willfahrung ſich glänzende Vortheile erworben: ſo werden andere von gleicher Schlechtigkeit, gereizt dem Beiſpiele zu folgen, mehrere von noch größerer Schlechtigkeit werden ſo gar veranlaßt Gelegenheiten zu ſuchen, wo ſie durch Anfachung der Lüſte des Regenten ſich empor ſchwingen mögen. Der willkührliche Gebrauch der Gewalt nimmt alſo immer mehr überhand, bis er zuletzt in den gränzenloſeſten Deſpotismus, und in die fürchterlichſte Tyrannei ausartet. Dadurch eben entſtanden in Rom Nerone, Caligula's, Heliogabale, daß der Senat gegen die erſten Verſuche des Tiber, zu nachgiebig war, und daß kriechende Schmarotzer die erſten Ausbrüche deſpotiſcher Wuth mit den ausgeſuchteſten Schmeicheleien lobprieſen.

Der Deſpotismus greift ſchnell um ſich, weil ein Feuer welches einen noch dürren, und mit dürrer Heide bewachſenen Wald ergreift; ſeine Flamme faßt in kurzem ſelbſt den, welcher aus Eigennuß anfangs ihr Nahrung zugetragen, oder ihrem erſten ſchwachen Ausbruche nicht geſteuert hat. Die nemlichen feigen und ſchmarotzeriſchen Senatoren Roms, welche Nero's Muttermord prieſen, fühlten bald hernach ſeine geldbegierige Raubſucht, und der Senat war der erſte an dem er ſeine Tyrannei ausübte, weil er die reichſten und die durch ihren Einfluß furchtbarſten enthielt. In freiern, und mehr demokratiſchen Verfaſſungen iſt nichts gefährlicher als ein einziges Beiſpiel des Eingriffs in die Verfaſſung durch willkührliche Gewalt zu geſtatten, weil dadurch die Heiligkeit der Geſetze unwiederbringlich verlohren geht, und jede Parthei nachher keine Scheu hat die Geſetze nach ihren Launen zu beugen. Alles Unglück alſo, was Ueberhand nehmende Tyrannei über einen Staat bringt, hat der ſich beizumeſſen, den Ehrſucht, oder Haabſucht verleitete, zur erſten Anwendung willkührlicher Gewalt die Hände zu bieten. Wollteſt du wol, Freund, um deines eigenen Vortheils willen, auch bei perſönlicher Sicherheit gegen die Tyrannei, die dir doch nie gegeben werden kann, den ſcheußlichen Anblick ertragen, den die Schlachtopfer der durch dich eingeführten Tyrannei dir gewähren? Möchteſt du wol, deine ganze durch Niederträchtigkeit erkaufte Herrlichkeit, dem Elende und dem Jammer einer ganzen ſpäten Nachkommenſchaft vorziehen, die durch dich in einer ſchrecklichen Unterdrückung herabſinkt? Könnteſt du wol den Jammer und das Elend, auch deiner eigenen Nachkommenſchaft und Verwandſchaft, gegen deinen perſönlichen, kurz dauernden Glanz vertauſchen? Siehe einmal dieſe deine

Nachkommenſchaft und Verwandſchaft von der Tyrannei in den Staub getreten, herabgewürdigt zu Sklaven, aller ihrer Vorzüge, alles ihres Glanzes beraubt; unter den niedrigſten Pöbel gemiſcht; arm, zerlumpt, bettelnd; ſchaue ſie mit erdichteten Verbrechen belaſtet, um ſie zu unterdrücken, fälſchlich von Niederträchtigen angeklagt, um ſie ihres Glanzes zu berauben, unſchuldig geſtraft, und frage dich dann, ob dein gegenwärtiger Vortheil dies alles aufwiegt?

Der Bürger ſoll alſo mehr noch als der bloße Menſch, nie um ſeines eignen Vortheils willen gegen ſeine Mitbürger ſich die geringſte Ungerechtigkeit erlauben. Er ſoll aber noch mehr; er ſoll auch ſo viel er kann dahin arbeiten, daß alle ſeine Mitbürger tugendhaftere, und an Herz und Geiſt gebildetere Menſchen werden. Je mehr nemlich unter Allen Redlichkeit, Wohlwollen, Zutrauen, Dienſtfertigkeit, Aufrichtigkeit, Edelmuth und alle andere Tugenden herrſchen, deſto ſicherer und leichter iſt die Wahl jedes Einzelnen. Wo jeder jedem mit Rath und That beiſteht; wo jeder jedes Unternehmungen aus allen Kräften befördert; wo keiner dem andern Abbruch thut, und in ſeinem Gewerbe, ſeinem Plane ihm hinderlich iſt: da kann jeder ſeinen eigenen Vortheil auf das leichteſte und ſicherſte verfolgen; da wird jedes eigenes Intereſſe auf das beſte befördert. Wo jeder jedem ſeine Erfahrungen und Kenntniſſe wohlwollend mittheilt, wo jeder ſich befleißigt durch Erfindungen, Verbeſſerungen, Zerſtöhrung der Vorurtheile, Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe zu erleichtern, und zu vervielfältigen, da können alle Menſchen von allen Arten der Talente und Geſchicklichkeiten am geſchwindeſten ihr Fortkommen finden. Und wo iſt wol ein zufriedeneres Leben, als unter Menſchen die ſich gegenſeitig wohl

wollen, und die, durch das Band einer alle durchdringenden Liebe vereinigt, von einem allebeſeelenden Hauche des gemeinen Wohls bewegt werden? Wo ein froheres heitereres Daſeyn als unter Menſchen die keinen Haß, kein Mißtrauen, keinen Argwohn kennen?

Sage nicht, das iſt nicht möglich! Wie, ich als Kaufmann, ſollte meinen Nachbar, der mit der nämlichen Waare handelt unterſtützen? Sollte nicht die Kunden an mich zu ziehen ſuchen? Sollte ihm wohl gar meine Kunden zuweiſen wenn er geringen Abſatz hat? Wie wollte ich denn ſelbſt leben? So ſpricht die Haabſucht; höre dagegen die Stimme der Vernunft! Allen Handel kannſt du doch nicht allein haben, ſagt dieſe, gönne alſo andern auch etwas? Geſetzt du vergrößerteſt deinen Handel ungemein: ſo muſt du mehrere Bedienten halten und mit dieſen den Vortheil doch theilen; dafür laß deinem ehrlichen Nachbar auch etwas zufließen. Je mehr du deinen Handel erweiterſt, und je mehrere Bediente du annimmſt deſto mehr wirſt du betrogen; gewinnſt alſo nicht ſo viel als du erwarteteſt. Auch giebt es der Käufer ſo viel, daß mehrere Handelsleute neben einander gar wohl beſtehen können; ſiehe alſo nicht mit Augen des Neides alles was ein anderer gewinnt für deinen Verluſt an. Geſetzt aber auch, du gewönneſt weniger: ſo frage ich dich, iſt nicht dies wenigere, in Frieden, mit Zutrauen, Freundſchaft, und nachbarlichem Frohſinn genoßen, unendlich mehr werth, als ein weit größerer Reichthum, mit ſtetem Argwohn, Neid, Haß, und gegenſeitiger Verfolgung?

Das iſt alſo der ächt bürgerliche Sinn: keinen Mitbürger an ſeinem Rechte den geringſten Abbruch thun; nie auf Unrecht ſein Fortkommen bauen; keiner willkührlichen Gewalt

die Hände bieten; ſondern alle durch Beiſpiel, durch guten Rath, und durch Unterſtützung, Tugend, Rechtſchaffenheit, und Wohlwollen lehren; immer das allgemeine Wohl vor Augen haben; ſich als einen innigſt mit jedem ſeiner Mitbürger und dem großen Ganzen verbundenen Theil betrachten: und nie ſeinen eigenen Nutzen von dem Wohl des Ganzen trennen. Dann erſt werden Staaten wahrhaft blühen, Menſchen ſich wahrhaft veredlen, und ſich innigſt beglücken, wann dieſe Geſinnungen allgemeiner und lebendiger geworden ſind. Sie allein erhalten in den wenigen Edlen, welche ſie beſeelen, noch die große ſchlechte Maſſe; ſie allein ſind es, die auf Erden noch einiges Glück, und einen erträglichen Zuſtand unterſtützen; und die das alte wahre Sprichwort erzeugt haben, daß die Menſchen durch ſehr geringe Weisheit regiert werden.

Tiedemann.

II. Ueber

II.

Ueber die Bildung des Geſchmacks in Ungarn.

Das Ausland erhält über vieles, was Ungarn betrifft, beſonders aber über den herrſchenden Geſchmack in dieſem Lande, faſt gar keine Nachrichten. Daher die ſonderbaren Urtheile, die mancher Ausländer über dieſen Gegenſtand fällt. Intereſſant müßte allerdings eine treue Ueberſicht der Fortſchritte ſeyn, die in Ungarn in Hinſicht der ſchönen, beſonders der redenden Künſte, ſeit einigen Jahren gemacht worden ſind. Allein dieſe iſt aus mancherlei Urſachen nicht ſobald zu erwarten, wenn nicht etwa der verdienſtvolle Profeſſor von Schedius zu Peſth, in ſeiner Geſchichte der ungariſchen Litteratur, die wir zu erwarten haben, die in dieſer Rückſicht hie und da geäußerten Wünſche befriedigt. Hier nur einige rhapſodiſche Bemerkungen über dieſen Gegenſtand.

Der National-Ungar hat in den meiſten Gegenden für ſchöne Kunſt noch wenig Sinn, und iſt, was Poeſie und Theater anbelangt, größtentheils noch Idiot. In den höhern Ständen ſcheint ſich zwar ſeit einiger Zeit dieſer Sinn zu verbreiten; allein die Klagen der Verleger und Verfaſſer äſthetiſcher Werke, über den ſchlechten Abgang derſelben, dauern noch immer fort, und leider! ſind ſie nicht ungegründet.

Können gleich die ungariſchen Sänger mit den Dichtern fremder gebildeter Nationen ſich nicht meſſen: ſo darf ihnen doch das Lob nicht abgeſprochen werden, daß ſie ſchon manches gutge-

lungene Werk geliefert, manche wohlriechende Blume des Auslandes mit vieler Sorgfalt und glücklichem Erfolge auf den vaterländiſchen Boden verpflanzt, und dadurch für die Bildung der Nation und ihre Humaniſirung ſo viel gethan haben, als ſich unter den Umſtänden, unter welchen ſie lebten, nur immer thun ließ.

Ein ungariſches Nationaltheater, welches ſich, zur Freude aller gebildeten Patrioten, vor einigen Jahren in Peſth, bei mancherlei Bedrängniſſen, emporhob, verſprach vieles; aber dieſe wohlthätige Sonne, deren milde Strahlen auf Pannoniens Fluren manchen ſchönen Keim hervorlockte, manche liebliche Blüthe entfaltete, ſank bald nieder, und eine neue Morgenröthe ſcheint noch ferne zu ſeyn. Thaliens Tempel ſteht verlaſſen, und ihre Prieſter ſind zerſtreut. —

Ein beſſerer Genius waltet über den deutſchen Bühnen in Preßburg, Peſth und Oedenburg, auf welche das benachbarte Ausland entweder gar keinen, oder doch einen gleichgültigen Blick wirft, indeß es vieler einheimiſcher, wohl auch auswärtiger deutſcher Schauſpielhäuſer mit Ruhme erwähnt, die ſich mit jenen in Ungarn kaum meſſen dürften.

In den deutſchen Städten in Ungarn mangelt es faſt nirgends ganz an Lektüre; ſtark und bildend iſt dieſe vorzüglich in einigen der größern von denſelben, z B. in Peſth, Ofen, Preßburg, Oedenburg, Kaſchau u. ſ. w. Teutſchlands Meiſterwerke ſind hier, wenigſtens von den Auserwählten des Leſepublikums, gekannt und geſchätzt, und die Sänger Germaniens haben manchen ſtillen Verehrer; obgleich Gedichte, im engern Verſtande, nicht ſo häufig, und von den meiſten nicht ſo geleſen werden, daß man ſagen könnte, den Meiſter belohne

„der zart antwortende Nachklang,
„Und der reine Reflex aus der begegnenden Bruſt.“

Unter Ungarns Söhnen giebt es wirklich immer viele, die ausgezeichnete Talente zur Poeſie verrathen; nur daß die Ausbildung derſelben faſt immer dem Zufalle überlaſſen bleibt, und oft recht abſichtlich verhindert wird. Man würde ſich in Deutſchland über manche wohlgelungene lateiniſche Gedichte, die in Ungarn zum Vorſcheine kommen, verwundern, beſonders, wenn man erführe, daß es Produkte junger talentvoller Gymnaſiaſten ſind.

Vorzüglich viel Talent zur Dichtkunſt findet man unter den deutſchen Jünglingen in Ungarn; aber ſelten gedeiht es zur Reiſe. Theils Mangel an gehöriger Leitung, noch mehr aber Mangel an Gelegenheit, ſich als Dichter zu zeigen, und dadurch zur Ausbildung der ſchönen Anlagen ermuntert zu werden, iſt wohl die Haupturſache, warum die ungariſchen Teutſchen noch keine Sammlung ausgezeichneter Poeſieen von einem ihrer Söhne aufzuweiſen haben. Dieſe begnügten ſich bisher bloß in Gelegenheitsgedichten vor einem kleinen Publikum zu erſcheinen.

Wie ſehr wäre in Ungarn eine jährliche Blumenleſe zu wünſchen, zu welcher die Verehrer der Muſen ihre Beiträge liefern könnten. Wie manches Talent, das jetzt unbemerkt, ungeahndet ſchlummert, würde dann bekannt, ermuntert, ausgebildet. Der jetzige Subrektor am evangeliſchen Gymnaſium zu Preßburg, Mich. Thekuſch, hat zwar ſchon vor mehr als einem Decennium, als Gymnaſiaſt, eine ſolche Blumenleſe veranſtaltet, die gewiß viele lieblich duftende Blümchen in ſich faßt, und uns zu großen Erwartungen von den jungen deutſchen Dichtern in Ungarn berechtigt; allein der erſte Jahrgang blieb auch der letzte; vielleicht aus Mangel an Unterſtützung dieſes ſchönen Unternehmens. In gegenwärtigem Jahre ließ es ſich verlauten, daß einige junge Dichter entſchloſſen wären, etwas Aehnliches zu unter-

nehmen; allein die Hinderniſſe, die jetzt mehr als vor einigen Jahren der Sache im Wege liegen, werden wohl das Aufkommen eines Inſtitutes hemmen, das zur Beförderung des beſſern Geſchmacks in Ungarn vieles beitragen könnte.

Auch unter dem ſchönen Geſchlechte in Ungarn finden ſich einige rein gebildete Seelen, die nicht nur mit vielem Geſchmacke die Werke ausländiſcher Dichter leſen; ſondern auch ſelbſt Apolls Leyer ergreifen, und liebliche Töne hervorzaubern. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders ein gefühlvolles Paar in einer der größern deutſchen Städte aus, Ninna und Theone (ſo nennen ſich dieſe holden Sängerinnen.) Sie haben ihre Geſänge geſammelt, und vielleicht erſcheinen ſie im künftigen Jahre als „Feldblumen auf Ungarns Fluren geſammelt, von Ninna und Theone.“

Vielleicht nehmen die Leſer des Archivs einige von dieſen Blumen der Natur, die nicht ängſtlich gewählt ſind, mit eben dem liebevollen Herzen auf, mit welchem ſie ihnen dargereicht werden.

Gß.

I.

Romanze.

1796.

Ich hatt' einſt ein Blümchen, ſo lieblich und hold,
Wohl that ich das Blümchen verſorgen;
Ich hütet' es baß, wie Demanten und Gold,
Und ſchaut' es am Abend und Morgen.

Voll Freude bemerkt' ich, wie ſchön es gedieh,
Doch währte die Freude nicht lange,
Es ſenkte das Häuptchen und duftete nie;
Mir ward um das Blümchen ſo bange.

Da kam einſt ein Mädchen im Garten zu mir,
Ich ließ es ja gerne geſchehen;
Stolz hob ſich das Blümchen, und prangte vor ihr,
Nie hatt' ich ſo ſchön es geſehen.

Schnell bückt' ſich das Mädchen und pflückt' es für ſich,
Mir waren die Sinne geſchwunden;
Nicht Worte, nicht Lieder beſchreiben, was ich
Bei dieſem Verluſte empfunden.

Ich konnte nicht klagen, doch thränenvoll hieng
Mein Auge noch lang an der Stelle;
Da hört' ich ein Stimmchen, als traurend ich ging,
Es tönte ſo ſilbern und helle:

„Du pflegteſt ein Blümchen zwar lieblich und ſchön,
„Doch lohnt es die Pflege nur ſelten;
„Denn Männertreu heißt es, meiſt wirſt du es ſehn
„Die Liebe mit Undank vergelten.“

Ninna.

2.

An Karoline Rudolphi.

1790.

Dir ertöne mein Lied, reizende Sängerinn,
Fühlende Linna, Dir! Unter Germaniens
Liederkundigen Töchtern
Strahlſt du ſchön, wie der Abendſtern. —

Wie ein laulicher Weſt, welcher auf Schmetterlings-
Fittigen niederſchwebt, ſäuſelt im Roſenbuſch:
Alſo ſäuſeln die Saiten
Deiner ſilbernen Leier auch.

Fern, am Donaugeſtad, horchet den lieblichen
Tönen meiu lauſchend Ohr; doch wie beim Nachtgeſang
Philomelen's, entbeben
Oftmahls Thränen der Horcherinn.

Warum ließ mein Geſchick, Linna, zur Seite dir
Mich nicht entblühn? So ſteigt kraftvoll der Sprößling auf
Nah dem Stamme der Linde,
Bis er ſelber zum Baume wird.

Sage an, welche Muſ' lächelte werdend dich
Segensreich an, und flößt' ſchon mit der Muttermilch
Flut vom Quelle der Dichter
Dem erkohrnen Säugling ein?

Mich zwar blickte auch ſchon als ich gebohren ward
Eine der Neunen an; Dank ſei der Himmliſchen!
Aber, wenn ſie nicht zürnte,
Sagt' ich: Deine iſt weiblicher.

Meine weilt mit der Harf' Nachts an des Felsgebürgs
Ueberhang, wenn der Mond wechſelnd ſein bleiches Licht
Zeigt, der Sturmwind daher fährt,
Wolken jagt und den Eichwald beugt.

Ihr lang wallendes Haar flattert ihr wild ums Haupt,
Selten bekränzt es nur heiliges Eichenlaub;
Und ihr denkendes Auge
Blicket ſtarr in den Wetterſtrahl.

Wann die Mitternacht ſchwarz, bleiern hernieder ſinkt,
Dann erſt beginnt ihr Sang; ſchauerlich angenehm,
Wie das Rauſchen des Waldſtroms,
Singt ſie Helden und Schlachtgewühl.

Doch die Deinige weilt lieber am Silberbach,
Welcher die Höh' herab, ſchlängelnd das Thal durchirrt.
Wenn Aurora herauf zieht.
Und mit Perlen die Flur beſtreut.

Miſcht ſich unter die Schaar glücklicher Hirtinnen,
Singet mit Engelston Unſchuld und Tugendhang,
Seelenruhe, 'Entzücken,
Süßen Frieden in jedes Herz.

Ihr goldlockiges Haar flicht ihr der Grazien
Schönſte mit Roſen durch, welche unſterblich ſind,
Und ein Kleid, wie der Unſchuld
Reizend Kleid iſt, umwallet ſie.

Oftmahls harret ſie auch früh mit der Opferſchal'
Betend am Feldaltar; geußt dann, als Prieſterinn,
In die Flamme des Altars
Lobgeſänge, wie Milch dahin.

Heil, o Linna, ſei dir, dir ihrer Lieblinginn!
In der Unſterblichkeit Schild mahlt ſie mit Blumenſchrift
Deinen Nahmen; die Nachwelt
Lieſt ihn ſpät noch, und liebet dich.

Theone.

3.

Auf Mozarts Tod.

1792.

Wohin, nach ſeinem Tod, wohl Mozarts Geiſt geeilet,
Bleibt jedem Grübler unbewußt;
Ward er dem düſtern Ort der Buſſe zugetheilet,
So wandelt ihn ſein Spiel alsbald zum Ort der Luſt:
Und kam er in das Reich der Freuden,
So müſſen ſeine Kunſt die Seraphim beneiden.

Theone.

4.

An die Hoffnung.

1795.

Du, die der Himmel uns gegeben,
Dem müden Pilger neues Leben
Und Troſt dem Dulder zu verleihn;
Was würde, blieb' im Mißgeſchicke
Uns nicht ein Strahl von dir zurücke,
Des Menſchen Loos hienieden ſeyn?

Du läßeſt ihn auf ſteilen Höhen
Erfüllung ſeiner Wünſche ſehen,
Durch dich geſtärkt, erreicht er ſie;
Und tauſendmahl von dir betrogen
Fühlt er aufs Neu ſich hingezogen
Verachtet deinen Balſam nie.

Wenn im chaotiſchen Gewühle
Sich widerſprechender Gefühle
Mich Heiterkeit und Ruhe fliehn,
Und immer ſchrecklicher und wilder
Der Zukunft Schreckenſchwangre Bilder
Dem trüben Aug' vorüber ziehn:

Dann ſenke dich zu mir hernieder,
Und gieb mir Muth und Kräfte wieder,
Der Schwermuth Nebel zu zerſtreun;
Laß Zweifel, die mich quälen, ſchwinden,
Und ſtets die Wahrheit mich empfinden:
Nur Tugend lehre glücklich ſeyn.

Ninna.

5.

An Doris.

1795.

Das Schickſal hat auf unſern Wegen
Zwar manche Dornen ausgeſtreut;
Doch ſproßt auch hie und da ein Blümchen uns entgegen,
Das uns Erquickung beut.
Laß, wenn wir dieſe Blümchen finden
Gemeinſchaftlich uns ihrer freun,
Und wenn wir manchmal dann die Dornen auch empfinden,
Nicht wie die Kinder ſchreyn.

Ninna.

6.

Der Größere.

1797.

Wer iſt größer, iſts der, deß Tugend Feinde ſelbſt loben,
Oder der Feind, der am Feind ſelber die Tugend noch ehrt?

Theone.

7.

Der Traum meines Lebens.

1796.

Nicht des Ruhmes trügeriſchem Glanze
Jagt' ich nach mit nimmerſatter Gier;
Nicht in ſtäter Freuden Wirbeltanze
Dacht' ich meine Lebenstage mir.

Stilles Glück, vom Himmel mir beſchieden,
Hätte mir genügt, und ungenannt,
Mit der Welt und mit mir ſelbſt zufrieden,
Hätt' ich Gram und Sorge nie gekannt.

Ach! da zeigt' ein Wonnetraum im Bilde
Nie gefühlter, nahmenloſer Luſt,
Mir den Reiz elyſiſcher Gefilde;
Schnell erhob ſich die beklemmte Bruſt.

Willig folgt' ich dem Syrenenliede,
Als der Täuſchung Traumgeſicht verſchwand,
Hingewelkt war meines Herzens Friede,
Und gelöſt der Hoffnung Zauberband.

Ninna.

8.

An Wilhelmine Maiſch,
über ihr Gedicht an den Erzherzog Karl.

1797.

Meinen Blick entflammt' ein zürnend Feuer,
Es erglühte höher meine Wang',
Als ich hörte, daß zur Siegesfeyer
Unſers Karls ein fremdes Mädchen ſang;
Daß, indeſſen er den Pfad erſtiegen,
Den zum Ruhm ihm Muth und Tugend wies,
Stumm vor Wonne, meine Muſ' geſchwiegen,
Und ſein Lob der Ferne überließ.

Schon warf ich im Geiſt das Fehdezeichen
Vor die kühne Heldenſängerinn;
Wollt' ihr ſchon die Harf' zum Wettkampf reichen,
Stürmte rauſchend durch die Saiten hin:
„Kannſt du Karlon mehr als ich verehren?
„Fühlſt du tiefer ſeine Trefflichkeit?
„Bangt dir nicht vor kampfbegriffnen Heeren,
„Nicht vor Kriegsgetöſe, Blut und Streit?"

„Du ſingſt reine, liebliche Geſänge
„Von dem Frühling und der Liebe Glück;
„Aber wandelſt du im Schlachtgedränge
„Auch voll Muths, mit unerſchrocknem Blick?
„Wiſſe, jedem Weibe iſt es nicht gegeben,
„Wie Minerva in der Griechen Heer
„Unter Heldenreihn einher zu ſchweben,
„Wo am Schilde klirrt der blut'ge Speer!"

Alſo ſang ich. Von dem Hügel nieder
  Tönte plötzlich heller Silberklang,
Kraftvoll, wie der Vorzeit Bardenlieder,
  Und melodiſch, wie Apolls Geſang.
Karlos Ruhm erhob er zu den Sternen,
  Kühn und feurig bald, bald zärtlich ſchön;
Und jetzt ſah ich in der Sveven fernen
  Hainen, ſtolz die Bardentochter ſtehn.

Wie begeiſtert ihre Pulſe pochten!
  Wie ihr Auge glüht', gleich Sternenglanz!
Mit den Blüthen Griechenlands durchflochten,
  Hielt ihr wehend Haar ein Eichenkranz.
Braga's himmliſche Telyn ertönte
  Ihr zur Seite von Idunens Gold
Glänzend; und mit ew'gem Lorbeer krönte
  Sie des Helden Haupt zum Sieges Sold.

Als ich dieſe Sängerinn erblickte,
  Da entfiel der Muth zum Wettgeſang,
Und den Zorn der Eiferſucht erſtickte
  Der Bewundrung und der Liebe Drang
Nur um deine Freundſchaft will ich flehen!
  Singe Karlon! Du allein biſt's werth,
Daß, wann Winde ſchon ſein Mahl verwehen,
  Noch dein Lied ſein Lob der Nachwelt lehrt.

Theone.

9.

An Emmerich.

1796.

Freude ſcheinſt du nicht zu kennen,
Doch der Thoren Freude nur;
Die dich kalt und finſter nennen,
Läſtern Freundſchaft und Natur.

Folge treu der Weisheit Wegen,
Forſchend findeſt du die Bahn;
Wahrheit lächle dir entgegen,
Hoffnung leite dich hinan.

Wahre Güter hat dieß Leben;
Wohl dem Klugen, der ſie fand!
Denn in ſtätem Wechſel geben
Furcht und Hoffnung ſich die Hand.

Ruhig geht er zwiſchen beiden
In der Weisheit Tempel ein;
Mäßig im Genuß der Freuden,
Wird er ſtark im Kummer ſeyn.

Ninna.

10.

Die Kunſt des Höflings.

Welche Kunſt bewundert die Welt am geglätteten Hofmann?
Wenn er mitten im Zwang frei und behaglich erſcheint.

Theone.

Digitized by Google

II.

Der Fels der Wahrheit.

1798.

Hoch iſt der Wahrheit Fels, wo, über Wolken und Nebeln,
Auf der zackigen Spitz', ſtrahlend die Göttliche wohnt.
Freundlich iſt's unten im Thal, und himmliſch iſts oben am Gipfel,
Nur die Mitte des Bergs gürten Gewitter und Dünſt'.
Bleibt in der ruhigen Tiefe zurück, ihr Waller, ich bitt' euch,
Fühlt ihr nicht Kräfte und Muth ganz zu erklimmen den Fels.

Theone.

Digitized by Google

III.

Die Korſen.

(Fortſetzung.)

6. Indüſtrie und Nahrungszweige.

Von Indüſtrie weiß der Korſe wenig oder gar nichts. Seine Nahrungszweige ſind ſo einfach, wie ſeine Lebensart, und nichts hat für ihn Intereſſe, was nicht aufs genaueſte mit ſeinen Bedürfniſſen in Verbindung ſteht. Bei wenigen Bedürfniſſen ſinkt die Liebe zur Arbeit. Der Korſe hält den Ueberfluß für noch mehr als überflüßig, und für andere Länder mitzuarbeiten, iſt er viel zu träge. Die Nähe Italiens unterſtützt die Unthätigkeit dieſer Nation ſehr, da ihr Genua und Livorno faſt alle Bedürfniſſe liefern müſſen. Jede Regierung würde hier die Fruchtloſigkeit aller Bemühungen, die Indüſtrie zu befördern, bald einſehen; wenigſtens müßte, bei dem untilgbaren Haß gegen die Beherrſcher, ſehr behutſam verfahren werden, wenn man dem Korſen Geſchmack an Arbeit und Liebe zur Thätigkeit beibringen wollte.

Der Ackerbau.

Dieſer iſt hier noch in ſeiner Kindheit, und die Fortſchritte darin unter franzöſiſcher Oberherrſchaft ſind nicht von Bedeutung geweſen; denn noch jetzt iſt der Korſe ſo träge, ſo unthätig, und ſeit der Revolution noch mehr, wie er vorher war. Zufrieden mit dem, was ihm der Acker immer trug,

denkt er nicht daran, was er tragen könnte. Schlechte Nahrungsmittel, die ihm die Kräfte verſagen; Unſicherheit des Eigenthums, das unaufhörlich herumſtreifende Wild, das die Saaten verwüſtet, und endlich das Vorurtheil von der anſteckenden Luft in den Ebenen und Thälern, — dieſes alles, und vorzüglich der letzte Punkt, iſt ſchuld daran, daß der Ackerbau ſich im elendeſten Zuſtande auf der Inſel befindet, ungeachtet der Boden ſehr fruchtbar iſt. — Daher rührt die große Armuth der Nation.

Wie wird jetzt der fruchtbarſte Diſtrikt auf der Inſel, das ehemalige Korſika der Römer, — die Ebene von Aleria benutzt? — Völlig der Natur überlaſſen, wird kaum der fünfte Theil von den Beſitzern — nicht doch, — von Ausländern angebauet. Luccesen und andere Italiener kommen jährlich zu 4 bis 5000 nach der Inſel, um die Trägheit und Unthätigkeit einer Nation zu unterſtützen, die beim Ueberfluß verſchmachtet. Der ganze Gewinn, den jeder dieſer Ausländer mit zurücknimmt, beſteht in 48 Livres. *) Welche beträchtliche Summe macht dies aber im Ganzen, und wie gering iſt der Ertrag dagegen! — Nicht ein Wohnſitz iſt auf der ganzen Ebene zu finden, ſondern dieſer geringe Anbau geſchieht, wie bei allen ſo verſchrieenen Thälern, in einer Entfernung von mehreren Meilen. Ohne Zugvieh und Dünger, mit elendem Geſchirr wird alles von Ausländern beackert. Dieſen iſt der Erfolg gleichgültig und daher der Ertrag ſehr ſchlecht.

Sehr viele, die anſehnliche Beſitzungen in dieſer Ebene haben, machen keinen andern Gebrauch davon, als daß ſie Stücke davon, gemeiniglich auf ein Jahr, verpachten. Sie erhalten

*) Gaudin. S. 99.

erhalten dafür das ſogenannte Terratiko, das Drittheil oder Viertheil der Erndte, ohne allen Koſtenbeitrag; und dann das Erbatiko, einen kleinen Zins von jedem Stück Vieh, für Verſtattung der Weide. Das iſt aller Vortheil, den ſie von ſo einem vortreflichen Boden zu ziehen wiſſen. Gaudin kannte ein Gut von 10 Quadrat-Meilen Terrän, das kaum 4 bis 5000 Livres eintrug. —

Nicht viel beſſer iſt der Ackerbau in den höhern Gegenden, denn die Behandlungsart weicht zu ſehr von jeder guten Methode ab. Ihre Ackergeräthe und Pflüge ſind ſchlecht gemacht. Das Pflügen gleicht mehr einem Kratzen in die Oberfläche der Erde, indem es nur an der Erde hinſtreift. Der Boden verliert daher, bei ſtarker Sonnenhitze, alle treibende Kraft, wird ein dürrer Sand oder Staub, der den Gewächſen keine Nahrung geben kann. Ihre ganze Wirthſchaft bringt es ſo mit ſich, daß ſie von der Düngung gar keinen Begriff haben. Will das Land nicht mehr tragen, ſo laſſen ſie es wüſte liegen, und nehmen ein anderes Revier, bei deſſen Urbarmachung folgendes ſonderbare Verfahren allgemein iſt: Ein abgemeſſenes Revier Buſchholz wird mit Feuer umlegt und abgebrannt, und was das Feuer übrig läßt, hauet man ab, und verbrennt es ebenfalls auf der Stelle. Die Aſche iſt der Dünger. Alsdann wird ohne weitere Zubereitung geackert und geſäet.

Im erſten Jahre liefert der Boden faſt immer eine reichliche Erndte, welche die Koſten der Urbarmachung erſetzt; im zweiten aber ſchon weniger, denn er iſt nicht gedüngt; und im dritten muß man die Saat unter den Sprößlingen hervorſuchen, welche faſt in gleicher Höhe ſchon getrieben ſind. Nun iſt der Boden erſchöpft, und im vierten oder fünften Jahre

läßt man ihn gänzlich liegen, und ſengt eine andere Gegend. Ueberdies wiſſen ſie von keiner Sorgfalt, von keiner Vorſicht gegen das Abfreſſen des Viehes, oder gegen die Witterung. Das Einzige, was der Korſe wohl noch thut, iſt, daß er ſich der Mühe unterzieht, ſeine Felder zu bewäſſern, und der Güte des Bodens durch Leitung der Quellen und kleinen Bäche zu Hülfe zu kommen. Wo dieſes anwendbar iſt, kann er ſich allemal des reichſten Ertrages verſichert halten. Das ſechste bis zehnte Korn iſt dann gewöhnlich. Verſchiedene Gegenden giebt es doch, wo mehr Aufmerkſamkeit und Fleiß bei dem Ackerbau angetroffen wird. Dieſem, und dem großen Grad von Fruchtbarkeit, der dieſem Boden eigen iſt, verdankt Korſika die Menge der Produkte und Erzeugniſſe, die es noch hervorbringt. Wären aber die Dörfer nicht ſo weit von dem Acker entfernt; kennete der Korſe die Vortheile der Düngung, und erhöhete dadurch die natürliche Fruchtbarkeit; verwendete er mehr Mühe auf den Anbau der Ländereien; kurz, hätte er mehr von dem Geiſt des Emporſtrebens und der Verbeſſerung, ſo würde der Ertrag auf einen ſo hohen Grad ſteigen, daß er dem des beſten Getreide-Bodens in Deutſchland gleich käme.

Das einzige Mittel zur Aufnahme des Ackerbaues wäre, *) den Korſen in die Ebenen zu ziehen, und ihn, durch glückliche Verſuche von ſeinem Vorurtheile und Irrthum zu überführen. Er ſelbſt iſt nicht im Stande die Koſten dazu aufzubringen, ſon-

*) Man erſtaunt, wenn man nach der von Bonwallet gelieferten Berechnung, deren Richtigkeit ich aber nicht verbürgen will, von den 540 Quadratmeilen der Inſel nur 135 Quadratmeilen, oder 692.991 Morgen (Arpens) 56 Quadratruthen für Weinberge, Wieſen und Aecker angenommen ſteht. — Kulturbefördernde Geſetze auf der Inſel ſind mir nicht bekannt, ausgenommen jene zu Paolis Zeiten ſo dienſame Einrichtung, daß

dern es iſt einzig ein Werk des Souveräns der Inſel. Statt, daß jetzt alle Umſtände ſeinen Muth niederſchlagen, würde der gute Erfolg ſolcher Kolonien ſie bald zu dem Entſchluß bringen, ihre Gebirge zu verlaſſen, um Antheil an eben demſelben Vortheil zu nehmen. Und ſo würde nach und nach Leben und Thätigkeit über alle Theile der Inſel verbreitet werden. Dem guten Genius dieſer Inſel müſſen wir es überlaſſen, ob der Staat, dem ſie, nach dieſen Unruhen zu Theil werden wird, es der Mühe werth, und ſeinen Spekulationen angemeſſen findet, darauf Rückſicht zu nehmen. Weniger Mühe macht dem Korſen:

Die Viehzucht.

Dieſe iſt es, die ihm, im eigentlichſten Verſtande ſeine Nahrung liefert und ſtark von ihm betrieben wird. Sie macht den Hauptreichthum der Nation aus, ſo daß die einzige Pieve Niolo, nach der Verſicherung des Abts Gaudin, über zwanzigtauſend Stück Vieh enthält. Ziegen und Schaafe ſind das Hauptvieh auf der Inſel, weil ihnen dieſe die Materialien zu ihren Zeugen hergeben, und ihre Milch ihnen unentbehrlich iſt. Nicht ſo häufig ſind die Pferde und Kühe, und die geringe Anzahl, die da iſt, iſt ſo elend und mager, daß Korſika wohl nicht ihr urſprüngliches Vaterland ſeyn kann. Ungeachtet der Acker mit Ochſen beſtellt wird, ſo ſind ſie doch nicht in großer Menge vorhanden. Auch dieſer Nahrungszweig wird mit eben der

vom höchſten Staatsrath zwei oder mehrere Perſonen für jede Provinz zur Aufſicht über den Ackerbau des Landes geſetzt waren. Auch ward eine Verordnung publizirt, die Aufnahme des faſt gänzlich vernachläßigten Gartenbaues zu befördern: — jeder Beſitzer einis Gartens ſollte jährlich, bei vier Livre Strafe, alle Arten von Gartengewächſen, und nicht unter ein Pfund Erbſen und Bohnen anpflanzen. Boswell. S. 172. 173.

Nachläßigkeit betrieben, wie jede andere Erwerbsquelle. Nur als das unumgänglichſte Mittel zur Erhaltung des phyſiſchen Daſeyns der Korſen behauptet die Viehzucht unter allen übrigen noch den erſten Rang. Man weiß auf der ganzen Inſel von keinem Obdach, von keinem Stalle für das Vieh. Es bleibt entweder im Felde oder auf den Straßen liegen, und muß, ohne Zufluchtsort in der Kälte der Nacht und der üblen Witterung des Winters unter freiem Himmel zubringen. Wen wundert nun noch der erbärmliche Zuſtand des Rindviehes und der Pferde? — Die Kühe geben wenig und ſchlechte Milch, doch wird in manchen Pieven viel Käſe gemacht. Das Oel erſetzt den Mangel der Butter. Aufmerkſamer iſt dagegen der Korſe auf ſeine Schaafheerden, denen überdieß die Weide auch angemeſſener iſt. Im Sommer, das heißt in den Monaten Mai, bis zu dem Ende des Oktober, bleiben ſie mit ihnen auf den Bergen und in den Wäldern; im Winter hingegen, wenn dieſe kahl oder gar mit Schnee und Eis bedeckt ſind, treiben ſie ihre Ziegen und Schaafe in die ſonſt ſo verrufenen Ebenen und Thäler, wo ſie dann noch immer Nahrung in Ueberfluß finden, weil ſie im Sommer nicht benutzt werden. Dennoch iſt die Schaafrace ſehr klein. Die Schäfer bauen ſich an bequemen Plätzen Hütten, die ſie mit ihrer Familie bewohnen, und, nach Gutdünken, wie die Beduinen-Araber, verändern, ohne zu irgend einer Pfarre zu gehören und andere Lebensmittel als Milchſpeiſe zu haben. Auf die Veredelung der Pferderace legt ſich der Korſe wenig oder gar nicht; dies überläßt er völlig der Natur: und iſt mit den kleinen Pferden zufrieden, weil ſie zur Erſteigung der Berge am bequemſten, folglich der Inſel am angemeſſenſten ſind.

Fabriken und Manufakturen.

Ein Volk, das drei Jahrhunderte lang unter Kriegen und Verheerungen blos damit beſchäftigt war, Gewaltthätigkeiten abzuwehren oder zu rächen und die Waffen zu führen, konnte unmöglich zu gleicher Zeit große Fortſchritte in den Künſten und Wiſſenſchaften machen. Korſika ſchmachtete ſtets im Mangel und ſuchte nur immer die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Aber auch nach jenen Zeiten des Aufruhrs blieb den Korſen jener Hang zum Kriege und die noch weit ſchädlichere Neigung zur Trägheit und zum Nichtsthun, und verdrängte Induſtrie und Arbeitſamkeit. — Hätte die Nation mehrere Kultur, ſo würde dadurch einiger Trieb zum Genuß und Luxus entſtehen, und mit ihm mehrere Bedürfniſſe, Kunſtfleiß und Talente, die noch völlig bei ihnen ſchlummern, würden dadurch rege werden. So ſind aber alle Künſte hier faſt noch im Entſtehen, und möchten es ohne ausdrücklichen Antrieb und thätige Aufmunterung der Beherrſcher auch wohl noch bleiben. Der Korſe kennt nicht einmal den Reichthum ſeiner Inſel, geſchweige, daß er ihn benutzen ſollte. Er lebt im Müßiggange und Trägheit dahin, und jeder Vorſchlag zur Wahl einer Beſchäftigung würde ihn verlegen machen. Ein unaustilgbarer Fehler der Nation. Und leider bewohnen ſie gerade ein Land, wo Manufakturen blühen könnten; denn bei den ſehr leichten und wenig anhaltenden Arbeiten des Landbaues bleibt dem Landmann zu Nebenbeſchäftigungen noch Zeit genug übrig. In vielen Pieven macht das Einſammeln der Kaſtanien und die Hütung ihrer Heerden ihre ganze Beſchäftigung aus. Die übrige Zeit wird in ewiger Unthätigkeit hingebracht, ſtatt, daß ſie durch Bearbeitung des Flachſes und der Seide nützlich angewendet werden

könnte. Kaum, daß ſie hinreichend Zeuge zu ihrem Anzuge verfertigen.

Große Manufaktur-Anlagen in den Städten darf man auf der Inſel gar nicht ſuchen, dazu fehlt es an Mitteln und Trieb. In einigen Pieven, z. B. in Niolo, herrſcht indeſſen doch mehr Thätigkeit; ſie erſtreckt ſich aber auch hier, wie auf ganz Korſika, nur auf das weibliche Geſchlecht. Der Abbé Gaudin *) fand dort ſelbſt die kleinſten Mädchen mit dem Spinnen und andern Arbeiten beſchäftigt, und nennt es das einzige Beiſpiel in ſeiner Art auf der Inſel. Die Weiber müſſen nicht allein die nöthige Leinwand, ſondern ſogar auch das Tuch, worin die Korſen ſich kleiden, beſorgen. Da der Flachs auf der Inſel ſehr gut geräth, ſo könnte dies, wenn ſie nicht zu träge wären, eine nicht unwichtige Quelle von Reichthum für ſie werden. So aber iſt die Leinwand lange nicht hinreichend für den nöthigen Bedarf. Nicht leicht wird man eine Familie finden, die ſo viel verfertigte, als ſie verbraucht. Die Einwohner von Niolo ſind die Einzigen, die an auswärtige Pieven ihren Ueberfluß verkaufen.

Das Tuch, was ſie verfertigen, iſt ſehr grob und von dunkelbrauner oder ſchwarzer Farbe. Die ſchwarze Wolle ihrer Schaafe hat in ihren Augen mehr Werth, als wenn ſie fahl oder grau iſt, denn das graue und fahle Tuch wird nicht ſehr von ihnen geachtet. Gewöhnlich vermiſchen ſie die Wolle mit Ziegen- oder Muffoli-Haaren, und weben dann aus dieſen, mit der bloßen Hand geſponnenen Materialien, auf ſehr elenden Weberſtühlen, ein grobes, ſchwarzes Zeug. Aus dieſem Zeuge verfertigen die Frauenzimmer für ſich lange Kamiſöler

*) S. 15.

und Röcke, und für die Männer und Knaben Wämſer, Beinkleider und Stiefeletten. Feine Tücher werden entweder aus Italien und Frankreich eingeführt, oder auch, doch von fremder Wolle, in Baſtia u. ſ. w. verfertigt.

Der Seidenbau wird äußerſt nachläßig betrieben, da doch kein Land dazu geſchickter iſt, wie Korſika. Verarbeitet wird ſie gar nicht, ſondern in Baſtia, größtentheils noch in Kokons, für einen ſehr wohlfeilen Preis verkauft. Die Seide an ſich iſt vortreflich, wird hier aber ſo ſchlecht geſponnen, daß ſie zu Lyon nicht höher als 12 Livres verkauft wird. Sie könnte eins der einträglichſten Produkte der Inſel werden. Häute liefert die Inſel in großer Menge, und an Gerbmaterialien fehlt es nicht. Der Korſe macht aber davon keinen Gebrauch, ſondern bedient ſich lieber der Blätter des wilden Lorbeerbaums zum Gerben, die in der Sonne getrocknet und pulveriſirt werden. Sie geben dem Leder eine grünliche Farbe. Die Landleute laſſen aber gewöhnlich die Häute, und vorzugsweiſe die Schweinshäute, in der Luft trocknen, und verfertigen ihre Schuhe daraus, ohne ſie zu gerben. So verarbeiten ſie beinahe alles halb roh.

Etwas weiter ſind ſie in der Bearbeitung der Eiſenwaaren gekommen, welches ſie ihren Kriegen, folglich der Nothwendigkeit zu verdanken haben. Ihre Flinten und Piſtolen ſind ſehr gut gearbeitet. Auch verfertigten ſie zu Boswells Zeiten viel Pulver. Aber an einer Stückgießerei, und an der Kenntniß Kugeln zu machen, fehlte es ihnen damals noch. Ihre Bergwerke benutzen ſie ebenfalls lange nicht ſo, wie ſie könnten, da es ihnen doch nicht an Flüſſen, und dieſen nicht an einer bequemen Lage zur Anlegung der Hammerwerke fehlt.

Bei ihrer Trägheit verſäumen ſie ſogar die Produkte, von denen ſie den größten Gewinn haben könnten. Die Zubereitung des Oels iſt ſo ſchlecht wie möglich. Der Wein würde bei mehrerer Sorgfalt beſſer ſeyn, und die Auſtrocknung der Roſinen und Feigen erſtreckt ſich blos auf den Bedarf einer jeden Familie. Die vielen Fichten könnten Pech, Theer und Harz die Menge liefern, das iſt ihnen aber mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden. Aeltere Schriftſteller ſprechen von Salzwerken und Siedereien zu San-Fiorenzo; es iſt aber gar nicht wahrſcheinlich, daß es je gehörig betrieben worden ſei, und der 1781 gereiſete franzöſiſche Offizier bringt uns auf die Vermuthung, daß ſie jetzt ganz liegen. *) — Und ſo liegt alles darnieder; auch nicht in einem einzigen Zweige der Induſtrie zeichnet ſich dieſe Nation aus.

Handel.

Wenn die phyſiſche Lage irgend eines Landes dem Handel günſtig iſt, ſo iſt es die von Korſika. Die Nähe ſo vieler handeltreibender Staaten; die glückliche Lage der Inſel überhaupt; ihre guten Häfen und die Menge des Schiffbauholzes im Innern, — dieſes alles, und noch weit mehreres, ſcheint ſie dazu aufzufordern. Indeſſen, mit den Erzeugniſſen ihrer Inſel zufrieden, ſehnten ſich die genügſamen Korſen nie nach den Produkten des Auslandes. Ihr kriegeriſcher Geiſt; **)

*) Olla Potrida. 1782. St. 3. S. 72. Ihre ehemalige Exiſtenz bezeugt Fr. Scholt in ſeinem Itinerario Italiae. Er nennt ſie die Salzwerke *della Roya*.

**) Denn „zwiſchen keinem der Schutzgötter ſcheint ſo wenig gutes Verhältniß zu herrſchen, als zwiſchen dem Mars und Merkur; ſie ſind einander nirgends näher, als am Himmel, und doch nur auf 24 Millionen Meilen.“ Baggeſen.

die beſtändigen Unruhen auf der Inſel, und ihre Liebe zur Unthätigkeit verhinderten jeden Gebrauch dieſer natürlichen Vortheile. Und unter dem Vorwand des Handels Länder zu — erobern, dazu fühlten ſie ſich zu ſchwach, und hatten genug mit der Vertheidigung ihrer Rechte und ihres Vaterlandes zu thun. —

Wie leicht hätte die Inſel ſich bereichern, und dadurch ihre Macht und ihren Wohlſtand heben können; aber es war zu ſehr dem politiſchen Intereſſe der Genueſer entgegen. Man fand Mittel, den korſiſchen Handel durch beträchtliche Abgaben zu erſchweren, die unter dem General Paoli nur mit einigen Modifikationen fortdauerten, doch mit dem Unterſchiede, daß die Genueſer ihn zu unterdrücken und Paoli ihn — zu heben ſuchten. Dies bewies er dadurch, daß er, durch Ertheilung verſchiedener Privilegien, viele ausländiſche Kaufleute an ſich zog, und zwar nach Iſola Roſſa. Er erweiterte dadurch den Handel ungemein, und man verſichert uns, daß er damals ſo viel eingetragen habe, daß Paoli die Hälfte des Staats davon habe erhalten können. *)

Er gewann auch (1769) durch die neuen franzöſiſchen Einrichtungen eben nicht an Thätigkeit. Frankreich ſuchte den Handel ganz an ſich zu ziehen, und allen Verkehr der Inſel mit Livorno, Genua und andern Ländern zu unterdrücken. Die Regierung legte in dieſer Abſicht Zölle an, wo, von franzöſiſchen Waaren ſieben und ein halb vom Hundert, und von fremden funfzehn vom Hundert gegeben werden mußten. So wurde der ausländiſche Verkehr unterdrückt, in einem Lande, das die

*) Er trug, einen Monat in den anderen gerechnet, 10,000 genueſ. Lire. Allg. Welthiſtorie. Th. 42. S. 454.

allgemeinr Handels-Niederlage des mittelländiſchen Meeres und der erſte Stapelplatz der Levante hätte werden können. Vielleicht würde eine allgemeine Abgabe für das Anker-Recht, bei einer allgemeinen Freiheit des Handels, eben ſo viel, wenn nicht mehr eingebracht haben, als dieſe Zölle, weil das ganze Verkehr mehr zugenommen hätte. Im Jahre 1781 betrug die Bilanz gegen Frankreich monatlich 80,000 Livres, *) denn ſo viel ging aus der Inſel dahin für Nothwendigkeiten aller Art.

Im Jahre 1784 ſetzte die Regierung durch ein Arret (vom 12ten Mai) neue Abgaben an die Stelle der alten; aber nie hat Frankreich es dahin bringen können, daß die Korſen nicht doch, welches vielleicht die Nähe Italiens und der beſſere Abſatz verurſachte, eine beträchtliche Menge von Wachs, Seide, Oel und Wein nach Italien geſandt, und Manufaktur-Waaren von dort zurückgenommen hätten.

Die Revolution in Frankreich machte Korſika zu einem Departement dieſes Reichs, und hatte einen nicht ungünſtigen Einfluß auf die Handels-Freiheit dieſer Inſel. Der Handels-Ausſchuß überreichte der National-Verſammlung den 21ſten Mai 1791 eine Note, daß die Einführung des Tarifs und der Zölle auf Korſika eben ſo ſchädlich ſeyn würde, wie in Frankreich; man müſſe die Inſel eben die Vortheile genießen laſſen, als wenn ſie in Frankreich läge, folglich ſie nicht als Ausland betrachten, weil dadurch der Abſatz der korſiſchen Produkte nach Frankreich und Frankreichs Ausfuhr nach der Inſel eingeſchränkt würden; man müſſe den Handel Korſikas in Frankreichs Häfen zu fixiren ſuchen u. ſ. w. Es ward da-

*) Schreiben eines franz. Offiziers. Olla Potrida. 1782. St. 3. S. 69.

her der National-Verſammlung folgendes Dekret zur größern Ausdehnung des korſiſchen Handels vorgeſchlagen:

1) Vom 1ſten Julius 1792 an ſollen alle Manufaktur-Waaren aus dem Auslande bei ihrer Ausladung auf Korſika eine Abgabe von 15 Prozent des Werths bezahlen. Alle übrige Sachen können ohne Abgaben eingeführt werden.

2) Die Ausfuhr der Inſel ins Ausland ſoll durchaus frei von Abgaben ſeyn. Des Schiffs- und Bauholzes Ausfuhr aber bleibt ferner verboten.

3) Die Importen von Korſika in die franzöſiſchen Häfen ſollen wie ausländiſche Waaren betrachtet werden. Die rohe Seide, das gelbe Wachs und das Oel der Inſel ſollen allein von Abgaben frei ſeyn, wenn ſie auf franzöſiſchen Schiffen eingeführt werden. Ebenfalls ſollen die Exporte aus Frankreich nach der Inſel, wie fürs Ausland betrachtet werden.

4) Doch ſollen die Eigenthümer ſolche Artikel, die von Abgaben frei ſind, von den Zoll-Aufſehern in den korſiſchen Häfen plombiren, zeichnen und ſich einen Scheln geben laſſen, worin die expedirten Quantitäten verzeichnet ſind.

5) Die Einhebungen davon ſollen zur Zoll-Regie geſchlagen werden, welche hiemit bevollmächtigt wird, zu den Koſten der in Korſika zu errichtenden Regie eine Summe von 36,000 Livres herzuſchießen. *)

Dieſem Dekret zufolge ſollten in jedem Hafen, als zu St. Fiorenzo, Calvi, Iſola Roſſa, Ajaccio, Baſtia, Bonifazio und Porto Vecchio, zwei Zoll-Aufſeher angeſetzt werden. Auch ſchickte die National-Verſammlung im Jahre 1792 den

*) Brunns Magaz. B. 3. S. 387.

Bürger Volney hin, um den Anbau des Indigo, Koffee, Zuckers und der Baumwolle auf der Inſel einzuführen, und Indüſtrie und Handel daſelbſt zu befördern. Alle dieſe guten Vorſchläge und Einrichtungen, die große Handelsfreiheit, ſo viele Waaren frei verfahren und hineinbringen zu können, würden das Verkehr auf Korſika bald in Flor gebracht haben; wenn nicht neuere Ereigniſſe daſelbſt der Sache eine andere Wendung gegeben hätten.

Der Seehandel dieſer Inſel erſtreckt ſich nur auf die nothwendigſten Bedürfniſſe dieſer Nation, die ſie gegen ihre Landesprodukte eintauſchen. Italien und Frankreich ſind die äußerſten Gränzpunkte für ihre Spekulationen. Ihr ganzer Verkehr iſt eigentlicher Tauſchhandel, der größtentheils von franzöſiſchen und italiäniſchen Schiffen an Korſika's Küſten getrieben wird Das wenigſte führt der Korſe ſelbſt aus — und dann allenfalls nach Livorno. Den wichtigſten Platz in der Ausfuhr nimmt das Oel ein, deſſen Abſatz, zu Boswell's Zeiten (1765) ſich jährlich auf 2 Millionen 500,000 Livres oder 625,000 Reichsthaler belaufen haben ſoll *). Dies iſt bei der ſchlechten Behandlungsart dieſes Produkts auf der Inſel faſt unglaublich. Auch verſichert Gaudin **) daß aus der Provinz Balagna jährlich über 15000 Maaß (Meſures) für einen Mittelpreis von 50 Livres nach Genua und Marſeille ausgeführt würden. Kaſtanien werden ebenfalls in ziemlicher Menge nach der Provence und Italien verfahren, und ſollen jährlich 100,000 Kronen ***) einbringen. Die Weine von

*) Boswell. S. 170.

**) Gaudin. S. 119.

***) Die Genueſer Krone beträgt nach unſerm Gelde 1 Rthlr. 9 bis 10 Gr.

Capo Corſo, Furiani, und andern Gegenden, werden nach Livorno verkauft, und von dortigen Kaufleuten, unter dem Namen des Spaniſchen, in Deutſchland, England, und im Norden untergebracht. Die Ausfuhr dieſes Artikels ſteht aber mit dem, was ſie gewinnen könnten, lange noch nicht im Verhältniß. Dieſe drei Produkte bringen noch einiges Geld ins Land, und bewirken faſt einzig den Umlauf deſſelben. Alle übrigen Artikel ſind von weniger Bedeutung. Dahin gehört das Holz, das ſeit einigen Jahren ſehr abgenommen hat, und zu weit im Innern des Landes liegt, als daß es über die Gebirge ans Meer gebracht werden könnte. Ein eigentlicher Handelszweig iſt es nie geweſen, ſondern von den jedesmaligen Beherrſchern, den Piſanern, Genueſern und Franzoſen, gehörig benutzt worden.

Das wenige Getraide, welches ausgeführt wird, kömmt nur von einigen Diſtrikten, indeß der größte Theil der Inſel Noth leiden und ſich mit Kaſtanien behelfen muß. Die Exportation des Wachſes ſoll beträchtlich ſeyn. Da ſie die Wolle von ihren Schafen nicht verarbeiten, ſo erhält das Ausland hiervon, ſo wie von den Rindshäuten und Ziegenhäuten, eine ziemliche Menge. Hiezu kömmt noch rohe Seide, die größtentheils nach Frankreich geht, und eine große Quantität Baumrinde nach Italien zum Gerben. Auch das Laub verſchiedener Büſche wird zu dieſem Behuf geſammelt, und in Kuchen an die Genueſer verkauft.

Die Einfuhr aus Frankreich, Genua, Livorno, Piemont, Savoyen, beſteht größtentheils in Manufaktur und Fabrikwaaren, woran es der Nation ganz und gar fehlt, und in Lebensmitteln, z. B. in Tuch, ſeidenen und baumwollenen Zeugen, zubereitetem Leder, Häuten, Mützen u. ſ. w., vielen

Spezerei- und Materialwaaren, als Gewürzen, Geſchirren, Werkzeugen, Papier, Putzwaaren, Spiegeln, Meſſern, Scheeren, kurz, in allem was die Inſel bedarf. Das meiſte lieferte bisher Frankreich. Im Jahre 1787 und 1788 lieferte Korſika nach Frankreich, an Brennholz, Wachs, Rindshäuten, Wolle, Oel und Ziegenhäuten für 700,000 Livres, und erhielt von dorther an wollenen Tüchern, Mützen und gegerbten Rindshänten für 800,000 Livres *). Dies iſt nur der Betrag des Handels mit Frankreich, Von ihrem Verkehr mit Livorno, Genua und den übrigen Handels-Städten Italiens fehlen uns die Data.

Die Maſſe des baaren Geldes auf Korſika, rechnet Perny de Villeneuve auf 11 Millionen 475,000 Livres; das täglich umlaufende Geld auf 40,000 Livres, monatlich alſo auf 1,200,000 Livres und jährlich auf 14,400,000 Livres. Die Trüglichkeit ſolcher Angaben brauche ich aber nicht erſt zu beweiſen.

Der Landhandel der Inſel iſt ebenfalls von geringer Bedeutung, denn der Mangel an Kommunikation zwiſchen den Ortſchaften im Innern des Landes iſt ihm ſehr nachtheiig **); eine Schwierigkeit, deren Hebung, — wenn ſie anders möglich iſt, mit großen Koſten verknüpft ſeyn würde, und dieſe herzuſtrecken fühlten Piſa und Genua nie Beruf. Vogt ſagt: daß es, zu ſeiner Zeit nur drei Wege gegeben habe, um von einem Theil der Inſel in den andern zu kom-

*) Brunns Magaz. B. 3. S. 585. f.

**) Der Graf Lamberg verſichert: auf der ganzen Inſel ſei, zu ſeiner Zeit, kein Wagen geweſen, weil ſchwerlich 100 Quadrat-Klafter Landes gefunden würden, auf denen vier Räder durchkommen könnten.

men. Daß ſich dieſes aber ſehr zum Vortheil geändert habe, beweiſen uns die Nachrichten neuerer Reiſenden. Die franzöſiſche Regierung hat ſich viele Mühe gegeben, die Kommunikation zwiſchen den Hauptörtern weniger gefährlich zu machen, und zu dem Ende viele Wege- und Brücken-Baumeiſter daſelſt unterhalten. Es wurden ſogleich, nach allen Seiten hin, Wege und Straßen angelegt, welche jetzt die Vereinigung eben ſo ſicher als leicht machen. Man hat ganze Berge durchſtochen, Thäler ausgefüllt, und unglaubliche Arbeiten unternommen. Dies hat zwar die Verbindung im Ganzen ſehr befördert, aber doch nur Einfluß auf die unmittelbar an einer ſolchen Straße liegenden Oerter, und der Handel bleibt deswegen noch immer eingeſchränkt. Die Straßen berühren faſt kein einziges Dörf, da dieſe auf Felſen und Bergſpitzen angelegt ſind, ſondern gehen nur von einer Stadt zur andern. Die Kommunikation zwiſchen den Dörfern blieb alſo, wie ſie war; nur ſchmale, überall abſtürzige, jähe Fußſteige verbinden ſie. Jeder Ort denkt nur darauf, wie er ſich ſelbſt genug ſeyn könne, und bauet genau nur ſo viel an, als er gebraucht. Wer wundert ſich noch über die Unthätigkeit der Inſulaner? —

Ihren, allenfalſigen, Ueberfluß können ſie nicht anders als auf Mauleſeln, von denen alles transportirt wird, zu Markt bringen. Der geringe Gewinn, der ihnen wegen der Koſtbarkeit der Reiſe übrig bleibt, benimmt ihnen die Luſt dergleichen Reiſen oft zu machen, und hält ſie vom Anbau überflüßiger Produkte zurück. Nur die entferntern Pieven beſuchen die Märkte, um die unentbehrlichſten Bedürfniſſe zu holen. Der ſtärkſte Handel im Innern iſt mit Vieh und Salz. Da die Natur mancher Provinz einige nöthige Produkte verſagt

hat, ſo ſehen die Bewohner ſich genöthigt, ſich ſelbige durch den Tauſchhandel zu verſchaffen. So verſieht Balagna verſchiedene Provinzen mit Oel, Kaſtagnitia vertauſcht ſeine Kaſtanien gegen Korn und Wein. Dieſe Produkte werden entweder auf Maulthieren von Dorf zu Dorf geſchafft, oder müſſen gar von den Stadtmärkten geholt werden. Beiden Theilen könnte, ſagt Gaudin, der halbe Weg erſpart werden, wenn für den Abſatz aus Balagna zu Pietralba, und für den aus Kaſtagnitia zu Venſolaska oder zu Venſakolo Märkte angelegt würden.

(Die Fortſetzung künftig.)

IV. Deut-

IV.

Deutſches Theater.

Die Männerſcheue. Schauſpiel in fünf Akten, von Halbe.

Wenn, wie der Verfaſſer eines Aufſatzes in den Jahrbüchern der preußiſchen Monarchie ſehr naiv zu verſtehen giebt, ein Fortſchritt des Berliner Publikums darin beſteht, daß es den Uebelſtand des Pochens ziemlich abgeſchafft hat; ſo hat es in dem verfloſſenen Monat, und nicht ohne Veranlaſſung der Direktion, einen tüchtigen Rückſchritt gethan, indem es das, über alle Beſchreibung elende Stück, die Männerſcheue, von dem zweiten Akte an, faſt ununterbrochen ausgepocht hat. Indeſſen hat uns die Zeit, welche wir dieſem Stücke widmeten, nicht gereut; es giebt in demſelben Dummheiten von ſo erhabener Art, daß wir uns eines herzlichen und lauten Gelächters unmöglich enthalten konnten. Der Amor, welcher gejagt wird, daß er die Schuhe verliert; die Miſelkatzel; und der junge Menſch, der, wie er ſelbſt ſagt, von ſeinem Vater zum großen Manne beſtimmt wurde; der diamantene Schmuck, welcher einer Dame, die Jemand zum erſtenmahl ſieht, auf Unkoſten der fürſtlichen Kaſſe, geſchenkt wird, wofür man dieſen bedaurungswürdige Jemand zum Zobelfang verdammt; der Baron, dem das Schickſal verſagt hat mit Millionen zu ſpielen, und der groß genug denkt, dieſe Ungerechtigkeit zu verachten; der überaus delikate Miniſter und zärtliche Vater, welcher mit einer Feinheit ſeinen Sohn vom Verderben erretten will, damit noch der beſtimmte große Mann aus ihm werden

möge, und dieſe Feinheit darin beſtehen läßt, daß er der unbekannten männerſcheuen Dame als Geſchenk vier und zwanzig Dukaten im Nahmen ſeines Sohnes ſendet, und von dieſer wohlerſonnenen Liſt hofft, daß ihr eigennütziger Charakter dadurch offenbaret und ſein Sohn über ſeine Geliebte aufgeklärt werden wird; deſſen Erwartung aber getäuſcht wird; ſie zeigt ſich groß und edel, und läßt den Bedienten die Treppe hinunter werfen; dies alles und mehreres hat uns ungemein ergötzt, ſo ſehr, daß die Zeit uns nicht gereuen ſoll, jetzt noch einige Worte über die Darſtellung dieſes trefflichen Schauſpiels zu ſagen. Von dieſem höchſt unvernünftigen Producke konnte wohl kein halb vernünftiger Menſch eine gute Darſtellung vermuthen; wenn ſich aber die Direktion durch irgend einen Bewegungsgrund verleiten ließ, ihr eigenes Theater zu parodiren, ſo iſt von den Schauſpielern zu erwarten und zu fordern, daß ſie, wie Herr und Madame Fleck, ihre Rolle, mag ſie auch noch ſo unvernünftig ſeyn, mit Ernſt und Anſtand zu Ende ſpielen, nicht aber durch ein unziemliches Lachen ihre beſſere Einſicht an den Tag legen, und ihr Urtheil höchſt lächerlich dem Publiko aufdringen, welches, wenn es empfindlicher, und nicht überaus gutmüthig wäre, dies ſehr übel aufgenommen haben würde. Herr Fleck brachte ſelbſt eine Art von Würde in dies höchſt alberne Zeug; Herr Beſchort ſpielte ſeine Rolle bis ans Ende mit Anſtrengung. Herr Unzelmann ſpielte brav; wenn aber der Hofmarſchall nicht mehrmals als ſolcher genannt wäre, und nicht durch ſeine Rolle allen Argwohn vernichtet hätte, ſo würden wir ihn, der Kleidung nach, eher für den Anführer einer Bürgerwache, als für einen ſo vornehmen Mann gehalten haben. — So beſitzt mancher Schauſpieler nicht die ſo nöthige, hochgeprieſene Kunſt, ſeinen Anzug und

Schminke ſo zu wählen, daß ſie gleichſam Masque werden, und gleichſam die innerſten Tiefen des Charakters ausdrücken.

Die Mitternachtsſtunde. Oper in drei Akten; Muſik von Danzi.

Der Text zu dieſer Operette iſt die offene Fehde, welche hier ziemlich langweilig bearbeitet iſt. Es läßt ſich darüber auch nicht das Mindeſte ſagen, als daß die Arien hie und da zweckmäßiger angebracht, und die Verſe um vieles erträglicher ſeyn könnten, ohne den kleinſten Anſpruch auf Leichtigkeit oder Poeſie zu machen. Der Componiſt ſcheint ein junger Mann zu ſeyn, welcher, ohne einen feſten und ſelbſtſtändigen Geſchmack, bald Mozart, bald Salieri bewundert und nachahmt. Die Spuren der Nachahmung des erſten laſſen ſich gleich in der zweiten Arie bemerken. Uebrigens iſt die Muſik ſehr leicht, im Ganzen recht gefällig; und es verräth ſich an vielen Stellen kein gemeines Talent für die komiſche Darſtellung. Sollten dem Componiſten dieſe Zeilen zu Geſicht kommen; ſo wird ſein eigenes Gefühl ihn belehren, wie richtig das eben Geſagte ſei; und da es in der That Schade wäre, ſeine Anlagen untergehen zu laſſen, oder ſie verkehrt zu richten; ſo wünſchten wir, daß er es recht eigentlich zu Herzen nähme, daß das Bilden durch bloßes Nachahmen eine ſehr bedenkliche Sache ſei. Jedes Produkt muß es ſelbſt ſeyn, und wenn es ſich nicht ſelbſt erfüllt, ſo iſt es nur eine Stuffe, eine Annäherung, ein Studium. Nichts iſt nun ſchwieriger, als Stof zu detaſchiren aus einem Kunſtwerke und ſie in das ſeinige zu übertragen; für das gewöhnliche Talent; für den angehenden Künſtler iſt es weit beſſer, ſeine Eigenthümlichkeit zu cultiviren. Das ſetzt freilich ein Aufklären ſeiner ſelbſt über dieſelbe voraus;

aber ſicher wird er damit, ſo ſchwierig dieſes Nachdenken über ſich auch ſeyn, ſo oft es durch Eigenliebe oder Blödigkeit gehindert werden mag, immer noch leichter zu Stande kommen, als wenn er ſich auf das Nachahmen legt. Denn alsdann muß er die Vortrefflichkeit des Originals recht eigentlich verſtehen, die Eigenthümlichkeit dieſes fremden Geiſtes erkennen: und durch ein anhaltendes Studium ſich aneignen. Sobald nun das geſchehen iſt; ſo wird es ihm nie begegnen; daß man die Nachahmung durch copieren erkennt: nur das Ganze, nicht das Einzelne, wird das Gepräge des Originals haben. Da das nun aber hier der Fall iſt, ſo bleibt nichts anders als der erſte Rath übrig; und wenn der Componiſt es mit ſich und der Kunſt redlich meint; und das Mechaniſche der Muſik in ſeine Gewalt bekommt, kann es ihm nicht fehlen, originelle Werke hervorzubringen. — Die Darſtellung war durchaus nicht über das Mittelmäßige erhaben.

Eliſe, Oper nach St. Cyr, durch Herklots, Muſik von Cherubini.

Es iſt eine ſeltſame Idee, es zum Gegenſtande einer Oper zu machen, daß jemand durch einen Schneeklumpen verſchüttet, und dann glücklicherweiſe wieder herausgehackt wird. Doch führt dies am Ende eine ſehr mahleriſche Situation herbei, welche durch die wirklich vortrefliche Dokoration außerordentlich gehoben wird. Daß eine Geliebte, ein Künſtler, ein eleganter Bediente und dito Kammermädchen darin vorkommen, daß alles um Gottes willen motivirt ſeyn muß; und doch alle Poeſie mangelt, iſt franzöſiſche Sitte, deren Eleganz, die Bearbeitung mit einem anhaltenden Studio und eiſernem Fleiße, bis auf die letzte Spur verflüchtigt hat. Daß, um

einen Chor im zweiten Akt zu haben, Savoyarden als Wanderer nach Paris auftreten, wäre zu verzeihen, wenn nur die beiden kleinen Savoyarden nicht hie und da, beſonders in der vierten Arie, gar zu großen Emfluß gehabt hätten. Indeſſen ſind dies Kleinigkeiten, und die Muſik im Ganzen iſt vortreflich, beſonders, wenn man ſie als Inſtrumentalmuſik betrachtet. Denn als dramatiſche Darſtellung, zu der ſich wohl äußerſt wenige Componiſten erheben, und der ſich nur eine kleine Zahl genähert haben, dürfte dieſe Muſik mit ihren Künſtlichkeiten und ihrer Einförmigkeit wohl keinen beſondern Platz einnehmen. — Vortreflich iſt jedoch die Symphonie, in welcher die Klage des einſamen Wanderers, der im wilden Gebirge verirrt iſt, rührend und ſchauderhaft dargeſtellt iſt; nur verwandeln die nachfolgenden Sätze, die aus dem Stücke ſelbſt ſind, dieſe allgemeine Beziehung in eine ſpezielle, was uns aus mehrern Gründen misfällt, beſonders deswegen, weil blos in der Symphonie die allgemeine Empfindung, nicht die einzelne dargeſtellt werden ſoll; und weil dieſe Sätze unſerer Meinung nach durchaus nur einzeln bezogen und verſtanden werden können. — Uebrigens iſt auch die Begleitung gegen die Singſtimmen zu reich: man vernimmt dieſe vor jener gar nicht; ein Fehler, welcher recht vielen Componiſten anklebt, das Accompagnement als eine Gelegenheit anzuſehen, ihre Fertigkeit im Mechaniſchen der Kunſt darzulegen, und den Dichter nicht zu illuſtriren, oder poetiſcher zu machen, ſondern völlig über die Seite zu ſtoßen, und ſo ſich der Inſtrumentalmuſik zu nähern. —

Was die mimiſche Darſtellung betrifft, ſo war ſie nicht ausgezeichnet aber auch nicht ſchlecht. Madame Eunike trug die zehnte Arien ſehr ſchön vor. Herr Eunike gebehrdete ſich wie gewöhnlich.

Die Dekoration war vortreflich, nur zu hell gehalten, was der Wirkung vielen Schaden thut; auch waren die herabrollenden Schneeberge ſo gut vorgeſtellt, als es bei der Kleinheit des Theaters, und der dürftigen Machinerie anging.

Als theatraliſche Neuigkeiten fügen wir hinzu, daß Herr von Kotzebue zwei Schriften geſchrieben hat, die eine über ſeinen Aufenthalt in Wien, in welcher er ſich über die in einem Briefe dieſes Journals ihm gemachten Anſchuldigungen rechtfertiget; eine zweite, ein Produkt ſeiner Sucht nach Originalität, welche er den hyperboreïſchen Eſel nennt. Dieſe iſt gegen die Gebrüder Schlegel, und vorzüglich gegen die im Athenäum enthaltenen Fragmente gerichtet. Der Titel bezieht ſich auf folgendes Fragment. St. 2. Pag. 52. „Schwerlich hat irgend eine andere Litteratur ſo viele Ausgeburten der Originalitätsſucht aufzuweiſen als unſere. Es zeigt ſich auch hierin, daß wir Hyperboreer ſind. Bei den Hyperboreern wurden nehmlich dem Apollo Eſel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er ſich ergötzte.“

V.

Correſpondenz.

An Herrn D. F. in Berlin.

Ueber das Muſeum in Dresden.

Ihnen, verehrungswürdiger Freund, der Sie an jeder gemeinnützigen Anſtalt ſo warmen, und oft ſo thätigen Antheil nehmen, Ihnen wird, wie ich glaube, die Nachricht einer hieſigen litterariſchen Anſtalt nicht unwillkommen ſeyn, die aller Wahrſcheinlichkeit nach Ausbreitung und Erweiterung nützlicher Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, und alſo die Vermehrung der Summe ächter Lebensgenüſſe bewirken dürfte.

Ob eine ſolche Anſtalt hier zweckmäßiger und nothwendiger war als anderswo; ob der Vorwurf, den man den Sachſen macht, gegründet ſey, daß ſie bei ſo manchen andern moraliſchen Eigenſchaften, als Fleiß, Mäßigkeit, gute Sitten ꝛc. doch in Rückſicht der Geiſtesbildung ſeit einem halben Jahrhundert, gegen viele andere Länder, die eine gleiche Volksmenge haben, ſtark zurück ſind, dies wage ich nicht zu entſcheiden; denn um die Einwohner eines ganzen Landes richtig beurtheilen zu können, muß man Jahre unter ihnen leben, und mit allen Ständen und Klaſſen von Menſchen Umgang pflegen können; beides iſt mein Fall nicht, und ſo weiß ich nicht, ob die gebildeten und gelehrten Individuen, die ich hier das Glück habe zu kennen, zur Regel oder zur Ausnahme gehören.

So viel aber iſt gewiß, daß dieſe Anſtalt hier ſich ſehr dazu eignet, Menſchen aus einer Geiſtes-Lethargie zu wecken, indem

ſie auf eine angenehme und bequeme Art Mittel zur Erwerbung und Vervollkommnung von Kenntniſſen und Wiſſenſchaften darbietet; und ſelbſt bei einer innern Hinneigung zu Wiſſenſchaften ſind ſolche äußere Beförderungsmittel doch auch ſehr erſprießlich.

Herr Arnold, ein Buchhändler aus Schneeberg, der jetzt ſeinen Buchhandel in Pirna fortſetzt (hier dürfen nur vier Buchhandlungen ſeyn) hat in Verbindung mit einem Herrn Pinther zu Anfang dieſes Jahres ein Muſeum hier eröffnet, das in litterariſcher Hinſicht nach dem Muſter des Beygangſchen in Leipzig angelegt iſt; doch hat es in Abſicht eines Muſikzimmers einen Vorzug vor dem Beygangſchen; dieſes hat hingegen eine beträchtlich größere Anzahl Bücher in der dabei befindlichen Bibliothek, als das hieſige bis jetzt noch hat; denn Herr Arnold hatte anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er nur eine mäßige Anzahl Subſkribenten zuſammenbringen konnte, weil die Dresdner vor mehrern Jahren bei einer ähnlichen Anſtalt von einem Abentheurer, der Unternehmer derſelben war, hintergangen und von neuen Verſuchen abgeſchreckt worden ſind. Herr Arnold aber blieb unerſchütterlich in ſeinem Vorſatze, und wollte eher alles wagen, als ſolchen aufgeben; daher öffnete er, trotz allen üblen Prognoſtiken, die man ihm ſtellte, ſein Muſeum, wozu er anfangs nur etliche und vierzig Subſkribenten hatte, deren Anzahl aber jetzt ſchon auf zweihundert geſtiegen iſt, und worunter nur wenige Fremde ſind.

Auf dem Altmarkt, Mitten in der Stadt, ſind in dem Hauſe Nro. 7. *) ſechs ſchöne geräumige Zimmer zu dieſer Anſtalt eingerichtet, wofür die Herren Arnold und Pinther jährlich 400 Rthlr. Miethe bezahlen. Die Zimmer ſind mit vielem Geſchmacke meublirt, und das Sprachzimmer iſt ſogar mit einiger Pracht verziert, und wer einen ſo äſthetiſchen Sinn hat, daß er auch ſein Studier-

*) Hier hat jedes Haus eine Nummer; eine große Bequemlichkeit für Fremde, deren hier immer ſo viele ſind.

zimmer gern ſchön verziert ſieht, wenn es ohne Aufopferung ſeyn kann, der findet auch von der Seite Befriedigung im Muſeo hier.

1) Kommt man in ein Vorzimmer, welches eine Art Komtoir für die Herren Arnold und Pinther iſt, von da

2) in ein für die Muſik beſtimmtes nettes Kabinet, in welchem ſich die beſten und neueſten Muſikalien zum Verkauf, und auch zum Durchſpielen für die Theilnehmer des Muſeums, und zwei ſehr gute Fortepianos von hieſigen Inſtrumentenmachern, nebſt einigen Violinen und Flöten befinden. An dieſes Kabinet ſtößt

3) ein großes Zimmer, welches das Sprachzimmer genannt wird, in welchem gute und koſtbare Wörterbücher, und Kunſt- und Zeitungslexica ſich befinden, als:

Adelungs großes grammatiſch-deutſches Wörterbuch, 3 Theile;
Ebers engliſch-deutſch, und deutſch-engliſches Wörterbuch, 4 Theile;
Jagemanns italieniſch-deutſch, und deutſch-italieniſches Wörterbuch, 2 Theile;
Jägers Zeitungslexicon, 2 Theile;
Klügels Encyclopädie der Wiſſenſchaften, 5 Theile;
Mellins encyclopädiſches Wörterbuch der kritiſchen Philoſophie;
Schellers lateiniſch-deutſches Wörterbuch;
Schneiders griechiſch-deutſches Wörterbuch, 2 Theile;
Sulzers Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, 2 Theile;
Laveaux Dictionnaire françois-allemand, et allemand-françois. 4 tomes;

auch einige phyſikaliſche und chemiſche Wörterbücher, ein guter Vorrath von Landkarten und Schreibmaterialien zum excerpiren. Aus dem Sprachzimmer kömmt man

4) in das Leſezimmer, welches die beſten neuen Flugſchriften, Zeitungen und Journale enthält, und zwar ſind nur für dieſes Jahr ungefähr 13 der beſten franzöſiſchen Zeitungen und Journale, 5 engliſche Zeitſchriften, 24 deutſche, politiſche und gelehrte Zeitungen, und 90 deutſche Journale aus allen Theilen der Wiſſenſchaften und Künſte angeſchafft worden. Hier ſahe ich auch Fichte's Apellation ans Publikum, indeß ſein Journal, wie bekannt, hier ſtreng verboten iſt.

Man kann im Muſeo von früh 9 bis Abends um 9 Uhr leſen, und alsdann auch ein Journal oder eine Zeitung mit zu Hauſe nehmen, welche man jedoch den folgenden Morgen nach 8 Uhr dem Muſeum wieder zuſtellen muß, nämlich vor Ankunft der Theilnehmer, die nichts vermiſſen dürfen. Neben dem Leſezimmer iſt

5) ein Saal, der eine Bibliothek von ungefähr 10000 Bänden der beſten und koſtbarſten deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Werke enthält. An dieſe Bibliothek ſtößt

6) eine kleine Gallerie, wo Gemählde, Kupferſtiche und einige mechaniſche Kunſtwerke, größtentheils von ſächſiſchen Künſtlern aufgeſtellt ſind; zum Theil mit zur Unterhaltung der Theilnehmer, und auch zum Verkauf. Dieſe kleine Sammlung enthält einige Originale, und einige recht brave Kopien, nach den Meiſterſtücken der hieſigen großen und vortreflichen Gemäldegallerie.

Auch denen, die nicht ins Muſeum kommen, ſteht die Bibliothek derſelben gegen ſehr billige Bedingungen offen. Gegen den ſehr mäßigen Ertrag von 12 Gr. vierteljährig kann man die Woche zwei Bücher leſen; wer aber lieber vieles als viel lieſt, und eine unbeſtimmte Anzahl Bücher durchblättern will, der bezahlt vierteljährig 20 Gr., und kann alsdann ſo oft mit den Büchern wechſeln, als es ihm beliebt.

Von einem Theilnehmer des Muſeums wird für ein ganzes Jahr 8 Rthlr., für ein halbes Jahr 4 Rthlr. 8 Gr, und für ein

Vierteljahr 2 Rthlr. 8 Gr. vorausbezahlt. Fremde können auf ihnen beliebige Termine eintreten, und bezahlen auf einen Monat 1 Rthlr., auf vierzehn Tage 16 Gr., und auf acht Tage 12 Gr. voraus; für einzelne Tage bezahlen ſie nach Willkühr.

Kann es eine wohlfeilere Geiſtesunterhaltung geben? Zumal im Winter, wo ein unbemittelter Gelehrter, wenn er keine Wirthſchaft hat, ſo viel an Holz und Licht erſparen kann, als er hier bezahlt, und alſo die Bibliothek, Zeitungen und Journale obendrein im Kauf hat, und ſich im Sprachzimmer durch Unterhaltung mit Gelehrten und Lernbegierigen erheitern, und nach einer angeſtrengten Lektüre abſpannen kann.

Wie vielen Nutzen kann aber vorzüglich ein ſolches Inſtitut für junge Menſchen der beſchäftigten Klaſſen haben, die an Sonntagen, wenn ſie nicht immer in Geſellſchaft oder ſpatziren gehen können, ſtatt der Kaffeehäuſer, dieſe Anſtalt beſuchen, und ſich belehren und unterhalten können; denn es iſt einer von den Vorzügen des Muſeums, daß es auch an Sonn- und Feſttagen den Theilnehmern offen ſteht; und gerade dieſe Feſttage ſind ja oft die Klippen der Mäßigkeit und Eingezogenheit manches Menſchen, den an Werkeltagen ein angewieſener Wirkungskreis von ungemeßnen Ausgaben und Ausſchweifungen abhält.

Wenn auch anfangs viele blos aus Ton, aus Müßiggang, oder um ſich einen Anſtrich irgend einer Art zu geben, hingehen; ſo muß doch endlich für jeden Theilnehmer mehr oder weniger Nutzen daraus erwachſen. Die Reitze der Wiſſenſchaften müſſen ſich oft durch fremde Antriebe Eingang bei den Menſchen zu verſchaffen ſuchen, aber ihr Sieg iſt nicht ſelten um ſo dauernder, wenn man alsdann einige Fortſchritte in denſelben gemacht hat; denn Sie wiſſen, geehrteſter Freund, die Muſen haben die ſchöne Eigenheit, daß, wer ſich ihnen nähert, ſich nicht leicht und nicht völlig wieder von ihnen losmachen kann. Und wer will es können.

Ein ſolcher Vereinigungspunkt, wo gleiche oder ähnliche Abſichten Menſchen zuſammenbringen, die durch keine Pflichten der Höflichkeit eines Wirths oder Gaſtes, und durch keine andern Genüſſe von der Geiſtesvervollkommung abgehalten werden, hat auch den Vortheil, daß mancher, der zu Hauſe einen Roman oder ein unbedeutendes Journal leſen würde, hier, durch das Beiſpiel der Gebildetern geleitet, nach und nach beſſere und nützlichere Bücher wählen, und ſich ſomit geiſtig vervollkommnen und veredlen wird.

Auch Damen werden in dieſe Anſtalt aufgenommen, und ſie hat einige weibliche Mitglieder, die jedoch ſelten hinkommen, ſondern ſich Bücher zu Hauſe holen laſſen. Und ſo lange man noch Weiber durchaus als ſchwächere Geſchöpfe betrachtet, ſie wie erwachſene Kinder behandelt, und ſie mit Höflichkeit ſtatt der Achtung abſpeiſt, die ein gebildeter Menſch dem andern ohne Unterſchied des Geſchlechts ſchuldig iſt, und durch deren Vorenthaltung man ſich ſelbſt herabſetzt; ſo lange die Erziehung des Menſchengeſchlechts nicht ſo weit gediehen iſt, ſo lange muß freilich die Erſcheinung eines Frauenzimmers in ſolchen Anſtalten eine Art Zwang bewirken, mithin der freien Anwendung der Geiſteskräfte, dem erſten und vornehmſten Zweck dieſer Zuſammenkünfte, hinderlich ſeyn. Daß in allen Fällen nur Frauen von einem gewiſſen Alter ſolche Anſtalten beſuchen können, leuchtet jedem ein, weil ohnehin nur zu oft die Grazien den Muſen Abbruch thun. —

Die einzige Nachricht, die bisher von dieſer Anſtalt gegeben worden iſt, ſteht in Poſſelts allgemeiner Weltkunde, und ſcheint mir zu lakoniſch, zu wenig belohnend und aufmunternd für den braven Stifter derſelben. „Faſt zu gleicher Zeit, heißt es dort, mit der Eröffnung des Landtags, iſt hier ein Muſeum nach dem Muſter des Beygangſchen in Leipzig, von Arnold und Pinther, eröffnet worden. Die Subſkription mit 8 Thlr. auf ein Jahr iſt, wenn auch nur die Hälfte von dem was die vielſagende Ankündigung verſpricht, geleiſtet würde, das billigſte was man ſich denken

kann; auch für Muſikfreunde iſt auf das angenehmſte geſorgt. Einer der wünſchenswertheſten Zwecke, die durch dieſen litterariſchen Vereinigungspunkt erreicht werden könnten, wäre die Ausſtellung der neueſten Werke junger talentvoller Künſtler, deren Dresden ſo viele hat, und denen gerade ein ſolcher Mittelpunkt fehlt, ihre Arbeiten geltend zu machen." Poſſelt a. Welt. März 1799.

Nicht blos die Hälfte, ſondern wirklich alles, was die Ankündigung verſpricht, findet man daſelbſt, und ob die Ausſtellung der Werke hieſiger Künſtler gerade der wünſchenswertheſte Zweck dieſer litterariſchen Anſtalt ſey, wage ich nicht zu entſcheiden, um ſo weniger, da ohnehin jährlich im Frühjahr eine Ausſtellung der Werke hieſiger Künſtler iſt; aber auch dieſer, von dem Verfaſſer der Ankündigung gewünſchteſte Zweck, iſt erreicht, denn eine kleine Gallerie iſt, wie ich bereits oben erwähnte, ausſchließend dieſem Zweck gewidmet.

Verzeihen Sie, Verehrungswürdiger, daß ich ſo umſtändlich und weitläuftig über dieſen Gegenſtand war; doch alles, was Geiſtesveredlung betrifft, ſcheint mir werth, einem Geiſt, wie dem Ihrigen, vorgetragen und mitgetheilt zu werden.

Leben Sie wohl, geehrteſter Freund! ich bin mit unbegrenzter Verehrung,

Ihre ehrerbietige Freundin und Dienerin.

Dresden, im Julius 1799.

E. Bernard, geb. Gad.

Correſpondenz zwiſchen den Redaktoren des Archivs und Herrn von Kotzebue, über einen Jhn betreffenden Aufſatz im Aprilſtück.

I.

Jena, den 9ten Mai 1799.

Jch erſuche Sie, meine Herren, mir den Nahmen des Verfaſſers des mich perſönlich injuriirenden, und folglich pasquillantiſchen, durchaus falſchen und verleumderiſchen Aufſatzes in Einem Jhrer Hefte, mit umgehender Poſt mitzutheilen, damit ich jenen elenden Menſchen zur gebührenden Verantwortung ziehen könne.

Als Schriftſteller in Jhrem Journale gemißhandelt zu werden, war ich ſchon gewohnt, und ſchwieg; daß aber Jhr Widerwille gegen mich ſich auch bis auf meine Perſon erſtrecken, und Sie verleiten würde, die hämiſchſten Angriffe auf meine Ehre, auf mein Betragen im Dienſte, einſeitig, und ſogar mit dem Bekenntniß abdrucken zu laſſen, „daß Sie wohl einſähen, der Aufſatz ſey mit Leidenſchaft geſchrieben,“ das konnte ich freilich nicht erwarten.

Jn wie weit die preußiſchen Geſetze ein ſolches Verfahren gut heißen, müſſen Sie beſſer wiſſen als ich, der ich mich erſt davon unterrichten muß, um meine weitern Maaßregeln zu nehmen.

Vor der Hand wiederhole ich meine Bitte, um den Nahmen des Verfaſſers, eine Bitte, deren Gewährung Sie um ſo weniger verzögern werden, da Sie ſelbſt alle Verantwortlichkeit auf den Verfaſſer ſchieben, ich daher ſeinen Nahmen nothwendig wiſſen muß.

Wie ſchändlich Sie von ihm hintergangen worden, werden Sie nächſtens actenmäßig gedruckt leſen.

Zwar hatt' ich, bei meiner Abreiſe aus Wien, mein Wort gegeben, nichts über dieſe ganze Sache drucken zu laſſen (und mich dünkt, ſchon dieſer Umſtand allein beweiſe hinlänglich, daß ich nicht

nöthig hatte, davon zu ſchweigen); man hat mir aber, auf mein Verlangen, wie ich vorausſah, die Zurückgabe dieſes Worts ſogleich bewilligt, da die Erfüllung deſſelben mit meiner Ehre nicht länger vereinbar war. Auf jene, ſchon im Intell. Blatt der Allgem. Liter. Zeitung von mir angekündigte Druckſchrift verweiſe ich daher einen Jeden, dem entweder die Sache um meinetwillen intereſſant genug iſt, oder der auch nur Luſt hat, die Furie der Theater-Kabale in ihrer ekelhafteſten Blöße zu ſchauen.

A. v. Kotzebue.

2.

Berlin, den 26ſten Mai 1799.

Die Unterzeichneten wiſſen den Namen des Verfaſſers jenes im April des Archivs, S. 352, abgedruckten Schreibens nicht. Sie verſichern dies der Wahrheit gemäß. Das Schreiben iſt in mehrern einzelnen Sendungen, an den Verleger überſchrieben, ihnen von demſelben eingehändigt, welcher ihnen oft Beiträge mittheilt, die an ihn addreſſirt ſind, ohne die Verfaſſer zu kennen. — Es liegt in der Druckerei des Archivs, und außer der erſten Note, die überflüßig geweſen wäre, wenn der Name des Verfaſſers uns bekannt war, iſt von uns nichts hinzugefügt, nichts ausgelaſſen. In ſo fern die Hand des Briefſtellers Sie denſelben kann erkennen laſſen, legen wir einen Theil ſeines Schreibens bei.

Wir ſind es gewohnt, daß man uns jeden anonymen Tadel als Mißhandlung aus perſönlicher Animoſität entſprungen Schuld giebt. Vorwürfe der Art ſind von der Unpartheilichkeit, die einem jeden das Wort geſtatten zu müſſen glaubt, unzertrennlich, Schweigen die einzige reputirliche Waffe dagegen. — Uebrigens hat der theatraliſche Artikel einen beſtändigen Mitarbeiter zum Verfaſſer, — die Unterzeichneten haben keinen Theil daran.

Jener Brief aus Wien iſt mit Cenſur gedruckt. —

Ew. Hochwohlgeboren ſahen wir nie; dies ſind die erſten Worte die wir wechſeln: wie kann da von Widerwillen bis auf die Perſon die Rede ſeyn? — Wir erſuchen Sie, es als einen Beweis unſrer gänzlichen Partheiloſigkeit anzuſehen, wenn wir Ihnen zur Widerlegung jener Nachricht das Archiv antragen, in welchem alles, was Sie gegen jenen Aufſatz zu ſagen haben, ohne Verzug, wörtlich — in ſo fern es die Cenſur paſſirt, abgedruckt werden ſoll.

Die Redactoren des Archivs.
Fr. Rambach. Feßler.

3.

Jena, den 20ſten Juny 1799.

Meine Herren!

In dem Aufſatz quaestionis ſind mir Vergehen im Dienſt vorgeworfen worden, die, wenn ſie wahr wären, mir (ſtatt einer Penſion) die Ahndung der Geſetze und die Verachtung meiner Mitbürger zugezogen haben würden; folglich iſt, nach dem 2ten Theil, 20ſten Titel, 10ten Abſchnitt, §. 543 und 544 des Preußiſchen Geſetzbuchs, die Vermuthung da, daß man meine Ehre habe kränken wollen. Dieſe Kränkung iſt durch eine Druckſchrift öffentlich aufgeſtellt und verbreitet worden; folglich iſt ſie nach §. 572 ein Pasquill. Ein ſolches iſt, nach §. 576, für eine ſchwere Injurie zu achten. Wollte man es aber auch nur als Verbal-Injurie betrachten, ſo iſt ſie doch, nach §. 578, in ſchwere Injurie ausgeartet, da offenbar die boshafte Abſicht dabei geweſen, meine bürgerliche Ehre zu kränken. Ich kann folglich. nach den §§. 591. 95. 96. 99. 610. 614. 620. 21. gerichtliche Ehren-Erklärung, Verweis vom Richter bei offenen Thüren, gerichtliche Ausfertigung und Bekanntmachung deſſelben; zerreißen

reißen und verbrennen des Blattes durch Gerichtsdiener und Henker, auch Arreſt für den Beklagten von vier bis acht Wochen fordern.

Daß der Vorſatz, meine bürgerliche Ehre zu kränken ſonnenklar iſt, werden Sie wohl ſelbſt nicht leugnen. Theils erhellt er aus dem Ganzen, theils mache ich Sie zum Ueberfluß, auf die einzelnen Stellen aufmerkſam, wo es zweifelhaft gemacht wird, ob ich überhaupt Grundſätze habe; wo von einem Prozeß vor dem Reichsfiscal, den ich gehabt haben ſoll, und der nie exiſtirt hat, geſprochen wird; wo man deutlich zu verſtehen giebt, ich hätte keinen guten Ruf; wo man ſich erfrecht zu ſagen, ich hätte Plane entworfen, ohne auf die Ruhe der Geſellſchaft, ohne auf Konvenienzen und Rechte zu achten, (mit andern Worten jakobiniſche Plane) und ein ſolides Haus (nemlich das mir vom Kaiſer anvertraute Theater) nieder zu reißen; wo man mir endlich Partheylichkeit, Hohn, Beleidigungen, Unbeſcheidenheit, Rechtskränkungen, Verachtung gegen meine Untergebenen, und folglich lauter Verbrechen im Dienſt Schuld giebt, die mir, wenn ſie wahr wären, nothwendig die Ahndung der Geſetze und die Verachtung meiner Mitbürger hätten zuziehen müſſen.

Ich fordere Sie auf als billige Männer: was würden Sie thun, wenn Ihnen dergleichen in einem Wiener Journale Schuld gegeben worden wäre? — Würden Sie ſich in dieſem nemlichen Journale in einen Federkrieg einlaſſen? — Ich glaube es nicht. Ich wenigſtens werde es nicht. Vor dem Publikum widerlege ich jene Verleumdungen durch die Akten. Uebrigens ſind Sie mir als Herausgeber und Verbreiter eben ſo verantwortlich als der Verfaſſer. Denn daß Sie die Verantwortung auf einen anonymen Verfaſſer ſchieben, konnte wohl unmöglich Ihr Ernſt ſeyn. Bedenken Sie nur, was Sie nach dieſem Grundſatz alles dürften. — Injurien gegen einen Dritten drucken zu laſſen, können Sie unmöglich Partheyloſigkeit nennen. — War es nicht Widerwillen gegen meine Per-

ſon, (welches ich mit Vergnügen glauben will) ſo war es doch eine große Uebereilung, die Sie, als redliche Männer, wieder gut zu machen ſich nicht weigern werden. Schon nach §. 586 darf ich, ſelbſt dann wenn ich von der Abſicht der Ehrenkränkung zwar nicht überführen kann, aber doch Anlaß gegeben worden, eine boshafte Abſicht vorauszuſetzen, eine deutliche und förmliche Erklärung fordern, die dieſen Verdacht aufhebe. Um wie viel mehr jetzt, da die Abſicht der Ehrenkränkung klärer als das Tageslicht iſt. Ich muß Sie daher bitten, in das nächſte Stück Ihres Archivs in Ihrem Nahmen folgende Erklärung einzurücken.

„Um dem gerechten Verlangen des Herrn v. K. Genüge zu leiſten, fühlen wir uns verpflichtet, zu erklären, daß wir uns übereilt haben, als wir den aus Wien eingeſandten Brief, den Herrn von K. betreffend, im April dieſes Archivs abdrucken ließen, da wir uns dadurch der gegen ihn intendirten Kränkung ſeiner Ehre theilhaftig gemacht, welches nie unſere Abſicht geweſen.“

Ich glaube, daß Sie als Männer von Ehre dieſe Erklärung von ſich ſtellen können und werden. Sollte iſt mich in dieſer Hoffnung täuſchen, ſo iſt es warlich keine leere Phraſe, wenn ich verſichere, daß es mir höchſt unangenehm iſt, gegen Sie, Ihren Verleger und den Cenſor einen förmlichen Prozeß anfangen zu müſſen. Ich berufe mich aber noch einmal auf Ihr eigenes Gefühl: was würden Sie an meiner Stelle thun, wenn Ihre Ehre ſo unvermuthet und ſo hämiſch, bei dem innigſten Bewußtſeyn Ihrer Unſchuld, in einem öffentlichen, vielgeleſenen Blatte angegriffen würde?

Die zweite Bitte, auf welcher ich nothwendig beſtehen muß, iſt der Nahme des Verfaſſers, der, wie aus allen Umſtänden erhellt, nicht anonym geſchrieben hat. Vom Gegentheil würde mich nur Ihr gerichtlicher Eid, oder Ihr feierliches Ehrenwort überzeugen. Ich habe Urſach zu vermuthen, daß Sie mir den ganzen Brief geſchickt haben würden, wenn der Nahme

wirklich nicht darunter ſtände. Irre ich darin, ſo würde ich doch nur dann mich überzeugen, wenn ich auch das Original desjenigen Briefes ſähe, welcher mit dem Aufſatz an den Verleger geſchickt worden ſeyn ſoll. Oder war der auch anonym?

Ich erwarte mit Verlangen, wo möglich recht bald, Ihre entſcheidende Antwort. Eine etwanige andere Formel der gebetenen Erklärung müßte ich verbitten. — Noch immer hoffe ich, daß Sie mir es möglich machen werden, diejenige Hochachtung beizubehalten, die ich bis jetzt für den Verfaſſer des Ariſtides und Mark Aurel, und für den der vaterländiſchen Schauſpiele gehegt hatte.

Kotzebue.

4.

Berlin, den 3ten July 1799.

Hochgeehrteſte Herren!

Der Herr Präſident von Kotzebue hat mich erſucht, Ihnen das anliegende Schreiben zu behändigen. Ich entledige mich dieſes Auftrages, allein Sie erhalten das Schreiben offen, weil das Siegel mit welchem es vor mir verſchloſſen werden ſollte, durch die Hitze erweicht, an meinem Briefe klebt. Indeß wird dies nichts zur Sache beitragen; weil mir jenes Schreiben ſeinem Inhalte nach doch bekannt werden ſollte, ich es auch nie geleugnet haben würde, es geleſen zu haben. Ich wende mich daher zur Sache ſelbſt. — Der Herr von Kotzebue verlangt, wegen des im April-Stück des Archivs der Zeit, (zu welcher Zeitſchrift Sie Sich beiderſeits als Herausgeber bekennen), eingerückten Briefes aus Wien vom 1ſten Jan. 1799, eine Erklärung in der von ihm vorgeſchriebenen Art: Ihr feierliches Ehrenwort, daß Ihnen der Verfaſſer des Briefes unbekannt ſey, und endlich die Produktion des Originalbriefes, nebſt

demjenigen, welcher mit dem Aufſatz ſelbſt, an den Verleger geſchickt ſeyn ſoll.

Die Folge der gerichtlichen Weigerung eines dieſer Anträge iſt eine förmliche Injurienklage. —

Ich meiner Seits darf nur den Ausdruck Injurien-Prozeß hören, um alles beyzutragen, den Grund zu einem ſolchen Rechtsgange aus dem Wege zu räumen, und die Sache ſo gut als möglich beizulegen. Im vorliegenden Falle wollen ſich Leute vor den Richterſtuhl ziehen, welche ſich wechſelſeitig achten, und die ſämmtlich von der Welt geachtet und geſchätzt werden. Wenn meine Interzeſſion von einigem Gewicht iſt, ſo muß dies nicht geſchehen; — wozu bedarf es der Beihülfe des Richters, da wo kaltblütige Ueberlegung, und Zuſammenſtellung der Handlung mit dem Geſetze, den vernünftigen Mann das Reſultat zu einem weit wohlfeilern Preiſe liefert, als die Gerechtigkeit, deren Diener und Handlanger ſich gut bezahlen laſſen? —

Daß das Schreiben de dato Wien den 1ſten Jan. 1799, für den Herrn von Kotzebue kein angenehmes Neujahr-Geſchenk geweſen ſeyn kann, deſſen werden Sie Sich wohl überzeugen; — daß es Schmähungen aller Art enthält, dazu bedarf es wohl nicht des juriſtiſchen Probierſteines, ſondern ich berufe mich ſtatt deſſen auf Ihr eigenes Gefühl, und auf diejenigen Begriffe welche auch der Nichtjuriſt von einer Schmähung hat.

Der Verfaſſer dieſes Schreibens iſt zwar nicht der Meinung, daß Herr von Kotzebue etwas vom Rechtsweſen (wie er ſich dieſes Ausdrucks bedient) verſtehe; allein ich kann dieſem Urtheile nicht beitreten, denn er hat in dem Schreiben an Sie, ſeine Gerechtſame, mit Bezug auf die Grundſätze des allgemeinen Landrechts, ſehr gut aus einander geſetzt; und ich habe keinen Grund zu glauben, daß das künftige Erkenntniß nicht ganz ſo ausfallen ſollte, als er ſeine Anträge bildet.

Wir können uns jetzt auf keine philoſophiſche Diskuſſion einlaſſen: ob die in dem allgemeinen Landrechte angenommenen Grundſätze bei der Lehre von Injurien, überall die Probe halten dürften; denn es iſt nicht von einem zu gebenden Geſetze, ſondern bloß von der Anwendung bereits ſancirter Geſetze die Rede.

Es kann alſo bloß darauf ankommen: ob Sie, meine Hochgeehrtſte Herren als Theilnehmer der Schmähungen welche von Seiten des Verfaſſers verübt worden, angeſehen werden können? — Das in Rede ſtehende Schreiben enthält offenbar mehr Perſönlichkeit, als daß es Thathandlungen erzählt, und Sie ſind beiderſeits zu klug und zu moraliſch gut, als daß Sie es demſelben, (wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf) nicht an der Naſe hätten anſehen ſollen, weß Geiſtes Kind es ſey. Ja Ihr eigenes Geſtändniß in der Note Seite 352, iſt auch Ihr eigener Richter;

Sie ſehen daß die Feder welche dieſes Schreiben Ihnen ſandte, nicht ohne Animoſität ſchrieb.

Warum nahmen Sie aber durch Verbreitung deſſelben Theil an dieſer Animoſität?

Weil Ihnen die Beweiſe der Authenticität in den ſpeziellen Anführungen, unverkennbar waren, die nur Frechheit ſo hätte erdichten können.

Dies heißt mit andern Worten: Sie nehmen die erzählten Thatſachen als wahr an! Allein erlauben Sie mir hiebei zwei Fragen:

a) worin beſteht die Authenticität der hier vorliegenden Beweiſe? Ich als Unbefangner ſehe dieſe nicht; es iſt ein einſeitiger Vortrag, welcher durch das audiatur et altera pars ſofort in ſein Nichts zurücktritt, und um ſo verdächtiger wird, da die Wahrheit keiner Animoſität bedarf; um vorgetragen zu werden.

b) Iſt es Ihnen unbekannt, daß auch die Wahrheit einer Injurie ihre Natur nicht benimmt, wenn ſie gleich die Strafe mindert?

Wenn überhaupt hier von einer Sache die Rede wäre, von einer Warheit, durch deren Erörterung die Menſchheit gewonnen hätte, denn ließe ſich ſo manches zur Entſchuldigung des Herrn Verfaſſers ſagen, und dies würde auch Ihnen zu ſtatten kommen; allein er hat bloß die Perſon zum Gegenſtande ſeiner Behandlung gemacht, und aus Freundſchaft für Sie beſonders mein theureſter Feßler! wünſchte ich, daß Sie Ihren unbeſcholtenen Ruf nie dem Verfaſſer einer anonymen Schmähſchrift Preis gegeben hätten. Alles was Herr Präſident von Kotzebue von Ihnen verlangt, iſt eben ſo billig als gerecht; ich rathe Ihnen auf den Grund meiner individuellen Ueberzeugung, thun Sie das warum er jetzt bittet; jeder Menſch iſt einer Uebereilung fähig, warum wollen eben Sie untrüglich zu ſeyn wähnen? — Das Bekenntniß, Menſch zu ſeyn, wird beſonders Sie in den Augen der Welt nicht herabwürdigen; ſondern Ihren moraliſchen Werth wo möglich nach erhöhen. Doch ich wäre ungerecht, wenn ich verlangen wollte, daß Sie bloß meinem Rathe folgten! auch ich bin ein Menſch, ich kann irren! Ziehen Sie andere Sachverſtändigen zu Rathe, und entſchließen Sie ſich nur dann erſt. Als ehrlicher Mann aber verſichre ich Sie, ich ſtand und ſtehe auch jetzt mit dem Herrn von Kotzebue, nicht in der geringſten Verbindung; ſein an mich gerichtetes Schreiben, iſt das erſte was ich je von ihm erhielt, auch entbehre ich ſeine perſönliche Bekantſchaft. Bloß aus Freundſchaft und Hochachtung für Sie, ſo wie aus Gerechtigkeit für das Vertrauen, deß mich Herr von Kotzebue würdigt, habe ich mich des Auftrages unterzogen, und er iſt hiemit geendet. Eine verneinende Antwort Ihrer Seits, ſetzt allen meinen weitern Bemühungen Gränzen, und weder mittel- noch unmittelbar werde ich bei dem Prozeſſe konkurriren, zu welchem es gewiß kömmt, wenn mein Bitten fruchtlos iſt.

Ich werde Herrn von Kotzebue, welchen ich als Autor ſchätze, mein freundſchaftliches Verhältniß in welchem ich mit Ihnen ſtehe, er-

öffnen, und er wird billig ſeyn, mich von aller fernern Theilnahme zu dispenſiren.

Das was ich bis jetzt that, bitte ich bloß auf Rechnung der Freundſchaft, Hochachtung und Bruderliebe zu ſetzen, mit welcher ich unverändert ſeyn werde,

Ihr

Berlin, den 5ten Juny 1799.

ganz ergebenſter
Amelang.

5.

Wir ſind ganz bereitwillig, Ihnen alle die Genugthuung zu leiſten, welche Sie von redlichen Männern mit Recht fordern, und wir ohne gegen uns ſelbſt ungerecht zu ſeyn, Ihnen geben können. Sobald Sie uns gefälligſt ein Inſerat, den Wiener Correſpondenten betreffend, oder irgend etwas auf die Sache quaeſtionis Bezug habendes einſenden, ſo werden wir die von Ihnen geforderte Declaration in der Note unter unſerm Nahmen beidrucken laſſen. Wollen Sie dies nicht, ſo erlauben Sie, daß wir Ihren letzten an uns gerichteten Brief in extenſo in das Archiv einrücken laſſen dürfen, dem wir dann die Deklaration unter unſerm Namen beifügen wollen. Eine Erklärung der Redaktoren, die in einem Journale ſo ganz unmotivirt erſcheinet, entgeht der Aufmerkſamkeit des Publikums, und kann ſelbſt denjenigen nicht hinreichend befriedigen, der dabei intereſſirt iſt. Von der Promptheit Ihrer gefälligen Antwort wird es nun abhängen, ob wir Ihre Wünſche im Auguſt- oder Septemberhefte befriedigen können. Schließlich geben wir Ihnen hiermit unſer männliches Wort, daß der Einſender keinen von uns bekannt ſey, der Brief an Herrn Maurer bloß mit (M.) bezeichnet, und

kein beſonderes Anſchreiben an Herrn Maurer dabei war. Wenn wir Ihnen das ganze Paquet nicht überſchicken, ſo geſchah es nur darum, weil es unſerer Seits unklug geweſen wäre, den Bogen, auf welchem das Imprimatur der Cenſur geſchrieben war, aus den Händen zu geben.

Mit vollkommenſter Hochſchätzung nennen wir uns

Ew. Hochwohlgebohren

Berlin, den 10. Julius 1799.

ergebenſter

Rambach und Feßler.

Um dem gerechten Verlangen des Herrn von Kotzebue Genüge zu leiſten, fühlen wir uns, den Preußiſchen Geſetzen gemäß, verpflichtet zu erklären, daß wir uns übereilt haben, als wir den aus Wien an den Verleger des Archivs, Friedrich Maurer, zum Gebrauche eingeſandten Brief, den Herrn von Kotzebue betreffend, im April deſſelben abdrucken ließen; da wir uns dadurch der gegen ihn intendirten Kränkung ſeiner Ehre theilhaftig gemacht, welches nie unſere Abſicht geweſen.

Rambach. Feßler.

Wir hoffen mit unſern Leſern, die von Herrn von Kotzebue No, I, und im Intelligenzblatt der allgemeinen Litteratur-Zeitung angekündigte Druckſchrift, ſeine Angelegenheit betreffend, werde ſo bündig und überzeugend abgefaßt ſeyn, daß die von ihm uns vorgeworfene Uebereilung das Einzige bleibe, was Ihn in dieſer Sache kränken konnte.

VI.

Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des Oktober 1799.

Aufmerkſamen Beobachtern des Ganges der Kriegsbegebenheiten, während der nun ſchon ſiebenjährigen allgemeinen Fehde gegen die Franzoſen, wird die Bemerkung nicht entgangen ſeyn, daß auch in den unglücklichſten Feldzügen die ſie gemacht, ſich gegen das Ende derſelben das Kriegesglück ihnen doch wieder zugewandt hat. Dies war ſelbſt in dem ſo unglücklichen Jahre 1794 der Fall; denn gegen das Ende deſſelben, waren alle Feſtungen in den Niederlanden entſetzt, Belgien wieder befreit, und Pichegrü machte ſeinen Siegeszug nach Holland über das Eis.

Auch der diesjährige Feldzug ſcheint jene Bemerkung nicht umſtoßen zu wollen, und ſo iſt der Winter gewiſſermaßen als ein Bundesgenoſſe der Franzoſen anzuſehen. Zwar iſt es zu verwundern, daß er auch jetzt noch, da ſeine Vertrauten, die Nachbarn ſeiner nordiſchen Heimath, die Ruſſen, gegen die Franken aufgetreten ſind, ihnen treu geblieben iſt; allein man muß über die Launen eines ſo rauhen und barſchen Weſens als der Winter iſt, nicht klügeln wollen, und froh ſeyn wenn er ſie uns nicht fühlen läßt.

Zur Sache. Die Anſicht der Weltbegebenheiten hat ſich ſeit dem vorigen Monate ſehr verändert. Die Franzoſen,

welche im Begriff ſchienen, überall die eroberten Provinzen räumen, und ſich in die Gränzen ihres Vaterlandes zurückziehen zu müſſen, haben nicht allein durchaus den Feind aufgehalten, ſondern ſind beinah auf allen Punkten vorgerückt, und wie es ſcheint im Begriff die mühſam über ſie errungenen Vortheile plötzlich mit gewaltigen Schlägen zu vernichten.

Man iſt es von ihnen gewohnt, daß ihre Armeen, der ungeheuer ausgedehnten Linie welche ſie einnehmen, ungeachtet, doch immer gemeinſchaftlich und nach einem Plane zu handeln ſcheinen.

So precär und planlos der Zug Baraguay d'Hilliers gegen Frankfurth und Heilborn bis nach Philipsburg ſchien, ſo ſehr die nachherige Einnahme von Manheim durch den Erzherzog die Unüberlegtheit deſſelben manchem verrathen mogte; ſo hat er doch die beabſichtigte Wirkung gehabt: der Erzherzog iſt dadurch bewogen worden, mit einem beträchtlichen Theile ſeiner Armee aus der Schweiz nach Schwaben zu eilen; das Heer der Alliirten bei Zürich iſt dadurch ſehr geſchwächt, und Maſſena hat dieſen Vortheil benutzt, noch ehe Suwarow aus Italien mit Verſtärkung bei dem Generale Hotze und Korſakow ankam.

Am 25ſten und 26ſten September hat Maſſena den Alliirten in der Schweiz ein äußerſt blutiges Treffen, vielleicht das blutigſte in dem ganzen Kriege, die Schlacht bei Gemappe ausgenommen, geliefert, iſt über die Limmath und Linth gezogen, hat ſeinen Feind auf allen Punkten geſchlagen, hat deſſen Magazine, Kanonen, Waffen und Bagage erbeutet, Zürich erobert, und iſt in den darauf folgenden Tagen bis nach Coſtanz, welches am 8ten Oktober genommen ward, vorgerückt. Auf dem einen Punkt bei Egliſau, ſind die Ruſſen

ſelbſt über den Rhein zurückmarſchirt, General Hotze iſt geblieben, und ſeine Armee über Bregenz zurückgegangen. Bei einem neuen Angriffe in der Gegend von Eglisau ſchienen die Franzoſen ebenfalls die Oberhand behalten zu haben. — Das Reſultat jener blutigen Tage war, daß der Feind an Todten 8500, an Verwundeten 6500, und an Gefangenen 5000, worunter drei ruſſiſche Generale waren, im Ganzen 19500 Mann, 6 Fahnen und 150 Kanonen verlor.

Es giebt politiſche Zeichendeuter, die in manchen Nachrichten welche von dem Heere der Alliirten in der Schweiz einliefen, namentlich in den Vertauſchungen der Poſitionen, in dem Wechſel der Commandeurs, auf Mishelligkeiten zwiſchen den hier vereinten Nationen ſchließen, und daraus ein dieſen Armeen bevorſtehendes Unglück vorher verkünden wollten. Die Zeit hat ſie nicht Lügen geſtraft: wir finden uns deswegen aber nicht geneigt, ihren Grund für den einzigen wahren anzuerkennen, weil wir der feſten Ueberzeugung ſind, daß der Augenblick der Gefahr jeden kleinlichen Zwiſt aufhebt.

Es giebt Menſchen, von denen es ſcheint, daß das Schickſal beſchloſſen habe, es ihnen bis an den letzten Lebenshauch nicht an Gelegenheit berühmt zu werden, fehlen zu laſſen. Lavater gehört dahin. Nicht genug, daß er von den Franzoſen verhaftet und nachher zurückgeſchickt ward; nein er ſollte bei der Eroberung von Zürich, die wie es ſcheint einige Unordnungen nach ſich gezogen, noch von einem franzöſiſchen Grenadier unter die Bruſt, eine Meſſerſpitze von der Stelle wo Todesgefahr war, getroffen werden. — Wir führen dies an, weil es angenehm iſt im allgemeinen Ueberblick des Ganzen auch das Individuum nicht zu vergeſſen, und es zuweilen aus der Maſſe hervortreten zu ſehen.

Die nächſte Folge dieſes Treffens iſt die Rückkehr des Erzherzogs mit ſeinem Heere von Manheim, wo nur ein kleines Corps geblieben iſt, nach dem ſüdlichen Schwaben, wo er jetzt in Donaueſchingen ſein Hauptquartier hat. Er zieht daſelbſt alles was er von Truppen erhalten kann, an ſich, und hat die Reichsſtände des ſchwäbiſchen Kreiſes aufgefordert, ihre Contingente ſobald ſie nur beiſammen wären, ſelbſt Compagnieenweiſe an ihn zu ſenden. Bayerſche Truppen und Condeer, ſind ſchon in dem letzten Gefecht gegen die Franzoſen geführt, und die letzten ſehr hart mitgenommen worden.

Folgendes für die Geſchichte dieſes Feldzuges ſehr wichtige Aktenſtück, giebt über die Lage der Kaiſerlichen Truppen unter dem Erzherzoge manchen Wink, weshalb wir daſſelbe hier ganz einrücken.

Aufforderung an ſämtliche Bewohner Deutſchlands, zur freiwilligen Unterſtützung der für die gemeinſame Rettung des Vaterlandes ſtreitenden Armeen.

Es iſt allgemein bekannt und die Beweiſe liegen vor jedermanns Augen, mit welcher Begierde die Reichs = Friedens-Deputation bei ihren Verhandlungen in Raſtadt ſich bemühet hat, das ihr anvertraute ſo wichtige Geſchäft zu Stande zu bringen, und dem Reiche den ſo ſehnlich erwarteten Frieden zu verſchaffen, auch zur Erreichung dieſer wichtigen Abſicht kein Opfer zu groß und zu koſtbar zu finden.

Wäre man franzöſiſcher Seits zur Vollendung dieſes für die geſammte Menſchheit eben ſo erwünſchten als dringenden Geſchäfts mit wechſelſeitiger Aufrichtigkeit und Neigung zu Werke gegangen, ſo würde gewiß in kurzem der glücklichſte Erfolg nicht gefehlt haben; aber die Geſinnungen der franzöſiſchen Bevollmächtigten waren weit von einem ſo heilſamen

Entzweck entfernt; ſolches ließen ſchon ihre erſten Schritte nicht mißkennen, da im Anbeginn und während der langwierigen Reichs-Friedensunterhandlungen die franzöſiſchen Truppen mit ſchnöder Verachtung der feierlichſten Uebereinkunft nicht aufhörten, auf dem rechten und linken Rheinufer in den von ihnen beſetzten Provinzen die ſchwerſten Erpreſſungen jeder Art unter dem härteſten militairiſchen Druck, wie mitten im Kriege fortzuſetzen, der Feſtung Ehrenbreitſtein durch eine unerhörte feindſelige Aushungerung ſich zu bemächtigen, die Verfaſſung benachbarter Länder ohne Rückſicht auf ihre Verhältniſſe gegen Deutſchland willkührlich aufzulöſen und zu zernichten, und ſelbſt das Gift der Revolution über Deutſchland auszugießen.

Obwohl von der franzöſiſchen Regierung die Erneuerung eines alles verheerenden Krieges gegen Deutſchland ſchon beſchloſſen war, und hierzu von allen Seiten die größten Vorkehrungen getroffen wurden, auch die von ihren Generals mit unerhörten Drohungen ergangenen Proclamationen nicht mehr in Zweifel ließen, was man von ihnen zu erwarten habe, ſo hielten ſie es iedoch ihrer treuloſen Politik noch nicht angemeſſen, in Deutſchland die Maske von friedfertigen Abſichten abzulegen, vielmehr übertraten ihre Armeen unter dieſem ſchändlichen Betruge ohne vorherige vertragsmäßige Aufkündigung die Waffenſtillſtandslinie, drangen unter dem ganz neu erfundenen inſidiöſen Vorgeben, Poſitionen zu nehmen, mit einer furchtbaren Anzahl bis ins Herz von Deutſchland, ſchrieben ohne Rückſicht und Unterſchied die unermeßlichſten Requiſitionen aus, und verbreiteten aller Orten, ohne noch das Wort Krieg genannt zu haben, ſchon deſſen Gräuel und Verheerungen.

Niemals war noch ein großer Theil des Reichs und vorzüglich der Schwäbiſche Kreis ſeiner gänzlichen Zernichtung ſo nahe als in dem Augenblick dieſes feindlichen Ueberzugs; ſo ſehr man auch die Sprache friedfertiger Abſichten hiebei miß-

brauchte, ſo gab jedoch die unausſprechliche Furcht, welche man allgemein wahrnahm, hinlänglich zu erkennen, daß man die Gröſſe der Gefahr in ihrem ganzen Umfange fühle: aber der wehrloſe Zuſtand, worin dieſe Gegenden ſo treulos mit Krieg überfallen worden ſind, machte jede Vertheidigung unmöglich; nur die k. k. Armee konnte herbeieilen, zur Bedeckung der bedrängten Reichslande dem Feinde entgegen gehen, und der Gewalt mit Gewalt begegnen; auch haben Se. Kaiſerl. Majeſtät nach Allerhöchſt Ihren Reichsväterlichen Geſinnungen, mehrmals wieder die groſſe und koſtbare Laſt zur Vertheidigung der gemeinſamen Reichsgränzen und des vorzüglich bedrohten Schwäbiſchen Kreiſes großmüthigſt übernommen, und ſowol zur Rettung ihrer eigenen als der Lande ihrer Reichsmitſtände ihre ganze Hausmacht neuerdings aufgeboten.

Allgemein muß es noch in dankbarer Erinnerung ſeyn, was der unerſchütterliche Muth und die ſiegreichen Waffen Sr. Kaiſerl. Majeſtät in dieſer kritiſchen Lage zur Rettung der theils überzogenen, theils bedrohten Lande geleiſtet haben, und auf welche Art auch die bei den neuerlichen feindlichen Einfällen angedrohte Gefahr durch eine ſchnelle Vorrückung der Armee beſeitigt worden iſt.

Jedoch iſt hiedurch die Gefahr noch nicht ganz entfernt; der Feind zieht täglich zahlreiche Verſtärkungen an ſich, und es bedarf noch der gröſten Anſtrengungen, um dieſe Rettung dauerhaft zu machen, und den Feind außer Stand zu ſetzen, ſeine verheerenden Einfälle erneuern zu können.

Es haben aber die eilenden Vertheidigungsmaaßnehmungen auf einer Seite den äußerſt drückenden Kriegs-Aufwand, welchen Se. Kaiſerl. Majeſtät einer offenbar gemeinſamen Sache wegen ſchon ſo viele Jahre, der Wirkung nach ununterbrochen, mit unerſchwinglichen Koſten auf ſich nehmen mußten, in das unendliche vermehrt, und dieſer Aufwand iſt noch täglich im Wachſen.

Hingegen haben weder der dermalige Zuſtand der vorliegenden Reichslande, noch die Dringlichkeit der unvermuthet ausgebrochenen Feindſeligkeiten und Schnelligkeit der Kriegsoperationen den Reichsſtänden und Einwohnern derſelben geſtattet, nach ihrer Pflicht auf dem ordentlichen verfaſſungsmäßigen Wege zur allgemeinen Vertheidigung einen nachdrücklichen Beiſtand zu leiſten, und zur Rettung ihrer Beſitzungen ſelbſt thätig mitzuwürken. Unter dieſen Umſtänden finde ich mich demnach in meiner Eigenſchaft als en Chef commandirender General in der äußerſten Nothwendigkeit, durch außerordentliche Maaßnehmungen in den Landen, wohin ſich der Schutz der Kaiſerl. Waffen verbreitet, jene Hülfsmittel mir zu verſchaffen, welche die Beförderung der Kriegsoperationen und die Unterſtützung der Armee nöthig machen, und nach den Kräften dieſer Länder geleiſtet werden können.

Ich zweifle keineswegs, daß in dem Gefühl der äußerſten Noth und in der Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit des alle dieſe militairiſchen Vorkehrungen leitenden heilſamen Endzwecks, die Reichsſtände und Einwohner dieſer Länder ſich einem Anſinnen gern fügen werden, welches nur auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet iſt, beſonders wenn dieſelben in Erwägung ziehen, daß der Feind alle die Hülfsquellen der Länder, in die er vorrückt, und die er in Beſitz nimmt, mit äußerſter Härte benutzt, und nicht nur im Plane hat, ſich der Kräfte dieſer Länder zur Zerſtöhrung des geſammten Reichs zu bedienen, ſondern ſie auch noch verheert und plündert, und überall mit den Gräueln der alle ſeine Heerszüge bezeichnenden ſchrecklichen Anarchie bedroht.

Da nun mit dieſem unglücklichen Zuſtande, in dem ſich bisher noch alle von den franzöſiſchen Truppen beſetzte Länder befunden haben, die vorübergehenden Laſten eines zu Rettung und Sicherheit abzweckenden Krieges in keinen Vergleich geſetzt

werden können; ſo hoffe ich mit Zuverſicht, man werde ſolche nicht nur gern ertragen, ſondern ſich auch bereitwillig herbeilaſſen, durch freiwillige Gaben zur Unterſtützung der für die gemeinſame Rettung ſtreitenden Truppen auf jede beliebige Art beizutragen.

Dieſe freiwilligen Kriegsbeiträge können ſo verſchieden ſeyn, als die Bedürfniſſe der Armee ſind, mithin ein freiwilliger Kriegsbeitrag in baarem Gelde, in Obligationen, in Getraide, Hartfutter, dienſttauglichen Pferden, Leinwand, Tuch, auch Leder, und überhaupt in ſolchen Effekten, die bei der Armee anwendbar ſind.

Bei verſchiedenen, die von dieſem patriotiſchen Eifer belebt ſind, kann jedoch eine Hinderniß erregen, ihre Bereitwilligkeit in vollem Maaße zu bethätigen, weil ſie weder mit baarem Gelde, noch mit andern Effekten und Requiſiten ſolches zu bewerkſtelligen vermögen, die ſogleich zum Nutzen und Vortheil der Armee verwendet werden können, da ſie hingegen ſilberne und goldene Geräthſchaften vorräthig haben, die ihnen weder nöthig ſind, noch einen wahren Nutzen verſchaffen.

Damit demnach auch dieſen der Weg eröffnet und erleichtert werde, ihre dankbaren und zum Beſten des Vaterlandes gerichteten wahren Geſinnungen zu bezeigen, und zugleich noch aus eben dieſen Geräthſchaften einen weſentlichen Vortheil zu ziehen; ſo wird hierdurch eröffnet, daß man bereit iſt, ſämtliche dieſe Geräthſchaften von Gold und Silber nach ihrem feinen Gehalt, und zwar die Mark Gold zu 380 Fl., die Mark Silber aber zu 24 Fl. 30 Kr. Wiener Währung ſtatt baaren Geldes anzunehmen, dafür Obligtionen zu 4 Prozent auszuſtellen, und daß ſolche in dieſer Abſicht nur in das Kaiſerl. Königl. Münzamt zu Günzburg abgeliefert werden dürfen.

Erzherzog Carl, Feldmarſchall.

Der

Der Rückzug des Erzherzogs nach dem ſüdlichen Schwaben hat übrigens die Folge gehabt, daß die Franzoſen bei Mainz wieder über den Rhein gegangen ſind, und den Mainzer Landſturm mit dem wenigen kaiſerlichen Militair welches ſich bei demſelben befand, gänzlich auseinander geſprengt haben. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ſie es darauf anlegen werden, Manheim deſſen Eroberern bald wieder zu entreißen, zumal da General Müller deshalb das Comando der Rheinarmee verlohren, welches nun Lefevre erhalten hat.

Ohnſtreitig hätte Maſſena ſeinen Sieg am 26ſten September noch weiter verfolgen können und müſſen, wenn er nicht auf ein Corps Ruſſen, welches unter Suwarow über den Gotthardt kam, hätte Rückſicht zu nehmen gehabt. Was in dieſem Gebürge vorgefallen, iſt bis jetzt noch nicht ganz klar; ſo viel läßt ſich aber ohne beſondere hiſtoriſche Divination erſehen, daß wenn Suwarow und General Auffenberg auch am 26ſten die Franzoſen geſchlagen, und dann bis Schwyz und Glarus vorgerückt ſind, wenn auch Jellachich Vortheile über ſie erfochten, Maſſena dennoch einen ſpätern Sieg noch erkämpft habe, durch welchen, wie eine telegraphiſche Depeſche vom 10ten Oktober ſagt, die ruſſiſche Armee 6000 Mann, zwei Generale, eine große Anzahl von Kanonen und Fahnen verlohren habe. Suwarow, hieß es, zieht ſich nach Graubündten und in die Gebürge zurück. Er iſt bereits in Feldkirch.— Es iſt kein Zweifel mehr, daß über alles dieſes die nächſte Nachricht ſich weiter verbreiten und beſtimmtere Auskunft geben werde.

Ein Sieg koſtet auch dem Sieger ſehr viel, und ſo iſt, ohne daß ſie es erſt laut erklären, es den Franzoſen zu glauben, daß ihr Verluſt ebenfalls bedeutend geweſen. Jetzt iſt

doch ſehr merkwürdig, daß ſelbſt nach feindlichen Berichten, eine Menge von Schweizern ſich mit der franzöſiſchen Armee vereinigt haben ſollen. Aber freilich werden auch ohne dieſen Zuwachs, bei einem ſo enthuſiaſtiſchen Volke als die Franzoſen ſind, Siege die Armeen immer vollzählig erhalten.

In Italien ſind hin- und herüber kleine Vortheile erfochten worden. Championet führt jetzt die italiäniſche Armee, mit welcher das Alpenheer ſich vereinigt hat. Pariſer Blätter, von Siegesnachrichten enthuſiasmirt, ſagen, die Reihe zu ſiegen ſei an ihm. In Unteritalien haben ſich indeß Rom und Civitavecchia auf eine nicht unvortheilhafte Capitulation den Alliirten ergeben.

Wirklich haben auch andere franzöſiſche Heere bedeutende Vortheile erfochten. Brüne in Nordholland hat den Verluſt, den er am 3ten October erlitt, vielleicht zu eben der Zeit wo wegen dieſes Sieges die Kanonen vom Tower gelöſt wurden, durch einen neuen am 6ten erfochtenen Sieg gerächt. Die Blätter des Tages ſprachen ſchon von großem Mangel an Lebensmitteln bei der ruſſiſch-engliſchen Armee, und von Mißhelligkeiten und Zwiſt, die unter dieſen Truppen entſtanden wären. So wenig wir dieſen Ausſagen jetzt Wahrheit zuſchreiben wollen, ſo läßt ſich doch nicht zweifeln, daß ſie, wenn ſie Statt fanden, den Sieg der Franzoſen ſehr befördern mußten. Wirklich haben die combinirten Truppen ſich jetzt ganz in ihre erſten Poſitionen zurückgezogen, und ihre Feinde ſollen ihnen ſo nahe ſeyn, daß ſie leicht ihre Einſchiffung, von welcher man ſchon ſpricht, ſehr beunruhigen könnten.

Auch außer Europa hat ſich der Sieg den Fahnen der

Franzoſen zugewandt. Bonaparte hat ſeinen Zug gegen Syrien vollendet, hat Acre, deſſen Eroberung nahe war, lieber zerſtören, als die Peſt mit erobern wollen; iſt dann nach Aegypten, gegen die Jahreszeit, wo daſelbſt Landungen möglich ſind, zurückgekehrt; hat Abukir, wo die Türken gelandet waren, wieder erobert, und ein Heer von 18000 Mann in kurzer Zeit gänzlich vernichtet. Dann iſt er, nachdem er Aegypten überall eingerichtet, und gegen jeden Anfall von außen, gegen jede Empörung von innen, durch ein wohlorganiſirtes Heer, deſſen Anführung er dem General Deſaix übertragen, geſichert hat, nach Europa zurückgekehrt, und zu Frejus, zwiſchen Toulon und Nizza, mit den Generalen Berthier, Lasne, Marmont, Mourat, und Andreoſſi, und den Gelehrten Monge und Bertholet, an das Land geſtiegen. Ein allgemeiner Jubel des Volks hat ihn empfangen, und die geſammte Mitwelt wird nicht ohne Theilnahme für ihn ſeyn. Vielleicht ſehn wir ihn nun bald wieder in unſrer Nähe eine Rolle in dem großen Schauſpiele übernehmen, in deſſen frühern Akten er ſich ſo bewundernswürdig zeigte, und deſſen glückliche Beendigung vielleicht nur ihm vorbehalten war.

Und welcher Menſchenfreund ſollte nicht endlich, des Blutvergießens müde, dieſe glückliche Beendigung wünſchen und hoffen? — Man täuſcht ſich in ſeinen Erwartungen ſo leicht, aber hoffentlich wird das jetzige Glück der Franzoſen etwas dazu beitragen, die Feinde derſelben friedlicher zu ſtimmen. Man ſpricht von Courieren, die von Paris nach Wien gehen, von Aufträgen beſondrer Geſandſchaften an den preußiſchen Hof, dem gewiß die Welt nach ſo vielen Schlägen, allein ihre Ruhe verdanken wird. Iſt denn nicht das Ziel aller Kriege

der Friede? Soll dieſer allein endlos ſeyn, oder mit Vertilgung vereint?

Die Theilnahme Rußlands an dieſem Feldzuge iſt eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Was ſie, was die Landung der Franzoſen in Aegypten noch in künftigen Jahrhunderten wirken werden, darf die Geſchichte nicht vorgreifend ahnen. So gewiß aber Rußlands Beitritt zu der Coalition zum neuen Entſtehen des Krieges viel beitrug, ſo gewiß iſt, daß ſeine Losſagung wahrſcheinlich die ganze Coalition löſen kann.

Wir erſuchen die Leſer in dieſem Geſichtspunkte die folgenden Aktenſtücke zu beobachten, und erlauben uns nur die Bemerkung, daß die erſte Convention allein in der Vorausſetzung geſchloſſen ward, daß Preußen der Coalition beitreten würde, welches aller Zuverſicht uneachtet mit welcher man es erwartetete, nicht geſchehen iſt. Was die zweite Convention betrift, ſo zeigt ſich offenbar, daß ſie allein in Rückſicht auf Holland geſchloſſen iſt. Es bleibt kein Zweifel, daß nach den letzten Ereigniſſen in Holland, dieſer Convention das Schickſal einer Abänderung bevorſtehe.

Proviſoriſcher Traktat zwiſchen England und Rußland.

Im Namen der allerheiligſten und untheilbaren Dreyeinigkeit.

Da Seine Majeſtät, der König von Großbritannien, und Seine Majeſtät, der Kaiſer aller Reußen, zufolge der zwiſchen Ihnen beſtehenden Allianz und Freundſchaft, Maaßregeln zu verabreden, geneigt ſind, wodurch der Fortgang der franzöſiſchen Waffen und die Verbreitung der Grundſätze der Anar-

chie am wirkſamſten gehemmt, und ein dauerhafter Friede und das Gleichgewicht von Europa wieder hergeſtellt werden können, ſo haben ſie das Unternehmen Ihrer ernſthafteſten Erwägung und Ihrer eifrigſten Sorgfalt würdig geachtet, Frankreich, wo möglich, in ſeine alten Gränzen einzuſchränken, ſo wie ſie vor der Revolution waren. Sie ſind demnach übereingekommen, einen proviſoriſchen Traktat zu ſchließen, und haben zu dem Ende zu Ihren Bevollmächtigten ernannt: Seine Großbritanniſche Majeſtät den Baronet, Sir Charles Whitworth, Ihren außerordentlichen und bevollmächtigten Miniſter am Ruſſiſch-Kaiſerlichen Hofe, und Seine Majeſtät der Kaiſer aller Reußen, den Kanzler, Fürſten Besborodko, Geheimen Rath, General-Poſtdirektor ꝛc., ferner den Herrn Kotſchubey, Vizekanzler, Geheimen Rath, Ritter ꝛc., und den Herrn Roſtopſchin, Vizekanzler, Geheimen Rath, Mitglied des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten, Ritter ꝛc., welche, nachdem ſie ihre Vollmachten gegen einander ausgewechſelt, über nachfolgende Artikel übereingekommen ſind.

Art. 1. Die beiden kontrahirenden Mächte haben die Abſicht, den König von Preußen zu bewegen, einen thätigen Antheil an dem Kriege gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu nehmen, und wollen daher alles thun, dieſen Zweck zu erreichen. Sobald der König von Preußen der Maaßregel beitritt, ſind Se. Ruſſiſch-Kaiſerl. Majeſtät bereit, ihm 45000 Mann Hülfstruppen, Infanterie und Reuterey, nebſt der nöthigen Artillerie unter folgenden Bedingungen zu geben.

2. Dieſe Truppen ſollen in Bewegung geſetzt werden, ſobald die hohen contrahirenden Mächte von der Entſchließung Seiner Preußiſchen Majeſtät zu obiger Maaßregel überzeugt ſind. Mit Rückſicht auf die weitern Bewegungen dieſes Corps und ſeiner Mitwürkung mit den Preußiſchen Truppen, will

der Kaiſer von Rußland ſie mit Seiner Preußiſchen Majeſtät anordnen, und Seine Brittiſche Majeſtät ſollen Nachricht davon erhalten, damit durch eine ſolche Uebereinſtimmung der hohen Verbündeten, die Kriegsoperationen deſto glücklicher betrieben und der Zweck deſto leichter erreicht werden kann.

3. Um es Seiner Ruſſiſch-Kaiſerlichen Majeſtät zu erleichtern, einen ſo thätigen Antheil an dem Kriege gegen Frankreich zu nehmen, verſprechen Se. Brittiſche Majeſtät die hernach gemeldeten Geldvorſchüſſe; Seine Ruſſiſch-Kaiſerliche Majeſtät behalten ſich gleichwol vor, dieſe Truppen zurückzurufen, wenn durch unvorhergeſehene Ereigniſſe das Ganze dieſer Gelder Ihnen nicht geliefert ſeyn ſollte.

4. Der Betrag und die Beſchaffenheit dieſer Hülfsgelder iſt auf folgenden Fuß beſtimmt worden: 1) Um Seine Ruſſiſch-Kaiſerliche Majeſtät in den Stand zu ſetzen, die für die gerechte Sache anzuwendenden Truppen ſobald als möglich auszurüſten, verſprechen Seine Brittiſche Majeſtät ſobald Sie Nachricht haben, daß die Ruſſiſchen Truppen zufolge des Entſchluſſes Seiner Preußiſchen Majeſtät in Marſch ſind, um mit den Truppen Seiner beſagten Preußiſchen Majeſtät zu cooperiren, die erſten und dringendſten Koſten mit 225000 Pfund Sterling zu zahlen; und zwar 75000 Pfund, ſobald die Truppen die Ruſſiſchen Gränzen verlaſſen haben; eben ſo viel nach Verlauf der erſten drei Monate, und beim Anfange des vierten; und die dritte und letzte Zahlung wieder in drei Monaten und zum Anfange des ſiebenten. 2) Seine Brittiſche Majeſtät verſprechen ferner Seiner Ruſſiſch-Kaiſerlichen Majeſtät 75000 Pfund monatlicher Subſidien von dem Tage an, wo die Ruſſiſchen Truppen über ihre Gränze gehen. Dieſe Subſidien ſollen zu Anfange jedes Monats gezahlt und zur Unterhaltung der Truppen zwölf Monate lang fortgeſetzt werden,

es müßte denn ſeyn, daß der Friede eher geſchloſſen würde. 3) Die hohen contrahirenden Theile werden, vor Ablauf dieſer zwölf Monate, wenn der Krieg noch nicht geendigt ſeyn ſollte, übereinkommen, ob die obigen Subſidien fortgeſetzt werden ſollen.

5. Sie machen ſich verbindlich, ohne gegenſeitige Nachricht, Einſtimmung und Einſchließung keinen Frieden oder Waffenſtillſtand zu ſchließen; und wenn Seine Brittiſche Majeſtät durch unvorhergeſehene Ereigniſſe ſich genöthigt ſehen ſollten, den Krieg zu endigen, und die Subſidien aufzuheben, ehe noch die beſtimmte Zeit verfloſſen wäre, ſo verſprechen Sie in dieſem Falle 75000 Pfund für drei Monate im Voraus zu zahlen, von dem Tage an, an welchem der General, der die Ruſſiſchen Truppen commandirt, Nachricht davon erhält.

6. Auf gleiche Art, wenn Rußland angegriffen werden und Seine Majeſtät, der Ruſſiſche Kaiſer, genöthigt ſeyn ſollte, ſeine Truppen zurückzurufen, ſo ſollen in dieſem Falle obige Subſidien nur bis auf den Tag gezahlt werden, wo die Armee wieder die Ruſſiſchen Gränzen betritt.

7. Seine Ruſſiſch-Kaiſerliche Majeſtät werden ſich mit Ihrem Alliirten, dem König von Preußen, wegen aller übrigen Koſten dieſer Truppen und ihrer Operationen näher verabreden. Seine Brittiſche Majeſtät werden weiter nichts von dieſen Koſten tragen, als monatlich die Summe von 37500 Pf. Sterling während der ganzen Zeit, da die obigen Truppen für die gemeinſchaftliche Sache gebraucht werden. Dieſe Summe wird von Seiner Ruſſiſch-Kaiſerlichen Majeſtät vorgeſchoſſen werden; aber Seine Brittiſche Majeſtät erkennen ſie als eine Schuld von Großbritannien an Rußland, welche Sie nach einem mit gegenſeitiger Zuſtimmung geſchloſſenen Frieden abbezahlen werden. Die Art der Abbezahlung ſoll alsdann auf die für jede Parthey bequemſte Art beſtimmt werden.

8. Obengemeldete Subſidien ſollen als hinlängliche Hülfsgelder für alle Koſten betrachtet werden, diejenigen eingeſchloſſen, welche zur Rückkehr der Armee nach Rußland nöthig ſind.

9. Dieſer Traktat ſoll als proviſoriſch angeſehen und nicht eher in Erfüllung geſetzt werden, als bis der König von Preußen zu dem Entſchluß gekommen iſt, ſeine Macht gegen den gemeinſchaftlichen Feind anzuwenden; im Fall er es aber nicht thun ſollte, ſo behalten ſich die contrahirenden Theile bevor, zu ihrem Beſten und zu dem glücklichen Erfolg der Abſichten, die ſie ſich vorſetzen, ähnliche, den Zeitumſtänden angemeſſene Maaßregeln zu ergreifen, jedoch ſo, daß alle andere für nöthig erachtete Maaßregeln ihrer Grundlage nach den Stipulationen dieſes Traktats gleichförmig ſind. Um indeß einen noch ſtärkern Beweis Ihrer aufrichtigen Geſinnungen und der Bereitwilligkeit, Ihren Alliirten ſo nützlich als möglich zu ſeyn, an den Tag zu legen, verſprechen Seine Ruſſiſch-Kaiſerliche Majeſtät während der Unterhandlung mit Seiner Preußiſchen Majeſtät und ſelbſt noch vor ihrem Abſchluß, die 45000 Mann marſchfertig zu halten, damit ſie ſogleich da gebraucht werden können, wo der gemeine Nutzen es nach der Einſtimmung der Alliirten erfordern dürfte.

Gegenwärt'ger proviſoriſcher Traktat ſoll zwiſchen Seiner Brittiſchen und Ruſſiſch-Kaiſerlichen Majeſtät ratificirt, und die Ratifikationen ſollen zu St. Petersburg binnen zwei Monaten oder noch eher, wenn es ſeyn kann, ausgewechſelt werden. Zu Urkunde deſſen haben die beiderſeitigen Bevollmächtigten Gegenwärtiges unterſchrieben und beſiegelt. So geſchehen zu St. Petersburg, den 29ſten (18.) December 1798.

A. P. Dr. Besborodko. Kotſchoubey.
Roſtopſchin.
Charles Whitworth.

Deklaration.

Durch den zwiſchen Seiner Brittiſchen und Ruſſiſch-Kaiſerlichen Majeſtät geſchloſſenen Traktat vom 29ſten Dezember 1798 iſt ſtipulirt worden, daß das Corps von 45000 Mann, welches Seine Ruſſiſch-Kaiſerliche Majeſtät zur Unterſtützung der gemeinſchaftlichen Sache ſtellen, beſtimmt ſeyn ſollte, mit den Truppen Seiner Preußiſchen Majeſtät zu cooperiren, wenn dieſer Souverain bewogen werden könnte, ſeine Truppen mit denen Ihrer Majeſtäten zu vereinigen; aber die deswegen von Seiner Brittiſchen und Ruſſiſchen Majeſtät angewandten Bemühungen ſind ohne Erfolg geweſen; und da dieſer Prinz in ſeiner Anhänglichkeit des Neutralitäts-Syſtems verharret, ſo haben die beiden hohen contrahirenden Mächte, um nichts an ihrer Seite zu unterlaſſen, was zum Erfolg der guten Sache beitragen kann, beſchloſſen, daß die 45000 Mann, welche urſprünglich beſtimmt waren, die feindlichen Demonſtrationen Preußens gegen Frankreich zu unterſtützen, gleichwohl gegen den gemeinſchaftlichen Feind da gebraucht werden ſollen, wo es Ihre Majeſtäten für die beiderſeitigen Operationen am vortheilhafteſten halten. Zu dem Ende haben die Bevollmächtigten dieſe Deklarationen unterzeichnet, welche als ein Theil des am 29ſten December 1798 geſchloſſenen Traktats angeſehen werden ſoll. Gegeben zu St. Petersburg, den 29ſten (18.) Junius 1799.

Graf von Kotſchubey.
Graf von Roſtopſchin.
Charles Whitworth.

Convention zwiſchen Großbrittanien und Rußland.

Im Namen der allerheiligſten und untheilbaren Dreieinigkeit!

Se. Majeſtät, der König von Großbrittannien und Se. Majeſtät, der Kaiſer von Rußland, welche zufolge der zwiſchen Ihnen beſtehenden Freundſchaft und Verbindung, und zufolge Ihrer Cooperation im jetzigen Kriege gegen Frankreich ſtets die Abſicht haben, auf alle Art dem Feinde Abbruch zu thun, haben dafür gehalten, daß die Vertreibung der Franzoſen aus den ſieben vereinigten Provinzen und die Befreiung der letztern von dem Joche, unter welchem ſie bisher geſeufzet haben, Ihrer beſondern Erwägung würdige Gegenſtände wären, und da Sie einer ſo wichtigen Abſicht allen Nachdruck geben wollen, ſo weit es möglich iſt; ſo haben Ihre Majeſtäten den Plan einer Convention entworfen, welcher durch alle Mittel in die ſchnellſte Erfüllung gebracht werden ſoll. Sie haben zu dem Ende den Sir Ch. Whitworth von Brittiſcher, und den Grafen Kotſchoubey und Roſtopſchin von Ruſſiſcher Seite ernannt, die nach vorher ausgewechſelten Vollmachten, folgende Artikel abgeſchloſſen haben:

Art. 1. Da Se. Brittiſche Majeſtät glauben, daß obiger Endzweck nicht beſſer erreicht werden kann, als durch die Mithülfe Ruſſiſcher Truppen, ſo haben Se. Ruſſiſch-Kaiſerliche Majeſtät, ungeachtet der ſchon gemachten Anſtrengungen und der Schwierigkeiten, ein andres Heer in der Entfernung von Ihren Ländern aufzuſtellen, zufolge Ihrer ernſtlichen Sorgfalt für das Beſte der gemeinſchaftlichen Sache, ſich bereitwillig finden laſſen, ſiebzehen Bataillons Infanterie, zwei Compagnien Artillerie, eine Compagnie Schanzgräber, und eine Eskadron Huſaren herzugeben, welche in

allem 17593 Mann ausmachen, und zur Expedition nach Holland beſtimmt ſind. Aber da dieſe Anzahl nach dem von Sr. Brittiſchen Majeſtät gemachten Entwurfe nicht hinreichend iſt, und da 30000 Mann zu dieſem Endzweck nöthig erachtet werden, ſo wollen Se. beſagte Brittiſche Majeſtät, von Ihrer Seite 13000 Mann Engliſcher Truppen, oder wenigſtens 8000 Mann ſtellen, wenn dieſe geringere Zahl hinreichend ſeyn ſollte, und worunter eine verhältnißmäßige Anzahl Reuterey ſich befinden ſoll.

2. Dieſes Corps von 17593 Mann mit der nöthigen Artillerie ſoll ſich zu Reval verſammlen, um von da entweder in Engliſchen oder andern von Sr. Brittiſchen Majeſtät in Fracht genommenen Schiffen abgeführt zu werden.

3. Um den Kaiſer von Rußland in den Stand zu ſetzen, dieſe Zahl Truppen zu ſtellen, verſprechen Se. Brittiſche Majeſtät die folgenden Subſidien unter der Bedingung, daß Se. Ruſſiſche Majeſtät das Recht haben ſollen, Ihre Truppen in Ihre Länder zurückzuziehen, wenn durch einen unvorgeſehenen Fall dieſe Subſidien Ihnen nicht gezahlt werden ſollten.

4. Der Betrag und die Beſchaffenheit dieſer Subſidien iſt ſo regulirt worden: 1) Damit dieſe Truppen auf das baldigſte ausgerüſtet und aufgeſtellt werden können, verſprechen Se. Brittiſche Majeſtät, ſobald Sie Nachricht erhalten, daß Sie den Ort ihrer Verſammlung erreicht haben, das iſt zu Reval, und daß ſie zum Embarkiren fertig ſind, die Transportſchiffe mögen angekommen ſeyn oder nicht, die Summe von 88000 Pfund in zwei gleichen Zahlungen für die erſten und dringendſten Koſten zu zahlen: und zwar 44000 Pfund ſobald entweder der commandirende General dieſes Corps, oder der Miniſter in St. Petersburg Nachricht gegeben hat, daß das Corps fertig iſt; die zweite Zahlung, ebenfalls von 44000

Pfund, ſoll drei Monate darauf erfolgen. 2) Se. Brittiſche Majeſtät verſprechen überdem, Sr. Rußiſch-Kaiſerlichen Majeſtät die Subſidienſumme von 44000 Pfund Sterl. jeden Monat zu geben, und das von dem Tage an, da die Truppen fertig ſind. Dieſe ſoll zu Anfang jedes Monats gezahlt werden, und iſt zu den Beſoldungen und dem Unterhalt der Truppen beſtimmt; ſoll auch bis zur Rückkehr der Armee nach den Rußiſchen Häfen in Engliſchen oder andern von England bezahlten Schiffen fortgeſetzt werden.

5. Wenn die Ruſſiſchen Truppen während der Expedition, oder im Falle ihres Ueberwinterns in England, wie hernach gemeldet werden ſoll, oder während der zu machenden Seereiſen, Schwierigkeiten zur nöthigen Lebensunterhaltung in den Maaßregeln, welche die Ruſſiſchen Befehlshaber oder Verordnete dieſerhalb treffen werden, finden ſollten, ſo wollen Se. Brittiſche Majeſtät auf Requiſition des an Ihrem Hofe reſidirenden Ruſſiſchen Miniſters alles nöthige anſchaffen laſſen; und von den gelieferten Lebensmitteln und andern Artikeln ſoll ein genaues Verzeichniß gehalten werden, damit ihr Betrag hernach von den Subſidien abgezogen werde. Dieſe Lebensmittel und Artikel ſind nach dem Preiſe zu bezahlen, welchen der König für ſeine eignen Truppen giebt.

6. Da der Transport von Pferden für die Ruſſiſchen Offiziere, die Artillerie und Bagage viele Schiffe erfordern, und zu Unbequemlichkeiten, beſonders zu einem Verzug, führen würde, welcher der Expedition nachtheilig ſeyn könnte, ſo verbindet ſich Seine Brittiſche Majeſtät, die nöthige angezeigte Zahl von Pferden zu liefern, und an den Ort zu ſchicken, wo die Ruſſiſchen Truppen agiren ſollen, auch während der ganzen Zeit ihres Dienſtes ſie zu unterhalten, bis ſie in die Ruſſiſchen Häfen zurückkehren. Alsdann werden ſie auf die Art untergebracht, als Seine Majeſtät für ſchicklich halten.

7. Im Fall die Ruſſiſchen Truppen nach vollendeter Expedition in Holland, oder weil ſelbige wegen eintretender Umſtände verzögert würde, nicht zu einer günſtigen Jahrszeit in ihre Häfen zurückkehren könnten, ſo wollen Seine Brittiſche Majeſtät ſie in Ihre eignen Häfen aufnehmen, und ſie mit Quartier und andern Bedürfniſſen verſehen, bis ſie bei Eröffnung der Schiffahrt zurückkehren oder zu andern Beſtimmungen gebraucht werden können, je nachdem Ihre Majeſtäten darin übereinkommen werden.

8. Da die Hauptbeſtimmung dieſer Truppen ein ſchneller Angriff auf Holland iſt, wodurch Se. Brittiſche Majeſtät daſelbſt eine günſtige Aenderung zu bewirken gedenken, und da überdies keine beſtimmte Zeit für die Dauer der Subſidien angegeben iſt, und die Ruſſiſchen Truppen nach ihrer Rückkunft in Rußland meiſt in weit entfernte Gegenden zu ihren gewöhnlichen Quartieren geſchickt werden müſſen, und dieſe Märſche große Koſten verurſachen, ſo wollen Se. Brittiſche Majeſtät dieſe Koſten durch zweimonatliche Subſidien gut machen, die vom Tage der Ankunft der Truppen in Rußland anfangen. Se. Ruſſiſch-Kaiſerliche Majeſtät behalten ſich das Recht vor, ohne übrigens eine gewiſſe Zeit zu beſtimmen, dieſe Truppen im Frühjahr 1800 in Ihre Länder zurückrufen zu können, oder wenn ein feindlicher Angriff auf Rußland oder ſonſt ein wichtiger Fall es nöthig machen ſollte; in beiden Fällen ſollen dieſe zweimonatlichen Subſidien ſtatt finden.

9. Da die Expedition nach Holland dieſer Convention ihr Daſeyn gegeben hat, ſo ſoll ſie mit Engliſchen und Ruſſiſchen Truppen bewirkt werden, und jede Parthey in Anwendung und im Commando der Truppen ſich nach dem im Jahre 1795 den 7ten (18ten) Februar zwiſchen beiden hohen Partheyen geſchloſſenen Defenſiv-Allianz-Tractat richten.

Auch wenn ſich Schwierigkeiten zwiſchen den Befehlshabern beiderſeitiger Truppen oder ſonſt finden ſollten, ſo ſollen ſie durch die Stipulationen des beſagten Tractats von 1795, oder des mit dem Hofe zu Wien am 3ten (14ten) Julius 1791 geſchloſſenen Tractats, gehoben werden.

10. Gegenwärtige Convention ſoll von beiden Majeſtäten ratificirt, und in zwei Monaten, vom Tage der Unterzeichnung an, oder eher, wenn es ſeyn kann, ausgewechſelt werden. St. Petersburg, den 22ſten (11ten) Junius 1799.

Graf Kotſchubey.
Graf Roſtopſchin.
Charles Whiteworth.

Kurz vorher war folgende Erklärung des ruſſiſchen Kaiſers an die Stände des deutſchen Reichs in öffentlichen Blättern erſchienen. Man muß ſie mit der erſten dieſer Conventionen im Zuſammenhange denken, und ſo möchte ſich auch daraus eine Hoffnung des Friedens ergeben.

Abſchrift der im Namen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät, des Kaiſers aller Reußen, allen Gliedern des Deutſchen Reichs gemachten Erklärung.

Da Se. Kaiſerliche Majeſtät, der Kaiſer aller Reußen, beſtändig von dem Eifer für die Sache der Souverains beſeelt, den Verwüſtungen und Unordnungen ein Ende zu machen wünſchte, die von dem gottloſen Gouvernement, unter welchem Frankreich ſchweigend ſeufzt, bis in die entfernteſten Länder verbreitet worden! ſo nahm Er den veſten Entſchluß, Seine Land- und Seemacht abzuſchicken, um die unterdrückten

zu unterſtützen, das Königreich Frankreich, ohne die mindeſte Theilung zu laſſen, und die alten Regierungen der Vereinigten Provinzen und der Schweizer Cantons wieder herzuſtellen, die Integrität des Deutſchen Reichs zu erhalten, und Seine Belohnung in dem Wohl und der Ruhe Europa's zu finden. Die Vorſehung hat Seine Waffen geſegnet, und bis jetzt haben die Ruſſiſchen Truppen über den Feind der Thronen, der Religion und der geſellſchaftlichen Ordnung triumphirt."

„Nachdem Se. Kaiſerliche Majeſtät, der Kaiſer aller Reußen, Seine Abſichten und den Ihn leitenden Bewegungsgrund zu erkennen gegeben, ſo richtet Er jetzt dieſe Erklärung an alle Glieder des Deutſchen Reichs, um ſie einzuladen, ihre Macht mit der Seinigen zu vereinigen, um ihren gemeinſchaftlichen Feind aufs baldigſte zu zernichten und auf deſſen Ruinen eine dauerhafte Ruhe für ſie und ihre Nachkommen zu gründen."

„Wenn Se. Kaiſerliche Majeſtät, der Kaiſer aller Reußen, wahrnimmt, daß Sie an Seinen Abſichten Theil nehmen, und ſich um Ihn vereinigen, ſo wird Er, anſtatt Seinen Eifer erkalten zu laſſen, Seine Anſtrengung verdoppeln und das Schwerdt nicht eher in die Scheide ſtecken, als bis Er das Ungeheuer fallen ſehen, welches alle rechtmäßigen Autoritäten zu zerſchmettern drohte. Sollte Er Sich aber Sich Selbſt überlaſſen finden, ſo würde Er Sich genöthigt ſehen, Seine Kriegsmacht wieder nach Seinen Staaten zurückkommen zu laſſen, und eine Sache aufzugeben, die ſelbſt von denen ſo ſchlecht unterſtützt würde, welche an ihrem Triumph den meiſten Antheil nehmen ſollten."

Gatſchina, den 15ten Sept. (a. St.) 1799.

So vorübergehend der Unfall iſt, ſo verdienen doch die häufigen Falliſſements zu Hamburg, die eine faſt allgemeine Stockung im Handel, den unentbehrlichen Organ unſerer Exiſtenz hervorgebracht haben, einiger Erwähnung. Die nächſte Urſach ſei welche ſie wolle, die entferntere liegt in dem monopoliſirenden England. Auch kehren ſchon die Millionen, die dieſes Land über Hamburg aus Deutſchland zog, jedoch in geringerer Maſſe zurück.

Den 23ſten Oktober 1799.

R . . . . .

Berliniſches
Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.

Herausgegeben
von
Rambach und Feßler.

December 1799.

I.

Des Todes Wiegenlied.

Nach Sanders Däniſchem.

Ich habe ein Bettchen ſo dicht und ſo warm,
Drin ſchläft ſich's ſo wohl, wie der Liebſten im Arm;
O ſieh' ſich den fröhlichen Frühling erneuen,
Er wird auf mein Bettchen mir Lilien ſtreuen;
Auch ſingt dir im Hayne die Nachtigall zu:
        Schlaf ſüß und in Ruh!

Ich habe ein Bettchen, ſo dicht und ſo warm,
Da ſtöhret den Schläfer kein weckender Harm;
Sieh' wie ſich der Winter ſo ſtürmiſch erhebet,
Und über mein Bettchen ein Schneegewand webet:
Doch ſchaue gelaſſen dem Tobenden zu,
        Du ſchlummerſt in Ruh!

Digitized by Google

Auf Erden verkennet man Tugend und Pflicht,
Die beſſere Freude, die blühet dort nicht;
Dort täuſcht dich die Hofnung, nie ſtillet dein Sehnen.
Die Liebe, ſie füllt dir den Becher mit Thränen;
Hier lächelt dein Engel; der freundliche Tod
Wehrt jeglicher Noth!

Ermüdeter Wandrer, komm, zage nur nicht,
Dir winket mein Bettchen ſo warm und ſo dicht,
Ich nehm' deine Bürde und theil' deinen Kummer,
Und lulle dich ein in den ſüßeſten Schlummer.
So komm' denn, ich hüll' in mein Bettchen dich ein,
Um glücklich zu ſeyn!

Friedrich Rühs.

Digitized by Google

II.

Ueber die neueſten ſchwediſchen Dichter,

nebſt Skizzen zu einer Geſchichte der ſchwediſchen Poeſie überhaupt.

Die ſchönen Künſte haben zu allen Zeiten einen entſchiedenen Einfluß auf die Cultur und Aufklärung der Nationen gehabt; durch ſie wurden rohe Völker veredelt und Barbaren zu Menſchen gebildet. In den alten Liedern eines Volks iſt ſeine früheſte Geſchichte, ſein urſprünglicher Charakter verborgen. Man hat die Wahrheit dieſer Bemerkungen längſt anerkannt und in neuern Zeiten angefangen, die Geſchichte der Poeſie mit größerem Fleiß, wie vordem, zu bearbeiten. Selbſt die ſo lange vernachläßige nordiſche Literatur hat die Aufmerkſamkeit der ſcharfſinnigſten und gelehrteſten Männer auf ſich gezogen, und was der Strom der Zeit von den Werken der alten nordiſchen Dichter bis zu uns getragen hat, iſt auch in Deutſchland ziemlich allgemein bekannt. Weniger aber ſcheinen es die Erzeugniſſe dieſer Art zu ſeyn, die neuere Zeiten unter dem rauhen, nördlichen Himmel hervorgebracht haben.

Herr D. Jeniſch hat in ſeiner Preisſchrift *) einige, wiewohl ſehr unvollſtändige Nachrichten über die ſchwediſche Dichtkunſt geliefert; und ſo viel dem Verfaſſer dieſer Frag-

*) Man ſehe ſeine philoſophiſch-kritiſche Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens, 1796, S. 242.

mente bekannt iſt, hat man auch in der Folge keine weitere Erläuterungen über dieſen Gegenſtand erhalten, und was dort angeführt wurde, iſt auch nachher in Deutſchland

indicium alio ore

geblieben.

Hoffentlich wird es daher den Freunden der ſchönen Literatur nicht unangenehm ſeyn, in einer beliebten Zeitſchrift einige ausführliche Bemerkungen über die neueſten ſchwediſchen Dichter und den Werth ihrer Arbeiten anzutreffen; es ſchien mir aber, der Vollſtändigkeit wegen, nöthig zu ſeyn, auch einige Nachrichten von ihren Vorgängern mitzutheilen.

Daß aber das, was ich hier liefere, noch hin und wieder einige Unvollkommenheiten und Mängel an ſich tragen mag, wird man um ſo leichter überſehen, wenn man bedenkt, daß der gegenwärtige Aufſatz der einzige Verſuch in dieſer Art ſey, der, meines Wiſſens, in Deutſchland erſchienen iſt.

Erſte Abtheilung.

Skizzen zu einer Geſchichte der ſchwediſchen Poeſie, in neuern Zeiten, vor König Guſtav III,

Unter der Regierung der Tochter Guſtav Adolphs, der der großen und unvergleichlichen Königin Chriſtina, deren hoher, gebildeter Geiſt und ausgezeichnete Talente die Achtung und Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt erweckten, und die die edelſten und vortreflichſten Männer ihres Jahrhunderts um ſich verſammelte, begann der Dichtkunſt in Schweden ein neuer, günſtiger Stern aufzugehn. Bis dahin beſtanden faſt alle poetiſchen Produkte, womit die Schweden ihre Sprache bereichert ſahn, in geſchmackloſen Reimereien, z. B. in den luſtigen

Tragödien des Meſſenius, die nach Art der Reimchronik abgefaßt waren, aber dennoch auf dem Schloſſe zu Stockholm geſpielt wurden, und ähnlichen Arbeiten *).

Georg Stiernhielm war der erſte, der griechiſche und lateiniſche Versmaaße der ſchwediſchen Sprache anzupaſſen ſuchte und die Alten zu ſeinen Muſtern wählte. Er war 1598 gebohren, wurde wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Verdienſte zu mehreren wichtigen Aemtern befördert und ſtarb als Kriegsrath zu Stockholm, im Jahr 1672. — Obgleich ihn manche Unglücksfälle verfolgten, verließ ihn doch nimmer ſein Frohſinn, und er ſchlug daher auch zu einer Inſchrift über ſein Grab die Worte vor:

Vixit dum vixit laetus.

Sein vorzüglichſtes Gedicht, Herkules, beſteht aus fünfhundert ein und dreißig meiſterhaften Hexametern, und wurde zum erſtenmale zu Upſala 1653 gedruckt. Ueberdieß findet man von ihm auch einige Ballette, ebenfalls in reimfreien, nach den Alten gebildeten Versarten; nebſt einigen lyriſchen und ſcherzhaften Gedichten. Alle ſeine poetiſchen Werke ſind

*) In den ältern Zeiten mögen allerdings noch einzelne beſſere Arbeiten gefunden werden; ſelbſt einige Stücke der Reimchronik ſollen nicht ohne poetiſchen Werth ſeyn. Aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts iſt ein für die ſchwediſche Sprache ſehr wichtiges Werk übrig, das den unglücklichen Reichsmarſchall Torkel Knutſon zum Verfaſſer haben ſoll, Konunga- och Höfdinga- Styrelse, (Unterricht für Könige und Fürſten) und ſowohl in Hinſicht auf die Sprache als den Inhalt mit den beſten Ueberbleibſeln der römiſchen Beredſamkeit verglichen wird. M. ſ. Dalins ſchwediſche Reichsgeſchichte, S. 240. — Allein ſolche ſeltene Erſcheinungen können mein obiges Urtheil nicht widerlegen. Alle dieſe Gegenſtände, ſo wie die alten Sagen, ausführlicher abzuhandeln, werde ich in einer nordiſchen Culturgeſchichte, die ich zu bearbeiten denke, mehr Gelegenheit finden.

unter dem Titel: Musae Suethizantes, 1663 zuſammen herausgekommen.

Energie und poetiſchen Geiſt kann man ihm nicht abſprechen; ſein Styl — einige rohe Stellen hin und wieder ausgenommen — iſt im Ganzen ſtark und edel; es fehlt ihm aber, wie mir däucht, ein gewiſſes Gefühl des Schicklichen; ſo mahlt, z. B. die Wolluſt, die den Herkules an ihren Wagen feſſeln will, dieſem mit lebendigen Farben alle Vergnügungen vor, an denen ſich die Bonvivants des ſechzehnten Jahrhunderts zu ergötzen pflegten, und ähnliche Verſtöße gegen das Coſtume findet man häufig bei ihm. In dieſer Hinſicht aber iſt jenes Gedicht noch als ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Sittengeſchichte jenes Zeitalters zu gebrauchen *).

Der Einfluß, den die deutſche Sprache ſchon vorher auf das ſchwediſche Idiom gehabt hatte, wurde um dieſe Zeit, theils durch die Regenten aus dem Hauſe Zweibrücken, die jetzt den ſchwediſchen Thron beſtiegen, theils durch die aus dem dreißigjährigen Kriege zurückkehrenden Truppen immer größer und wichtiger; ſie wurde nicht nur Hofſprache, ſondern auch ſchwediſche Dichter bedienten ſich derſelben zu ihren Arbeiten. Mit welchem Glücke wird man aus einigen Proben, die ich nachher mittheilen werde, ſelbſt am beſten beurtheilen können.

Samuel Columbus, ein Sohn des Probſtes Jonas Columbus, war ein Freund und Schüler Stiernhielms. Er kam 1658 nach Upſala, wo er ſich nicht nur in den Wiſſen-

*) Wer dieſes vortreffliche Gedicht aufmerkſam durchlieſet, wird es nicht wunderbar finden, daß König Carl X, dem es vorgeleſen wurde, am Schluſſe fragte: „iſt es nicht länger?“ noch daß Algarotti, während ſeines Aufenthalts in Schweden, geſonnen war, es in's Italiäniſche zu übertragen.

ſchaften zu vervollkommnen ſuchte, ſondern auch ſein poetiſches Talent übte. Er ſtarb im Jahr 1679 zu Stockholm. Seine Werke erſchienen 1687 zum andernmahl zuſammengedruckt.

Ein größeres Gedicht von ihm heißt bibliſche Welt, unter ſeinen übrigen Arbeiten zeichnet ſich beſonders ein Geſang an die Liebe aus. In der angezeigten Sammlung finden ſich auch mehrere deutſche Gedichte von ihm, die an Correktheit und Nachdruck mit den Werken vieler damaliger vaterländiſcher Dichter wetteifern können. Zur Probe will ich einige Stellen aus denſelben ausheben.

Ein größeres didaktiſches Gedicht, unter dem Titel Radriik, oder Anweiſer zur Tugend, iſt von ihm 1676 zu Leipzig geſchrieben, und enthält eine Reihe von Sentenzen, die aber doch in einiger Verbindung mit einander ſtehn; z. B.

V. 2. Es wird dir kommen manches Licht
Sehr angenehm in dein Geſicht;
Du aber ſchaue wohl dabei,
Ob dieſes nicht ein Irrwiſch ſey.

V. 3. Und wenn dir klingt ein Saitenſpiel,
Denk' an dein vorgeſetztes Ziel,
Geh' ſtets der Tugend feſten Gang,
Laß fahren den Sirenenklang.

V. 15. Steh feſt und traue nicht zu viel
Des ungewiſſen Glückes Spiel,
Es iſt um einen Wurf geſchehn,
So kann das Spiel verlohren gehn.

V. 16. Wo aber die Nothwendigkeit
Erzwinget von dir Kampf und Streit,
So hilft dir die Verzagtheit nicht;
Das kleinſte Thier für's Leben ficht.

V. 40. Die Tugend geht mit Luſt zur Ruh,
Und bringt den Tag mit Freuden zu;
Denn all' ihr Thun und Augenſpiel
Steht immer auf ein gutes Ziel.

Aus einem Gedichte, das er nach einer Gedankenvertiefung, wie die Ueberſchrift ſagt, verfertigt hat:

V. 1. Die ſchwarzgewölkte Nacht iſt nun vorübergangen,
Die Morgenröthe kommt mit ihren Purpurwangen;
Die Welt iſt offenbar und mein Gemüte frei
Des arbeitvollen Jochs der ſchweren Phantaſei.

V. 2. Der ſchweren Phantaſei, die mich ſo heftig plagte,
Mit ſelbſt erfundnen Tand mein blödes Herze plagte;
. . . .
. . . .

V. 3. Ich dachte bei mir ſelbſt, wie reimt ſich dies zuſammen?
Warum ſind aufgeſteckt ſo übrig viele Flammen,
Am blauen Himmelsdach? Iſt dies und jenes recht,
Daß einem geht zu wohl, dem andern allzuſchlecht.

V. 4. Iſt wohl ein weiſer Herr, der alles dies regieret,
Da man doch hier und dort nichts als Verwirrung ſpüret?
Gleich wie am Firmament die Stern' in Ordnung ſtehn,
So wollt' ich daß die Welt ſollt unverändert gehn.

V. 5. Iſt auch ein Theil des Volks zur Seeligkeit erkohren
Und wiederum ein Theil der Menſchenſchaar verlohren?
Wer mögen die auch ſeyn? O allzufrecher Rath,
Der in des Höchſten Recht ſo kühnen Eingriff that!

V. 6. Verzeih' mir, großer Gott, mein frevelndes Beginnen,
Es war der Unverſtand, die Schwachheit meiner Sinnen,
u. ſ. w.

Hier noch ein kleines Epigramm:

Sey freudig mein Gemüt, weil dir die Sonne ſcheint,
  Aus übergroßer Sorg' hat oft ſich Noth entſponnen;
Es lächelt Democrit und Heraclitus weint,
  Was iſt's, das dieſer mehr, als jener, hat gewonnen? *)

Nächſt dieſen zeichnet ſich unter den Dichtern des vorigen Jahrhunderts noch Laſſe Johannſon, oder, wie er ſich ſelbſt nennt, Lucidor der Unglückliche, aus. Er ſoll ein natürlicher Sohn des Admiral Strußhielm, oder, wie andre ſagen, eines Grafen Wrangel, geweſen ſeyn. Noch als Student hatte er ſich mit einem jungen, adlichen Frauenzimmer in eine zu innige Vertraulichkeit eingelaſſen, die nicht ohne ſichtbare Folgen blieb. Zu den damaligen Zeiten galt eine Uebereilung dieſer Art für ein großes Verbrechen, welches mit einer ſchweren Strafe abgebüßt werden mußte. Allein ſowohl die Aeltern des Mädchens als auch das Hofgericht, von dem in dieſer Sache ein Urtheil gefällt werden ſollte, verwandten ſich für den unglücklichen Dichter, und empfahlen ihn, ſeiner ausgezeichneten Talente wegen, der Gnade des Königs; ſeine Strafe ward auch gemildert, und er wurde nur angehalten ſeine Geliebte zu heirathen, zugleich aber auch aus Schweden auf zwei Jahre verwieſen; nach dieſer Zeit ſtand es ihm frei wieder zurückzukehren.

*) Bei der Beurtheilung dieſer und der nachfolgenden Proben, bitte ich nicht zu vergeſſen, daß ſie aus einem Zeitalter ſind, in dem man Reimkunſt und Poeſie nur zu leicht verwechſelte, und in Deutſchland ſelbſt erſt die Morgenröthe eines beſſern Geſchmacks zu dämmern begonnen hatte; und in dieſer Hinſicht verdienen obige Verſe, wie mich dünkt, als Werke eines Ausländers, wenn auch nur in der Geſchichte der Dichtkunſt, immer mit Achtung bemerkt zu werden.

Manche unangenehme Vorfälle, woran er aber größtentheils ſelbſt Schuld geweſen zu ſeyn ſcheint, verbitterten ihm ſein Daſeyn, und gaben ihm Gelegenheit zu dem obengedachten Beinamen. Im Jahr 1674 wurde er auf einem Weinkeller, von einem Lieutenant erſtochen. Seine ſchwediſchen Lebensbeſchreiber ſagen von ihm: „daß er der Nüchternheit und der Keuſchheit am wenigſten geopfert, und beſtändig den Becher zur Hand gehabt habe, wenn ihn die Begeiſterung ergriffen.“

Seine Gedichte ſind unter dem Titel: Helicons Blumen, gepflückt und bei verſchiedenen Gelegenheiten ausgetheilt, von Lucidor, dem Unglücklichen, 1688. 4. zu Stockholm herausgekommen. Sie beſtehn größtentheils, nach der Sitte jener Zeit, aus Gelegenheitsgedichten, und ſind in folgender Ordnung zuſammengeſtellt: I. Hochzeitgedichte; II. Glückwünſche, unter denen ein Gedicht an Mylord Charles Howard, Grafen von Carlisle, damaligen engliſchen Miniſter in Stockholm, befindlich iſt, worin eine Unterredung der Götter vorkommt: Jupiter redet lateiniſch, und, wie mich dünkt, von allen am beſten; Neptun engliſch, Aeolus holländiſch, Mars ſchwediſch, Apollon italiäniſch, Phöbus franzöſich und Mercurius deutſch *). III. Grabſchriften.

*) Nachdem er ſeinen Helden übermäßig gelobt, ihn mit dem Mars und Apollon verglichen, und dieſen ſogar vorgezogen hat, beklagt er die Abreiſe deſſelben von Schweden, in folgenden — die holprichte Sprache abgerechnet — ziemlich glücklichen Zeilen:

Who knows our harvest? we knew nevermore
Such pleasant weather any year before;
The fields, seas, woods, and all the beast were glad;
Now mourn they all, the very rocks are sad;
The trees have, since Carlisle for England goes,
Leaving the green, put on their mourning cloths,

Nach dieſer Abtheilung folgt noch ein Anhang, worin ein größeres, unvollendetes Geſpräch, zwiſchen Phillis und Anna, über die Pflichten eines Mädchens, nebſt einigen andern Gedichten, vorkommt. IV. Weltliche Lieder. V. Geiſtliche Lieder, die er, wie ſich ſein Biograph ausdrückt, in lucidis intervallis hervorgebracht hat, und von denen auch einige in das ſchwediſche Geſangbuch aufgenommen worden ſind. Das Geſpräch zwiſchen dem Tode und einem ſichern Menſchen, iſt unter dieſen eines der beſten Stücke.

Seine lyriſchen Gedichte ſcheinen mir die vorzüglichſten ſeiner Arbeiten zu ſeyn; allen ſieht man es aber an, daß ſie im Augenblicke der Empfängniß niedergeſchrieben ſind: — alle ſind der Feile bedürftig.

Zur Probe will ich, da vielleicht ein großer Theil des Publicums mit der ſchwediſchen Sprache unbekannt ſeyn dürfte, auch aus ſeinen deutſchen Gedichten einige Stanzen einrücken.

Aus einem Hochzeitgedichte:

Chor der Himmelsgötter.

Komm', Hymen, komm zu unſerm Tanz,
Das große Sonnenlicht

The heaven self in this our northern spheres
For your departure will rain floods of tears, u. s. w.

Hierauf erzählt der Dichter, daß Hermes ihm auf dem Helicon jenes Göttergeſpräch vertraut habe, und ſchließt damit, daß die Olympier einmüthig beſchloſſen hätten, alle den Grafen von Carlisle nach den Geſtaden Albions zu begleiten. — Bei dieſer Gelegenheit will ich noch bemerken, daß Laſſe Johannſon in ſieben verſchiedenen Sprachen Poeſien geſchrieben habe, die aber natürlich nicht alle gleich vollendet ſeyn können, und oft nur der damaligen Mode, durch Sprachkenntniſſe glänzen zu wollen, ihr Daſeyn zu danken haben.

Weicht deiner hellen Fackel Glanz,
Und Cynthia verhüllt für Scham
Ihr Angeſicht.

Chor der Feldgötter.

Komm', Hymen, laß der Städte Pracht,
Komm' zu uns auf das Feld:
Es liebt, es herzt, es ſcherzt, es lacht
Ein Schäfer hier, wie in der Burg
Ein Held!

Aus einer Elegie:

Was ſind ſchöne Wangen,
Was iſt Ehr' und Prangen,
Was iſt Gold und Geld?
Alles muß verſchwinden,
Alles bleibt dahinden
In der langen Welt.
Sie muß ſelbſt mit ihrem Schein
In ein Grab, in Nichts hinein.

Kann denn auf der Erden
Nichts gefunden werden,
Das beſtändig bleibt?
Nichts als nur die Tugend,
Die der Nachwelt Jugend
An die Sterne ſchreibt:
Tugend, Tugend, die beſteht,
Wenn das große All vergeht;

Aus ſeinen Liedern:

Hat mein vermeßner Mund gefehlt,
So ſoll mein Mund zur Strafe ungezählt
Dein ſchönes Lippenpaar,

Das ich erwählt
Zu meinem Bußaltar,
Beküſſen tauſendmal,
Und fehl' ich eins, ſo küß' ich ſonder Zahl.
Weg denn Sorgen und Verdruß,
Dies ſey auf meine Buß
Der erſte Kuß! — —

Aus einem andern:

Bedenke doch, bedenke doch,
Wie lang' ich bin gequält
Und nunmehr faſt entſeelt
Von bittern Schmerzen;
O Angſt, o Qual, o Pein,
Die mir mein Herz entherzen,
Daß ich nicht ſelbſt mehr mein
Muß todt im Leben ſeyn!

An dieſen wenigen Proben kann es zu meinem Zweck genug ſeyn. Ich habe dieſe Stellen unverändert, wie ſie mir am erſten vorkamen, ausgehoben; es wäre freilich eine geringe Mühe geweſen, ſie zu moderniſiren; auch hätte ich bei mehrerem Nachſuchen leicht beſſere Strophen auffinden können; allein ich hielt es für beſſer, die alten Dichter ſo zu geben, wie ſie ſind, ohne ſie mit fremden Federn zu ſchmücken, oder in ihren Sonntagskleidern aufziehn zu laſſen.

Beinahe um dieſelbe Zeit, wie in Deutſchland, nimmt eine glücklichere Epoche für die Dichtkunſt auch in Schweden ihren Anfang. Opitz war ein Jahr früher gebohren, als Stiernhielm *).

*) Bekanntlich den 23ſten December 1597, ſtarb aber weit früher, wie dieſer, den 20ſten Auguſt 1639.

Die angeführten Dichter ſind lange nicht die einzigen; da aber von ihnen die Bahn gebrochen, und ſie noch jezt als die Wiederherſteller des beſſern Geſchmacks von ihren Landsleuten geehrt werden; ſo ſchien es mir nöthig, ſie etwas genauer zu characteriſiren: Nachahmer und Gelegenheitsdichter entſtanden jezt, wie es überall zu gehen pflegt, in großer Anzahl. Ihre Werke hat die Vergeſſenheit begraben, und ſind kaum dem ängſtlichen Literator bekannt.

Einige Dichter aber aus dem Ende des vorigen und dem Anfange des jezigen Jahrhunderts; auf denen ein beſſerer Genius ruhte, und die ſich rühmlich vor dem großen Haufen der Reimer auszeichnen, will ich wenigſtens namentlich anführen, Dalſtierna, Linſchöld, Eld, Runius, Sophia Bremner, Haquin Spegel, der beſonders wegen eines Hymnus an Gott, vor einem größeren geiſtlichen Gedichte, Gottes Werke und Ruhe, berühmt iſt, und einige andre.

„Wir verachten, heißt es in einem ſchwediſchen belletriſtiſchen Journal *), unſre ältern Dichter zu ſehr. Sie ſind nicht ſo polirt, aber oft origineller als die neuern. Man muß ſie leſen, um die Fortſchritte der Sprache und des Geſchmacks in den verſchiednen Zeitaltern kennen zu lernen.“

Der kriegeriſche Geiſt, der den König Carl XII beſeelte, die beſtändigen Feldzüge, die ſeine ganze Sorgfalt auf ſich zogen, und die Stimmung, die die von ihm beherrſchte Nation annahm, konnten den ſchönen Künſten unmöglich günſtig ſeyn. Ein Dichter aber, der um dieſe Zeit ſchrieb und den man mit einigen ſeiner Landsleute den ſchwediſchen Boileau nennen kann, Samuel Triewald, verdient hier ausgezeichnet zu werden.

*) Man ſehe Svenske Parnassen, 1785. S. 284.

Er war 1688 gebohren, kam in hollſteiniſche Dienſte und ſtarb zu Kiel im Jahr 1743. Seine Gedichte ſind 1765 zu Stockholm in Octavo zuſammen herausgekommen. Die meiſten beſtehn aus wenig oder ſelten glücklichen Ueberſetzungen; allein als Satyriker, beſonders gegen die ſchlechten Poeten, iſt er Original, und in dieſer Hinſicht würde man ihm mit Unrecht eine Stelle unter den ſchwediſchen Dichtern verweigern. Allein nach dieſer Ehre ſcheint er ſo wenig geſtrebt zu haben, daß man Juvenals Worte: „facit indignatio verſus“ mit Recht auf ihn anwenden kann.

Seine Satyren ſind oft witzig, bisweilen freilich etwas plump; ſeine Sprache iſt im Ganzen gut und kräftig; und überall trift man wahre und richtige Züge, die auch noch zu unſern Zeiten treffend genannt werden können, ſo z. B. ſagt er von den allzeit fertigen Reimern:

„Wie iſt der Worte Schwall an Kraft und Inhalt bloß,
Bei ihrem Ueberfluß iſt doch die Armuth groß!“ *)

Es iſt Schade, daß er ſo wenig geſchrieben hat, und ſobald in einigen, ſehr ſarkaſtiſchen, Gedichten von den Muſen Abſchied nimmt: „ich will nicht, ruft er aus, von der Hippocrene trinken, woraus jeder Unverſtändige ſchlürfen und den Namen eines Dichters führen will; wenn er bei einer Leiche hohle Reime geſtammelt, oder bei einer Hochzeit ſich eine Mahlzeit erſungen hätte, ſo würde ich von ihm hören müſſen: Guten Tag, Herr Camerad!“ **)

*) Af ord en myckenhet, af ſaker intet grand,
Och i hans öfverflöd man ſtörſta armad ſan.

**) Ich habe die oben angegebene Ausgabe ſeiner Gedichte, die den Titel führt: Läre-ſpun uti ſvenſka Skalde-Konſten, (Verſuche in der ſchwediſchen Dichtkunſt,) nicht ſelbſt erhalten können; meine Nachricht von

Die Ruhe, welche Schweden unter den nachfolgenden, durch den Ariſtocratismus beſchränkten Königen genoß, und die Liebe, die einige derſelben zu den ſchönen Künſten nährten, bereiteten ihnen ein beſſeres, glücklicheres Loos. Unter den Dichtern, die ſich in der Mitte unſres Jahrhunderts um die Kunſt ſowol, als um die Sprache verdient machten, ſtrahlen, wie leuchtende Sterne, Dalin, Mörks und Frau Nordenflycht.

Olof von Dalin (geboren im Jahr 1708, Hofkanzler und Ritter vom Nordſternorden, ſtarb den 12. Auguſt 1763) iſt dem Auslande als Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes bekannt. Seine, auch ins Deutſche überſetzte, ſchwediſche Reichsgeſchichte ſchrieb er auf Verlangen der Stände, wurde aber durch den Tod verhindert, ſie zu vollenden. Eine Wochenſchrift — Argus — die er herausgab, wurde von ſeinen Mitbürgern mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen, und machte ihren Verfaſſer bekannt und beliebt.

Seine ſämtlichen kleineren Schriften ſind in ſechs Octavbänden 1767 zu Stockholm zuſammen gedruckt, und eine neue Auflage ſeiner poetiſchen Arbeiten erſchien ebendaſelbſt 1782 und 1783 in zwei Bänden.

Zuerſt findet man geiſtliche Gedichte, worunter die Gedanken über Gottes Vorſehung ſich durch harmoniſche Verſification, durch innige Empfindung, und oft durch erhabne Stellen auszeichnen; auch die Ueberſetzung des Popeſchen allgemeinen Gebets iſt ihm ſehr gelungen. Dann folgt eine Menge Gelegenheits-

ihm habe ich aus einer weitläuftigen, mit Auszügen begleiteten, Recenſion ſeiner Werke in der angeführten Zeitſchrift: Svenſke Parnaſſen, 1784, S. 265 f. f. genommen.

heitsgedichte, fröhlichen und traurigen Inhalts; unter beiden Gattungen befinden ſich Stücke, die noch jetzt gefallen können; z. B. einige Lieder am Todestage Carl XII, und mehrere. — Das Gedicht: die ſchwediſche Freiheit, in vier Geſängen, wurde bei ſeinem erſten Erſcheinen mit lauter Bewundrung belohnt. Unſtreitig gehört dieſes Stück zu den beſten Werken, die Dalin hervorgebracht hat.

Auch für das ſchwediſche Theater hat er gearbeitet, nemlich den Neidiſchen, ein Luſtſpiel in Proſa und in drei Aufzügen; und Brynilda, oder die unglückliche Liebe, ein gereimtes Trauerſpiel in drei Aufzügen. — Ueberdieß hat er ſehr viele kleinere Aufſätze, in Verſen ſowohl als in Proſa, ernſthaften und ſcherzhaften Inhalts, wiewohl von ungleichem Gehalt, geliefert, unter denen ſich aber ſehr witzige und gefällige Poeſien befinden.

Im Jahr 1753 ſtiftete die Königin Louiſe Ulrike die Ritterhetsacademie (Academie der ſchönen Redekünſte); ihr Gemahl, König Adolph Friedrich, verfertigte die Statuten derſelben. Dalin war ihr erſter Secretär, und hat dem erſten Bande der von ihren Mitgliedern herausgegebenen Schriften, eine kurze Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften in Schweden vorgeſetzt, die man auch in (Schlözers) neueſter Geſchichte der Gelehrſamkeit in Schweden, Stück II, (1757) S. 282 ff. überſetzt antrifft. — Bis 1783 erſchienen von den Arbeiten dieſer Academie vier Bände in 8. Nachher gab König Guſtav III ihr eine andre Form, wovon ich in der Folge weitläuftiger reden werde.

Die epiſchen Romane des Predigers in Bro und Loſſa, J. H. Mörks *), oder, wie er ſie ſelbſt nennt, Hielteſagor,

*) Er war gebohren in Stockholm 1714, und ſtarb 1763; ein annus fatalis für die ſchwediſchen Dichter.

die nach Art des Telemach abgefaßt ſind, werden noch jezt für klaſſiſche Muſter in der ſchwediſchen Proſa gehalten. Sie heißen Adalrik und Gothilde (1742 und 1743. II. 4.) und Thecla (1748 — 1758. III.) — Sein Gemälde eines wahren Helden gewann 1755 den von der Academie ausgeſetzten Preis. Auch ſeine übrigen poetiſchen Arbeiten, z. B. die Einigkeit, zeugen von einem ädlen und feurigen Genie. —

Hedwig Charlotte Nordenflycht war den 20ſten November 1718 geboren, und ſtarb den 29ſten Junius 1763, auf einem Landguthe bei Upſala, wohin ſie ſich begeben hatte, um in ungeſtörter Ruhe an ihren Gedichten arbeiten zu können. Sie hat ſich durch ihre Stärke, inhaltreiche Kürze, und glückliche Ueberwindung des Mechanismus der Poeſie, vortheilhaft ausgezeichnet. — Die neueſte Ausgabe ihrer Arbeiten iſt von Johann Fiſcherſtröm 1778 in 8. herausgegeben, und 1781 von neuem aufgelegt. Man findet darin Hirtengedichte, Lieder, heroiſche, ſatyriſche und epigrammatiſche Gedichte. Ihre Vertheidigung des weiblichen Geſchlechts gegen Rouſſeau wird beſonders gelobt. Intereſſant iſt auch ihre poetiſche Charakteriſtik aller, bis auf ihre Zeit, bekannten ſchwediſchen Dichter. Die Kunſtrichter ihres Landes pflegen ſie die ſchwediſche Sappho zu nennen.

Manche Dichter, die ſich in der Folge den Beifall und die Liebe ihrer Nazion erwarben, bildeten ſich in dieſer Periode, und erweckten durch ihre jugendlichen Verſuche die Hofnung ihres Volks. Ihre glänzende Zeit aber fällt in die Tage König Guſtav III, der ſich um die Cultur des Geſchmacks in ſeinen Staaten unſterblich verdient gemacht hat. Unter ihm entſtanden viele vortrefliche Dichter, von denen ich nächſtens ausführlichere Nachrichten mittheilen werde.

Greifswalde. Friedrich Rühs.

III.

Ueber den Hang zu verbotenen Dingen.

Die Bemerkung des römiſchen Dichters:

Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata;

enthält mehr als einen Sinn, und muß auf mehr als eine Art beſtimmt werden, wenn man die Urſachen dieſer Thatſache erforſchen will. Sie ſagt einmahl: wir trachten gern nach verbotenen Dingen, insofern ſie unſern ſinnlichen Begierden, Gewohnheiten oder Leidenſchaften entgegen ſtehen. In dieſem Verſtande iſt die Urſache der Erſcheinung offenbar.

Sie ſagt zweitens; wir ſtreben gern nach verbotenen Dingen, weil ſie verboten ſind, ſo daß das Verbot ſelbſt uns einen Reiz giebt, Dinge zu begehren, an die wir ſonſt nie gedacht hätten, oder die uns gleichgültig geblieben wären. In dieſem Sinn iſt die Urſache nicht ſo offenbar, ja es ſcheint Anfangs widerſinnig, daß ein Verbot uns zu ſeiner Uebertretung allein reizen ſollte.

Auch ſo genommen, läßt ſie mehrere Beſtimmungen zu, und jede derſelben hat ihre eigenen Gründe. Wir wollen ſie nach einander in Erwägung ziehen, um das Sonderbare dadurch mehr aufzuhellen, und das Anfangs Unglaubliche durch Aufdeckung ſeiner Quellen, glaubhaft zu machen.

Einmal kann hiermit geſagt werden, daß wir eine beſondere Neigung haben, Gebote anderer Menſchen, der Eltern z. B. oder Vorgeſetzten, ſelbſt Geſetze im Staate, zu übertre-

ten, bloß weil ſie Gebote ſind. Daß dies bei allen Befehlen willkührlicher, uns ſchon vorher gehäßiger Macht der Fall iſt, begreift ſich ſehr bald; denn jeder wünſcht die Feſſeln zu zerreißen, die ihm eine verhaßte Gewalt auflegt. Die Befehle von verachteten Aufſehern, von nichtgeliebten Eltern, von zu ſtrengen Obrigkeiten, werden von Untergebenen, Kindern und Unterthanen auf alle Weiſe zu umgehen geſucht.

Zweitens kann damit gemeint ſeyn, daß auch Verbote von geliebten und geachteten Obern; Verbote deren heilſamen Zweck man erkennt, ſelbſt Verbote der eigenen Vernunft, von deren Wahrheit und Nützlichkeit man überzeugt iſt, bloß weil ſie Verbote ſind, einen Hang zur Uebertretung, und einen beſondern Reiz, ihnen nicht zu folgen, in ihrem Geſetze haben; das iſt gerade das Auffallende und Anfangs Unglaubliche in dieſer Bemerkung, welches aber dennoch jeder durch einige genauere Selbſtprüfung, oder durch einige Blicke auf fremde Erfahrungen nicht umhin kann als wahr anzuerkennen.

Hiervon giebt es mehrere Urſachen. Menſchliche Gebote zu übertreten, ſetzt in den meiſten Fällen einen vorzüglichen Grad von Schlauheit, von Liſt, und Verſchlagenheit voraus, damit es nicht entdeckt werde. Es gehört in vielen Fällen auch ein beſonderer Grad der Kühnheit und des Muthes dazu, ſich über ſie hinweg zu ſetzen, und die entgegengeſtellten Hinderniſſe zu beſiegen. Es iſt endlich in den meiſten Fällen mit großen Schwierigkeiten verknüpft, den angedrohten Folgen und Strafen ſich zu entziehen; jede Gelegenheit und Umſtände dergeſtalt abzuwarten oder zuſammenzupaſſen, daß man nicht ertappt oder überwieſen werden könne. Feurige, muthvolle Jugend, vorzüglich Geiſtesgaben an Klugheit, Behendigkeit und Liſt, heftige kühne Begierden, machen daher, daß

man an der Ueberſchreitung der Gebote, ſelbſt geliebter und geachteter Menſchen, einen beſondern Reiz findet, und daß das Vergnügen, ſich ſelbſt wegen ſeiner Kühnheit und ſeiner Liſt preiſen, ſich der überwundenen Schwierigkeiten erfreuen zu können, zur Hintanſetzung der Verbote, bloß weil ſie Verbote ſind, uns raſtlos antreiben. Gegen dieſe Reize verſchwindet die Hochachtung und die Liebe gegen die Urheber des Verbotes; ja wir hoffen dieſen keinen Eintrag zu thun, weil unſere feinere Liſt alle Entdeckung verhüten ſoll.

Menſchen von höherer Thätigkeit finden alles, was ſie auf den gewöhnlichen und erlaubten Wegen erlangen können, viel zu unſchmackhaft und reizlos, um darnach zu trachten, weil es ihnen nicht Beſchäftigung, Anſtrengung, und mithin Unterhaltung genug gewährt; dieſe ſuchen alles was mit Gefahren, Schwierigkeiten und großen Hinderniſſen verknüpft iſt, und ſie haben nicht Unrecht, weil in der That überwundene Schwierigkeiten den Genuß in jedem Falle erhöhen, und weil die Anſtrengung von mancherlei Gemüths- und Körperkräften, um die Schwierigkeiten zu bezwingen, an ſich ſelbſt nicht gemeines Vergnügen gewähren. Hat nun einmal einer dieſe Geſinnung angenommen, und auf die Beſiegungen von Schwierigkeiten zu hohen Werth geſetzt, ſo daß er überall mit ihnen kämpfen muß, um irgend eine Sache reizend zu finden; ſo wird auch für ihn das Verbot ſelbſt ein Reiz zur Uebertretung, beſonders wenn es die Erlangung des Verbotenen ſehr ſchwer macht.

Hierzu kommt bei manchen ein hoher Grad von Neugier: wenn ſie nemlich mit dem Verbotenen noch gänzlich unbekannt ſind. Sie erwarten in ihm etwas ganz ungewöhnliches, einen außerordentlichen Anblick, oder einen andern ganz

auszeichnenden Genuß; dieſe Neugier reizt ſie unaufhörlich, und ſie raſten nicht, bis ſie dem Gebote zuwider, die Erfahrung ſelbſt gemacht haben. Das Unbekannte mahlt die Phantaſie mit reizenden Farben, und dichtet ihm mancherlei ſeltene Eigenſchaften an.

Das wäre alſo noch ſehr begreiflich; aber daß auch Verbote der Vernunft, wo wir alſo von der Schädlichkeit der Ueberſchreitung ſelbſt überzeugt ſind, zum Gegentheile reizen, das ſcheint beinahe allen Glauben zu überſteigen. Gleichwol geſchieht auch dies, und es wird nicht ſchwer ſeyn, bei einiger ſchärferer Erwägung der ſonderbaren Labyrinthe unſers Herzens, davon die Urſachen zu entdecken.

Zuerſt giebt es Menſchen bei welchen durch ungebundene Freiheit in der früheſten Jugend, und mittelſt ihres eigenthümlichen ſehr energievollen Charakters, der Hang zur Freiheit eine ſolche Stärke gewonnen hat, daß er ſchlechterdings alle Feſſeln ausſchlägt, und ſelbſt von der Vernunft ſich nicht will hofmeiſtern laſſen. Dieſe wollen durchaus alle ihre Einfälle, alle ihre Gelüſtungen ausführen, können keinen Widerſtand dulden, und wenn die Vernunft ſich unterfängt Gegenreden aufzuſtellen, und durch fremde Verbote ergehen zu laſſen: ſo wird ſie abgewieſen, und ſelbſt dieſe Gegenreden werden ein Antrieb mehr, jenen Einfällen zu folgen. Die Vernunft ſcheint ſolchen eine närriſche, übellaunigte alte Matrone, welcher man durch den Sinn fahren, und die man durch Hintanſetzung ihrer Verbote zum Stillſchweigen bringen muß.

Zweitens hat der Contraſt, oder die Entgegenſetzung den Erfolg allemahl, daß er den Vorſtellungen, welchen irgend ein ſonſtiger Reiz anklebt, einen erhöhten Reiz mittheilt, indem er uns veranlaßt, an dieſen Reiz lebhafter, anhaltender,

zu denken, und ihm dadurch eine neue Stärke zu geben. Was man vergeſſen will, behält man eben darum meiſtens am allererſten. Indem man ſich vornimmt, es nicht zu behalten, und Mühe anwendet es aus den Gedanken zu entfernen, kann man nicht umhin es öfter zu wiederholen, durch den Gegenſatz es ſich zu vergegenwärtigen, und ſo dem Gedächtniſſe tiefer einzuprägen. Eben ſo, was man wegen erkannter Schädlichkeit nicht thun ſoll, daran denkt man durch die Bemühung vom Nachtheile ſich zu überführen, und ihn ſich recht lebendig vorzuſtellen, öfter; ſtellt ſich die dazu reizenden Umſtände, gleichfalls öfter und lebhafter vor, und giebt dieſen Reizen eine Gewalt die ſie ohne ſolche Bemühung nicht gehabt hätten.

Was die Vernunft verbietet, hat immer einigen ſinnlichen Reiz, ganz gleichgültige Dinge hat ſie nicht nöthig ausdrücklich zu verbieten, weil zu ihnen kein Antrieb in uns vorhanden iſt. Dieſer Reiz iſt von verſchiedener Art, und es giebt daher mehrere beſondere Urſachen, durch die ein Gebot der Vernunft, bloß als ſolches, uns zur Uebertretung antreibt.

Oft iſt es die oben ſchon erwähnte Neugierde. Die Vernunft beweiſt uns, daß gewiſſe Empfindungen oder Genüſſe, die wir noch nicht verſucht haben, ſchädlich ſind, oder wenigſtens von unangenehmen Eindrücken begleitet werden. Das Verbot richtet unſere Aufmerkſamkeit ſtärker auf dieſe Empfindungen, die Einbildungskraft wird aufgewiegelt ſie ſich individueller vorzuſtellen und auszumahlen: und da ſie das, aus Mangel an Erfahrung nicht kann: ſo wird man gereizt eine noch nicht gehabte Erfahrung zu machen; und man möchte gern wiſſen, wie es denn ſo eigentlich mit dieſen Empfindungen beſchaffen iſt. Je öfter man das Verbot erwägt, deſto

mehr ſteigt die Neugierde, und ſo wird das Verbot ſelbſt ein Antrieb zur Ueberſchreitung. Einem noch unerfahrnen Jünglinge wird doch ſeine Vernunft den Rauſch verbieten, er iſt überzeugt, daß die Berauſchung ſchädlich iſt, und hat an Andern die Thorheiten, Albernheiten, und nachtheiligen Folgen der Trunkenheit mehrmals geſehen. Das Verbot macht ihn aufmerkſam auf den Zuſtand der Berauſchung, er möchte doch gern wiſſen, wie einem Trunkenen zu Muthe iſt, um jenen Zuſtand ſich ganz beſtimmt vorſtellen zu können; die Neugierde wächſt, und verführt ihn zur Hintanſetzung des Gebotes der Vernunft. So dachte in Hagedorns neuern Adam und neuer Eva, die Frau, welcher ihr Mann verboten hatte in die vor ihrem Hauſe befindliche Miſtpfütze zu gehen, an die beſondere Empfindung die hier entſtehen würde, und an den Eindruck den es gewähren würde, etwas ganz neues zu verſuchen, ſo lange, und ſo oft, daß ſie der Verſuchung zu einer Handlung nicht wiederſtehen konnte, die ihr ſonſt nie in den Sinn gekommen wäre.

Oft iſt es das Auffallende, Ungewöhnliche, Aufſehen erregende, welches mit vernunftwidrigen Handlungen, wenn ſie öffentlich geſchehen, pflegt verbunden zu ſeyn. Dies Auffallende wird durch den Contraſt mit dem Verbote öfter und lebhafter vorgeſtellt, und erzeugt dadurch eine Begierde es auszuführen, die nicht ſelten unwiderſtehlich wird. So empfindet mancher einen heftigen Trieb in der Kirche, wo der Prediger allein ſpricht, darein zu reden, wenn er lebhaft daran denkt, welches Aufſehen das geben würde, und dieſer Gedanke durch das Verbot noch mehr erhöht wird. So können manche ſich des Lachens bei ſolcher Gelegenheit nicht enthalten, wo es durch die Wichtigkeit der Verhandlungen, und durch

den Ernſt und die Würde der anweſenden Perſonen, im höchſten Grade unſchicklich wäre ein Gelächter aufzuſchlagen.

Oft, und zwar am meiſten iſt es etwas Angenehmes, welches die verbotene Handlung begleitet. An das Angenehme hätte man ohne das Verbot nicht ſo ſtark, noch ſo oft gedacht, als man daran denken muß, um ihm Genüge zu thun. Je mehr man ſich nun beſtrebt der Vernunft zu gehorchen, deſto lebhafter tritt dieſer Gedanke hervor, deſto tiefer prägt er ſich ein, und deſto ſtärkeren Reiz bekommt er durch den Gegenſatz. Es iſt daher eine alte weiſe Regel, in ſolchen Kämpfen durch Gegengründe nicht zu fechten, ſondern alle Ueberlegung kurz abzubrechen, und alles Nachdenkens ſich gänzlich zu entſchlagen. Je mehr ihr die Gegengründe der Vernunft in Erwägung zieht, und je ſtärker ihr deren Gewicht rechnen wollt, deſto mehr verſtärkt ihr, ohne es zu wollen euren Feind, und deſto größeren Einfluß verſchaft ihr ihm ſchon dadurch, daß ihr ſeine Vorſtellung euch zu geläufig macht, und mithin ihm durch die zu genaue Bekanntſchaft immer neue Reize leiht. Dies iſt die vornehmſte Urſache, warum die Mönche, Einſiedler, und Nonnen, von gewiſſen Verſuchungen weit heftiger gepeinigt werden als andere Menſchen. In ihrer Einſamkeit und ſonſtigen Arbeitsloſigkeit, fehlt es ihnen an Zerſtreuung, und an Mitteln der Zerſtreuung; alle ihre ſtrenge Uebungen des Caſteyen, des Faſten, des Beten, erinnern ſie unaufhörlich an die verbotenen Genüſſe, und wiegeln dadurch die Phantaſie in einem ungewöhnlich hohen Grade auf; ſo daß ihre Verſuchungen aus dem Körper, in welchem ſie wegen der ſtrengen Büßungen ſchwerlich mehr wohnen können, endlich in die Einbildungskraft übergehen, und hier zu einer fürchterlichen Höhe ſteigen.

Tiedemann.

IV.

Die Koloniſtenfamilie.

(Beſchluß.)

Indeß hatte Ludwig mühſam mit dem ſpäten Abend Koblenz erreicht, und ſein erſter Gang war auf das Kaffehaus, das am häufigſten von den Ausgewanderten beſucht wurde. Sein Auge ſpähte unter allen umher, und bald ward ihm ſehr bange: Pierre möchte ſchon zur Armee gegangen ſeyn; denn er hatte ſich nun einmal eingebildet, Pierre müßte nothwendig auf dem Kaffehauſe ſeyn, wenn er noch in Koblenz wäre. Endlich ſah' er im hinterſten Winkel der Billiardſtube eine Figur ſtehen, bei der ihm ſein Herz heftiger ſchlug. Er trat behutſam näher, und da jetzt der, der vorſtand, ein wenig ſeitwärts ſich drehte, und der Lichtſchein nun mehr auf das Geſicht fiel, ſo erkannte Ludwig mit dem ängſtlichſten Entzücken alle die ſprechenden Züge ſeines Pierre. Aber heldenmüthig rang er mit ſeinem Herzen, und hielt ſein Herz, und ſtürzte nicht auf ihn zu, ſondern lauerte ſtill von ferne, bis Pierre, der zu Ludwigs Freude keine Uniform trug, die Stube verließ. Nun rannte er ſchnell hinter ihm her; aber wie er auf der Straße ſtand und niemand ſah, merkte er erſt, daß das Haus zwei Ausgänge hatte. Schnell lief er alſo wieder über den Hausflur zurück von der andern Seite hinaus, um die Ecke der einen

Straße, dann zurück um die Ecke der andern-Straße. Aber Pierre war zu ſeinem Schrecken nirgend mehr zu ſehn. Nun ärgerte er ſich, daß er nicht gleich in der Stube ſich ihm zu erkennen gegeben, welches er vermieden hatte, weil er ſich nicht gern der ganzen Menſchenmenge, in der er manches Geſicht der vorigen Zeiten wiedergeſehen hatte, zeigen, und auch überhaupt die brüderliche Szene nicht auf ein öffentliches Theater bringen wollte. Es blieb indeß nichts übrig, als geduldig in die Billiardſtube zurückzugehen, und ſich da behutſam nach Pierre zu erkundigen. So wie er in die Billiardſtube trat, fiel ihm auch gleich die Geſtalt wieder ins Auge, mit der Pierre vorher geſprochen hatte. Er drängte ſich, immer heftig genug, zu der Geſtalt, und fragte, leidenſchaftlich genug für die Klugheit, mit der er zu Werke gehen wollte, nach dem jungen Menſchen.

Es iſt Pierre de Riveau.

Wo wohnt er?

Ich denke bei einem Stellmacher am Markt.

Indem ward der Menſch zu einer Partie Billiard abgerufen. Ludwig war froh, ſo viel zu wiſſen, und ſuchte nun gleich den Markt. Er fand den Markt und den Stellmacher. Mit klopfendem Herzen fragte er im Hauſe nach Pierre Riveau. Er iſt nicht zu Hauſe, ſagte ein Mütterchen. Wie ſüß klang die Rede ſeinen Ohren! Er muß aber bald zu Hauſe kommen. Neue Freude. „Könnte ſie mich nicht derweile auf ſeine Stube führen?“ O ja, ſagte das Mütterchen, da Ludwig ihr doch immer, wie ein feiner Mann ausſah.

Wie ward ihm, als er die Stube ſeines Pierre betrat! Er ſchaute ſich allenthalben um. Da hing ein Ueberrock, den er noch kannte, da ſtand eine Lampe, die Ludwig ſelbſt einmal

ſeinem Freunde von Paris mitgebracht hatte. Er hing mit ſeliger Freude an all den alten Bekannten. Dann ſah er ſich den Tiſch an, da war mit Kreide gezeichnet, und was? Ein Umriß vom Elſaß Raſch wiſchte Ludwig den Umriß weg, und zeichnete ſtatt deſſen eine Karte von Pommern, und ſtatt des Rheines die Oder. Dann, ſagte er zu dem Mütterchen, die noch immer da ſtand, weil ſie doch nicht traute, indem nach ihrer Meinung auch Diebe wie rechtliche Leute ausſehen. Ich werde binnen einer Stunde wiederkommen, aber ſage ſie dem Herrn de Riveau nicht, daß jemand hier geweſen iſt. Das Mütterchen verſprach's, und Ludwig ſtellte ſich nicht weit von dem Hauſe an eine Ecke, um ja das Haus nicht wieder zu verfehlen, und ſeinen Pierre abzuwarten.

Endlich, nachdem unſerm Ludwig die Zeit ſich gewaltig in die Länge gedehnet hatte, und ſeine Ungeduld ſehr mächtig worden war, endlich kam Pierre. Leiſe ſchlich er ihm bis vor das Haus nach, und wartete bis Licht auf ſeiner Stube war, dann merkte er ſorgſam auf die Bewegungen in der Stube, und als nun das Licht, das auf dem Tiſche ſtand, ſich verfinſterte, und er ahnden konnte, Pierre würde jetzt die fremde Zeichnung betrachten; da ging er raſch in das Haus. Das Mütterchen ſagte noch: Er iſt jetzt zu Hauſe. „Ich weiß, ich werde ſchon finden, danke, bleib ſie nur da, ich will ihn überraſchen.“ Nur mit Mühe ließ ſich das Mütterchen zurückhalten, die ihn durchaus hinaufleuchten wollte.

Ludwig! ſchrie Pierre auf, und ſprang von der räthſelhaften Landkarte dem Eintretenden entgegen, Ludwig! Gehn Geiſter um? Ludwig! Ach, das biſt du geweſen. Ja, du haſt Recht, Pommern iſt und ſoll mein Vaterland ſeyn. Aber wo

kommſt du her? Mich aufzuſuchen?! O Ludwig, ich erkenne dich. Aber was macht meine Schweſter? was macht Urſula?

Er ließ ſeinen Ludwig nicht zu Worten kommen Er zog ihn neben ſich aufs Bette nieder; dann ſprang er wieder auf, um ſich den geliebten Freund aufs neue zu betrachten; dann fragte er wieder daſſelbe, ohne die Antwort abzuwarten, bis der Tumult ſich legte, und die ſtille, herzliche Freude in die vereinigten Herzen einzog, und ſie ſtill Hand in Hand neben einander ſaßen, ſich einander erzählten, und ſich freuten auf die künftigen Tage.

Morgen, morgen, ſo früh wir können, und was denkſt du? zu Fuße? Nein. Ich bin ſo arm nicht. Mit den ſchnellſten Poſtpferden. Daß ich bei allem Sinnen über mein künftiges Schickſal nie auf den Gedanken kommen konnte, meinen Ludwig, meine Eveline, und meine lebendige Urſula wieder zu ſehen! Dem Menſchen ſind doch zuweilen die glücklichſten und einfachſten Gedanken verborgen.

Nur gegen zwei ſchlief Ludwig, der an dem letzten Tage ſieben Meilen gelaufen war, über ſeine Freude vor Müdigkeit ein. Pierre aber packte die ganze Nacht, oder vielmehr, er lief voll freudiger Unruhe in ſeiner Stube umher. Als es ſieben ſchlug, waren ſie ſchon zum Thore hinaus.

Der Holländer traf grade an dem Tage in Koblenz ein, als der Oberamtmann die beiden Weiber zu ſeinen Kindern annahm. Von dem Augenblick an war der treue Vater die Geſchäftigkeit ſelbſt. Alles kam ungerufen und ungebeten, und des Oberamtmanns Frölichkeit, mit der er ſorgte, machte die Weiber ihres Kummers oft vergeſſen. Nur zuweilen leiteten die Töchter von ferne ihre alte Bitte am die Rückkehr in die Kolonie ein, die der Greis aber immer auf eine Weiſe wieder

abwendete, daß ſie nichts dagegen haben konnten. Bald bat ſie der Greis, ſeine Wäſche nachzuſehn, bald ſollten ſie ihm ein Lieblingseſſen kochen, und zuletzt, da ſeine Erfindungskraft ſchier erſchöpfet war, äußerte er den Wunſch, eine geſtickte Weſte zu einem Ehrentage zu haben, und das war ſein glücklichſter Gedanke, denn nun ſtickten beide Töchter mit der größten Aemſigkeit, und ſelbſt die verſprochenen Beſuche in der Kolonie wurden darüber wohl nicht vergeſſen, aber doch unmöglich gemacht.

So floſſen wieder vier Tage hin. Sie waren im Garten. Eveline ſchenkte dem Vater Kaffe ein, und der Vater lobte eben den franzöſiſchen Kuchen, den ihm Eveline gebacken, als Johanne mit dem frölichſten Geſicht ihren treuen Walter den Steig heraufſchleppte. Der Oberamtmann hätte eiferſüchtig werden mögen, mit ſolch einem Freudengeſchrei ward Walter empfangen. Walter wiſchte die großen Tropfen von der Stirne, und konnte vor Athemloſigkeit nicht ſprechen, ſo hatte er ſich angeſtrengt, um wieder zu ſeiner Herrſchaft zu kommen. Der Oberamtmann ſtand von ſeinem Stuhle auf, und ging dem Alten entgegen, und des Alten Segen ergoß ſich kräftig und ungeſchmückt in hundert abgebrochenen Sätzen über der feſtgedrückten Hand ſeines Befreiers. Der Greis ließ nicht ab, bis Walter ſich auf ſeinen Stuhl ſetzte; Johanne aber lief, wie ein Reh, in das Haus, und kam in dem nächſten Augenblick mit einem Stuhl und einer Taſſe zurück, mit einem Stuhl für ihren neuen Vater, und mit einer Taſſe für den alten Vater. Dicht ſetzte ſie ſich dann neben dieſem ihren alten Freunde, goß ihm ein, und häufte auf ſeine Taſſe ſo viel Kuchen, als nur liegen wollte. Dann fragte ſie ihn um jede Kleinigkeit, und erfreuet weideten die andern beiden ſich

an dem Mädchen, wie ſie ihren Retter und alten Gönner ehrte, und wie ſie bittend dann dem Oberamtmann in das Ohr flüſterte: Um eine Pfeiſe, guter Vater, er raucht ſo gern. „Rauch ich weniger gern?“ und der Oberamtmann wollte aufſtehn, aber das Mädchen hielt ihn zurück. Ich weiß ſchon, ſagte ſie ſchnell, und dahin flog ſie; aber jedesmal, wenn ſie wieder aus der Thüre eilen wollte, verlöſchte der Flüchtigen das Licht, bis endlich Walter, als ein alter Feuerverſtändiger, ſelber dazu kam, und das Licht in das Sommerhaus dem frölichen Mädchen nachtrug. Da ſaßen ſie denn beide, die ehrlichen Greiſe, wie alte Freunde, und ihre Herzen erkannten ſich, trotz dem, daß der Eine ſein Kleid feiner und der andere gröber kaufte. Johanne aber bemerkte mit großem Vergnügen, wie ihr Walter von dem neuen Vater geliebt ward, und hörte aufmerkſam zu, als Walter nun weitläuftig von ſeiner Gefangenſchaft erzählte, ohne zu lächeln, wie Eveline wohl darüber lächelte, daß der ehrliche Walter ſich in die lange zerbrechliche Pfeiſe nur mühſam ſchicken konnte, und allenthalben damit anſtieß

Walter hatte ſeiner alten freundſchaftlichen Gewohnheit nicht vergeſſen. Frölich langte er, als er mit Johannen allein war, ein rothgerändertes Taſchentuch hervor. Und mir nichts? rief Eveline, die dazu kam, und ſchnell zog er noch einige Ellen pommerſche Spitzen heraus. Waren ſie mir auch beſtimmt? fragte Eveline. Ja, ſagte der Alte, und man ſah, wie ſchwer es ihm wurde, ſeine Johanne zu verläugnen. „Ich werde die Spitzen hoch ehren, mein Walter, und mußt du mich niemals vergeſſen, denn ich will dich auch nie vergeſſen.“ Und der Alte freute ſich ſeiner Geſchenke, und der herzgewinnenden Worte ſeiner freundlichen Hausfrau.

Nun machten beide Töchter einen neuen Verſuch, mit Walter wieder in die Kolonie zurückzugehn. Der Oberamtmann aber bat ſo herzlich: Seid mir doch zu Willen. So wie der Mann zu Hauſe kömmt, ſollt ihr's in einer halben Stunde wiſſen, und in einer Viertelſtunde draußen ſeyn. Ich fühle mich ſo glücklich, Töchter zu haben. — Und ſie konnten es wieder nicht abſchlagen. Walter aber mußte noch an demſelben Tage ſeine Gartenkinder ſehen, denn auch die Bäume und Pflanzen gehörten zu ſeinen Kindern.

Am folgenden Tage kam Walter wieder nach Reichthal, und die Weiber fragten ihn, wie man den frägt, der aus dem Vaterlande kömmt, das man in einem Jahre nicht geſehen hat. Er gab guten Beſcheid, und war unbeſchreiblich frölich. Gott, ſagte er, hat uns recht zum Segen den groben Junker ins Haus geführt. Aber immer konnten, bei all ihrem Heimweh, die Weiber nicht Einer Stunde habhaft werden, um nach der Kolonie zu gehn. Der Oberamtmann dagegen beſuchte fleißig die Kolonie, und es ging kein Tag hin, wo die Weiber nicht wenigſtens dreimal Nachricht aus ihrer Heimath hatten. Das tröſtete ſie.

Ludwig und Pierre reiſten indeß Tag und Nacht, um die geliebte Kolonie zu erreichen. Jetzt ſtanden ſie an der Pforte, haſtig riß Ludwig die Pforte auf, und trat befremdet zurück.

Pierre. Nun Ludwig! ſind wir nicht recht?

Ludwig. Ja, aber —

Pierre. So komm!

Pierre rannte raſch vorwärts, und Ludwig ging furchtſam nach, anſtaunend die Roſenſtöcke, die in der Allee zwiſchen den Obſtſtämmen gepflanzt waren, und wenn ſein Auge nun

weiter lief — eine Menge Arbeiter im Garten, Balken, Mauerſteine, Bretter! — Jetzt flog mit bitterm Ungeſtüm ihnen ein fremder Hund entgegen. Jetzt kam ein Menſch auf ſie zugerannt.

St, ſt, winkte Pierre, beſchwichtige den Hund, daß wir nicht um unſre Freude kommen. Iſt Eveline zu Hauſe? — Ludwig aber fragte leichenblaß: Was iſt das? und wer ſeid ihr?

Knecht. Sie ſind Herr Herrmann?

Ludwig. Ja.

Knecht. Sie ſind in Ihrem Eigenthum.

Ludwig. Wo iſt meine Frau? und was iſt das?

Knecht. Sie iſt geſund und wird bald hier ſeyn. — Das war die ganze Antwort, und damit lief der Knecht, als jagte ihn jemand, immer in das Haus zurück.

Pierre. Was iſt dir denn, Ludwig? daß du dich ſo verwandelſt. Kennſt du den Menſchen nicht? und weißt du nichts um dieſe Bauanſtalten?

Ludwig. Nein, ich wanke in einem Feenlande. Wenn ich nur erſt meine Eveline ſähe!

Die Hausthüre ſtand offen. Sie gingen hinein. Auf dem Flur leuchtete ihnen ein fremder, neuer Speiſeſchrank entgegen. Zitternd klinkte der Holländer die Stubenthüre auf. Lauter fremde Geräthſchaften! —

Ludwig. Pierre, mich fängt an zu frieren. Das Fortepiano iſt nicht mein, das Sopha auch nicht die beiden Kommoden dort ſind nicht mein, auch der Tiſch nicht, auch der kleine Arbeitstiſch nicht. Weh! hier iſt ein Reicher eingezogen. Bloß den Stuhl da und den Spiegel erkenn' ich wieder, und an den Pfeifen, die da auf dem Fenſter ſtehn, ſeh' ich wenigſtens, daß ich hier gewohnt habe. Laß uns hinausgehn.

Pierre. Nun ſo ruf doch! Er rief überlaut: Eveline! Johanne! — Es gab niemand Antwort, und ſie ſtanden beide auf dem Flur. Hum, ſagte Pierre, wir wollen die Arbeiter fragen, was hier vorgegangen iſt. Sie gingen hinaus, ſie ſahen keinen Arbeiter, ſie überſchauten den ganzen Garten. Es war niemand darin.

Ludwig. Das geht hier zu, wie in den Träumen. Ob wir auch träumen?

Pierre. Ach! Ludwig, auf jeden Fall ſieht es hier nicht nach Unglück aus, wohl aber darnach, daß in unſere Eveline, während deiner Abweſenheit, der Baugeiſt gefahren iſt, und daß ſie mancherlei hübſche Sachen gekauft hat. Der Knecht, der uns zuerſt bekomplimentirte, und dann ſo ſcheu davon lief, ſagte ja ausdrücklich: du wärſt in deinem Eigenthum, und Eveline wäre geſund und würde bald hier ſeyn. Wenn ich nur begreifen könnte, warum die Menſchen vor uns laufen, als wenn wir giftige Krankheiten an uns hätten! Sei aber ruhig. Wir müſſen das Ding nur näher beſehn. Laß uns wieder in das Haus gehen.

Sie gingen zurück und ſuchten in der Küche, da brannte ein luſtiges Feuer, und neben dem Feuer ſtand ein Topf mit einem kochenden Eſſen. Es wird doch jemand zu dem Gericht ſich einſtellen, meinte Pierre. In der Kammer war ſo ziemlich Alles im Alten. Das beruhigte ſehr Da ſtand Ludwigs Bette! und noch zwei Betten. Aber Evelinens und Johannes Betten fehlten.

Siehſt du, ſagte der Holländer, das iſt mein Bette, das Bette kenn' ich nicht. Da hat vielleicht der fremde Knecht geſchlafen. Und das iſt — Walters Bette, der iſt doch noch da. Aber wo iſt er? Und wo haben meine Lieben, wo hat

meine Eveline, meine Konkordia, meine Johanne geſchlafen? Sieh, ob da vor dem Hauſe nicht die leeren Bettſtellen angelehnt ſtehn? O wo ſeid ihr? Ich freute mich ſo auf den Willkommen.

Pierre. Komm in die Stube, da müſſen wir doch irgendwo einen Schlüſſel zu dem ſchweren Räthſel finden.

Sie gingen hinein. Der Holländer hätte die Augen verſchließen mögen, ſo ſchauderlich war ihm das Fremde. Ein Zettel! rief jetzt Pierre, und zog den Holländer zum Fortepiano. Der Zettel lag auf dem Fortepiano. Sie laſen: Meiner älteſten Tochter. An einer Geige, die auch da lag, laſen ſie: Meinem Schwiegerſohne. An der Flöte, auch eine Flöte lag da, ſtand: Dem Unbekannten. Noch ſtand eine Harfe neben dem Fortepiano. An der Harfe hingen die Worte: Meiner jüngſten Tochter.

Sieh, ſagte Pierre, das Fortepiano iſt für Eveline, die Harfe für unſre umgetaufte Urſula, die Geige für dich, und die Flöte hochſt wahrſcheinlich für mich unbekannten Menſchen. Die guten Dinge wollen wir nicht herausgeben. Die Kommoden waren verſchloſſen, ſonſt lag nichts herum.

Ich dächte, ſagte Pierre endlich, wir ſetzten uns auf das Sopha, denn wir ſind wohl müde, und gieb mir doch eine von deinen Pfeifen. Wenn ich denn noch ein Glas Bier oder Milch in dem Zauberſchloß finden könnte! Pierre ſuchte nach Bier, und der Holländer ſtand am Fenſter und irrte mit ſeinen Augen unter den ſeltſamen Bauanſtalten umher. Dann eilte er in den Kuhſtall, und kam frölicher zurück. Meine Kühe leben doch auch noch, und haben vollauf Futter. Und ich habe Bier, entgegnete Pierre. Es iſt wohl angegoſſen, aber doch noch feſtgepfropft. Er goß ein und gab auch Lud-

wig zu trinken. Der hätte aber ſchier auch bei dem labenden Trunke geſchaudert; denn, meinte er, ſelbſt das Bier iſt mir fremd. Pierre fing an zu philoſophiren: Ein Empfang iſt doch immer anders, als man unterweges ſich vorſtellt. Weißt du noch, wie wir auf dem Poſtwagen alle mögliche Fälle durchgingen, die bei unſerm Empfange ſich ereignen könnten? Wir glaubten in unſern Traumbildern gewiß keinen möglichen Fall ausgelaſſen zu haben. So muß es ſeyn, oder ſo: dabei blieben wir. Und wir hatten doch die Wahrheit verfehlt, denn ſolch einen menſchenſcheuen Empfang hatten wir beide uns nicht vorgeſtellt. So mags wohl mit manchen andern Träumen der Zukunft ſeyn, die wir für die glücklich errathene Wahrheit ausgeben. Doch, ich merke, du haſt keine Ruhe hier; komm, wir wollen in den Garten gehn und zuſchauen, ob man wohl mit den unberufenen, derweile geflüchteten Arbeitern zufrieden ſeyn kann. Vielleicht kommen indeß unſre Emigrirten in die Heimath zurück, und ich denke, wir wollen ſie freundlicher empfangen, als man mich empfangen würde, wenn es mir einfiele, in Straßburg eine rothe Mütze zu kaufen.

Sie gingen nun wieder in den Garten, und Pierre war auf zu guter Laune, um Ludwig nicht mit Hüon, ſich ſelbſt mit Scherasmin, und den unſichtbaren Bauherrn mit Oberon zu vergleichen. Ludwig aber hätte bei allen den Anſtalten lieber zweifeln mögen, ob er ſeinen Verſtand noch habe, und dann wieder, ob Eveline, Johanne, Walter, ob ſie noch lebten, und das mußte ihm ſehr wahrſcheinlich werden, daß die ganze Kolonie ihm nicht mehr gehöre. Pierre aber blieb dabei: Ueber alles bin ich ohne Sorgen, nur daß die Menſchen hier alle von ihren Poſten gelaufen ſind, das iſt mir am räthſelhafteſten. Nun, hab' noch eine Stunde Geduld. Es muß

doch wieder ein Menſch kommen, und kommt dann niemand, ſo bleibſt du hier, und ich laufe auf das nächſte Dorf, finde vielleicht auch die ſcheuen Arbeiter, die ſich doch in der Gegend verkrochen haben müſſen, und da, denk' ich, will ich klüger werden.

So ſprach Pierre noch, als ein Wagen herrollte, und beide dem Wagen entgegenſtürzten, und das Freudengeſchrei Ludwig, Pierre, Eveline, Johanne, gen Himmel erſcholl. Sie hielten einander in den Armen, und wußten kaum, wo ihre entzückten Seelen ſchwebten. Johanne zitterte in Pierres Armen, und ward mit ſeinen Küſſen bedeckt, und an Evelinens hochklopfendem Buſen lag der ſelige Ludwig; dann fiel Pierre wieder um die geliebte Schweſter, und Ludwig hielt die glühende Johanne. Jetzt ſah Ludwig ſeine Konkordia und ſtand vor dem guten Oberamtmann, der das Kind auf ſeinen Armen hielt. Und wer? fragte der Holländer mit halber Stimme. Ich bin, ſagte der Greis mit thränenvollen Augen, der Amtmann von Reichthal. — Mein Vater, lieber Ludwig, unterbrach Eveline ihn ſchnell, und dein Vater; den hätteſt du vor allen zuerſt bewillkommen ſollen, meinen lieben Vater! und ſie küßte den Greis. Der Greis aber gab das Kind in Ludwigs Arme: Küſſen ſie ihre Kordia, und dann auch mich, denn wie ſie ihre Kordia lieben, ſo liebe ich meine Eveline, und meine Johanne, ſetzte der Greis hinzu, und gab jeder Tochter eine Hand. Johanne aber zog den Greis zu Pierre und ſagte: Das, Vater, iſt mein Retter. Pierre küßte ſehr ehrfurchtvoll den Mund des Greiſes, und ſein Wort war: Gott ſegne den, der meiner Lieben ſich annimmt. Ludwig ſtand beſchämt da, und nahm Evelinen bei Seite, und wies auf die Bauanſtalten. „Iſt das auch ſein Werk, und wie

kömmt der wohlthätige Greis zu euch? und wie kommt ihr zu ihm?

Ach, Vater, rief Eveline freudig, ſtatt der Antwort auf des Mannes Frage, wollen ſie ſich bei uns anſiedeln? Ja?

Herzenskinder, das wohl nicht; aber meine Liebe wollte etwas thun, und erſt jetzt fällt mir's auf, ob ich's auch wohl recht gemacht habe, wenn ich in einem fremden Eigenthum nach meinem Herzen ſchaltete. Lieber Sohn, wendete der Greis ſich jetzt an den Holländer, ſehn ſie, ich hatte keine Kinder, und verlangte in meinem Alter nach kindlicher Liebe, und da wendeten, in einer gewiſſen Verlegenheit, ſich dieſe lieben Kinder an mich, und da war's mir ſo von Gott geſandt, und da bot ich ihnen mich als Vater an. Ich freute mich, daß ich nun Kinder hatte, und wollte mich väterlich bezeigen. Wollen auch Sie mein Sohn ſeyn? oder wollen —

Ludwig ſank, von Thränen überwältigt, an das weiche Herz des Greiſes, und ſagte nichts, erſt nach langer Weile ſchluchzte er: Ja.

Und Pierre? von dem meine jüngſte Tochter immer ſo viel ſprach, will Pierre mich auch zum Vater haben?

Pierre lief auf den Greis zu, und da er Johannen an der Hand hielt, und die Hand nicht los ließ, ſo mußte Johanne mitgehn; ganz außer ſich über die ſeltne Güte eines Menſchen, ſank Pierre jetzt vor dem verklärten Greiſe auf die Knie, und zog ſo unwillkührlich Johannen neben ſich nieder. Der Greis aber hub ſie ſchnell in ſeine Arme auf: „Gute Kinder, wie ihr gerührt ſeid! Ich werde noch dicht an der Grube ein ſehr glücklicher Vater. Hinterher aber merkte der Greis mit einer ſchlauen Miene an: Warum kniete denn Johanne neben Pierre?

Und das Mädchen ward roth wie Scharlach. Pierre aber ſah ſeitwärts auf die hochrothe Blüte des Mädchens, und ſchnell wachte in ſeinem Herzen jede noch ſchlafende Empfindung auf. Er ſtreckte die Hand dem Mädchen entgegen, und fragte mit blitzenden Augen:

Giebſt du Johanna?

Ich gebe, bebte des Mädchens Stimme, und ihre Hand fiel in des Jünglings Hand, und ihr Herz an des Jünglings Herz. Freude und Segen tönte von allen Lippen, und das Friedenszeichen, die Thräne der Freude, hing in Aller Augen. Dann zog Pierre das Tuch aus der Taſche, faßte das Eine Ende des Tuchs, und gab dem Mädchen das andere Ende. Ich hab' es auch ſorgſam aufgehoben, ſagte Pierre; Johanne aber flüſterte: Ich doch noch ſorgſamer, denn es hat ſonſt auf meinem Herzen gelegen. — Küſſe verſchlangen das Uebrige.

Der Greis ſetzte ſich jetzt erſchöpft auf die Bank vor der Thür, und trocknete die naſſen Augen, indeß Johanne mit Pierre am Bande des Schnupftuchs ſich neben ihm ſetzten, und Eveline mit Ludwig, auch ein Band, ein Kindlein, zwiſchen ſich, die rechte Stelle einnahmen.

Unter meinen Kindern! ſagte der Greis, und drückte allen die Hände; dann ließ er ſich ſeine Kordia geben, und ſpielte ſtill mit dem Kindlein, die andern aber ſchöpften das Glück der Liebe und des Wiederſehens aus jedem Blick und jedem Händedruck.

Ich weiß nun alles, hub Pierre dann an, aber nur das Eine, Vater, möchten ſie uns noch erklären. Als wir an kamen, liefen alle Menſchen vor uns, ſo viel ihrer hier waren. Warum das?

Der Oberamtmann: Das hatte mein Hans gethan, der hier mit Walter derweile Haus hielt. Der hatte die Leute alle weggejagt; denn, meinte er, die Leute hätten ihnen ſonſt alles verrathen. Und ich habe ihn deswegen gelobt.

Walter! rief Ludwig, und rannte ihm weit entgegen. Treue Seele! Habe Dank! Mein Weib hat mir nur wenig erzählt, aber viel zu viel, um nicht aufs neue zu fühlen, daß ich dir deine Liebe nicht danken kann. Treue Seele! ſo athemlos? Haſt du mich doch verfehlt! und wollteſt, ſo verſprachſt du beim Abſchiede, der Erſte ſeyn, der mich bewillkommte. Er drückte ihn feſt an ſein Herz, und rief in Einem: Habe Dank!

Der treue Knecht aber antwortete weiter nichts, als: Herr, ich kann euch nicht ſagen, wie ich mich freue. Ich habe wohl fleißig nach der erſten Nachtigall gehorcht. Nun, Gottlob daß ihr da ſeid!

Aber, fing dann der Holländer wieder an, ſie haben dir deine Johanne weggenommen. Der junge Menſch da hat ſie zu ſeiner Braut gemacht. Wirſt du auch deine Einwilligung geben?

Herr, ſagte Walter zu dem Jüngling, Gott heiß ſie willkommen! und meiner Johanne wünſch' ich Glück, und wenn ich reich wäre und den grauen Kopf nicht hätte, ſehn ſie Herr — er hielt Johannen feſt bei der Hand — ich hätte nicht gewartet, bis ſie gekommen wären. Aber da ich das Eine nicht ſeyn kann, ſo will ich doch das Andere ſeyn. Nehmen ſie mich als ihren Knecht, ſie, Herr — zu Ludwig — werden ja nichts dagegen haben, ſo kann ich noch bei meiner Johanne ſterben.

Die Liebkoſungen der beiden Menſchen, des feinen Mädchens und des ungeglätteten Alten, waren äußerſt rührend. Sie konnten einander an Alter und Geiſtesbildung nicht entfernter ſeyn,

und doch hatte die Gleichheit des Herzens ſie ſo innig verbunden. Ja, in meinen Armen ſollſt du ſterben, rief das Mädchen in ihrer Wehmuth aus, oder ich in den deinigen; und Pierre nahm feierlich die Hand des Alten und ſagte: Gott ſei mein Richter, wenn ich an dem Freunde meiner Johanne übel thun ſollte! Johanne aber fuhr fort, indem ſie das lezte Geſchenk des Alten hervorzog: und das Schnupftuch mein ewiger Vorwurf, wenn ich deine Liebe, guter Walter, zu Schanden mache!

Nach einer Weile fragte Walter mit einem bedeutenden Weſen: Sind ſie denn ſchon in die Stube gekommen? Er zog Johannen in die Stube, und die übrigen folgten, auch der Oberamtmann ging langſam nach.

Hochverwundert riefen die beiden Weiber auf, als ſie all die abgelauſchten Wünſche ihres Herzens in der Stube ſah'n, und ihre Worte waren ſchwach und ihre Liebkoſungen kalt gegen das, was in ihrem fühlenden Herzen wallte.

Kinder, ſagte dann der Greis, den ſie faſt erdrückt hatten, haltet mich nicht für dankſüchtig, daß ich mitgekommen bin, da ich zu Hauſe bleiben konnte; aber ich wollte mich gern an eurer Freude lezzen. Wenn ich's nur recht gemacht habe. Ihr müßt mir das auch nicht wie einem Fremden danken, und nie vergeſſen, daß ich euer Vater bin. Und wenn Pierre mir nicht widerſpricht, ſo überlaß ich ihm die Erbpacht von Reichthal, und ich baue, wenn mein Sohn Ludwig will, mir und meiner Eveline und meiner lieben Korde — er küßte das Kind — eine bequemere Wohnung, die Eine Stube mehr hat als die alte. Ich wiege die Kinder meiner Eveline, und unſere beſtändige Ausflucht iſt Reichthal, und unſere beſtändigen Sonntagsgäſte ſind Pierre und Johanne, bei denen Walter ſeine großväterlichen Pflichten treufleißig erfüllen mag.

Nach dem Abendbrod ſangen die Koloniſten zu den neuen Inſtrumenten den Schillerſchen Hochgeſang: Freude ſchöner Götterfunke, und der Greis ſprach ein frôliches Amen, und fuhr mit Pierre nach Reichthal. Am andern Tage ſchickte der Ober-Amtmann die beiden Schlüſſel zu den Kommoden, jeden Schlüſſel mit dem Namen der Eigenthümerin bezeichnet. Keine Tochter hätte der Ausſtattung ſich ſchämen dürfen. Gegen den Herbſt aber, da die neue Wohnung fertig war, zog der Greis in die Kolonie, und ſchon am Montage gab er den Küchenzettel zu dem folgenden Sanntag, wo er den Reichthaler Kindern ſtets ein ſüßgewürztes Mittagbrod gab.

Fr. Müller.

Digitized by Google

VI.

Die Korſen.

(Beſchluß.)

7. Wiſſenſchaftliche Kultur.

Man wird ſich allenfalls aus dem bisher Geſagten ſchon einen ziemlich richtige Idee von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften auf Korſika machen können. Welche Fortſchritte kann eine Nation, die zum Ackerbau und Kunſtfleiß zu träge iſt, und für Thätigkeit und dadurch zu bewirkenden Wohlſtand keinen Sinn hat, welche Fortſchritte kann dieſe wohl in der Litteratur gemacht haben? — Wie kann man von ihr, die genug mit der Sorge für Nahrungsmittel und Sicherheit zu thun hat, Kultur des Geiſtes erwarten? — Ohne Streben nach Verbeſſerung der phyſiſchen und häuslichen Lage, läßt ſich kein Streben nach Vervollkommnung des Geiſtes erwarten. Und erſt nach der Befriedigung phyſiſcher Bedürfniſſe ſann der menſchliche Geiſt auf Nahrung für ſich.

Ihre Wiſſenſchaften ſind ſo beſchränkt, als ihre Bedürfniſſe. Zu den ſchönen ſowohl, als ernſten ſind die Kräfte der Nation zu wenig geweckt und aufgemuntert. Ihr darüber Vorwürfe machen kann nur der, der ihre ganze häusliche und politiſche Lage nicht kennt. Von Tyrannen, ſeit Jahrhunderten, aller Gerechtſame und Freiheiten beraubt, war das Volk genöthigt auf der Stufe ſtehen zu bleiben, auf der es ſchon

längſt ſtand. Ein Wunder wär's, wenn es, durch ſo mannigfaltige, vieljährige Feſſeln gedrückt, einen höhern Grad von Aufklärung und Ausbildung erreicht hätte. Und noch jetzt iſt es mir unbegreiflich, wie die Korſen, unter dieſem Druck und der ſchlechten Behandlungsart, dieſe Bildung und Kultur und ſo viele liebenswürdige Charakterzüge behalten haben.

Was der Despotismus nicht that, bewirkte die Barbarei und die Unſittlichkeit der Geiſtlichkeit, eines Standes, deſſen wichtigſter Zweck Aufklärung und Belehrung ſeyn ſollte, der aber leider in dieſem Lande ſo beſchaffen iſt, daß der größte Theil der Geiſtlichen noch einige Grade unter den Laien ſteht. Der erſte Zweck ihres Daſeyns, Tugend, gute Sitten und Liebe zu den Wiſſenſchaften zu verbreiten, und die Jugend zu nützlichen, fleißigen Staatsbürgern zu erziehen, iſt hier nie recht in Betrachtung gekommen. Selbſt im höchſten Grade verderbt, war dies gar nicht von ihnen zu erwarten. Sie bilden ſklaviſche und bigotte Menſchen, und ihr Joch iſt um nichts leichter, als das des Despotismus. Kurz, die ganze Lage dieſer Nation, ihre politiſche, religiöſe und häusliche, und der ihnen eigene Charakter, haben Aufklärung und Wiſſenſchaften immer bei ihnen unterdrückt. Die Fortſchritte aller ihrer Nachbaren haben wenig oder gar keinen Einfluß auf ſie gehabt, da doch ihre Sprache *) und die Nähe Italiens einigermaßen zu der Erwartung berechtigen könnte, bei ihnen die Spuren der Kultur des Italieners anzutreffen.

*) Das Italieniſche iſt die Landesſprache, und wird von den Städte-Bewohnern ziemlich gut geſprochen. Die Mundart der Gebirgsbewohner aber hat etwas vom ſarazeniſchen Jargon, welcher jedem Italiener anfänglich unverſtändlich iſt.

Daß es den Korſen nicht an Talenten und Fähigkeiten zu den Wiſſenſchaften fehlt, beweiſen uns verſchiedene große Köpfe, die dieſe Nation in allen Zeiträumen gehabt hat. Mag man mir immer einwenden, daß Aufruhr und Rebellionen Kraftgenies und vorzügliche Männer bei dem dümmſten Volke erzeugen können; gelehrte und wiſſenſchaftliche Köpfe haben aber doch ſolchen Unruhen ihre Exiſtenz nicht zu verdanken, und daran hat doch die Inſel in allen Fächern einige aufzuweiſen gehabt.

Mangel an Fähigkeiten und Verſtandeskräften iſt alſo nicht daran ſchuld, daß jede Wiſſenſchaft hier noch im Entſtehen zu ſeyn ſcheint; — ſondern Mangel an Gelegenheit und Trieb ſie zu bilden und zu kultiviren. Mit der ſtiefmütterlichen Hand der Natur in dieſer Hinſicht dürfen ſie ſich nicht entſchuldigen, denn wir wiſſen, was ſie als Redner und Dichter geleiſtet haben und leiſten könnten, wenn ſie durch das Studium guter Muſter ihren Geſchmack bilden, und ihrer feurigen Einbildungskraft die gehörige Richtung geben würden. — Hiacinth Paoli war ein guter Dichter und Redner, und hat verſchiedene Gedichte hinterlaſſen, die viel Witz und Feuer verrathen. Boswell, der einige davon erhielt, hat ein Sonett von ihm, in ſeiner Beſchreibung der Inſel, *) abdrucken laſſen, das er nach einem Siege über die Genueſer dem Giafferi zu Ehren verfertigt hat. Sein Sohn, der General Paskal Paoli, war ein gründlicher Politiker, und verdankt ſeiner hinreißenden Beredſamkeit einen großen Theil ſeines Anſehens. Mehrere Schriftſteller, als der Kanonikus Orticoni und Salvini, haben mit ächter, römiſcher Beredſamkeit die Empörungen und Unruhen ihrer Nation ver-

*) S. 192.

theidigt. Freilich fehlt es ihnen noch an Geſchmack und an der Kultur, die man in England und Frankreich von einem Redner verlangt. Auch findet man unter den Korſen, wie unter den Italienern überhaupt, viele Improviſadori, die mit einem Schwall von Worten die geringfügigſte Sache beſingen.

Ihre Theologie iſt ein ächtes Syſtem von Mönchs-Begriffen, das allen verfloſſenen Jahrhunderten Ehre gemacht haben würde, und deſſen Beibehaltung ſich die Geiſtlichkeit ſehr angelegen ſeyn läßt. Dennoch wagte es ein Ignaz Cardini die Mißbräuche der Mönche anzugreifen, mußte aber aus ſeinem Vaterlande flüchten, und ſeine Schriften — verbrennen ſehen. Mit der Theologie ſtehen alle andere Wiſſenſchaften in näherer oder entfernterer Verbindung, und ihr Einfluß darauf iſt nicht von den glücklichſten Folgen.

Einige geringe Fortſchritte haben die Korſen in der Geſchichte und Erdkunde ihrer Inſel gemacht; hier ſtehen Cyrnäus und Filippini an der Spitze *). Der gemeine Mann hat viele Traditionen und Sagen aus den ältern Zeiten, vorzüglich denen des Hugo Kolonna und der Sarazenen, und andere Erzählungen von den Thaten ihrer Vorfahren, auch wohl religiöſe Mythen. In der alten Litteratur glänzt vor andern Jean André, Biſchof von Aleria, deſſen Briefe über den Titus Livius bekannt ſind. So könnte man noch verſchiedene Geiſtliche dieſes Landes anführen, die ſich durch gelehrte Arbeiten berühmt gemacht haben. In der Rechtsgelehrſamkeit ſind ſie ebenfalls nicht ſehr weit; doch haben ſie, ſeitdem die Franzoſen darin neue Einrichtungen auf der

*) Von denen ich in der korſiſchen Litteratur geſprochen habe. Jabris Magazin. Th. 3. S. 126. 127.

Inſel machten, ſich etwas mehr Kenntniſſe davon erworben. Die Arzeneikunde ſteht mit allen übrigen Wiſſenſchaften in gleichem Verhältniß. Frediani, der im vorigen Jahrhunderte lebte, iſt wohl einer der geſchickteſten Aerzte der Inſel geweſen.

So ſteht es mit allen Fächern; als Dilettant betreibt der aufgeklärte Korſe ſo manches; aber ſelten als Gelehrter. Doch hat faſt ein jedes wiſſenſchaftliche Fach einen Verehrer auf der Inſel gehabt, der in ſeiner Sphäre etwas darin leiſtete, wenn gleich nicht als großer Erfinder und Entdecker. Den Univerſitäten Piſa und Mantua, hat Korſika manchen geſchickten Profeſſor geliefert. Die Errichtung von Akademien und Sozietäten würde eins der wirkſamſten Mittel ſeyn, theils Nacheiferung unter den Korſen zu bewirken, theils die Wiſſenſchaften auszubreiten, und Künſte und Landwirthſchaft zu verbeſſern. Zwei Männer ſahen dies ſehr wohl ein, traten aber mit ihren Einrichtungen zu einer Zeit hervor, wo Unruhen und Gährungen die Inſel durchwühlten. Paskal Paoli ſtiftete eine Akademie zu Corte, und der Marquis de Curſay, eine zu Baſtia. Beider Hauptzweck ging dahin, die Nation zu civiliſiren, ihnen Geſchmack an Litteratur und Kenntniſſe beizubringen, und ihre Glückſeeligkeit zu befördern. Aber beide Inſtitute ſanken mit ihrem Entſtehen ſo ſchnell, — daß ſie kaum Spuren hinterlaſſen haben. Wie wohlthätig hätten dieſe Anſtalten werden können, wenn ſie von der franzöſiſchen Regierung in der Muße des Friedens angelegt wären. Nur ſolche Arbeiten und Wiſſenſchaften hätten gewählt werden müſſen, die unmittelbar Einfluß auf das Wohl und Glück der Nation gehabt hätten; dadurch würde ſie in Thätigkeit geſetzt, und Wirkſamkeit und Thatkraft rege geworden ſeyn.

Die Vorſchläge des Abtes Gaudin machen ſeinem Kopf und ſeinem Herzen Ehre; zu bedauren iſt es nur, daß ſie um ſechszehn Jahr zu ſpät kamen.

Da Handels-Spekulationen und merkantiliſche Vortheile bei jeder neuen Beſitznehmung zuerſt beabſichtigt werden, ſo dürfte die Beförderung der wiſſenſchaftlichen Kultur dieſer Nation fürs erſte noch nicht zu erwarten ſtehen.

8. Religiöſe Stimmung und Geiſtlichkeit.

Was kann man bei dem unaufgeklärten Geiſt der Nation anders erwarten, als ächten Katholizismus, — wahre Anhänger des Pabſtes, ganz nach italieniſchen Grundſätzen. Dieſe Stimmung der Korſen ſchreibt ſich theils noch von der Regierung der Päbſte, theils auch von dem Uebergewicht des Klerus in der Regierung der Inſel her. Hier herrſchen noch alle ultramontaniſchen Vorurtheile in ſo hohem Grade, daß man, bei ihrer Neigung zum Aberglauben und zur Bigotterie, ſchwerlich eifrigere Katholiken finden kann; und Prieſter und Mönche, deren Exiſtenz und Behaglichkeit davon abhängt, unterlaſſen nichts dieſe Stimmung des Volks zu unterhalten. Doch hat ſich ſeit der franzöſiſchen Periode, in höhern Ständen, mit der Kultur des Geiſtes, auch die Kultur der Religionsbegriffe vermehrt, ſo daß man manchen denkenden Kopf findet, der die Kurzſichtigkeit ſeiner Nation bedauert.

Die Geiſtlichkeit iſt ſehr zahlreich, und die Kirche ſehr arm, denn ſie beſitzt gar keinen Fond. Daher kommts, daß die Stellen von keiner Bedeutung ſind, wenn man einige biſchöfliche ausnehmen will *). Die Oberpfarrer (Pievani) und

*) Der Biſchof von Aleria hat, nach Lamberg, jährlich bei 4000 Dukaten Einkünfte.

einige Biſchöfe haben keine andere Einkünfte als Zehnden, und dieſe ſind in manchen Kirchſpielen nur ein Dreißigtheil, im Durchſchnitt der zwanzigſte Theil von allen Landesprodukten. Die Unterpfarrer leben von dem Ertrag einiger armſeligen Grundſtücke, und noch mehr von den Beiſteuern des Kirchſpiels. Die Vikare haben bloß die letztern, allenfalls auch zuweilen einen kleinen Jahrgehalt von 60 Livres. Iſt gleich der Zuſtand der Geiſtlichkeit nicht der glänzendſte; ſo ſind doch ein beſtimmter Unterhalt, ſichere Kleidung und Wohnung, hinlängliche Freiheit und die Gewißheit mitten unter allen Partheien in Ruhe leben zu können, Beweggründe genug den geiſtlichen Stand einem andern vorzuziehen. Daher die Menge von Mönchen und Prieſtern. — Es giebt wenige Häuſer, in welchen man nicht einige Prieſter finden ſollte. Das Geſetz: „alle männliche Erben zu gleichen Theilen gehen zu laſſen" macht dieſes nothwendig, wenn anders manche Familien nicht ganz zu Grunde gehen ſollen.

Die Ehrfurcht für ihren Stand macht, daß man ſie als die Oberhäupter einer Familie ehrt *). Ihre Menge iſt ſo groß, daß man in manchen kleinen Kirchſpielen gegen funfzehn bis zwanzig findet, deren einzige Beſchäftigung darin beſteht, Meſſe zu leſen, und der, von dem auf Korſika gewöhnlichen Parthei- und Verwandſchaftsgeiſt getrieben, nicht ſelten an der Spitze der zankenden Partheien die Anführer abgeben. Sie ſind in eben dem Verhältniſſe verderbt, als ſie unbeſchäftigt ſind. Das Betragen der Biſchöfe, Oberpfarrer und Pfarrer hingegen iſt anſtändiger und biederer. Sie geben oft das Bei-

*) Sie werden als die Herren des Hauſes (Padroni di Caſa) angeſehen. Gaudin. S. 132. Friedrich Beſchreibung von Corſika. S. 12. 13.

ſpiel der ſeltenſten Tugenden, und hin und wieder findet man Männer von Geſchick und Aufklärung unter ihnen. Zu Gaudins Zeit zeichnete ſich vorzüglich der Biſchof von Alearia durch ſein angelegtes Seminarium aus; für die Erziehung die einzige Anſtalt in ihrer Art auf der Inſel. Unter der franzöſiſchen Regierung wurden die biſchöflichen Stellen mit gehöriger Auswahl beſetzt.

Dieſe Klaſſe von Menſchen hat von jeher zur Beförderung und Unterhaltung der Unruhen auf der Inſel viel beigetragen. Ihr Anſehen und Zutrauen bei dem Volk; ihre Familien-Verbindungen; die Gelegenheit die Meinungen und Geheimniſſe der Menge zu entlocken; kurz, ihr mächtiger Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten iſt öfters von ihnen gemißbraucht, indem ſie theils insgeheim, theils mit den Waffen in der Hand, die Erbitterung der Partheien vermehrten, ſtatt daß ſie Friedensſtifter ſeyn, und von ihrer Gewalt einen würdigern Gebrauch hätten machen ſollen. Die größte Rolle ſpielten ſie ſeit 1729 in den genueſiſchen Unruhen. Prieſter und Mönche waren um die Wette aufrühreriſch, traten mit Hitze den Partheien bei, unterhielten durch ihre Intriguen, ihre Reden und Geſpräche, und erhitzten die ſo leicht aufzubringenden Gemüther der Nation. Ja, ſie vergaßen die Pflichten ihres Standes ſo ſehr, daß ſie unter dem Generalat des Ciaccaldi und Giafferi in einer theologiſchen Synode das Urtheil fälleten: „der Krieg gegen den Oberherrn ſei gerecht, aber nicht erlaubt, bis er ſelbſt der Friedensſtörer wäre" *).

*) Hiſtoire de Corſe. Berne 1779. Th. 2. p. 149 u. f. Die niedere Geiſtlichkeit und die Mönche, waren immer ächte Patrioten, aber die Biſchöfe hielten es mit den Genueſern. Im Jahre 1760 waren alle fünf Biſchöfe außerhalb Landes gegangen, und ſchürten das Feuer der Zwietracht immer mehr an Sie unterſtützten ſogar die Genneſer mit Geld zur Füh-

Ein Urtheil, das aus ſophiſtiſchen Diſtinktionen beſteht; deſſen Ungültigkeit man ſogleich fühlt, und das ihnen, als Geiſtlichen, denn als ſolche, und nicht als Staatsbürger, ſollten ſie es fällen, wenig Ehre macht. Der Eindruck deſſelben war unbeſchreiblich, und entſprach ihren Wünſchen. — Was hat die Geiſtlichkeit nicht alles durch Schriften bewirkt? Vorzüglich der Kanonikus, und nachherige Biſchof von Tivoli, Natali; deſſen Disinganno della Guerra di Corsica mehr ausrichtete, als viele Proklamationen an die Nation gethan haben würden. Was unternahm der Kanonikus Ortikoni nicht alles, um ſeinem Vaterlande Hülfe von auswärtigen Höfen zu verſchaffen. Er ſoll der Direktör der ganzen Theodorſchen Königsſcene geweſen ſeyn. Sogar die größten Generale hatten Geiſtliche zu Rathgebern bei ſich, und gaben ihnen Würden bei den Gerichtshöfen. Ciaccaldi und Giafferi erhoben den Abt Raphaelli zum General-Präſidenten der Juſtiz, und die nachfolgenden Generals behielten ihn bei. Darauf hatte der Pfarrer Aitelli viel Antheil an der Regierung, und 1742 ward der Doktor Antoinetti wieder General-Präſident der Juſtiz. Der Letzte, der dieſe Würde bekleidete, war der Prieſter Ignaz Venturini, der ſogar unter dem Paoli ſein Anſehen behauptete, bis er 1759 ſtarb. Paskal Paoli ſuchte die Geiſtlichen möglichſt einzuſchränken, und ihren Einfluß auf die Staats-Angelegenheiten zu ſchwächen. Der mächtigſte dieſes Standes damahls, der Pater Buon-Figlinoto Guelfucci, war ſein Liebling, ſein Freund und ſein Staatsſekretär.

---

rung des Krieges. Die Korſen ſchlugen daher, wie billig, ihre Einkünfte zur Staatskammer. Dies verurſachte viel Streit. Der Pabſt ſchickte endlich gegen den Willen der Genueſer einen apoſtoliſchen Viſitator dahin, der auch bis zur Beſitznehmung der Franzoſen da blieb. Boswell. S. 152—161.

Faſt immer iſt die korſiſche Geiſtlichkeit von der Regierung unabhängig geweſen, faſt immer von Abgaben für ihre Perſon und Güter befreiet. Die Biſchöfe waren gemeinhin ihre Richter, und ſelten hat der, von Genua geſetzte, oder von der Nation ſelbſt erwählte, Magiſtrat Gewalt über ſie ausüben können. Sie bildete einen Staat im Staat, und ward nach eigenen, von allen andern verſchiedenen, Geſetzen regiert. Die Vikarien der Pieven waren die Richter der erſten Inſtanz; von hier konnte an den Biſchof, Erzbiſchof und in gewiſſen Fällen an den heiligen Stuhl appellirt werden. Das erſtreckte ſich aber nicht bloß auf geiſtliche oder kirchliche, ſondern auch auf weltliche Sachen, und um den Ausſprüchen der geiſtlichen Gerichte Anſehen und Kraft zu geben, nahm man den weltlichen Arm zu Hülfe, der die Urtheile, ohne das Recht oder Unrecht derſelben zu unterſuchen, vollzog.

Man kann hieraus ſchließen, wie drückend die geiſtliche Gewalt für die Nation geweſen ſeyn muß, da ſogar die übrigen Gerichtshöfe ihnen in manchen Fällen unterworfen waren. So war die Lage der Geiſtlichkeit auf der Inſel beſchaffen, als Paoli zur Regierung kam. Er ſah ſogleich den Einfluß des Klerus auf die Nation, und ſuchte nun ihr Anſehen zu ſeinem Vortheil anzuwenden, und zur Befeſtigung ſeiner Macht zu gebrauchen. Er verband ſich daher mit ihnen ſo, daß er ſie mit zu den Konſulten zog, ſie zu Richtern in den Pieven, zu Beiſitzern des Magiſtrats und der bürgerlichen Rota ernannte. Jedes Kapitel, jedes Kloſter, denn auch die Mönche waren nicht davon ausgeſchloſſen, ſchickte ſeine Deputirten. In der berühmten Konſulta von 1764, führte der Doktor Gianettini das Wort *). Kurz, die ganze Einrichtung der Inſel erhielt ein ſo

*) Hiſtoire de Corſe l. c. p. 188.

kirchliches Anſehen, daß alle Profeſſoren der Univerſität zu Korte, entweder Prieſter oder Mönche würden. — Nachdem Paoli ſeine Abſichten erreicht hatte, publizirte er, in Form einer Nachricht, ein Edikt, worin er den Magiſtråten erlaubte, ſich den geiſtlichen Gerichten zu widerſetzen, weil ihre Urtheile ungerecht wären, und zugleich feſtſetzte, daß von nun an alle Welt- und Ordensgeiſtlichen, den gewöhnlichen Tribunålen unterworfen ſeyn ſollten. Der apoſtoliſche Viſitator eiferte heftig dagegen, und wendete ſich endlich, nach vielen fruchtloſen Debatten, an den heiligen Stuhl. Pabſt Rezzonico that die Korſen ſogleich in den Bann; aber weder der påbſtliche Bann, noch Paolis Edict hatte Folgen, denn die Franzoſen kamen, führten die kirchlichen Einrichtungen Frankreichs ein, und erklårten alle Kirchengeſetze, die ſeit 1682 in Frankreich publizirt waren, auch hier für gültig. Sonſt hatte der Pabſt hier eben das Anſehen, wie im ganzen übrigen Italien; ſonſt vergab er die Bisthümer. Nunmehr begab er ſich aber des Rechts, unter der Bedingung, daß man ihm ſeine übrigen Rechte nicht ſchmälern ſollte. Das påbſtliche Indult hierüber findet man beim Conseil supérieur eingezeichnet; aber eben ſo ſind auch die Edicte von 1682 und 1692 eingezeichnet, wovon erſteres die Erklårung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit wegen der gallikaniſchen Kirche enthält, und das zweite die, in Frankreich eingeführte Kirchenverfaſſung. Letzteres widerſpricht nicht ſelten dem erſteren gerade zu; daraus entſtehen oft ſehr verſchieden lautende Entſcheidungen, in dem halb aus Korſen, und halb aus Franzoſen beſtehenden Tribunal *).

Die Korſen ſind aber viel zu ſehr für ihre alte kirchliche Conſtitution eingenommen, als daß ſie die weit beſſere franzöſi-

*) Gaudin S. 139.

ſche völlig hätten annehmen ſollen. Die meiſten Eingebohrnen halten es für Gewiſſensſache, die alten Rechte des Pabſtes aufrecht zu erhalten, und daher kömmt es, daß manche vernünftige Einrichtungen der Biſchöfe, z. B. die Abſchaffung einiger Faſttage und dergleichen, nicht eingeführt wurden, weil das Volk und die niedere Geiſtlichkeit das Recht der Biſchöfe in dieſen Stücken bezweifelt. Vom Pabſt allein kommen auch alle Ehe-Dispenſationen bis zum vierten, mit eingeſchloſſenem Grade; — ein häufig eintretender Fall, da die Korſen im Innern der Inſel nicht leicht als in ihren Dörfern heirathen, und daher alle Familien mit einander verwandt ſind. Dies iſt eine nicht wenig drückende Abgabe für den Landmann, da die geringſte Taxe der in der Dataria ausgefertigten Dispenſation, acht römiſche Thaler oder 40 Livres beträgt. Von der franzöſiſchen Beſitznehmung wurden ſie in der Poenitentiaria ausgefertigt, — in Rückſicht auf die Armuth des Volks, und koſteten wenig oder gar nichts. — So ſind auch hierin die Korſen ein Opfer der Politik. — Ehedem galten bloß die Schlüſſe des tridentiniſchen Konziliums auf der Inſel in Eheſachen. Nachher wurden aber die franzöſiſchen Ehegeſetze ohne Widerſtand eingeführt. Nur bloß vom Willen der, ſonſt Freiheit und Unabhängigkeit ſo ſehr liebenden Korſen hing es ab, ſich dem angemaßten Anſehen des Pabſtes zu entziehen, und völlig an der kirchlichen Einrichtung Frankreichs Theil zu nehmen.

Die Inſel iſt in fünf Biſthümer oder Diözeſen eingetheilt, deren Biſchöfe unter den Erzbiſchöfen von Piſa und Genua ſtehen *). Dieſe fünf Biſchöfe wurden vom Pabſt Paskal dem

*) Baſtia und Nebbio ſind Suffragane von Genua und Ajaccio, Aleria und Sagona von Piſa. Das von Gregor dem Vierten zu Accia angelegte Biſthum überlebte ſeine Errichtung nicht lange.

Erſten zu Anfang des neunten Jahrhunderts hier eingeſetzt, und 1143 von Innozenz dem Zweiten, zwiſchen Genua und Piſa getheilt. Nach der franzöſiſchen Revolution hat die Inſel eine neue Eintheilung erhalten. Aus den fünf Biſthümern wurde eins gemacht, deſſen Biſchof zu Orezza reſidiren ſollte. Die Mönche, dieſe für jeden Staat ganz unnütze Klaſſe von Menſchen, fallen, da ſie alle Betteln, der Nation ſehr zur Laſt. Denn, wenn man der Inſel 1100 Mönche giebt, und auf jeden jährlich 500 Livres, ohne die Koſten der Erhaltung ihrer Kirchen und Klöſter in Anſchlag zu bringen, rechnet, ſo macht dies eine Total-Summe von 550,000 Livres aus, die ſie jährlich der Inſel koſten. Welch eine Summe für ein armes, unangebautes Land, dem faſt alle Erwerbzweige fehlen! Doch, dies iſt noch nicht alles. — Kein Kloſter befindet ſich in irgend einer Pieve, als unter der Bedingung, daß ſich die Einwohner haben verbinden müſſen, ihm wöchentlich von jeder Feuerſtelle ein gewöhnliches Hausbrod von zehn bis zwölf Pfunden zu liefern. Dieſes wird alle Sonntage als Schuld eingefordert. — Dazu kommen noch die Mittheilungen von Eßwaaren und allem was eingeärndtet wird. Selbſt der Aermſte ſchließt ſich davon nicht aus *). Wem iſt es nun noch auffallend, daß dieſes Wohlleben ſo viele überredet dieſen Stand zu ergreifen? — Ihre Klöſter ſind mit einer gegen das arme Land ſehr kontraſtirenden Pracht gebauet; alle groß und ſchön, und übertreffen die der Bettler-Orden in Frankreich weit. Gewöhnlich liegen ſie, wie alle Klöſter, in den reizendſten Gegenden. Ein jedes hat ein kleines Gehölz zu Promenaden, einen Garten und Weinberg. Die Kloſterkirchen ſind gemeinhin prächtig, und enthalten die Be-

*) Gaudin S. 142. 143.

gräbnißſtellen der Vornehmen. — Die neueſten Nachrichten geben ſieben und ſechszig Klöſter, acht Kapitel- und Kollegiatkirchen, und zweihundert ein und achtzig Pfarren auf der Inſel an, deren jährliche Revenüen ſich auf 961,000 Livres belaufen; und welchen Nutzen bringen dafür die Stifter und Klöſter den Korſen? — Selbſt unwiſſend, können ſie keine Aufklärung verbreiten, und ſie, die moraliſche und wiſſenſchaftliche Reformatoren ſeyn ſollten, bedürfen ſelbſt einer Reformation. Die franzöſiſche Regierung wünſchte, daß die Mönche franzöſiſche Schulen anlegen möchten, um auf dieſe Art franzöſiſche Sitten und Aufklärung zu befördern. Sie haben ſich aber immer geweigert, unter dem Vorwande: ihre Regel unterſage ihnen alle dergleichen Beſchäftigungen. — Dieſe Weigerung hat ſie aber in den Augen mancher Korſen ſehr fallen gemacht, und man fängt ſchon an, ſie nach ihrem wahren Gehalte zu beurtheilen.

9. Kriegeriſche Neigung.

Ein Volk, bei dem Neigung zum Kriege herrſchender Gemeingeiſt iſt, iſt als eine Maſſe von Kriegern anzuſehen, die kein anderes Glück als ihre Neigung kennt; denn bei der kleinſten Unruhe, bei der geringſten Bewegung ſteht alles unter den Waffen, und ergreift Parthei. Den ſiegenden Anführer ſterbend erſt verlaſſen; aber den unglücklich fliehenden verachten, und zur herrſchenden Parthei übergehen — iſt die Handlungs-Weiſe der Korſen ſeit dem neunten Jahrhundert, ſeitdem die Genueſer Anſprüche auf die Inſel machten. Immerwährende Unruhe und allgemein wüthende Partheiſucht hielt ſie die meiſte Zeit unter den Waffen. Bald war eine Parthei auf Seiten der Genueſer, bald auf der der Piſaner und bald auf Seiten eines einländiſchen Grafen. Ein Sieg konnte eine Parthei überwiegend

machen, weil dann alles zu ihr überging. Kurz, der Zuſtand der Inſel glich einer Ebbe und Fluth, die bald ſtärker, bald ſchwächer iſt.

Der Korſe ſcheint für den Krieg geboren zu ſeyn. Krieg iſt ſeine erſte Neigung; Krieg das Spiel ſeiner Jugend; ſeine Beluſtigung im feurigen Jünglingsalter, und, wie er glaubt, ſeine Beſtimmung in reifern Jahren. Ihre Uebung im Schießen von der früheſten Jugend an, macht ſie zu vortreflichen Schützen; ſelten verfehlen ſie das Ziel in der weiteſten Entfernung. Alle Einwohner formiren im Ganzen eine Miliz, deren Muth und Unerſchrockenheit in der Geſchichte zur Bewunderung hinreißt, da ſie ſo ſelten bei Truppen dieſer Art angetroffen wird. — Nachdem die Genueſer größtentheils Herren der Inſel geworden waren, ſuchten ſie den kriegeriſchen Geiſt der Nation möglichſt zu unterdrücken. Man verbot ihnen Waffen zu führen, und nahm ihnen endlich auch zu Anfang dieſes Jahrhunders, aus Vorſicht ihr Arſenal. Dieſe und ähnliche Vorkehrungen hatten aber gerade das zur Folge, was man zu verhindern ſuchte. Die Nation wollte ſich gänzlich von dieſem Joch frei machen. Die Empörungen nahmen nun erſt ihren Anfang — und dauerten ununterbrochen bis auf die Abtretung der Inſel an Frankreich.

Sie haben übrigens, während dieſes langen Krieges, wenig Fortſchritte in der Kriegskunſt gemacht. Ihre Kriegsdisziplin blieb immer ſehr unvollkommen, und taktiſche Regeln waren ihnen ganz unbekannt. Jeder Korſe war Soldat, und bei einem Angriff ſtand die ganze Nation gegen den gemeinſchaftlichen Feind auf. Der Schall einer Glocke oder eines kleinen Horns war das Zeichen zum Verſammeln der Korps, und in wenig Tagen ſtand das ganze Volk bewaffnet da. Ein jeder trug

Kriegsmunition und Proviant bei ſich. Jeder erſchien in ſeiner gewöhnlichen Kleidung. Eine Flinte, Piſtolen und Dolche waren ihre Waffen, und eine große Seemuſchel, noch zu Paolis Zeiten, ihr einziges Inſtrument. Tapfer und muthvoll war immer ihr Angriff, aber irregulär, und bloß der Muth und die Menge geben den Ausſchlag bei einem Treffen.

Die Wache des höchſten Magiſtrats und, in der Folge, die Wache des Generals, machte die einzigen ſtehenden Truppen auf der Inſel aus. Es war ein kleines Korps Fußvölker, das die Sicherheit und Ausführung der Befehle des Magiſtrats und Generals zur Abſicht hatte. Die ganze übrige korſiſche Macht war Miliz. Ein jeder Diſtrikt formirte aus ſeinem Beitrage eine Kompagnie, die von den Angeſehenſten der Landſchaft angeführt ward. Paoli errichtete zwar, um eine beſſere Ordnung einzuführen, zwei Regimenter, aber ſie gingen gleich nach dem Kriege wieder aus einander *). Wenn die militäriſchen Einrichtungen des Paoli nicht den Grad von Vollkommenheit beſitzen, den ſeine politiſchen Anordnungen verrathen, ſo hat er doch auch in dieſem Stück ſehr viel für die Nation gethan. Er machte ſie civiliſirter, und bewirkte, durch ſeine Liebe beim Volke, die, bis dahin fehlende, Subordination. Sein vorzüglicher Zweck ging dahin, den Muth und die Tapferkeit ſeiner Landsleute anzufeuern, wozu er ſich eins der wirkſamſten Mittel bediente: er ließ die Namen aller derer, die im Dienſte für das Vaterland

*) Die eigentliche Beſatzung des Paoli beſtand zu Boswells Zeiten nur aus 500 Mann; dieſe hatte er im Solde, 300 zu ſeiner Leibwache, und 200 zur Beſatzung einiger Feſtungen, und zur Wache für die Gerichtshöfe in den verſchiedenen Provinzen. In jeder Pieve war ein Kriegskommiſſar, und unter ihm ſtand der Wachtmeiſter eines jeden Dorfs, welcher die Aushebung der Mannſchaft beſorgte. Boswell S. 164.

ſich hervorgethan, oder irgend eine ruhmvolle That verrichtet hatten, — von der Regierung in Liſten eintragen, ihre tapfern Thaten dabei ſchildern, und an die Pfarrer einer jeden Pieve ſenden, die an einem gewiſſen feierlichen Tage dem Volk es vorleſen, und ſo den Muth und die Bravour ihrer edlen Landsleute ins Andenken zurückrufen mußten. Eine Einrichtung, welche den glücklichſten Erfolg hatte, und in mehreren Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Für wem wird denn noch etwas zu gefahrvoll ſeyn, wenn die That in den vaterländiſchen Annalen den Namen verewigt? —

Was hätten die Korſen, auf dieſe Art zu großen Handlungen und kühnen Unternehmungen angereizt, nicht alles leiſten können, wenn ſie disziplinirter waren, und methodiſcher bei ihrem Angriffe zu Werke gingen? — Ihr Feuergeiſt hätte alles möglich gemacht. Einen Poſten zu vertheidigen, verſtehen ſie meiſterhaft, — nicht ſo — ihn zu erobern. Man hat ihnen manche harte, man kann wohl ſagen: grauſame Handlung in ihren Kriegen zum Verbrechen machen wollen; allein, ſie verdienen hierin Nachſicht, da der allgemeine National-Charakter ſie dazu verleitete. Gewiß könnte die Geſchichte eben ſo viele edle Handlungen aufzeigen, wenn man nicht zu oft an ſeinen Feinden das Gute überſähe, und nur entehrende Thaten hervorzuziehen ſuchte. —

Zu Vogts Zeiten (1730) beſtand die ganze National-Macht der Korſen aus 22,420 Mann. Zu Paolis Zeiten hingegen, wo die Nation ihre ganze Stärke anwandte, um ſich vom Joch der Genueſer zu befreien, war faſt alles unter den Waffen. Die Zeitgenoſſen geben 32,125 Mann an. Dies war ungefähr der vierte Theil der Einwohner, die ſich damals auf 130,000 beliefen. Und jetzt hat die Inſel, der man, mit

allem Recht, 150,000 Einwohner giebt, eine Nationalmacht von 37,000 Mann. Ihre Seemacht iſt nie von Bedeutung geweſen, obgleich die Natur ſie dazu beſtimmt zu haben ſcheint. Es fehlte ihnen an Kenntniſſen und Geld. Dennoch beſaßen ſie, unter Paoli, eine Anzahl kleiner Schiffe, worüber der Graf Feres die Aufſicht hatte, oder, wenn man den Spielereien des Paoli folgen will, — Admiral war. So viel iſt gewiß, daß dieſe kleinen bewaffneten Fahrzeuge ihnen unendlich nützlich geweſen ſind; ſie hatten ihnen die Einnahme der meiſten kleinen Forts, und die Eroberung der Inſel Kapraya zu verdanken. Den Namen einer Flotte haben dieſe elenden Fahrzeuge, wenn ſie gleich Genua zittern machten, nie verdient.

Bratring.

VI.

Deutſches Theater.

Frauenſtand; Schauſpiel in fünf Akten von Iffland.

Es iſt eine allgemein erkannte Wahrheit, daß das Brodt immer kleiner, des Geldes immer weniger, und der Luxus immer größer wird; und daß daher der Stand einer edlen Frau zu dem allerſchwierigſten gehört, was es giebt; beſonders wenn ſich der Mann nicht extra-vernünftig beträgt. Hält er ſich zum Beiſpiel Mätreſſen, trinkt er, ſpielt er, verzieht er die Kinder; dann ſind die eigentlichen Familienfreuden, welche doch unendlich höher ſind, als aller Heldenmuth, Edelmuth und Vaterlandsliebe, ꝛc. ehe man eine Hand umkehrt, zum Teufel. Aber der Satan iſt immer bei ſolchen Gelegenheiten pfiffig; er hat es, wie man ſagt, hinter den Ohren; denn ſtatt es nun Knall und Fall zur Scheidung kommen zu laſſen, bringt er durch die Zerſtörung der zarteſten Verhältniſſe, noch unendlich zartere hervor, bis dann am Ende ein guter Engel, z. B. ein Onkel, Vater, oder in welcher Masque ſich nun die Vorſehung offenbaren will, erſcheint, und alles in das gehörige Geleis zurückbringt.

Dieſe Sätze, welche nur der bezweifeln kann, der gar keine Erfahrung hat, verdienen in der That ſehr beherzigt zu werden; und es iſt daher nicht zu tadeln, wenn man in der Kunſt, welche die Menſchen zarter und beſſer, daher die Zucht-

häuſer und Galgen leerer macht, an einer fingirten Perſon ein Exempel ſtatuirt, wie man in der wirklichen Welt in effigie zu hängen und zu verbrennen pflegt. Einer hochlöblichen Zuhörerſchaft wird auf dieſe Art, ein moraliſcher Satz in das Gewiſſen geſchoben; und ſie erhält beiläufig einige Begriffe von moraliſchen Exekutionen, um die phyſiſchen zu erſparen

In dem gegenwärtigen Stücke geht es zwar nicht ganz ſo arg her. Zwar hat ein edler Hofrath hier das Heirathsgut der Schweſter ſeiner Frau durchgebracht; zwar ſind hier ein Paar Charaktere aufgeſtellt, welche etwas an das teufliſche gränzen; aber dafür kann ſich auch ein zartes Gemüth, durch die edle Frau, welche die Stallfütterung eingeführt hat; den trefflichen Freund, welcher ſeine Heirath aus Edelmuth zwei Jahre aufſchiebt; und den Onkel, welcher ſich gar dieſem ſanften Bande nicht bieten will, um ſeinem Neffen das Geld, welches er beſitzt, nicht zu entziehen, hinlänglich ſchadlos halten. Die Umſtände bringen es nun ſo mit ſich, daß der Mann glaubt, ſeine Frau ſei mit dem edlen Ramſtein in einen galanten Handel verwickelt; zu Aller Zufriedenheit aber löſt ſich das Geheimniß in einen Galanteriehandel auf, welchen obengemeldete edle Frau heimlich angelegt, und von dem ſie die Rechnungen zu ihrer Rechtfertigung produzirt; worüber obengedachte Teufel beſchämt von dannen gehen, und der Mann vor Reue ſchier verzagen will. Das weitere kann man in dem Stücke ſelbſt nachſehen, welches eines der unbedeutendſten und früheſten dieſes Verfaſſers iſt, und ſich daher zu einer theatraliſchen Darſtellung wohl nicht qualifizirt; wenigſtens glaubt man nicht, daß der Verfaſſer des Mannes von Wort, der Selbſtbeherrſchung und der Jäger, und der des jetzigen Stücks Eine Perſon ſei.

Recht ſehr hat es uns gefreut, Herrn Mattauſch einmal wieder auf dem Theater zu ſehen; er ſpielte, wie Madame Fleck, ſeine Rolle ſehr gut.

Theodor in Venedig; Oper in zwei Akten, Muſik von Paeſiello.

Dieſem Stücke fehlt nichts als einige kleine Veränderungen, um eine vollkommen gute Oper zu ſeyn. Die Charaktere ſind nicht outrirt genug, und daher nicht ſo komiſch, als ſie ſollten; die Handlung ſchleppt hier und da ein wenig, und iſt zu einfach und gedehnt um durchaus zu beſchäftigen. Von Italienern dargeſtellt nach dieſen Veränderungen; oder den Charakter des Theodor durchaus comiſch gefaßt; ſo wie den des Achmet, den Sandrin dagegen, die Beliſe und Liſette grazieus genommen, müßte das Stück ſehr unterhalten, wie es denn bei der hieſigen Vorſtellung, da einmal alle ohne Ausnahme gut ſpielten, durchaus angenehm würkte. Einen Theil davon hat wohl die treffliche Muſik hervorgebracht, welche eigentlich idealiſch und ſchön, das ausdrückt, was Dittersdorf und ähnliche Componiſten gewollt haben. Nur iſt bei ihnen das Comiſche gemein und platt, ſtatt daß es hier edel und reizend erſcheint. Die durchgängige Reinheit der muſikaliſchen Darſtellung, der ganz beſtimmte Charakter einer jeden Perſon, welcher in der Muſik ganz conſequent durchgeführt wird; die feinen muſikaliſchen Lazzi und Epigramme; alles dies macht den glücklichſten Eindruck. Ganz vorzüglichen Dank verdient Herr Gern, deſſen über alles angenehme Stimme und nicht zu verachtende mimiſche Darſtellung, der Rolle des Taddäus einen Reiz gaben, welchen ſie ſpäterhin entbehren muß und vermiſſen wird.

VII.

Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Ende des November 1799.

Wir wenden uns ſogleich zu den neueſten Ereigniſſen in Frankreich, die wir uns bemühen wollen, ſo zuſammenhängend vorzutragen, als es jetzt, wo noch nicht vollſtändige Nachrichten eingelaufen ſind, und wo von der Gegenparthei (denn auch ſie muß gehört werden) noch nichts laut geworden, möglich iſt.

So bedeutend die Veränderungen ſchienen, welche die Revolution vom Prairial hervorgebracht hatten, ſo ſchienen ſie doch bei weitem noch nicht die unvortheilhafte Lage, in welcher der Staat ſich in ſeinem Innern befand, und die mancherlei Gebrechen, an welchen er kränkelte, geheilt zu haben. Die Parthei der Jakobiner ſchien von neuem mächtig geworden; die Maaßregeln welche man ergriff, wie das Geißelgeſetz und die gewaltſame Anleihe, trugen ganz den Charakter der Entſchlüſſe, wie ſie der ehemalige Wohlfahrtsausſchuß zu faſſen pflegte; mit einem Worte, ſtatt daß die Partheien unterdrückt waren, ſah man nur neue entſtehen, und vorzüglich waren die Jakobiner dreiſter geworden, welches ſich zuerſt in dem Mißbrauche der neugeſchaffenen Preßfreiheit zeigte.

Im Ganzen, ſo vielen Antheil Sieyes ſchon an dieſen Ereigniſſen gehabt haben mag, ſchien er doch ſehr unthätig, und noch weniger zufrieden; und ſo ſehr es ſein im ganzen

Laufe

Laufe der Revolution behaupteter Charakter zu ſeyn ſcheint, unthätig zu erſcheinen, ſo leuchtete doch aus der Art, wie er ſich jetzt betrug, eine Unzufriedenheit mit dem hervor, was geſchehen war, wie man ſie zu äußern pflegt, wenn ein Unternehmen nicht ganz gelungen zu ſeyn ſcheint.

Unter dieſen Umſtänden erſchien auf einmal Bonaparte an den Küſten von Frankreich; er kommt nach Paris, findet alles, was er bis dahin erfochten hatte, vernichtet, Länder die er eroberte, in Feindes Gewalt, den Krieg in vollen Flammen, und die durch Verrätherei kraftloſe Republik im Unglück und der Invaſion der Feinde beinahe Preis gegeben. Was noch ſchlimmer als das war, im Innern ſelbſt herrſchen Uneinigkeiten, die oberſten Gewalten ſind in Zwietracht, die Kraft der Conſtitution iſt gelähmt, ſie bietet den Planen jeder Parthei, welche ſich alle nur in ihrem Zwecke, dem der Herrſchſucht, gleichen, Vorwand und freies Spiel, das Land iſt mit Empörern erfüllt, von der Loire bis zur Rhone wüthet der Bürgerkrieg, und die Engländer führen den Mißvergnügten Geld, Waffen und ruſſiſche Hülfe zu. Alles glaubt, daß Bonaparte dazu beſtimmt ſey, den Begebenheiten des Vaterlandes im Auslande eine andere Wendung zu geben; man ſchreibt ihm dieſe oder jene Befehlshaberſtelle zu; allein ſein Zweck war beſtimmt, ehe er den franzöſiſchen Boden betrat, und es fragt ſich nur, zu welcher Parthei im Staate er ſich ſchlagen wird? Bei ſeinem Eintritte in Paris bewerben ſich um ihn verſchiedene Partheien, ſie drängen ſich an ihn, enthüllen ihm ihre Geheimniſſe, und ſuchen ihn zu gewinnen; er aber ſchlägt ſich allein auf die Parthei des Raths der Alten, bei welcher er einzig wahren Patriotismus zu entdecken glaubt. Je mehr aber alle Partheien darüber einig waren, daß die Conſtitution,

ſo wie ſie exiſtirte, unmöglich könne erhalten werden, um ſo weniger konnte er Bedenken tragen, auf Koſten derſelben das neue Unternehmen durchzuſetzen, und das Vaterland zu retten; und wenn bei dieſer neuen Umwälzung der franzöſiſchen Verfaſſung etwas zu bedauern iſt, ſo iſt es allein die Verletzung der Conſtitution. Denn allerdings muß es wehe thun, die republikaniſche Verfaſſung ſo oft umgeſtaltet zu ſehen, und bei jeder neuen Umänderung derſelben von der unumgänglichen Nothwendigkeit derſelben zu hören, welches allerdings einen Zweifel gegen den Werth und die Dauerhaftigkeit derſelben erregen kann.

Im Rath der Alten brach die Revolution aus; mit ihm ſcheinen Bonaparte, Sieyes und Roger Ducos die nothwendigen Maaßregeln verabredet zu haben, und allerdings war hier, obſchon die Jakobiner nirgends die Pluralität hatten, auch die Parthei der Gemäßigten bei weitem die ſtärkere.

Am 8ten November Abends um 11 Uhr verſammelten ſich die Saalinſpektoren des Raths der Alten, ließen Generalmarſch ſchlagen, und alle Poſten verdoppeln. Nach Mitternacht wurden alle Mitglieder deſſelben durch gedruckte Cirkulare zuſammenberufen; doch ſollen eine beträchtliche Anzahl derſelben dergleichen nicht erhalten haben. Die Sitzung begann um 7 Uhr Morgens, und Cornet eröffnete ſie mit folgendem Bericht im Namen der Saalinſpektoren. Es waren ohngefähr 150 Mitglieder beiſammen.

„Das Zutrauen, Bürger-Repräſentanten, welches ihr eurer Inſpectoren-Commißion ſchenkt, hat ihr die Pflicht auferlegt, über eure individuelle Sicherheit zu wachen, an welche das Wohl des gemeinen Weſens geknüpft iſt; denn ſobald die Stellvertreter einer Nation in ihren Perſonen bedroht werden,

ſobald ſie nicht in ihren Berathſchlagungen der abſoluteſten Unabhängigkeit genießen, ſobald die Acten, welche ſie ausſtellen, nicht mehr das Gepräge derſelben tragen, ſo exiſtirt kein repräſentatives Corps, keine Freiheit, keine Republik mehr. Die beunruhigendſten Symptome äußern ſich ſeit einigen Tagen; wir erhalten die traurigſten Berichte; ergreift man keine Maaßregeln, ſetzt der Rath der Alten nicht das Vaterland und die Freiheit gegen die größten Gefahren in Schutz, die ſie noch je bedroht haben, ſo wird der Brand allgemein; wir können ſeine verzehrende Wirkung nicht mehr hemmen; ſo verſchlingt er Freunde und Feinde, ſo wird das Vaterland verzehrt, und die, welche dem Brand entrinnen, werden dann bittere, aber unfruchtbare Thränen auf die Aſche weinen, die er hinter ſich laſſen wird. Noch könnt ihr ihm vorbeugen; ein Augenblick iſt dazu hinlänglich; aber wenn ihr ihn nicht ergreift, ſo iſt die Republik geweſen, und ihr Skelett fällt in die Hände der Geyer, die ſich um ihre abgenagten Knochen zanken werden. Eure Commiſſion der Saal-Inſpectoren weiß, daß die Verſchwornen ſich in Menge nach Paris begeben, daß die, welche ſich ſchon hier befinden, nur ein Zeichen erwarten, um ihre Dolche auf die Stellvertreter der Nation, auf die Mitglieder der erſten Gewalten in der Republik zu zücken. Es war alſo ihre Pflicht, euch außerordentlich zuſammen zu berufen, um euch davon zu benachrichtigen; es war ihre Pflicht, eine Berathſchlagung des Raths über die Parthei zu veranlaſſen, die er in dieſen Umſtänden nehmen muß. Der Rath der Alten hat die Mittel in ſeinen Händen, das Vaterland und die Freiheit zu retten. Man würde an ſeiner tiefen Weisheit zweifeln, wenn man zweifeln wollte, daß er ſie mit ſeinem gewöhnlichen Muth und Energie ergreifen werde."

Obgleich einige widerſprachen, ſo ſetzte der Präſident Lemercier, der keinen zu Worte kommen ließ, doch folgendes Dekret durch,

das gleich angenommen wurde, und, vermöge der Conſtitution, ohne Beitritt des Raths der Fünfhundert, Geſetzeskraft hat:

„Der Rath der Alten, kraft des hundert und zweiten, dritten und vierten Artikels der Conſtitution, decretirt was folgt: 1) Das geſetzgebende Corps wird nach der Gemeinde St. Cloud verlegt; die beiden Räthe werden ihre Sitzungen in den beiden Flügeln des Pallaſtes halten. 2) Sie ſollen ſich daſelbſt morgen, den 10ten, um Mittag einfinden. Jede Fortſetzung der Amtsverrichtungen, jede Berathſchlagung anderswo und vor dieſer Zeit iſt verboten. 3) Dem General Bonaparte iſt die Vollſtreckung dieſes Decrets übertragen. Er ſoll alle nöthigen Maaßregeln für die Sicherheit der National-Repreſentation ergreifen. Der Commendant der ſiebzehenten Diviſion, die Wache des geſetzgebenden Corps, die ſtehenden Nationalgarden; die Linientruppen, die ſich in Paris und in dem conſtitutionellen Arrondiſſement und in dem ganzen Umfang der ſiebzehenten Diviſion befinden, ſtehen unmittelbar unter Bonaparte's Befehl, und ſind gehalten, ihn in dieſer Qualität anzuerkennen. Alle Bürger ſollen ihm auf ſeine erſte Aufforderung Beiſtand leiſten. 4) Der General Bonaparte wird in den Rath der Alten berufen, um die Ausfertigung des gegenwärtigen Decrets zu empfangen und den Eid zu leiſten. Er wird ſich mit der Commiſſion der Inſpectoren der beiden Räthe verabreden. Das gegenwärtige Decret ſoll ſogleich durch einen Staatsboten dem Rath der Fünfhundert und dem Directorio überbracht, gedruckt, angeſchlagen und durch außerordentliche Couriers nach allen Gemeinden geſchickt werden."

Auch wurde folgende Adreſſe an die Franzoſen erlaſſen:

Franzoſen!

„Der Rath der Alten bedient ſich des Rechts, welches ihm durch den hundert und zweiten Artikel der Conſtitution übertra

gen iſt, die Reſidenz des geſetzgebenden Corps zu verändern. Er bedient ſich dieſes Rechts, um die Factionen im Zaum zu halten, welche die National-Repräſentation unterjochen wollen, und um den innern Frieden wieder herzuſtellen. Er bedient ſich dieſes Rechts, um den auswärtigen Frieden herbeizuführen, welchen eure lange Aufopferungen und die Menſchheit fordern. Das gemeinſchaftliche Wohl iſt der Endzweck dieſer conſtitutionellen Maaßregel und der Endzweck wird erreicht werden. Und ihr, Einwohner von Paris! ſeid ruhig! In kurzen wird das geſetzgebende Corps wieder in eurer Mitte ſeyn. Franzoſen! Die Reſultate dieſes Tags werden bald zeigen, ob das geſetzgebende Corps würdig iſt, euer Glück zu bereiten, und ob es dieſes kann. Es lebe das Volk, durch welches und in welchem die Republick beſteht!"

Um 9 Uhr trat Bonaparte in den Saal, von den Generalen Moreau, Macdonald, Deſolles, Beurnonville, Lefebvre und ſeinem Generalſtabe begleitet; der Präſident las ihm das Dekret vor, und Bonaparte hielt folgende Anrede:

„Bürger-Repräſentanten! Die Republik war ihrem Untergange nahe; Sie wußten es, und Ihr Decret hat das Vaterland gerettet. Wehe denen, die Unordnungen und Unruhen wollten! Ich werde ſie, von den Generalen Lefebvre, Berthier und allen meinen Waffenbrüdern unterſtützt, ſogleich arretiren. Was Ihre Weisheit beſchloſſen hat, wird unſer Muth ausführen. Vergebens wird man dieſen Tag mit einem andern in der Geſchichte zu vergleichen ſuchen. Nichts in der Geſchichte gleicht dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts; nichts am Ende des achtzehnten Jahrhunderts dem gegenwärtigen Augenblick. Wir wollen eine auf wahre bürgerliche Freiheit und die National-Repräſentation gegründete Republik — wir werden ſie bekommen. — Ich ſchwöre es; ich ſchwöre es in

meinem Namen und im Namen aller meiner Waffenbrüder. — „Ich ſchwöre es!“ wiederhohlten alle diejenigen, die Bonaparte begleiteten. „Es lebe die Republik!“

Mit allgemeinem Jubel empfing man Bonaparte's Schwur, der Rath war ernſt und ruhig, wie es ſein Charakter erfordert. Der Präſident Lemercier antwortete hierauf Bonaparte:

„General! Der Rath der Alten empfängt Ihren Eid. Er hegt keinen Zweifel über Ihre Aufrichtigkeit und über Ihren Eifer, den Eid zu erfüllen. Derjenige, welcher nie ſeinem Vaterlande vergebens Siege verſprach, kann nicht anders als mit Ergebenheit ſeine neuen Verpflichtungen erfüllen, dem Vaterlande zu dienen und ihm getreu zu bleiben.“

Obſchon Garat ſprechen wollte, ſo ward die Verſammlung doch aufgehoben, und nach St. Cloud auf den folgenden Tag verlegt.

Was Bonaparte, beim Herausgehen aus dem Saale, dem Sekretair des Direktors Barras, Bottot, ſagt, giebt viel Licht über ſeine wahren Geſinnungen:

„Bald wäre es um die Republik geſchehen geweſen, wenn der Rath nicht ſtarke und entſcheidende Maaßregeln ergriffen. In welchem Zuſtand verließ ich Frankreich, und in welchem Zuſtande habe ich es es wieder gefunden! Ich hatte euch den Frieden gelaſſen und finde den Krieg wieder. Ich hatte euch Eroberungen gelaſſen und der Feind bedroht eure Gränze. Ich hatte eure Zeughäuſer, mit allem verſehen, verlaſſen, und finde nun keine Gewehre mehr. Eure Kanonen ſind verkauft; der Diebſtahl wurde in ein Syſtem gebracht, die Hülfsquellen des Staats ſind erſchöpft; man nahm ſeine Zuflucht zu drückenden Mitteln, die die Gerechtigkeit und der geſunde Menſchenverſtand verwerfen; den Soldaten lieferte man dem Feinde wehrlos in die Hände. Wo ſind ſie die Helden, die hundert Tauſend Kameraden, die ich mit Lorbeeren gekrönt verlaſſen hatte?

Dieſer Zuſtand kann nicht länger mehr dauern. Ehe drei Jahre vergiengen, führte er uns wieder zum Deſpotismus. Wir aber wollen die Republik, ruhend auf den Grundpfeilern der Gleichheit, der Moral, der bürgerlichen Freiheit und der politiſchen Toleranz. Mit einer guten Verwaltung werden alle Bürger die Factionen vergeſſen, von denen man ſie zu Mitgliedern machte, wenn man ihnen erlauben will, Franzoſen zu ſeyn. Es iſt endlich einmal Zeit, daß man den Vertheidigern des Vaterlandes das Vertrauen ſchenke, auf welches ſie ſo viele Rechte haben. Wollte man auf einige Factioniſten hören, ſo wären wir bald lauter Feinde der Republik. Wir, die wir ſie durch unſere Arbeit und unſern Muth befeſtigt haben, wir wollen keine Leute, die größre Patrioten ſind, als die Helden, die im Dienſte der Republik verſtümmelt worden ſind."

Bonaparte erließ hierauf folgende Proclamation:

Bonaparte, General en Chef, an die Soldaten, den 18ten Brumaire (9ten Novemb.) der einen und untheilbaren franzöſiſchen Republik.

Soldaten!

Das außerordentliche Decret des Raths der Alten iſt dem hundert und zweiten Artikel der Conſtitution gemäß. Gedachter Rath hat mir das Commando der Stadt und der Armee übertragen. Ich habe dies Commando übernommen, um die Maaßregeln zu unterſtützen, die der Rath nehmen wird, und die ganz zu Gunſten des Volks ſind. Seit zwei Jahren wird die Republik ſchlecht regiert. Ihr habt gehofft, daß meine Rückkunft ſo viele Uebel beendigen werde. Ihr habt dieſe Rückkunft mit einer Eintracht gefeiert, welche mir Verpflichtungen auflegt, die ich erfülle. Ihr werdet die eurigen erfüllen, und euren General mit der Energie, Entſchloſſenheit und dem Zutrauen unterſtützen, welches ich ſtets bei euch bemerkt habe. Freiheit,

Sieg und Friede werden die Republik wieder in den Rang verſetzen, den ſie in Europa einnahm und welchen ſie durch thörichte Maaßregeln oder Verrätherei allein verlieren konnte. Es lebe die Republik! (Unterz.) Bonaparte.

Für gleichförmige Abſchrift: (Unterz.) Alex. Berthier.

Eine andere Proklamation Bonaparte's an die ſedentaire Nationalgarde folgte dieſer bald nachher;

Im Hauptquartier zu Paris, den 18ten Brumaire (9ten Nov.) im achten Jahre der franzöſiſ. einen und untheilbaren Republik.

Bürger!

Der Rath der Alten, Depoſitair der Nationalweisheit, hat das hier beigefügte Decret gegeben. Er war dazu durch den hundert zweiten und dritten Artikel der Conſtitutions-Acte authoriſirt. Gedachter Rath trägt mir auf, Maaßregeln für die Sicherheit der National-Repräſentation zu ergreifen. Die Verſetzung derſelben iſt nothwendig und geſchieht für einen Augenblick, Das geſetzgebende Corps wird ſich im Stande befinden, die National-Repräſentation aus der dringenden Gefahr zu ziehen, in welche uns die Desorganiſation aller Theile der Adminiſtration führt. Der Rath der Alten bedarf unter dieſen weſentlichen Umſtänden der Eintracht und des Zutrauens der Patrioten. Vereinigt euch um ihn. Dies iſt das einzige Mittel, die Republik auf den Grundveſten der bürgerlichen Freiheit, des innern Glücks, des Sieges und des Friedens zu gründen. Es lebe die Republik!

(Unterz.) Bonaparte.
Alexand. Berthier.

Nachdem dieſes alles geſchehen war, traf Bonaparte Anſtalten, um den Plan des Raths der Alten mit bewaffneter

Hand durchzuſetzen; die höchſte militäriſche Gewalt war in ſeiner Hand, alle Truppen in Paris ihm untergeben; die Truppen verſammeln ſich in den Thuillerien, Bonaparte muſtert ſie, ſie empfangen den Held mit Jubel, Kanonen werden aufgefahren.

Um Mittag verſammelt ſich der Rath der Fünfhundert; es kommt zu keiner Deliberation; der Präſident, Lucian Bonaparte, läßt das Edikt des Raths der Alten vorleſen, welches die Fünfhundert nach St. Cloud beſcheidet, und über welches ihnen nach der Conſtitution keine Berathſchlagung zuſteht. Man hebt die Sitzung mit dem Rufe: es lebe die Republik! auf.

Eine ganz andre Scene fiel indeß in dem Luxemburg vor; von den Direktoren waren nur Barras, Gohier und Moulins verſammelt. Sie waren von allem, was vorfiel, im geringſten nicht unterrichtet, weil Bonaparte und Sieyes die Sache äußerſt geheim betrieben, und nur den Exconſtituanten Röderer, Herausgeber des Journals von Paris, zu ihrem Unterhändler gebraucht hatten. Roger Ducos, wahrſcheinlich auch in den Plan von Sieyes gezogen, erſcheint in der Verſammlung der Direktoren, und fragt ſie, ob ſie von den Gerüchten, die in Paris ſich verbreiteten, unterrichtet wären. Auf ihre Verneinung begiebt er ſich mit der Aeußerung fort, Erkundigungen einziehen zu wollen, eigentlich aber wohl in der Abſicht, ſich zu den Saalinſpektoren der Alten zu verfügen, und dort in den Schutz Bonaparte's und der bewaffneten Macht ſich zu begeben. Sieyes war ſeit acht Tagen, angeblich ſeiner Geſundheit wegen, in dem Hofe des Direktorialpallaſtes ſpazieren geritten, und begab ſich, als ſein Generaladjutant zu ihm kam und von dem Verlaufe Nachricht brachte, ſogleich

nach dem Rathe der Alten, wohin ihm und Roger Ducos die Garde des Direktoriums nachfolgte. Als daher die drei übrigen Direktoren dem bisherigen Commendanten derſelben, Lefebre, zu ſich rufen ließen, und um Auskunft über das Vorgefallene fragten, antwortete er ihnen, daß er nicht mehr Commendant von Paris ſey, und daß ſie ſich an Bonaparte zu wenden hätten. In dieſem Augenblick ſollen Moulins und Gohier entſchloſſen geweſen ſeyn, Bonaparte's Haus umringen und ihn verhaften zu laſſen; allein ſie finden keine Vollzieher ihres Befehls mehr. Barras ſcheint jetzt durch ſeinen Sekretär einen Verſuch auf Bonaparte gemacht zu haben, welchen er ſich mehr als der Republik verpflichtet glaubte; da dieſer aber fehlſchlug, ſo gab' er folgende Dimiſſion, der man es anſieht, daß er ſich in Bonapartes Charakter geirrt zu haben glaubt:

Bürger Repräſentanten!

„Allein durch meine Leidenſchaft für die Freiheit zu den öffentlichen Angelegenheiten hingezogen, nahm ich die erſte Magiſtratur des Staats bloß an, um ſie durch meine Ergebenheit in Gefahren zu behaupten, um die Patrioten, die in der Sache der Freiheit compromittirt wurden, vor den Angriffen ihrer Feinde zu bewahren, und um den Vaterlandsvertheidigern jene beſondere Sorgfalt zu ſichern, die ihnen nicht beſtändiger, als durch einen Bürger gewidmet werden konnte, der von Alters her Zeuge ihrer Heldentugenden und ſtets von ihren Bedürfniſſen gerührt war. Der Ruhm, welcher die Rückkunft des geprieſenen Kriegers (Bonaparte) begleitet, dem ich das Glück gehabt habe, die Bahn des Ruhms zu eröffnen, die ausgezeichneten Beweiſe von Zutrauen, die ihm das geſetzgebende Corps giebt, und das heutige Dekret der National-Repräſentation haben

mich überzeugt, daß, welches auch der Poſten ſeyn mag, wohin mich künftig das öffentliche Intereſſe beruft, die Gefahren der Freiheit überſtiegen, und das Intereſſe und Wohl der Armeen garantirt ſind. Mit Freuden trete ich in den Stand eines ſimpeln Bürgers zurück, und ſchätze mich glücklich, daß ich nach ſo vielen Stürmen, die Schickſale der Republik unverſehrt und reſpektabler als je überliefere. Gruß und Reſpekt!"

Unterzeichnet: Barras.

Roger Ducos hatte ſeine Dimiſſion ſchon früher gegeben. Moulins und Gohier thaten ein gleiches; namentlich ſoll Moulins, wo man ihn findet, verhaftet werden. Barras iſt nach ſeinem Landgute Grosbois gegangen, und als man ihn an den Barrieren nicht durchlaſſen wollte, ſandte Bonaparte Dragoner, die ihn eſcortirten. — So endigte ſich der 9te November. Die Revolution war in Paris gemacht, und kein Schuß gefallen.

Am 10ten verſammelte ſich Nachmittags der Rath der Alten in der großen Gallerie des Schloſſes zu St. Cloud. Man verlas Barras Dimiſſion, und erhielt bald nachher folgendes Schreiben des Generalſekretärs des Direktoriums:

Bürger Repräſentanten!

„Ich habe den Staatsboten, den der Rath der Alten an das Direktorium geſchickt hat, nicht empfangen können. Vier Mitglieder deſſelben (Barras, Gohier, Moulins und Roger Ducos) haben ihre Dimißion gegeben, und da der fünfte (Sieyes) auf Befehl von Bonaparte zu ſeiner Sicherheit unter Aufſicht geſetzt worden, ſo exiſtirt jetzt kein Directorium mehr."

Unterzeichnet: Lagarde.

Man ſcheint kalt und trocken darüber hingegangen zu ſeyn. Bald nachher aber erſchien Bonaparte, von ſeinem General-

ſtabe begleitet, und hielt folgende Anrede an den Rath, der ſich von ſeinen Sitzen erhoben hatte:

Repräſentanten des Volks!

„Sie befinden ſich nicht in gewöhnlichen Umſtänden; Sie befinden ſich auf einem Vulkan. Ich muß zu Ihnen mit der Freiheit eines Soldaten ſprechen. Ich befand mich ruhig zu Paris, als ich das Decret des Raths der Alten erhielt, worin von den Gefahren des Vaterlandes und der Republik die Rede war. Im Augenblick rief ich meine Waffenbrüder zuſammen, und wir leiſteten Ihnen Beiſtand; wir boten Ihnen die Arme der Nation dar, weil Sie das Haupt derſelben waren. Unſere Abſichten waren rein und uneigennützig, und dafür überhäuft man uns heute mit Verläumdungen. Man ſpricht von einem neuen Caeſar, von einem neuen Crommell, und verbreitet, daß ich eine Militair-Regierung einführen will. Repräſentanten des Volks! hätte ich die Freiheit meines Vaterlandes unterdrücken, hätte ich die oberſte Gewalt an mich reißen wollen, ſo würde ich die Befehle, die Sie mir gegeben, nicht befolgt, ſo würde ich nicht nöthig gehabt haben, dieſe Autorität von dem Senat zu empfangen. Mehr als einmal, und zwar unter den günſtigſten Umſtänden, berief man mich, die oberſte Gewalt zu übernehmen. Nach unſern Triumphen in Italien ward ich dazu durch den Wunſch der Nation, durch den Wunſch meiner Cameraden, durch den Wunſch jener Soldaten berufen, die man ſo ſehr mißhandelt hat, ſeitdem ſie nicht mehr unter meinen Befehlen ſtehen, jener Soldaten, die jetzt noch in den weſtlichen Departements einen ſchrecklichen Krieg führen müſſen, welchen thörichte Grundſätze oder Verrätherei wieder angefacht haben. Ich ſchwöre es Ihnen, Bürger-Repräſentanten, das Vaterland hat keinen eifrigern Vertheidiger, als mich; ich bin ganz bereit, Ihre Befehle zu vollziehen; aber auf Ihnen allein

beruht die Wohlfahrt deſſelben; denn es giebt kein Directorium mehr. Vier Mitglieder deſſelben haben ihre Dimißion gegeben, und der fünfte (Sieyes) iſt zu ſeiner Sicherheit unter Aufſicht geſtellt worden. Die Gefahren ſind dringend; das Uebel nimmt zu. Der Polizeyminiſter zeigt mir an, daß mehrere Plätze in der Vendee den Chouans in die Hände gefallen ſind. Laßt uns, Bürger-Repräſentanten des Raths der Alten, Zerrüttungen vermeiden. Laßt uns die Freiheit und Gleichheit erhalten."

Linglet: Und die Conſtitution!

Bonaparte: Die Conſtitution! Ihr habt ſie am 18ten Fructidor, 22ſten Floreal und 30ſten Prairial verletzt. Alle Factionen berufen ſich auf die Conſtitution, und von allen iſt ſie verletzt worden; von allen wird ſie verachtet. Sie kann kein Mittel der Rettung mehr für uns ſeyn, weil ſie von keinem Menſchen mehr reſpectirt wird. Repräſentanten des Volks! Sie ſehen in mir keinen elenden Intriganten, der ſich mit einer heuchleriſchen Maske bedeckt. Ich habe meine Ergebenheit gegen die Republik bewährt, und alle Verſtellung würde für mich unnütz ſeyn. Da wir der Conſtitution den Reſpect nicht weiter geben können, den ſie haben ſollte, ſo laſſen Sie uns wenigſtens die Grundlagen retten, auf welchen ſie beruhet. Laſſen Sie uns die Gleichheit und Freiheit retten! Ich erkläre Ihnen, daß, ſobald die Gefahren vorüber ſind, bei welchen mir eine außerordentliche Gewalt übertragen wird, ich dieſe Gewalt wieder niederlegen werde. Ich will in Abſicht der Magiſtratur, die Sie ernennen werden, bloß der Arm ſeyn, der ſie unterſtützt und Ihre Befehle in Ausführung bringt.

Die Aeußerungen Bonaparte's in dieſer Rede ſind bedeutend, zumal das, was er über den 18ten Fructidor ſagt, den man bisher immer für ein Werk ſeiner Abſichten gehalten hat; wichtiger aber iſt noch, was er hinzufügte:

„Wenn man ſich ganz erklären und die Perſonen nennen ſoll, ſo will ich ſie nennen. Die Directoren Barras und Moulins haben mir den Vorſchlag gemacht gehabt, mich an die Spitze einer Parthey zu ſtellen, die dazu beſtimmt war, alle Menſchen von freien, liberalen Geſinnungen zu ſtürzen. Ja! man hat mir auch nach meiner Rückkunft nach Paris, die oberſte Gewalt wieder angetragen. Die verſchiedenen Factionen haben an meine Thüre angeklopft; ich habe ſie nicht gehört, weil ich allein zu der großen Parthey des franzöſiſchen Volks gehöre. Verſchiedene Mitglieder des Raths der Alten wiſſen, daß ich ihnen die Vorſchläge angezeigt habe, die man mir gemacht hat. Als mir das Commando der Truppen zu Paris übertragen wurde, habe ich bloß auf den Rath der Alten und nicht auf den Rath der Fünfhundert gerechnet, in welchem Zwietracht herrſcht, einen Rath, worin ſich Menſchen befinden, welche wünſchten, uns den Convent, die Revolutions-Ausſchüſſe und die Schaffotte wieder zu geben; einen Rath der jetzt Emiſſarien abgeſchickt hat, um Bewegungen in Paris zu veranſtalten. Dieſe ſtrafbaren Anſchläge, Volks-Repräſentanten! müſſen Sie aber nicht erſchrecken! Ich werde Sie davor zu bewahren wiſſen. Ich berufe mich auf euch, tapfre Grenadiers und Soldaten, deren Mützen und Bajonnette ich erblicke; Bajonnetts, die ich ſo oft gegen unſre Feinde und zur Gründung von Republiken habe gebrauchen laſſen. Wollte irgend ein von dem Auslande beſoldeter Redner ſich einfallen laſſen, mich außer dem Geſetz oder für vogelfrei zu erklären, ſo nehme er ſich in acht, daß dies Geſetz nicht gegen ihn ſelbſt gerichtet werde. In einem ſolchen Falle, brave Soldaten, würde ich mich ganz auf euch und mein Glück verlaſſen. Repräſentanten, ergreift die Maaßregeln, welche die Umſtände erfordern!

Mit dieſen Worten entfernte ſich Bonaparte, und ging in den Rath der Fünfhundert, wo ſein Bruder Lucian das

Präſidium führte. Die Jakobiner, die durch das Dekret wegen der Verlegung der Räthe nach St. Cloud überraſcht waren, hatten indeß doch Mittel gefunden zu cabaliren, und hatten ihre Parthei in dem Rathe der Fünfhundert, ſo viel ihnen möglich war, verſtärkt. Sie fingen das gewöhnliche Spiel ihrer Machinationen mit der Aufforderung, die Conſtitution zu beſchwören, mit einem Geſchrei gegen die Diktatur, mit der Verwünſchung Bonaparte's an; aber alles ohne Erfolg. Während dieſer tumultuariſchen Bewegungen erſchien Bonaparte in dem Saale unbewaffnet, mit entblößtem Haupte, von vier Grenadieren, die an der Thür ſtehen blieben, begleitet, ganz ſo wie er im Rathe der Alten geweſen war. Es waren keine Schranken in dem Saale der Orangerie, in welchem die Fünfhundert verſammelt waren. Bonaparte ging alſo auf den Präſidenten zu, und wollte reden; aber die Jakobiner laſſen ihn nicht zu Worte kommen; man ſchreit: Diktator, vogelfrei, tödtet ihn; mehrere Deputirte drängen ſich um ihn, Dolche werden gezückt, und Arena, obſchon er es leugnet, machte einen Stoß mit einem derſelben, den ein Grenadier auffängt; das Getümmel wird allgemein, Stühle fliegen gegen einander, Lefebvre dringt mit Grenadieren ein, die ihren General in die Mitte nehmen, und hinausführen.

Indeſſen iſt im Rathe der Fünfhundert die Ruhe noch nicht hergeſtellt; an Berathſchlagungen iſt nicht zu denken. Die Jakobiner, durch den erſten ſcheinbar glücklichen Schlag muthig gemacht, verfolgen ihre Plane. Talot und Bertrand ſtanden auf nach Paris zurückzukehren, ſie erklären die Ernennung Bonaparte's zum Commendanten für inconſtitutionell, das Getümmel wird allgemein, Lucian Bonaparte legt ſeine Präſidentur nieder. Anton Bonaporte iſt indeß zu den Grena-

dieren zurückgekommen. Sie empfangen den Geretteten mit dem Jubel: es lebe Bonaparte! es lebe die Republik! Er ſtellt ihnen die Gefahr des geſetzgebenden Rathes vor, und ſendet Mürat mit 20 Grenadieren hinein, ſie nehmen Lucian Bonaparte in ihre Mitte, und bringen ihn in Sicherheit. Die Jakobiner toben: es exiſtirt kein geſetzgebendes Corps mehr, laßt uns unſerm Präſidenten folgen.

Lucian in der Mitte der Grenadiere ſtieg indeß zu Pferde, und hält folgende Anrede:

Bürger!

Der Präſident des Raths der 500 erklärt euch, daß die unermeßliche Majorität dieſes Raths unter dem Schrecken einiger mit Dolchen bewaffneten Repräſentanten ſich befindet, welche den Rednerſtuhl belagern, ihre Collegen mit dem Tod drohen und die abſcheulichſten Beſchlüſſe erzwingen. Ich erkläre euch, daß dieſe kühnen, wahrſcheinlich von England beſoldeten Räuber, ſich gegen den Rath der Alten in Rebellion geſetzt haben und ſich unterſtanden, den General, dem die Vollziehung des Decrets des Raths der Alten übertragen war, für vogelfrei erklären zu wollen. Als wenn wir noch in der ſchrecklichen Zeit ihres Reichs wären, wo das Wort vogelfrei hinlänglich war, die dem Vaterlande theuerſten Köpfe herunter zu ſchlagen. Ich erkläre euch, daß dieſe kleine Zahl von Wüthrichen ſich durch ihre Attentate gegen die Freiheit der geſetzgebenden Räthe ſelbſt für vogelfrei erklärt haben. Im Namen dieſes Volks, welches ſeit ſo vielen Jahren der Spielball dieſer elenden Schreckenkinder iſt, vertraue ich den Soldaten die Sorge an, die Majorität ihrer Repräſentanten zu befreien, damit ſie, durch die Bajonette von den Dolchen befreit, über das Schickſal der Republik rathſchlagen könne. General, und ihr Soldaten und ihr ſämmtliche Bürger, ihr werdet keine andere für

Frank-

Frankreichs Geſetzgeber erkennen, als die, welche ſich zu mir begeben werden. Diejenigen, welche in der Orangerie bleiben, treibe man mit Gewalt heraus. — — Dieſe Räuber ſind nicht mehr Volksrepräſentanten, ſondern Dolchrepräſentanten. Dieſer Name bleibe ihnen. Er folge ihnen überall, und wenn ſie ſich erkühnen, ſich dem Volke darzuſtellen, ſo zeige jeder Finger auf ſie, unter dem verdienten Namen Dolchrepräſentanten. Es lebe die Republik!

Sogleich wird Generalmarſch geſchlagen, die Jakobiner, um ihr Schickſal beſorgt, ſpringen aus den Fenſtern, mit aufgepflanztem Bajonett rücken Grenadiere unter Trommelſchlag in den Saal; der Saal wird geräumt, die Jakobiner flüchten nach Paris und wenden ſich an Santerre, der in der Vorſtadt St. Antoine einen Aufruhr bewirken ſoll. Er wird durch Bonaparte's Drohung, Santerre erſchießen zu laſſen, unterdrückt. — Abends 5 Uhr.

Um 9 Uhr verſammeln ſich die übrigen Mitglieder des Raths der Fünfhundert, 350 an der Zahl, Lucian iſt Präſident, man dekretirt, daß Bonaparte, Lefebvre, Murat, und Thomas Thom (Thome?) der Grenadier, der Bonaparte rettete, ſich wohl um das Vaterland verdient gemacht; dann hielt Lucian folgende Rede:

„Das franzöſiſche Volk war bisher der Sclave der elendeſten Charlatans. Alle drei Monate ſah man eine neue Revolution. Man wußte nicht, woran man war. Die Conſtitution iſt ſehr fehlerhaft. Das Volk ſoll nun die wahre bürgerliche Freiheit erhalten, welche ſich auf Gerechtigkeit und den Schutz des Eigenthums gründet. Wir wollen dem Volke Glück, Ruhe und Frieden geben, nach welchem es ſo lange vergebens ſeufzte." — „Ja, fuhr Boulay von dem Meurthe-Departe-

ment fort — ein Directorium von fünf Mitgliedern, welche beſtändig ſich einander zu bekämpfen und zu vernichten ſuchten, war eine monſtröſe Einrichtung. Ehe wir die Conſtitution neu ſchaffen, müſſen wir eine feſte proviſoriſche Regierung einführen, welche den Frieden im Innern und von außen ſichre. Einer von den letzten Directoren (Moulins) will conſpiriren; aber man wird ihn bewachen." „Wir müſſen das Volk, verſetzte Cabanis, ſeinen bisherigen Henkern entreißen. Es iſt eines Gouvernements müde, welches ihm Glück und Freiheit verſprach, und nur in Elend und in die ſchändlichſte Sclaverei verſetzte. Wir müſſen die Männer jetzt mit einer großen Gewalt verſehen, deren Talente und Namen in Frankreich und in ganz Europa reſpectirt werden. Man denke dabei nicht an Tyrannei und Dictatur. Der erſte, der umkäme, würde der Tyrann ſeyn, der die Freiheit morden wollte ꝛc."

Und nun überreicht Villetard einen Vorſchlag zu folgendem Geſetz, welches ſogleich dekretirt und vom Rath der Alten beſtätigt ward:

Da der Rath der Fünfhundert die Lage der Republik in Erwägung zieht, ſo beſchließt er als dringend folgendes:

1. Es giebt kein Directorium mehr. Folgende einundſechszig Perſonen ſind wegen der Exceſſe und Attentate, welche ſich die mehrſten von ihnen in der Sitzung von heute Morgen erlaubt haben, nicht mehr Mitglieder der National-Repräſentation: Joubert vom Herault-Departement; Jouanne, Talot, Duplantier, vom Gironde-Departement; Arena, Garand, Quinot, Leclerc Cheppers, Brixhe, Poulain Grandprez, Bertrand, vom Calvados-Departement; Goupilleau, Daubermenil, Marquezy, Guesdon, Grandmaiſon, Grocaſſand-Dorimond, Friſon, Deſſaix, Bergaſſe-Lariſoul, Montpellier, Conſtant, vom Bouches du Rhone-Departement; Briot, Deſtrem.

Carrere-Lagarriere, Gorrand, Legot, Blin, Boulay-Paty, Gouilhé, Demeor, Brigonet, Mentor. Boißier, Bailly, Bouvier, Brichet, Honore-Delelere, C. Bousset, Gaſtin, Laurent, Beiß, Prudhom, Porte, Truck, Delbrei, Leyris, Doche-Delille, Stevenotte, Jourdan, vom Haute-Vienne-Departement; Leſage-Senault, Chalemele, André, vom Niederrhein-Departement; Dimartelli; Colombel, vom Meurthe-Departement; Philipp, Moreau, vom Youne-Departement; Jourdan, vom Ille- und Vilaine-Deparment; Letourneux, Citadella, Bordas.

2. Das geſetzgebende Corps errichtet proviſoriſch eine vollziehende Conſular-Commiſſion, welche aus den Exdirectoren, den Bürgern Sieyes und Roger Ducos, und aus dem General Bonaparte beſteht. Sie ſollen den Namen Conſuls der franzöſiſchen Republik führen.

3. Dieſe Commiſſion iſt mit der völligen Directorial-Gewalt bekleidet und beſonders beauftragt, die Ordnung in allen Theilen der Adminiſtration zu organiſiren, Ruhe im Innern herzuſtellen und einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu verſchaffen.

4. Sie iſt authoriſirt, Delegirte mit einer gewiſſen beſtimmten Macht abzuſchicken.

5. Das geſetzgebende Corps ſetzt ſeine Sitzungen bis zum 1ſten Ventoſe (19ten Febr.) aus, und wird ſich dann mit vollem Rechte wieder zu Paris in ſeinem Palais verſammeln.

6. Während des Ajournements des geſetzgebenden Corps, behalten die ajournirenden Mitglieder ihre Indemnität und ihre conſtitutionelle Garantie.

7. Sie können, ohne ihre Eigenſchaft als Volks-Repräſentanten zu verlieren, als Miniſter, diplomatiſche Agenten, als Delegirte der Conſular-Commiſſion, und in allen andern Civil-

Functionen gebraucht werden. und werden ſelbſt eingeladen, ſolche Stellen anzunehmen.

8. Jeder Rath ernennt noch während der Sitzung eine Commiſſion von fünf und zwanzig Mitgliedern.

9 und 10. Dieſe Commiſſionen ſollen unter der förmlichen und notwendigen Proponirung der vollziehenden Conſular-Commiſſion, über alle dringende Gegenſtände der Polizey, der Geſetzgebung und der Finanzen entſcheiden. Die Commiſſion der Fünfhundert macht die Anträge, und die der Alten beſtätigt ſie.

11. Beide Commiſſionen haben ferner den Auftrag, in der beſagten Ordnung und Mitwürkung die Veränderungen zu entwerfen, welche in den Grundbeſtimmungen der Conſtitution zu machen ſind, deren Mängel und Inconvenienzen die Erfahrung gelehrt hat:

12. Dieſe Veränderungen dürfen aber allein zum Zweck haben, die Souverainität des franzöſiſchen Volks, die eine und untheilbare Republik, das repräſentative Syſtem, die Trennung der Machtzweige, die Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und das Eigenthum zu beveſtigen, zu garantiren und unverletzlich zu erhalten.

13 bis 14. Die Conſular-Commiſſion kann ihre Gedanken in dieſer Hinſicht vorſchlagen. Beide Commiſſionen haben auch den Auftrag, ein Civil-Geſetzbuch zu entwerfen.

15 und 16. Sie ſollen in dem Palais des geſetzgebenden Corps zu Paris ihren Sitz haben, und ſie können ſich außerordentlich verſammeln, um den Frieden zu ratificiren, oder bei einer öffentlichen großen Gefahr. Gegenwärtiges Decret ſoll durch außerordentliche Couriers in alle Departements verſchickt werden ꝛc.

Den neuen Conſuln Sieyes, Bonaparte und Roger Ducos, ward dies Dekret ſogleich bekannt gemacht. Sie traten

nach 3 Uhr des Morgens in den Saal; der Präſident Lucian Bonaparte hielt folgende Anrede an ſie:

„Das größte Volk der Erde vertrauet Ihnen ſeine Schickſale auf drei Monate — bis zum 1ſten Ventuoſe, (19ten Febr.) Aller Auge iſt auf Sie gerichtet. Das Glück im Innern, die Freiheit aller, die Bedürfniſſe der Armeen und der Friede — das ſind die Sachen die Ihnen übertragen werden. Es gehört Muth und Patriotismus dazu, ſolche wichtige Functionen zu übernehmen; allein Sie beſitzen das Zutrauen der Nation und der Armeen, und das geſetzgebende Corps weiß, daß Sie ganz dem Vaterlande ergeben ſind. Schwören Sie folgenden Eid: „Ich ſchwöre Treue der einen und untheilbaren Republik, der Freiheit, Gleichheit und dem repräſentativen Syſtem.“

Alle drei ſchworen dieß — wobei ſich die Deputirten umarmten — und begaben ſich darauf nach dem Rath der Alten, wo ſie denſelben Eid leiſteten.

Die Commiſſionen wurden beide ſogleich ernannt. Der Rath der Alten ernannte die beſtimmte Intermediair-Commiſſion von 25 Mitgliedern, wozu folgende erwählt wurden: Lebrun, Garat, Regnier, Rouſſeau, Cornet, Cornudet, Vimar, Peres, Depeyre, Perrin, Lenoir-Laroche, Cretet, Laloi, Lemertier, Sedillez, Lauſſat, Chatry-Lafoſſe, Goupil-Preſelne, Chaſſiron, Vernier, Porcher, Beaupuis, Caillemer, Hermin, Fargues. Die Intermediair-Commiſſion von 25 Mitgliedern, welche der Rath der Fünfhundert aus ſeiner Mitte ernannte, beſteht aus folgenden Mitgliedern: Lucian Bonaparte, Chenier, Cabanis, Boulay, Chazal, Creuzē-Latouche, Berenger, Daunon, Gaudin, Jacqueminot, Beauvais, Arnould, Matthieu, Thieſſe, Villetard, Girod Ponzols, Gourlay, Caſeneuve, Chollet, Ludot, Devinc-Thierry, Fregeville, Thibault, Chabaud, Bara.

Mit dieſen Schlägen iſt alles vollendet, die Conſulen gehen nach Paris, die Commiſſionen folgen. Folgende Proklamation Bonaparte's giebt über ſeine Geſinnungen manches Licht:

Bei meiner Zurückkunft nach Paris habe ich die Spaltung in allen Gewaltzweigen gefunden. Nur über die eine Wahrheit war man einig, daß die Conſtitution bald zerſtört ſey und die Freiheit nicht retten könne. Alle Partheien ſind zu mir gekommen, haben mir ihre Abſichten anvertraut, ihre Geheimniſſe enthüllt und meine Unterſtützung gefordert. Ich ſchlug es ab, der Mann einer Parthei zu ſeyn. Der Rath der Alten rief mich. Ich folgte ſeinem Ruf. Ein Plan zu einer allgemeinen Herſtellung war von Männern verabredet, welche die Nation als Vertheidiger der Freiheit, Gleichheit und des Eigenthums anzuſehen gewohnt iſt. Dieſer Plan erforderte eine ruhige, unbefangene, von allem Einfluß und aller Furcht befreite Prüfung. Der Rath der Alten beſchloß deshalb die Verſetzung nach St. Cloud. Er trug mir den Befehl über die zu ſeiner Unabhängigkeit erforderliche Truppenmacht auf. Ich glaubte es meinen Mitbürgern, den bei den Armeen umkommenden Soldaten und dem mit ihrem Blut errungenen Nationalruhm ſchuldig zu ſeyn, dieſes Commando anzunehmen. Die geſetzgebenden Räthe verſammleten ſich zu St. Cloud. Republikaniſche Truppen verbürgten deren Sicherheit von außen. Aber die Mörder verbreiteten den Schreck im Innern. Verſchiedene Deputirte des Raths der 500. mit Dolchen und Feuergewehr bewafnet, ſtoßen Drohungen des Todes aus. Die Plane welche geprüft werden ſollen, werden gehemmt, die Majorität zerrüttet, die herzhafteſten Redner werden außer Faſſung gebracht, und es wird augenſcheinlich, daß jeder weiſe Vorſchlag unnütz ſeyn wird.

Ich erkläre meinen Unwillen hierüber dem Rath der Alten; ich bitte ihn, die Vollziehungen ſeiner großmüthigen Abſichten

zu ſichern; ich ſtelle ihm die Uebel des Vaterlandes vor, welche ihn zu dieſen Abſichten bewogen; er vereinigt ſich durch neue Beweiſe ſeines beharrenden Willens mit mir. Ich gehe darauf in den Rath der 500, ohne Begleitung, ohne Waffen, mit entblößtem Haupt, eben ſo wie der Rath der Alten mich mit Beifall empfangen hatte. Ich brachte der Majorität ihren Willen in Erinnerung und verſicherte ſie ihrer Macht. Die Dolche, welche die Deputirten bedrohen, ſind ſogleich gegen ihren Befreier gerichtet; zwanzig Mörder fahren auf mich los und ſuchen meine Bruſt: die Grenadiere des geſetzgebenden Korps, die ich an der Saalthüre gelaſſen hatte, eilen herbei und ſtellen ſich zwiſchen mir und den Mördern. Einer dieſen braven Grenadiere (Thome) wird von einem Dolchſtich getroffen, der durch ſeine Kleider geht. Sie entreiſſen mich den Mördern. In eben dem Augenblick hört man das Geſchrei Vogelfrei (hors la loi) gegen den Vertheidiger des Geſetzes (de la loi). Es war das wilde Geſchrei der Mörder gegen die zu ihrer Bändigung beſtimmten Macht. Sie drängen ſich um den Präſidenten mit der Drohung im Munde und den Waffen in der Hand. Sie befehlen ihm, das Vogelfrei auszuſprechen. Man benachrichtiget mich davon. Ich befehle, ihn ihrer Wuth zu entreiſſen, und ſechs Grenadiere des geſetzgebenden Korps holen ihn heraus. Gleich nachher marſchirten Grenadiere des geſetzgebenden Korps in den Saal und bewirken, daß er geräumt wird. Die furchtſam gemachten Faktioniſten zerſtreuen und entfernen ſich. Die von ihren Mordſtreichen befreite Majorität kehrt frei und ruhig in den Saal ihrer Sitzungen zurück, hört die Vorſchläge an, die ihr für das öffentliche Wohl zu machen waren, rathſchlagt und bereitet den heilſamen Beſchluß vor, welcher das neue und proviſoriſche Geſetz der Republik werden ſoll.

Franzoſen, ihr werdet in dieſem Betragen gewiß den Eifer eines Soldaten der Freiheit, eines der Republik ergebenen Bür-

gers erkennen. Die erhaltenden, ſchützenden und gutgeſinnten Begriffe ſind wieder in ihre Rechte getreten, durch die Zerſtreuung der Faktioniſten, welche beide geſetzgebende Räthe unterdrückten, und welche, da ſie die verhaßteſten Menſchen geworden waren, deshalb doch nicht aufgehört haben, die verächtlichſten zu ſeyn. Bonaparte.

Die nächſte Folge der Revolution waren Verhaftsdekrete gegen viele Jakobiner, und wirkliche Verhaftungen. Moulins wird überall geſucht; auch gegen Santerre iſt Arreſt erklärt.

Das neue Conſulat hat bereits veranlaßt, daß das berüchtigte Geißelgeſetz und die gezwungene Anleihe von hundert Millionen zurückgenommen ſind. Es hat mehrere Veränderungen im Miniſterio vorgenommen, und unter andern iſt Berthier Kriegsminiſter geworden. Die Commiſſionen der beiden Räthe haben ſich in fünf Committés zuſammengezogen, deren eine die dringendſten Polizeigegenſtände, die zweite die Geſetzgebung, eine dritte die Finanzen, eine vierte die Verfaſſung eines bürgerlichen Geſetzbuchs, und eine fünfte die Bearbeitung der Conſtitution, zu ihrem nächſten Augenmerk genommen hat. Man ſprach von der Errichtung eines Staatsraths, in welchen Taleyraud, Volney und Röderer gerufen werden dürften; dieſes iſt aber noch zweifelhaft.

Es iſt noch nicht Zeit über ſo wichtige Begebenheiten zu urtheilen, die noch ſo manche unerwartete Folgen haben können; indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß das Glück Frankreichs ſeit dieſer neuen Umſchmelzung, und mit ihm die Republik, einzig und allein auf den Charakter eines einzigen Mannes, des Bonaparte, beruhet. Dieſer Günſtling des Glücks iſt jetzt wirklich auf eine Stufe geſtiegen, wo er allein ſich ſtürzen kann, und er kann ſich nur dadurch ſtürzen, daß er das

ergreift, was die Umſtände gewähren, die Alleinherrſchaft über Frankreich; das Glück der ganzen Nation iſt alſo dem mehr oder minder ſtarken Ehrgeize eines einzigen Mannes anvertraut. Nächſtdem läßt ſich auch nicht leugnen, daß dieſe Veränderung in Frankreich höchſt wahrſcheinlich ähnliche in den geſchwiſterten Republiken, wo die Waffen der Republik noch gebieten, veranlaſſen dürften, und daß alſo dieſe Begebenheit die republikaniſche Form, als eine höchſt wandelbare, bei allen Nationen in Mißkredit bringen müſſe. Der Redakteur iſt von jeher ein Blatt geweſen, durch welches die Regierung die Geſinnungen der Nation zu beſtimmen bemüht war; ein in demſelben enthaltener Aufſatz enthält manche bedeutende Stelle, und unter andern folgende Ausdrücke, die hier gewiß nicht ohne beſondere Beziehung ſtehn: Frankreich fordert nicht das Königthum, aber es fordert Einheit der vollziehenden Gewalt; beides möchte wohl in Praxi nicht ſehr zu trennen ſeyn.

So wie von jeher die innern Unruhen Frankreichs ihm mehr als ſeine äußern Feinde zu ſchaffen machten, ſo ſcheinen auch jetzt die Bewegungen der Chouans bedenklicher. Sie ſind auch wahrſcheinlich der Grund, warum das Gouvernement mehrere Truppen, namentlich aus Belgien, nach dem Innern Frankreichs beordert hat. Indeß hofft man, dieſem Kriege durch Aufhebung des Geißelgeſetzes bald Grenzen zu ſetzen.

Was die kriegeriſchen Angelegenheiten betrifft, ſo hat jetzt die engliſch-ruſſiſche Armee die Küſte von Holland geräumt, und dieſes vermöge folgenden Traktats, dem aber noch geheime, bis jetzt unbekannte Artikel beigefügt waren:

Art. 1. Von heute hören alle Feindſeligkeiten von beiden auf dem bataviſchen Grundgebiete befindlichen Armeen auf.

Art. 2. Die Vorpoſten der beiden Armeen ſollen in eben der Poſition bleiben, in welcher ſie ſich jetzt befinden, um zu einer Demarcations-Linie zu dienen.

Art. 3. Von Stund an ſollen alle offenſive und defenſive Plane und Unternehmungen für und wider ein Ende haben, und die Armeen in dem gegenwärtigen Stande bleiben.

Art. 4. Die mit Geſchütz verſehenen Batterien, welche ſich zur Zeit der Landung auf dem Helder und auf den Plätzen befanden, welche jetzt von der combinirten engliſchen und ruſſiſchen Armee beſetzt ſind, ſollen in ihren vormaligen Stand hergeſtellt werden, oder in ihrem gegenwärtigen verbeſſerten Stand bleiben; ſo, daß die ſämmtliche bataviſche Artillerie daſelbſt unverſehrt bleibt.

Art. 5. Die vereinigten engliſchen und ruſſiſchen Truppen ſollen ſich, ſo bald als möglich, wieder einſchiffen, und die bataviſchen Ufer, Gewäſſer und Eilande den 9ten Frimaire (30. November) verlaſſen haben, ohne durch Innundationen, Durchſchneidung von Deichen oder Verſtopfungen von See-Einfahrten, Schaden zu verurſachen.

Art. 6. Alle Kriegsſchiffe oder andre bewaffnete Fahrzeuge, welche noch mit einiger Verſtärkung ankommen möchten, ſollen keine Truppen landen, ſondern ſogleich abſegeln.

Art. 7. Der General en Chef Brune ſoll Freiheit haben, zwei Officiers nach der Zyp und dem Helder zu ſchicken, um zu ſehen, daß alles in die vorige Ordnung wieder hergeſtellt werde, und dem General en Chef Nachricht von dem Zuſtande der Batterien und von der Räumung des bataviſchen Grundgebiets zu geben. Se. K. H., der Herzog von York, ſoll auch einen Officier nach der franzöſiſchen und bataviſchen Armee ſchicken, um zu beobachten, daß keine neue Werke gemacht werden. Ein vornehmer Officier von hohem Range, von jeder Armee, ſoll

gegenſeitig abgeſchickt werden, um zum Garant zu dienen, daß man dieſem Vertrage nachlebe.

Art. 8. Achttauſend bataviſche und franzöſiſche Kriegsgefangne, die vor dieſem Feldzug gemacht worden, und ſich jezt in England befinden, und wovon die Wahl den Gouvernements der beiden alliirten franzöſiſchen und bataviſchen Republik zuſtehen ſoll, ſollen nach ihrem Vaterland ohne irgend eine Bedingung frei zurückgeſchickt werden. Der General Knox ſoll als Bürge, bis dieſer Artikel zur Ausführung gebracht ſeyn wird, bei der franzöſiſchen Armee bleiben.

Art. 9. Das Cartel zur Auswechſelung der während dieſes Feldzugs gemachten Kriegsgefangenen ſoll fortdauerd würkſam bleiben, während vorläufig feſtgeſezt wird, daß der Vice-Admiral de Winter ausgewechſelt ſeyn ſoll.

Geſchloſſen zu Alkmar, den 26ſten Vendemiaire (18. October) im 8ten Jahre der einen und untheilbaren franzöſiſchen Republik, zwiſchen den unterzeichneten Generals, die zu dieſem Ende mit Vollmacht verſehen ſind.

Goſtollant, Brigade-General
Knox, General-Major.

Approbirt von Friedrich, Herzog von York, Commandirender en Chef der combinirten Armeen Sr. brittiſchen Majeſtät und des Kaiſers von Rußland.

A. Mitchell, Vice-Admiral der blauen Flagge, Commendant en Chef der Eſcadre Sr. Majeſtät für die Expedition auf der holländiſchen Küſte.

Approbirt von dem General en Chef der franzöſiſchen und bataviſchen Armee, Brune.

Für die dem Original gleichförmige Abſchrift, der Brigade-General, Chef des General-Staabs, Roſtollant.

Der Herzog von York iſt in England angekommen, und das Volk hat ſeinen Wagen gezogen; von ſeinen Truppen ſind, während der Ueberfahrt, viele verunglückt, die Ruſſen aber ſind nach Jerſey gebracht. In Irrland, wohin der von Hamburg ausgelieferte Napper Tandy gebracht iſt, zeigen ſich wieder Mordthaten und Bewegungen; die franzöſiſche Flotte liegt aber noch in dem Hafen von Breſt

In Italien ſind zwar einige Gefechte vorgefallen; da ſich aber in dieſem Augenblick noch beide Partheien die Vortheile derſelben zuſchreiben, ſo läßt ſich über den Erfolg derſelben nichts beſtimmen. In Schwaben, von wo ſich die Ruſſen immer mehr zurückziehn, iſt Maſſena gegen alles Vermuthen noch nicht eingedrungen; Lecourbe hingegen iſt unter abwechſelndem Glücke über Manheim vorgedrungen, und hält Philippsburg abermals blockirt.

In dem Augenblicke, wo wir dieſes ſchreiben, kömmt zu Berlin der Generaladjutant Bonaparte's, Düroc, in Berlin an.

Wenn es bis jetzt nur erlaubt iſt, hinter den Vorhang der Zeit einen lauſchenden Blick zu werfen, ſo dürfen wir dagegen in den nächſten Wochen bedeutendere Aufſchlüſſe hoffen.

Berlin, den 30. November 1799.

R . . . . .

VIII.

Erklärung über den angeblichen Verfaſſer der Diogenes-Laterne.

Indem ich eben von einem vierzehn-wöchentlichen, höchſt entkräftenden Nervenfieber Wiederherſtellung zu hoffen anfange, erhalte ich durch einige meiner Freunde die Nachricht von einer verbreiteten Sage, die mich als den Verfaſſer eines eben herausgekommenen Werks „Diogenes Laterne" nennt.

Einer gerechten Kritik kömmt es allein zu, den Werth oder Unwerth dieſes Products zu beſtimmen. Wenn aber in einigen Abſchnitten deſſelben über gewiſſe Dinge ſo geſprochen und über einige zum Theil bekannte litterariſche Charactere auf eine Art geurtheilt wird, die meinen öffentlich dargelegten Urtheilen und meinen perſönlichen Verhältniſſen entgegen iſt, ſo fühl' ich mich gedrungen, jenem Gerücht, deſſen Gründe ich weniger, als ſeine Tendenz einſehe, öffentlich zu widerſprechen. Jedem Angriff, den man in dieſer Hinſicht auf mich machen wird, werde ich nur Verachtung oder Spott entgegenſetzen. Sollte aber irgend jemand es wagen, mich, unter Bezeichnung ſeines Namens, öffentlich als den Verfaſſer beſagten Werks zu nennen; ſo bleibt mir nichts übrig, als ihn für einen Diffamanten zu erklären, ſeine Behauptung durch juridiſch-gültige Gründe zu beweiſen. Eben eine Stunde früher,

als ich dieſe Zeilen in die Buchhandlung ſchickte, verließ mein Zimmer ein Doctor Juris atque Medicinae, Tileſius, (wie er ſich nennt), welcher mir, unter einigen ſehr herzlichen Erinnerungen, aus litterariſch-äſthetiſchen Gründen bewieſen hat, daß ich, als Verfaſſer der Diogenes-Laterne, keinen andern Zweck gehabt, als ſeiner — im Werke begriffenen religions-hermetiſchen Geſellſchaft, ſogleich im Entſtehen, entgegenzuwirken.

Berlin, den den 29ſten November 1799.

Jeniſch.

Digitized by Google

Digitized by Google

8 Lin

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01233 2220

A 558644 DUPL

Digitized by Google